Die Donauländer





I. JAHRGANG. 1899. 1. HEFT.

DIE DONAULÄNDER.

ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

MIT BERÜCKSICHTIGUNG VON

HANDEL, INDUSTRIE UND VERKEHRSWESEN

IN DEN

LÄNDERN DER UNTEREN DONAU.

HERAUSGEGEBEN

VON

ADOLF STRAUSZ.

AUSGEGEBEN: 20. DECEMBER 1898.



VERLAG VON CARL GRAESER.

WIEN. LEIPZIG. BUDAPEST.

Die Donauländer.

HERAUSGEBER:
Prof. Ad. Strausz
in Budapest
Alsó erdősor 1.

ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Für die Redaction verantwortlich:
Kaiserlicher Rath CARL GRAESER.

VERLAG:
Carl Graeser
in Wien IV.
Starhemberggasse 26.

Monatlich 1 Heft, Lexikon-Octav. 5—6 Druckbogen.

Preis pro Jahrgang (12 Hefte) ö. W. fl. 12.— = 24 Reichsmark

Inhalt des 1. Heftes:

Inhaltsverzeichnis des I. Bandes

(Heft 1—7).

I. Wissenschaftliches.

Seite

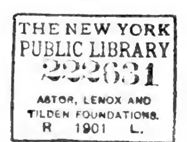
II. Rundschau.

III. Politische und wirtschaftliche Rundschau.

IV. Bücherbesprechungen.

V. Alphabetisches Autoren-Register.





An unsere Leser.

Einer Zeitschrift des Inhalts und der Tendenz, wie die vorliegende, die eine fühlbare Lücke auszufüllen und der Wissenschaft für weitere Forschungen bislang nur schwer zugängliche Wege zu bahnen berufen ist, wird niemand die Berechtigung absprechen.

In unserer Zeit der allgemeinen Ausgleichung landschaftlicher Eigenart, die mit den alten Überlieferungen urwüchsigen Volksthums rasch aufräumt, wird es zu einer unabweislichen, dringenden Pflicht, die Reste alteinheimischen Volkslebens und -Dichtens möglichst umfassend und systematisch zu sammeln und zu erforschen, die Thätigkeit einzelner auf diesem Wissensgebiete zu vereinigen, die Lücken der Kenntnisse auszufüllen. Diese Aufgabe hat sich unsere Zeitschrift mit dem Hinweise auf die Thatsache gestellt, dass die Gelehrtenwelt Mitteleuropas über die wissenschaftlichen Arbeiten und Bestrebungen, über das innere Leben der Balkanvölker, namentlich der in den Donauländern wohnenden Völkerschaften, nur hin und wieder Verlässliches erfährt.

Das Gebiet für den Volksforscher aber ist daselbst umso ergiebiger, als die Völker der Donauländer, vom Verkehr und der modernen Allerweltscultur minder beeinflusst, die alten volksthümlichen Überlieferungen und primitiven Lebensformen reiner und zäher zu erhalten vermochten, als die unteren Schichten in anderen Ländern Mittel- und Westeuropas.

Mit der Zunahme des historischen Sinnes und der Entwicklung der geschichtlichen Forschung gedeiht ja immer mehr die Erkenntnis von dem hohen ideellen und mitunter auch materiellen Werte der Schätze, welche aus der Vergangenheit auf unsere Tage gekommen sind. Und unermesslich sind die Schätze, die der Balkanboden in sich birgt und welche nur allmählich geboben werden können.

In ihrer abgerundeten, auf die Erforschung aller Äusserungen des Völkerlebens, alles Volksmässigen gerichteten Thätigkeit, mit dem Ziele, die physische Erscheinung, die Lebensweise, Sitten und Bräuche, Sprache

und Poesie jener Stämme, welche im Bereiche des Donaustromes sesshaft sind, zu schildern, in der geschichtlichen Entwicklung und den Beziehungen zu anderen Völkern zu untersuchen und in Verbindung damit das Verständnis für alt überlieferte Sitten und Gebräuche bei den Völkern selbst zu wecken, sei unser Organ nicht nur eine Fundgrube vergleichender wissenschaftlicher Forschung für europäische Fachgelehrte, denen es an den Mitteln und an Gelegenheit mangelt, den Balkan, das grosse Schlachtfeld der Völkerstürme des Mittelalters, selber zu erforschen, sondern auch ein Sammelpunkt aller Fachgelehrten und Schriftsteller der Donauländer, die darin das Wort führen und Zeugnis ablegen mögen von den Fortschritten ihrer Nationen auf wissenschaftlichem und ökonomischem Gebiete; ein offener wissenschaftlicher Salon, woselbst in leichterem oder ernsterem Genre auch solche Fragen behandelt werden mögen, welche unter den einzelnen Nationen Gegenstand von Meinungsverschiedenheiten bilden. Unsere Zeitschrift steht denn auch allen Schriftstellern und Gelehrten der Donaustaaten ohne Rücksicht auf politische Parteistellung oder Nationalität zur Verfügung, die Willens sind, mit der Feder als Waffe im Interesse ihrer Nation ins Feld zu ziehen, sei es wissenschaftlicher, cultureller oder wirtschaftlicher Ziele halber.

Letzteres, das wirtschaftliche Ziel nämlich, sei nachdrücklichst betont, denn unsere Zeitschrift wird dem Publikum nur dann wahrhaft wertvolle Dienste leisten, wenn sie allmonatlich alle wichtigeren wirtschaftlichen Ereignisse getreulich verzeichnet und gründlich beleuchtet. In den Donaustaaten stellt die sich immer mehr entwickelnde Cultur derartige Anforderungen und Ansprüche, zu deren Befriedigung die auf dem Gebiete der Industrie fortgeschritteneren Staaten berufen sind. Wir glauben denn auch im Wege unserer Zeitschrift keine müssige Arbeit zu verrichten, wenn es uns glückt, theils nachzuweisen, welche industriellen und mercantilen Institutionen in den Donaustaaten der Initiative harren und sichere Prosperität versprechen, theils aber das Capital und den unternehmerischen Geist des Westens zur Befriedigung dieser Ansprüche dahin zu lenken. Die Völkerschaften der Donaustaaten wünschen nicht nur geistig, sondern — wie dies ja die Civilisation mit sich bringt — auch materiell mit ihren Nachbarn gleichen Schritt zu halten.

Als einer Bahnbrecherin also auf dem Gebiete ethnographischer Erforschungen und wirtschaftlicher Erörterungen der Balkanländer wähnen wir den Glauben an die Berechtigung ihrer Existenz und ihrer Thätigkeit auch neben den zahlreichen Zeitschriften ähnlicher Richtung aufrechterhalten zu können, auf Grund des Erfahrungsprincipes, dass

auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung, vornehmlich wenn es sich darum handelt, die Volkskunde als verhältnismässig junge Wissenschaft in ein festes Bett zu leiten, die unmittelbare persönliche Initiative, der unmittelbare rege Zusammenhang der Wirksamkeit und der gebrachten Opfer mit den Resultaten, die wirksamste und ausdauerndste Springfeder erfolgreicher Thätigkeit sind, und dass die grossen Aufgaben der Cultur, die grossen und wichtigen Probleme auf wirtschaftlichem Gebiete nur durch intensive Arbeit, unverdrossenen Willen und selbstlose Opferfreudigkeit gelöst werden können.

Längs der Donau, die so oft brennende Dörfer, vernichtete Städte, zerstampfte Saaten, rauchende Wälder gesehen, reiht sich Perle an Perle berückender Naturschönheit; eine Menge des Interessanten, des geschichtlich Rühmlichen und Wertvollen, eine Fülle der Ereignisse aus der Völkergeschichte; es spriessen da herrliche Blüten der Sagen, Legenden und Mythen aus längst verschwundenen Tagen, als die Donauländer — der in neuester Zeit dortselbst entfalteten segensreichen Culturthätigkeit noch nicht theilhaftig — die düsterste Melancholie aufwiesen, indem kein Axtschlag dort wiederhallte, keine Glocke ihre Feiertöne über die Wasserfluten sandte, daran erinnernd, dass auch dort fühlende Wesen wohnen. . .

Ex oriente lux . . . Dieser Wahrspruch mag sinnbildlich zu Recht bestehen — er hat nicht minder Geltung im Erfassen der realen Dinge. Eine Fülle des Lichtes ergiesst sich heute aus dem Osten, in dessen wundersame Welt den freundlichen Leser unsere Zeitschrift führen will. Wer Lust hat und nicht immer ausgetretene Pfade wandeln mag, der folge ihr!

Der Herausgeber.

Die slavischen Sagen über Opfern des eigenen Kindes.

Von **Mich. Dragomanow.**

Das Studium der nationalen oder, besser gesagt, der volksthümlichen Überlieferung bildet heute einen wichtigen Zweig der wissenschaftlichen Literatur. Es ist wohl wahr, dass dieser junge Trieb der Wissenschaft heute noch etwas Neues ist, sein Anfang lässt sich aber doch bis in das Ende des vorigen Jahrhunderts zurückführen. Die Herausgabe von Ossians Liedern, mögen dieselben auch nur eine Fälschung sein, die Veröffentlichung alter schottischer und englischer Balladen durch Percy, die Balladensammlung Walter Scotts, in Deutschland Herders Sammlung »Stimmen der Völker«, zu Anfang des XIX. Jahrhundertes die Werke der Brüder Grimm in Deutschland, lenkten die Aufmerksamkeit der höheren Classen und des gebildeten Mittelstandes auf die mündlichen Überlieferungen und lockten diesen jungen Zweig der Wissenschaft ins Leben. Diese wissenschaftliche Bewegung entsprach zugleich einer Änderung des schönliterarischen Geschmackes — dem Übergang aus dem sogenannten Classicismus in den Romantismus, einem Übergang in die Strömungen des neuen socialen Lebens — in den Demokratismus. Auf dem europäischen Continent, besonders in Deutschland, fällt diese wissenschaftliche Bewegung mit der Reaction des Rationalismus auf culturellem und religiösem Gebiete im XVIII. Jahrhundert und mit der nationalen Reaction der Franzosen zusammen, welche dem Kosmopolitismus zum Triumph verhelfen wollte. Dies war der Grund davon, dass man den nationalen Überlieferungen eine religiöse und mythologische Bedeutung zuschrieb und in ihnen die Offenbarung der Natur, die Reste uralter Mythologie suchte, zugleich aber bemühte sich die national angehauchte Philosophie der Geschichte, in ihnen den specifischen Geist jeder Nation zu entdecken.

Als man dann beim eingehenderen Studium der nationalen Überlieferungen der verschiedensten Länder, vor allem selbstverständlich der Europäer und der mit ihnen verwandten Asiaten, besonders der Inder, die Verwandtschaft eines bedeutenden Theiles der nationalen Traditionen bemerkte, da bestrebte man sich, diese Verwandtschaft von mythologischem und nationalem Gesichtspunkte aus zu erklären: die Volkssagen sah man für Überreste der Urzeit an, als noch die indo-europäischen Stämme zusammenlebten. Solche Ansichten, besonders über die prosaischen Überlieferungen, über die Sagen und

Legenden, gelangten aus Deutschland zu den Slaven, und herrschen bei diesen auch noch heute vor, wenn auch in Deutschland ähnliche Ansichten durch die Ergebnisse neuerer Forschungen schwankend gemacht worden sind.

Die Ansicht über die nationalen Überlieferungen erlitt diese Änderung durch die Mehrung des Stoffes und der Forschungen. Das Studium der älteren Literaturen erwies, dass zwischen den schriftlichen und mündlichen Überlieferungen der Unterschied nicht bestehe, den man sich früher eben dachte, sondern im Gegentheil bestand zwischen ihnen stets eine Gemeinsamkeit, eine Wechselwirkung. Und als man dann immer mehr Überlieferungen der verschiedensten Völker durchforschte, da ergab es sich klar und deutlich, dass in diesen Überlieferungen viel des Gemeinsamen vorhanden sei, und zwar ohne Rücksicht auf den Stammesunterschied der betreffenden Völker: und nun ergab es sich, dass diese gemeinsamen Elemente sich in zwei Kategorien eintheilen lassen: 1. Gemeinsame Elemente infolge der Verwandtschaft der menschlichen Natur überhaupt, besonders bei gleichem Bildungsgrade; 2. gemeinsame Elemente, indem ein Volk die Überlieferung von dem anderen entlehnte, ob nun auf schriftlichem oder mündlichem Wege.

Diese Ansicht über die in den mündlichen Überlieferungen vorkommenden allgemein menschlichen und internationalen Elemente schliesst sich eng an die neuesten und allgemein verbreiteten Begriffe der Geschichtsphilosophie, die eine starke Veränderung erlitten unter dem Einfluss der neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Culturgeschichte und sehr von den nationalen Begriffen abwichen. Die im Gebiete der Archäologie orientalischer und classischer Völker gemachten Entdeckungen erwiesen, dass es zwischen den Stämmen der alten Welt und denen der übrigen Gebiete nicht nur im römischen und christlich-mahomedanischen Zeitalter nicht nur Berührungen gab — ein Umstand, der die Geschichtsphilosophie nationalen Charakters wenn auch nicht ausschliesst, so doch ihr einen sehr engen Kreis zuweist — sondern dass diese Berührungen auch bedeutend älteren Ursprunges sind und sich in die Zeit von 1500—2000 v. Chr. zurückführen lassen. Die Handels- und Kriegszüge der Ägypter, Syrier und Mittelmeerbewohner hatten auch geistige Berührungen zur Folge, so dass in den nationalen Schöpfungen allernationalsten Charakters, wie in Religion, plastischen Künsten, sich nicht nur nationale, sondern auch entliehene Elemente vorfinden. Natürlich liess sich auch die Überlieferung nicht vor dieser Strömung verschliessen. Auch auf diesem Gebiete der Culturgeschichte glückte es der vergleichenden Forschung so tiefgehende und verschiedenartige Wechselwirkungen und Entlehnungen zu erweisen, und zwar selbst bei in Zeit und Raum von einander weit-

abliegenden Völkern, woran man nicht einmal dachte, als noch die nationalistische Philosophie vorherrschte, die alles für eine selbständige Schöpfung des nationalen Geistes hielt, was sie in der Cultur und Tradition irgend eines Landstriches vorfand.

Dabei aber ist es auch selbstverständlich, dass nationale Überlieferungen, wie alle übrigen Manifestationen des Volkslebens ihre Bedeutung nicht verlieren, weder als Stoff nationaler Psychologie, noch als nationales Charakteristikon. Die neuesten Forschungen auf dem Gebiete dieser Überlieferungen erwiesen nur, dass die sogenannte »Volkseele« oder »nationaler Geist« nicht etwas Unbewegliches ist, sondern sich bewegt, mit anderen sich berührt, sich verändert und ausbildet. Ausserdem legen diese Studien den überstürzten Schlüssen über den Nationalgeist einen Zaum an, wenigstens so lange, bis auf Grund eingehender Vergleichung des in den verschiedensten Gegenden ständig gesammelten Materials unter den Geistesproducten der Völker der Welt die gleichen und von einander abweichenden nicht unterschieden werden. Wir können sagen, dass das Werk dieser Vergleichung eben nur seinen Anfang genommen hat. An vielen für die Geschichte des internationalen Zusammenwirkens sehr bedeutenden Orten hat man mit dem Sammeln culturhistorischen Materials noch gar nicht begonnen. Aber auch jetzt schon führt die Zusammenstellung solcher Überlieferungen, die bei den verschiedensten Völkern ein und dasselbe Thema behandeln, zu wichtigen Ergebnissen und charakterisiert immermehr die in gewissen Perioden vorhandenen, wenn auch nicht ständigen Eigenthümlichkeiten des Nationalcharakters, und noch dazu besser, als die früheren verfrühten Schlüsse, deren Basis ausschliesslich die nationalen Charakter besitzende Auffassung bildete.

Unter den Denkmälern nationaler Überlieferung sind für die Charakterisierung der Volkseele von besonderer Bedeutung und nehmen die erste Stelle ein die Sagen ethisch-religiösen Inhalts. Die folgende Studie widmen wir denn den einen Glaubenszug enthaltenden Sagen verschiedener Völker, besonders der Slaven, in denen die Mutter oder der Vater oder beide zusammen das eigene Kind opfern.

Aus Bulgarien sind drei Varianten dieser Sage aufgezeichnet; ausserdem haben wir auch noch Grund anzunehmen, dass es hier auch noch mit diesen nahe verwandte Sagen gibt, die sich auch bei anderen slavischen Völkern vorfinden. Die erste Variante der hieher gehörigen Sage ist schon im Jahre 1865 in Erbens Werke: »Hundert slavische Volkssagen und Märchen im Originale« und zwar unter dem Titel: »Bulgarische Gastfreundschaft« im Druck erschienen. Offenbar ist es, dass der bulgarische Patriot, der diese Sage aufgezeichnet hat, ebenso auch der Herausgeber dieselbe für eine bulgarisch-nationale Geschichte

hielten und in ihr einen Charakterzug bulgarischer Sitte und Natur erblickten. Vergleichende Forschung aber wird es erweisen, wie viel bulgarischen Eigenthums in dieser Sage vorhanden ist. Wir dürfen daher diese Studie auch nicht mit den Varianten dieser bulgarischen Sage beginnen, sondern mit den russischen, weil in den letzteren solche Eigenthümlichkeiten vorhanden sind, die zur Beleuchtung der bulgarischen Varianten und ebenso zur Beleuchtung der ganzen Embryologieden aller hieher gehörigen Sagen der Slaven dienen.

II.

Im Jahre 1888 erschien in Charkov ein Werk unter dem Titel: »Charkover Sammelwerk. Literarische und wissenschaftliche Beilage zu dem von V. J. Kasperov herausgegebenen Kalender für das Jahr 1888.« In diesem Buche befindet sich der Aufsatz: »Nationale Vorstellungen und Glauben, die sich auf die äussere Welt beziehen. Materialien zur Beleuchtung der Weltauffassung der Landbewohnerschaft des Kupjaner Kreises.« P. J.

In diesem Aufsatze finden wir unter anderem folgende Legende vor:

»Als Jesus Christus geboren ward, wünschte ihn Zar Herodes ums Leben zu bringen und suchte die Jungfrau Maria. Die verfolgte Muttergottes floh in ein Haus zu einer Frau, wo zu dieser Zeit ein mit Christus gleichaltes Kind in der Wiege lag. Die Muttergottes ergriff den Säugling, warf ihn in den brennenden Ofen und legte an seine Stelle ihr eigenes Kind, der Frau aber sagte sie, sie solle sich wegen ihres Söhnleins nicht härmen, denn das werde noch leben, und wenn sie dann Herodes frage, wem das in der Wiege liegende Kind gehöre, so antworte sie, dass es ihr Kind sei. Die hl. Mutter verbarg sich nun. Herodes kam bald in das Haus und fragte die Hausfrau, ob nicht ein Weib mit einem Säugling zu ihr gekommen sei? Die Hausfrau versetzte, sie habe kein Weib mit einem Säugling gesehen; auf die Frage aber, wem das Kind in der Wiege gehöre, antwortete sie das, was ihr die hl. Maria aufgetragen hatte. Als Herodes weggegangen, zog die Gottesmutter das in den Ofen geworfene Kind hervor, das noch am Leben und nicht einmal angebrannt war. Als dann das Kind heranwuchs, nannte man es Zar Paparim, der auch noch heute auf dem Berge Zion lebt und bei abnehmendem Monde jung, bei Vollmond aber alt, weiss wie die Milch wird.*) Zar Paparim erfährt von Gott den Preis des Getreides und des Rindes, und theilt dies den Menschen mit. So lange die Menschen gerecht waren, sagte er ihnen dies

*) Vor dem auf den Mond bezüglichen Satz steht in P. J.'s Sage: »Der Mond ist ein Mensch. Der Mond war einst der Zar Paparim; er lebt auch jetzt noch; jährlich wird er zwölfmal geboren und stirbt zwölfmal. Ob das eine besondere Variante ist, ist nicht zu ersehen.

jeden dritten Tag: weil aber die Menschen jetzt sündig sind, so theilt er es ihnen nun nur jeden sechsten Tag mit. . . .«

Paparim ist jedenfalls identisch mit dem römischen Papste (Papa rimski). Den Glauben an sein Verhältnis zum Himmel finden wir unabhängig von der die Verfolgung Christi durch Herodes behandelnden Sage in Dragomanovs Sammlung: »Kleinrussische Volksüberlieferungen und Sagen.« 146: »Vom römischen Papste erzählt man, dass er nie stirbt, sondern vom Weltanfang lebt. Man sagt, dass für ihn aus dem Himmel Bücher herabfallen. Anfangs fiel jeden Tag ein Buch für ihn herab; einmal aber begieng auch er eine Sünde, daher fällt jetzt jährlich nur ein Buch vom Himmel herab . . .« Diese Variante, die am rechten Ufer des Dniepr-Flusses aufgezeichnet wurde, wo die griechisch-orthodoxe Bevölkerung der Ukraine mit den Katholiken in näherer Berührung steht, hat eine ältere Färbung als der Schluss der Kupjaner Sage. Dieser Schluss steht kaum in organischem Zusammenhang mit dem Hauptthema der Sage. Möglich ist nur, dass in der älteren und vollständigeren Redaction der Legende gesagt wurde, dass der den Jesus vertretende Knabe später römischer Papst geworden ist. Die andere Variante, in welcher das Kind in den Mond versetzt wird, gehört möglicherweise zu einem älteren, nicht christlichen Texte, dessen einzelne Theile in christliche Legenden übergegangen sind, die wir später eingehender untersuchen wollen. Aber in allen Fällen, wenn wir in der Kupjaner Sage den über Paparim handelnden Schluss fallen lassen, wird diese Legende in ihren Grundzügen ganz identisch mit der grossrussischen, die barmherzige Frau behandelnden Legende.

In Bezsonovs »Kaliki Perehoszie« sind 14 Varianten davon veröffentlicht worden; in drei dieser Varianten trägt die Muttergottes auf der Flucht vor den Juden den kleinen Jesus und befiehlt der gutherzigen Frau, ihr Kind selber ins Feuer zu werfen und an dessen Stelle Christum auf ihren Arm zu nehmen. In allen anderen Varianten flieht das Christuskind allein und gibt selber den Befehl der Frau, verspricht ihr sogar eine Belohnung:

> Du mitleidige, gute Frau du,
> Wirf dein Söhnchen in die Herdglut;
> Christum nimm in deine Arme,
> Wirst das Himmelreich dann erben!

Die mitleidige Frau folgt, und als die Juden kommen, zeigt sie ihnen das in das Feuer geschleuderte Kind, ihnen mittheilend, dass dies Christus sei. Die Juden entfernen sich in grosser Freude, schliessen aber vorerst die Herdthüre ab. Nun befiehlt Christus der Frau, die Herdthüre zu öffnen; was sie nun erblickt, drücken die Zeilen aus:

> Üppig wuchs das Gras im Herde,
> Und da sprossen bunte Blumen;
> Zwischen Blumen spielt das Kindlein,
> Wie die Sonne strahlt sein Hemdchen

Und es liest die Evangelien,
Himmelskraft es laut verherrlicht,
Mit all' den Engeln, Cherubinen,
Und mit all' den hehren Mächten des Himmels.

Die Variante 327 erzählt noch:

Betet für den Vater und die Muttergottes,
Für die Welt auch, die rechtgläubige!

In dieser Variante lebt das Kind nicht auf, bleibt nicht am Leben, wie dies in anderen ähnlichen Sagen berichtet wird, sondern zieht ins Paradies ein, welches die Mutter beim Öffnen der Herdthüre erblickt. *) In einigen Varianten folgt auf obige Zeilen:

Die mitleid'ge, fromme Frau nun
Ist die erste in dem Himmel!

In zwei Varianten der Sammlung Bezsonovs heisst die mitleidige Frau Maria oder Jona, in den meisten Varianten aber Frau Aliluja. Letzterer Name wird für eine Entlehnung aus dem Refrain (Alleluja) erklärt, mit dem viele Varianten des Liedes schliessen. Später werden wir sehen, ob dieser Name nicht anders erklärt werden könnte.

Einige Secten passten die Sage von der barmherzigen Frau ihren pessimistischen Lehren an und fügten ihr einen Schluss bei, in welchem Christus sagt:

Und du, Allelujas, barmherz'ge Frau du,
Sage du rasch meinen Willen allen Völkern,
Allen, allen den rechtgläub'gen Christenleuten,
Dass für mich sie sich nun rasch ins Feuer werfen,
Dorthin werfen die unschuld'gen Kindlein alle,
Sollen dies erleiden um des Heilands Namen;
Nicht ergeben sich der List des wilden Wolfes,
Nicht des wilden Wolfes List, des Antichristus;
Macht erlangt hat in der Welt der Antichristus,
Er wird verderben überall Christi Glauben,
Und errichten seine schlimmen, bösen Kirchen . . .**)

In der letzten Version gehört der Vers der Mutter, die ihr Söhnlein ins Feuer wirft, ganz und gar in den grossrussischen Nationalkreis, speciell in den gewisser Secten. Die Vergleichung dieses Verses der primitiven grossrussischen Version mit der Kupjaner Legende ergibt, dass sie in den Kreis internationalen Charakter besitzender Legenden gehört. Später werden wir Elemente dieses Verses in asiatischen Nationalsagen finden und dann auch die Gründe anführen, denen zufolge man eben denken kann, dass dies Thema aus Kleinasien nach Russland gelangt ist. Ist dies der Fall, so kam es

*) Das Paradies, das himmlische Reich, wird in den russischen Volkssagen, aber auch in den Werken des Alterthums als Garten erwähnt, ähnlich dem Eden Adams, was eben mit der talmudischen Auffassung übereinstimmt.

**) Varencov, Sbornik ruskih duhovnih stihov 1880. S. 176. Für die wörtliche Ausführung dieses Befehles haben wir aus neuerer Zeit Beispiele. So verbrannte 1870 im Gouvernement Perm eine Frau, namens Anna Kijukina, ihr Söhnlein und vertheidigte vor Gericht ihre That mit den Worten obigen Verses.

über Südrussland, über die Ukraine nach Grossrussland, und eben deshalb wäre es erwünscht, die Varianten dieser Sage hier zu suchen. Da nun die Kupjaner Sage einzig und allein in ihrer Art ist, von der bislang die Welt Kenntnis hat, und zwar mehr nur in ihren Hauptumrissen als in wörtlichem Texte, so reicht sie auch keinen Grund zur Entscheidung dessen: ob dieselbe (die Kupjaner Sage) ein Auszug des grossrussischen Verses ist oder ein Überrest dessen, aus dem auch der grossrussische Vers herstammt.

In Kleinrussland hat man auch eine andere Sage gleichen Inhalts aufgezeichnet: das Opfern des eigenen Kindes. Diese Sage, die im Kanev-Kreise des Kiewer Gouvernements aufgezeichnet worden ist und in Čubinskis Trudy ekspedicii v jugozapadnyj kraj t. II. 355—357 zur Kenntnis der südwestlichen Gegenden zu lesen ist, schliesst sich gleichfalls dieser biblischen Legende an, wenn auch nicht wie die beiden anderen an die Geschichte der Kindheit Christi.

»Es waren einmal,« erzählt die Sage, »drei Knaben; sie hatten weder Vater noch Mutter. Sie machten sich auf den Weg, damit sie sich einen Dienst suchen; sie giengen und giengen, und dachten bei sich: »Gebe Gott, dass wir einen guten Herrn finden!« Sie begegneten einem Alten, und dieser sprach zu ihnen: »Wohin geht ihr, meine Söhne?« Diese antworteten ihm: »Wir gehen uns einen Dienst suchen!« — »Werdet, ihr Knaben,« sagte der Alte, »meine Söhne, und ich werde euer Vater sein! Wenn ihr herangewachsen seid, verheirate ich euch; ihr werdet Häuser und Äcker haben; nur sollt ihr Gott nie vergessen!«

Sie willigten ein und giengen, giengen; da stand vor ihnen ein sehr schönes Haus, aus welchem eine sehr schöne Maid herauskam, schön wie eine Blume. Der älteste Bruder spricht:

»Ei, wenn ich diese Maid zur Gattin nehmen könnte und ich auch noch Ochsen und Kühe besässe!«

»Gut ist es,« sprach der Vater, »gehen wir und freien wir sie; bald werden wir Ochsen und Kühe haben; lebe dann und vergiss du nicht auf Gott.«

Sie schritten in das Haus hinein, freiten die Maid und assen und tranken auf der Hochzeit und setzten dann nur zu dreien ihren Weg fort. Sie giengen und giengen und da steht nun ein Haus und aus dem Hause kommt eine Maid hervor, schön wie eine Blume. Der mittlere Bruder spricht:

»Ei, wenn ich diese Maid zur Gattin nehmen könnte und ich eine Mühle und einen Fischteich besässe; mahlen würde ich und hätte immer Brot!«

Der Vater versetzt: »Gut, mein Sohn; es geschehe!«

Auch er heiratet. »Ei, mein Sohn,« sprach nun der Alte, »lebe und vergiss nie Gott!«

Er verliess ihn und setzte mit dem Jüngsten den Weg fort. Sie giengen und giengen und da stand ein verfallenes Haus und vor dem Hause eine Maid. Der Junge spricht also:

»Wenn ich diese Maid zur Gattin nehmen könnte und Frucht hätte, ich würde Gott nie vergessen und den Armen Brot geben!«

Der Alte verheiratete auch ihn und gieng dann allein weiter, damit er die Welt durchwandere. Dieser alte Mann war kein Mensch, sondern der Herr. Er gieng und gieng durch die Welt und dachte bei sich: »Ei, will mich nun überzeugen, ob sie die Armen gut behandeln!« — Er gieng zum ältesten Bruder und sah, wie derselbe im Hofe herumwandelte. Der Alte beugte sich, krümmte sich und lispelte: »Erbarme dich meiner und gib mir ein Almosen!«

Der Junge versetzte: »Ei, siehe da! Du bist ja gar nicht so alt! Du kannst dir schon dein Brot suchen! Ich selber habe mich nicht seit langher auf eigene Füsse gestellt!«

Er hatte ein grosses Vermögen, aber Almosen gab er nicht. Der Alte entfernte sich, so auf einen Flintenschuss weit, blickte dann auf das Haus und den ganzen Besitz, und das ganze Gut begann zu brennen.

Er gieng zum mittleren Sohne, wo um das Haus herum ein Teich sich zog und eine Mühle stand. Der Herr beugte sich und gieng zur Mühle hinein und sprach: »In Christi Namen, guter Mann, gib mir wenigstens eine Handvoll Mehl!«

»Ich gebe nicht,« versetzte dieser, »ich habe nicht einmal für meine Kinder gemahlen!«

Der Herr gieng von dannen; er gieng nicht weit weg von der Mühle, blickte auf sie und die Mühle stand in Flammen.

Der Alte gieng zum jüngsten Sohne; auch hier beugte und krümmte er sich; war zerfetzt und schmutzig, so dass du erschrakst, wenn du ihn ansahst; die Läuse liefen wie Ameisen auf ihm herum.

»Gebt mir,« sprach er, »um Christi Willen das, was Gott gegeben hat.«

»Gehe, Alter,« versetzte er, »ins Haus, dort wird man dir geben!«

Er trat in das Haus ein; und als nun die Frau ihn erblickte und an ihm die Läuse — Gott bewahre jeden davor! — öffnete sie die Truhe, nahm Hemd und Unterhose hervor und gab sie ihm. Er zog diese Kleider an und da krochen auf ihm die Läuse wieder so wie Ameisen herum.

»Was soll ich thun,« sprach die Hausfrau, »damit dich diese vielen Läuse verlassen?«

»Was du thun sollst?« versetzte der Alte; »wenn du jenes Kind nimmst, das dort auf der Truhe sitzt und es in einen Sack steckst und es ins Feuer wirfst, damit es brate, und wenn man mich mit dieser Salbe einreibt, so verlassen mich die Läuse; widrigenfalls fressen sie mich in zwei Tagen zu Tode.«

»Warte nur, Alter!« versetzte die Frau, ich gehe hinaus, um meinen Gatten zu fragen!«

Sie gieng zu ihrem Gatten und erzählte ihm die Sache, der ihr also antwortete:

»Wenn es also ist, Frau, so glaube ich, ist es besser, einen erwachsenen Menschen vom Tode zu retten als ein kleines Kind. Thue das, Frau, was der Alte gesagt hat!«

Die Frau gieng in das Haus zurück, zündete das Feuer im Herde an und warf das Kind ins Feuer; vor die Öffnung des Herdes stellte sie auch noch einige grosse brennende Holzklötze, damit das Kind aus dem Feuer nicht herauskriechen könne. Als sie dann in den Herd hineinblickte, da sass das Kind in der Mitte desselben und spielte mit Goldstücken. Nun sprach der Alte:

»Dies gibt euch, meine Kinder, der Herr, weil ihr der Armen nicht vergessen habt, aber euere Brüder sind sammt ihrem Hab und Gut und ihren Rindern verbrannt.«

Die Frau sprang auf, rief ihren Gatten in das Haus herein und erzählte ihm die Sache. Als sie dann um sich blickten, war der Alte nirgends zu sehen. »Alter! Alter!« Man wusste nicht, wohin er verschwunden. Diese leben nun und zehren langsam an ihrem Reichthum . . . .

Eine dieser nahe verwandten Sage hat man auch in Bulgarien aufgezeichnet:

»Einst in alter Zeit, als der Herr auf Erden wandelte, lebten drei Brüder. Einmal zogen sie in fremdes Land, um irgend etwas zu verdienen. Auf dem Wege fanden sie eine Quelle und blieben stehen, um Wasser zu trinken.

»Ei, wenn der Herr das thäte, dass aus dieser Quelle Wein flösse, dann möchte ich mir ein Wirtshaus errichten, und jedem, der hier vorüberzieht, ohne Geld Wein geben;« sprach der älteste Bruder.

Der Herr hörte dies, und es begann aus der Quelle sogleich Wein zu fliessen.*) Der älteste Bruder, der sich dies gewünscht hatte, blieb dort, erbaute sich ein Wirtshaus, und wer da vorbeizog und von ihm

*) Hier ist die vorhergehende Begegnung mit dem Alten ausgelassen, in dessen Gestalt, dem Eingang nach zu schliessen, Gott wandeln sollte, so wie im kleinrussischen Märchen.

verlangte, dem schenkte er Wein. Nach kurzer Zeit aber wurde er geizig und gab niemanden umsonst Wein.

Die beiden anderen Brüder setzten ihren Weg fort, um sich Arbeit zu suchen. Sie giengen und giengen und gelangten zu einem Berge, und erblickten dort auf einer Ebene viele Krähen und Raben. Da sprach der zweite Bruder:

»Ei, möchte der Herr diese Krähen und Raben in Schafe verwandeln, da würde ich mir eine Hürde erbauen, und wer da vorüberzöge und verlangte, dem würde ich umsonst Milch geben.« In diesem Augenblicke verwandelten sich alle Krähen und Raben in Schafe, und er reichte jedermann Almosen aus der Hürde. Mit der Zeit aber wurde er geizig, und gab, wie sein älterer Bruder, niemandem auch nur einen Löffel umsonst.

Der dritte Bruder setzte nun in Gottes Namen seinen Weg fort, um sich Arbeit zu suchen. Endlich kam er in eine Stadt und blieb dort. Er verdang sich als Diener bei einem Gastwirte und blieb lange Zeit bei ihm. Als der Wirt seinen Fleiss und seinen Gehorsam erkannte, gab er ihm seine Tochter zur Gattin. Mann und Frau lebten in Frieden, denn sie waren beide in jeder Beziehung gutherzig.

Nun nahm der alte Gott, um den Glauben der drei Brüder auf die Probe zu stellen, die Gestalt eines alten Mannes an, und gieng zuerst zu demjenigen hin, dem er das Wasser in Wein verwandelt hatte. Er nahm ein Stück trockenes Brot in die Hand und, daran kauend, sprach er zu ihm: »Mein Sohn, gib mir einen Becher Wein, damit ich trinke, denn trocken ist das Brot, kann es nicht kauen: bin ein alter Mensch, habe keine Zähne.« — »Ei, gehe deines Weges, Alter,« versetzte der Gastwirt, »wenn ich jedem geben sollte, der hier vorüberzieht, da bliebe bald gar nichts in meinem Wirtshause!«

»Nun, mein Sohn,« versetzte der Alte, »wenn du auch niemandem gegeben hast, so gib doch mir, denn ich kann das Brot nicht kauen; es ist trocken; und dann hast du ja auch den Wein nicht mit Geld gekauft — der Herr hat ihn dir gegeben!«

»Ich kann dir nicht geben, Alter; setze in Gesundheit deinen Weg fort,« versetzte der Wirt.

Der alte Gott zog weiter, und als er sich entfernt hatte, floss aus der Quelle wieder nur Wasser. Da erschrak der Wirt und rief den Alten zurück, er wolle ihm ja Wein geben; aber der Herr kehrte nicht zurück. So verarmte der Wirt abermals und wurde einer der unglücklichsten Menschen.

Die Erprobung des zweiten Bruders wollen wir nicht buchstäblich mittheilen, nachdem sie mit der des ersten Bruders beinahe übereinstimmt.

»Schliesslich gieng Gott zum jüngsten Bruder, zum Diener des Gastwirtes, und zwar in der Gestalt eines alten, kranken Mannes, am ganzen Körper mit Wunden bedeckt; an den Händen, Füssen und am Antlitz war Wunde an Wunde, so dass es ein Greuel war, ihn anzublicken. Zerfetzt, mit Wunden bedeckt, pochte eines nachts Gott am Thore, damit man ihm öffne. Die junge Frau kam hervor und fragte: »Wer ist da? Wer pocht am Thore?« — »Öffne mir,« sprach Gott. Die junge Frau öffnete das Thor. Gott fragte sie: »Könnte ich bei euch die heutige Nacht zubringen? Es ist Nacht und ich habe keinen Ort, wohin ich gehen könnte; auch bin ich krank; erlaube, dass ich mich hier hinter die Thüre niederlege.«

»Wie bist du mit Wunden bedeckt, Alter!« sprach die Frau; »komm' herauf, erwärme dich!«

»Nein, meine Tochter, nein,« sprach der Alte.

»O ja; o ja;« versetzte die Frau; »um des Himmels Willen, wie bist du so geworden!«

Schliesslich gab der Alte nach und gieng hinauf. Die Frau machte Feuer an und der Alte wärmte sich. Als dann später der Hauswirt von der Arbeit heimkehrte, zürnte er seiner Frau nicht, weil sie den wundbedeckten Alten aufgenommen, sondern begann auch den Alten über seine Wunden auszufragen.

Sie nachtmahlten mit ihm zusammen, ohne vor seinen Wunden Ekel zu empfinden, und begannen ihn auszufragen, als wären sie arzneikundig:

»Wie geschah es, Alter? Hast du dich nicht heilen lassen, hast du nicht Heilkräuter auf die Wunden gelegt?«

Der Alte antwortete: »Was man mir anrieth, das alles legte ich auf meine Wunden, aber nichts half. Der eine Arzt sagte, ich solle so etwas suchen, was man nicht für Geld gibt; wenn ich davon ein wenig esse, so gesunde ich.«

»Was ist es? Sag' es uns, Alter!«

»Wozu soll ich es euch sagen,« antwortete er, »ihr könnt es mir ja doch nicht machen!«

Hier wollen wir das weitläufige bulgarische Märchen kürzen.

Nach langem Ausweichen erklärte der Alte, dass für ihn nur ein Heilmittel sei, nämlich das Fleisch des einzigen Kindes eines Elternpaares. Die Eheleute dachten also: Tödten wir unser Kind; der Herr wird uns ein anderes geben; wir sind ja noch jung . . . Ohne auf die Antwort des Alten zu hören, tödteten sie ihr Kind, legten es in eine Bratschüssel und stellten es in den Backofen, um es zu braten.*) Der Alte sprach also zu ihnen: »Warum habt ihr es getödtet?« Und er

*) Dem Texte gemäss befand sich der Backofen anderswo, nicht im Hause.

lehrte sie einige heilige Gebete. Später schickte die Frau ihren Gatten zum Backofen, um nachzusehen, ob das Kind schon gebraten sei.

Der Gatte gieng von dannen und nahm das zugedeckte Kind heraus. Auf dem Wege bedauerte er sein Kind und wollte es noch einmal sehen, und hob den Deckel herab. Da sah er, dass das Kind um sich blickt. Im Augenblick konnte er die Sache nicht begreifen, und glaubte, dass es mit offenen Augen geblieben sei, als man es getödtet. Er trug es heim und stellte es vor den Alten hin. Dieser biss ein Stück vom gebratenen Kinde ab und gesundete sofort. Dann segnete er das Kind, das nun erwachte, er aber verschwand vor ihren Augen. Da wussten sie, dass der Alte Gott gewesen

Der Herr liess den Segen in ihrem Hause, und sie sahen von Nachkommen zu Nachkommen nichts Schlechtes, sondern nur Gutes, und erlangten das Himmelreich.«

Wie auch der Leser es wahrnehmen kann, unterscheidet sich das bulgarische Märchen von dem ukrainischen wunderlichen in seiner ersten Hälfte durch das grössere Ausmass des Details, in der zweiten aber durch die längere Beschreibung der das Kind betreffenden Scene; hier wird das Kind nicht nur gebraten, sondern auch gegessen. Das auf die offenen Augen des aus dem Backofen genommenen Kindes bezügliche Detail weist darauf hin, dass dies Thema dem bulgarischen Märchenerzähler bereits schwer zu werden begann, da er schon andeuten will, dass das Kind ja noch am Leben war, aber in demselben Augenblicke zum ersten Charakter zurückkehrt und den Alten aneifert, noch vor dem Wiedererwachen des Kindes vom Leibe desselben zu essen.

(Fortsetzung folgt.)

Der serbische Bauer in der Jugend und über die Jugend.

Von M. Gj. Miličević.

Der Bursche und das Mädchen.

1. Einst nahm ein Mönch ein Knäblein mit sich ins Kloster, woselbst er es selber erzog und bewachte. Als das Kind schon herangewachsen war, liess der Geistliche von ihm die klösterlichen Schafe zu Markte treiben. Der Knabe war sehr brav und folgsam in allen Dingen.

Auf dem Markte gewahrte er ein Mädchen in seinen Jahren, welches mit dem Vater Vieh zum Verkaufe herbeigetrieben hatte. Die Augen des Burschen hiengen an dem Mädchen. Nicht wissend, was es sei, da er noch niemals ein weibliches Angesicht gesehen hatte, fragte er:

»Bei Gott, geistlicher Herr, was ist das?«

Der Geistliche erkannte das Feuer, das im Knaben zu lodern begann, und um bei Zeiten die Flamme im jungen Herzen zu ersticken, gab er zur Antwort:

»Fürwahr, lass' das sein, blicke gar nicht hin, es ist der Teufel!« Dies war freilich leichter gesagt, als gethan; der Knabe aber schaute nicht, wohin sich seine Schafe verliefen, sondern blickte unausgesetzt nach dem Mädchen!

Endlich sagte er:

»Ich bitte dich, geistlicher Herr, kaufe nach dem Absatze unserer Schafe jenen Teufel, damit wir ihn ins Kloster führen!«

Der Mönch schlug ein Kreuz und sprach leise durch die Zähne: »Alles vergeblich! Gottes Wille ist allmächtig!«

Die Bedeutung dieser Sage mag jedermann klar sein. Die Bosniaken meinen: »Die Zeit fordert ihre Rechte!«

Ich will nun einige Merkmale anführen, die im Volksleben die Zeit andeuten, in welcher sich das Herz dem Herzen nähert.

Es gibt dafür mancherlei Gebräuche, Zauberformeln und Hexensprüche. Möge alles, was uns darüber bekannt ist, der Reihe nach hier folgen:

2. Die serbischen Mädchen mohamedanischen Glaubens in Bosnien zaubern sich folgendermassen ihren Liebsten herbei:

Abends vor dem Akscham,*) sobald Sterne den Himmel bedecken, erwählt sich das Mädchen ein blinkendes Sternlein auf jener Seite,

*) Die Zeit des Abendgebets.

woselbst sich ihr Geliebter (Aschik) befindet, und in den Stern blickend, sagt sie Folgendes: »Gottes Friede mit dir, mein Stern, bringe mir ein Geschenk: des Geliebten Polster und die Weltdecke (den Himmel). Du goldenes Schwesterlein, wo immer du meinen Mujo*) findest, erobere mir sein Herz und bring' es mir!« Nach diesen Worten berührt sie mit der Hand die Erde, und dieselbe anstarrend, setzt sie fort: »Schwarze Mutter Erde, dieser Zauberspruch vollziehe sich weder an dir, noch an mir, weder am bebauten Garten, noch an den gesetzten Obstbäumen, weder an den gelben Schafen, noch an den Kühen, sondern an Mujo und Mujos Herzen, an seiner Leber, seinen siebenundsiebzig Nerven, achtundachtzig Gelenken, neunundneunzig Gebeinen und an seinem Geiste und Verstande und an seinem Herzen und dem Hauptnerv, an dem das Herz ihm hängt; wo immer hin er seine Schritte lenken mag, denke er an mich. Kommt er aber nicht zu mir, um tausend und ein Wort mit mir zu wechseln, möge er zugrunde gehen, verenden.«

Daraufhin haucht sie dreimal nach jener Seite, wo ihr Liebster weilt.

3. Das Mädchen geht an den Bach und spricht:

»Selam alek (Gottes Gruss), kühles Wasser und am Wasser drei goldene Mulden: die eine aus Honig, die zweite aus Milch und die dritte aus Spiegelglas. Aus der Honigmulde hab' ich mich gewaschen, mit der Milchmulde mich abgewischt, in der Spiegelmulde mich angesehen!«

Ein Schlag mit dem Wasser ins Gesicht und flugs geht's nach Hause, ohne sich umzublicken.

4. Begibt sich das Mädchen in Gesellschaft zum Spinnen oder sonst wohin unter ihresgleichen, dann spricht sie beim Fortgehen:

»Ich erdröhne gleich dem Berge und fliege wie das Wasser: man erwartet mich wie einen Beg. Alles staunt mich an wie einen bosnischen Pascha, am meisten aber mein Liebster und Zukünftiger.«

Hierauf haucht sie nach jener Seite, wohin sie abgeht.

5. Weilt das Mädchen im Garten, reisst sie einen Grashalm aus der Erde und sagt:

»Wo ich schreite, schlucke ich Gräser; hinter mir wickelt sich die Seide ab (blickt hinter sich); aus dem Munde tropfen Perlen (schaut vor sich hin); vorne bin ich eine Vila,**) hinten eine Hexe. Die ganze Welt hab' ich verhext: am Wege den Wanderer, im Glücke den Glücklichen, am meisten jedoch meinen Zukünftigen!«

Und haucht vor sich hin.

*) Oder einen beliebigen Namen.

**) Fee.

6. Geht sie zum Kolo,*) dann ergreift sie einen Baumast, wendet sich zur Seite, wo ihr Geliebter weilt und spricht, indem sie den Ast schüttelt:

»Ich schüttle den Ast und dieser die Erde: die Erde schüttelt die ganze Welt, die ganze Welt meinen Geliebten: verenden mag er, so er zu mir nicht eilt!«

Und wieder ein Hauch nach der Seite, wo sie den Geliebten wähnt.

7. Das Mädchen gibt vor dem Schlafengehen die Hände an die Wand und spricht: »Gottes Friede mit dir, du treue Wand! Gottes Gruss, meine Beschützerin! Sende mir unerwartet meinen Mujo! Wo er auch weilen mag, mache ihn ausfindig, erobere sein Herz und bringe es mir!«

8. Sobald sich das erste Dunkel auf die Erde senkt — zur Zeit des ersten Akscham — nimmt das Mädchen ein Messer und stösst es in die Erde an jener Stelle, wo das Wasser aus der Traufe herabrinnt und spricht:

»Ich stosse dieses Messer nicht in die Erde, sondern in Mujos Herz und Leber, in seine siebenundsiebzig Nerven, achtundachtzig Gelenke (dabei stösst sie das Messer immer heftiger in die Erde) und neunundneunzig Gebeine.« Dann blickt sie nach ihrem Stern und sagt:

»Du goldenes Schwesterlein (lässt das Messer los), wo immer mein Mujo weilen mag, mach' ihn ausfindig, erobere sein Herz und bring' es mir!«

Dann berührt sie die Erde und spricht (siehe oben).

Hierauf haucht sie zum Stern empor und eilt, ohne sich umzublicken, nach Hause.

Am nächsten Morgen zieht sie das Messer aus der Erde.

9. Andere, in Gesellschaft gehend, sagen folgenden Zauberspruch: »Alle Mädchen unter dem Gürtel, ich allein ober dem Gürtel; alle Mädchen Raben und Elstern, ich eine Wachtel mit goldenen Fittigen und Drachenaugen; ich fliege über euch dahin und vor euch hinein!«

Darauf haucht sie nach jener Seite, wo ihre Gefährtinnen weilen.

10. Indem sich das Mädchen früh morgens wäscht, spricht sie: »Ich wasche mich mit kaltem Wasser, warmer Sonne und dem Augapfel meines Liebsten!«

11. Kommt das Mädchen unter Weiber, dann erheben sich alle Weiber und sagen: »Wir erheben uns, damit sich auch deine Hochzeitsgäste schon bewegen möchten!« Das heisst, sie mögen schon kommen, damit die Weiber das Mädchen abführen.

*) Nationaltanz.

12. Einige Brautwerber tragen verstohlen eine Fledermaus ums Haus herum, worin das Mädchen weilt, in der Meinung, sie werde demjenigen blind folgen, für den sie das Mädchen werben.

13. Sobald das Mädchen die rückwärtige Schürze umbindet, ist es heiratsfähig. Das war in früheren Zeiten das gewöhnlichste äussere Merkmal.

14. Das heiratsfähige Mädchen nimmt am weissen Faschingstage*) ein an diesem Tage frisch gelegtes Hühnerei, wickelt es in ein rothes Seidenpapier und legt es in die Glut zum Ausbacken, achtet aber sehr, dass es von keiner Seite anbrenne. (Brennt das Ei an, dann wird das Mädchen einen Witwer heiraten.) Hierauf schält sie es ab, lässt die Schalen in den Schoss fallen, wobei keine einzige verloren gehen darf. Beim Schlafengehen nimmt sie diese Schalen, Weberschütze, Messer, Kamm, Spiegel, dann den ersten und letzten Bissen ihres Abendbrotes und legt alles unter ihren Kopfpolster, indem sie spricht: »Dies alles lege ich unter den Kopf für meinen Zukünftigen. Ist er zu Wasser, hier der Schütze, damit er herüberfahre; ist er im Gebirge, hier das Messer, damit er sich den Weg bahne; er möge kommen, damit wir uns kämmen und besehen, diese Münzen (Eierschalen) zählen und dieses Brot zusammen verzehren!«

Und in dieser Nacht sucht sie im Traume ihren Zukünftigen.

15. Verlässt die Braut das väterliche Haus, geben die Brautführer nicht zu, dass sie sich umschaue, damit ihre Kinder nicht den Ihrigen (sondern dem Manne) ähneln mögen.

16. Am Vorabende des Charfreitags oder Palmsonntags pflückt das heiratsfähige Mädchen Margareten-Blumen und legt sie mit den Worten unter den Kopf:

»Liebe Blumen, höret meine Worte,
Saget jenem, der für mich bestimmt ist,
Dass er nachts im Traume mir erscheine!«

Es heisst, dass in jener Nacht dem Mädchen der Zukünftige im Traume wirklich erscheint.

17. Damit den Mädchen im Sommer die Hände nicht schwitzen mögen, reiben sie dieselben mit Schlangenhäuten ein.

Die Heirat.

18. Zwei Wege gibt es, welche ein Liebespaar einschlägt, um sich fürs Leben zu binden. Den einen ebnen die Jungen, den anderen die Alten. Der erstere ist mehr poetisch, der letztere mehr ernster Natur. Auf ersterem werden weder Groschen noch Ducaten gefordert, sondern das, was momentan dem Herzen liebwert erscheint; auf dem

*) Der zweite Sonntag in der Osterfastenzeit.

zweiten aber wird geprüft, wer und was man ist, wer und für wen man ins Haus genommen wird. In neuerer Zeit scheinen sich mehr Wanderer auf ersterem Wege zu begegnen, in früheren Tagen aber führte in der Regel dieser zweite Weg die Paare unter den grünen Kranz. Gewinnt sich ein junges Paar lieb und ist einander so vom Herzen sich zugethan, dass ein Rückzug kaum mehr möglich ist, dann geben auch die Alten nach, und entweder gehen sie — schon wegen der Welt — das Mädchen zu werben, oder warten sie, bis dieses selber herbeikommt.

Letzteres Verfahren ist bei weitem wohlfeiler, deshalb warten viele Eltern absichtlich, bis die Maid selber herbeieilt, dann folgt die Aussöhnung mit den Freunden und die Trauung des Liebespaares.

19. Dort, wo die Alten die Angelegenheit in die Hand nehmen, geht alles im Stillen, bedacht und umsichtig.

Vorerst wird Umschau gehalten, wo eine Braut zu haben sei, wessen sie ist, und wie beschaffen in ihrem Schalten und Walten, ob gesund, was für Gestalt und Wuchs; wie die Hände beschaffen, wie der Kopf, die Zunge, erst dann wird zur Werbung geschritten.

Es sei mir erlaubt, hier eine kleine Geschichte zu erzählen: Im Jahre 1864 wurde eines Tages in der Narodna Skupschtina, im Saale der Belgrader Universität, viel von einer Summe von vierzehntausend Groschen gesprochen, »behufs würdigerer Vertretung staatlicher Interessen!« So lautete die Definition dieser Ausgabe. Trotzdem wusste man nicht, wer diesen Betrag erhalten habe. Die Skupschtina-Mitglieder riefen mich herbei, damit ich's ihnen sage. Ich gab ihnen zur Antwort, dass ich's nicht wisse. Dasselbe sagte auch der Finanzbeamte. Jene werden böse und schreien, weshalb man's ihnen nicht sage? Da erhebt sich ein gewisser Felix Knežević aus Jagnjil und sagt: »Brüder! Lassen wir das! Nicht alle können alles wissen! Etwas muss auch im Geheimen geschehen Seit drei Jahren mache ich mich, sobald ich von einem Congresse oder einem Spiele höre, auf den Weg, ohne auch irgend wem etwas davon zu verrathen, denn ich suche für meinen Sohn eine Braut und will nicht, dass man etwas erfahre, bevor nicht alles perfect ist! . . .«

Dies geschieht so lange, bis man sich informiert, prüft, Umschau hält und Erkundigungen einzieht.

Die eigentliche Werbung folgt erst später. Nachdem durch Informationen und sorgfältiges Prüfen beide Parteien über alles ins Reine gekommen sind, geschieht die Werbung, darauf folgt die Verlobung und erst dann versammeln sich die Hochzeitsgäste, um die Braut zu holen, und das ist bereits die Hochzeit.

Wo aber das Mädchen selber herbeikommt, da geht alles schneller und einfacher. Da gibt es weder Werbung, noch Verlobung, sondern bloss Hochzeit, aber auch eine stille, gleich einer Witwenhochzeit.

Sobald man also in Erfahrung gebracht hat, wo eine Braut zu holen sei, und dass die Eltern bereit wären, sie demjenigen zu geben, für den man sie wirbt, nimmt der Vater des Freiers oder der Onkel oder der ältere Bruder einen oder zwei Freunde; in der Torba (Riementasche) einen Kuchen, auf demselben irgend eine Blume und eine Čutura (Holzflasche) mit Wein oder Branntwein. Einer dieser Männer muss mit einer Flinte oder Pistole versehen sein. Das sind die Brautwerber. Dieselben kommen in des Mädchens Haus, woselbst man gewöhnlich ihren Besuch erwartet. Beim Eintritte ins Haus suchen die Werber die Hausthüre mit dem Rücken zu decken, damit das Mädchen eingeschlossen und gezwungen sei, sofort ihr Jawort zu geben.

Die Brautwerber erscheinen zur Abendzeit. Sie treten ein, grüssen nach allen Seiten, nehmen Platz, plaudern, lassen die Čutura herumkreisen, bis das Abendessen aufgetragen wird. Sobald man die Hälfte des Nachtmahles absolviert hat, erhebt sich einer der Brautwerber, der am schönsten zu sprechen versteht, und sagt: »Hausherr, Bruder! Du frägst nicht und wir sagen nicht, weshalb wir gekommen sind. Wir sind nicht gekommen, um zu essen und zu trinken, sondern, so es Gottes Wille und Dir lieb ist, eine Angelegenheit zu ordnen!«

»Bruder,« gibt der Hausherr zur Antwort, »ich weiss nicht und glaube, Ihr werdet mir sagen, weshalb Ihr gekommen seid? Ich bin jeglichem Guten hold, und seid Ihr in guter Absicht gekommen, so seid mir willkommen.«

»In guter, so Gott will! Wir sind gekommen, um Familienbande zu knüpfen! Hier, Bruder Jova (oder sonst wer) will Dein Kind für seinen Sohn, so es Gottes Wille ist und auch Du Gefallen daran findest.«

Hierauf nimmt der Vater oder Onkel des Bräutigams seine Torba, entnimmt ihr den Kuchen, diesem die Blume, legt beides auf den Tisch, öffnet die Börse und gibt auf den Kuchen das Geld, welches er dem Mädchen zum Geschenk machen und ins Haus geben wird.

Jetzt nimmt der Hausherr das Wort: »Lasst das Brüder! Es muss nicht sofort sein! Wir wollen erst sehen, wie die Jüngeren darüber denken; Du weisst ja, ihnen gehört die Welt!«

Hierauf verlässt er die Stube, ruft sein Weib oder eine der Schwiegertöchter herbei und erkundigt sich, was das Mädchen meint; erfährt er nun, dass sie einwillige und wenn auch er für die Verbindung ist, tritt er mit heiterer Miene ein.

Je nachdem der Bund geschlossen wird oder nicht, wird das Gespräch fortgesetzt. Im ersteren Falle gibt er der Unterhaltung eine diesbezügliche günstige Wendung; im letzteren Falle aber wird er unwirsch, sucht die Angelegenheit auf ein anderesmal zu verschieben, bis das Mädchen bereit sein werde u. s. w. Ist alles einverstanden, so führt einer der Brüder das Mädchen herbei. Dasselbe küsst allen der Reihe nach die Hände. Der Schwiegervater in spe nimmt vom Kuchen die Ducaten und die Blume und reicht sie der Schwiegertochter, sie aber küsst ihm die Hand; dann entfernt sie sich. Hierauf legt der Schwiegervater einen Ducaten auf den Tisch, »fürs Haus«. Jetzt erhebt sich alles, küsst sich der Reihe nach ab und von nun an sind alle Freunde. Draussen jedoch, sobald das Mädchen ihr Geschenk in Empfang genommen, werden einige Schüsse abgegeben, wonach die Nachbarn erfahren, dass um diese oder jene geworben wurde.

Später wird der Termin zur Verlobung anberaumt, Anzahl und Gattung der Geschenke, der Tag der Hochzeit u. s. w. vereinbart. Hierauf ziehen die Brautwerber in fröhlicher Stimmung ab und feuern in der Nähe ihrer Behausung einige Schüsse ab, und geben damit den Hausleuten zu wissen, dass ihre Mission von Erfolg gekrönt ward.

Nachher kauft der Schwiegervater das Brautkleid für die Braut und beschenkt ihre sämmtlichen Schwestern mit Schuhen, Leibchen, Tüchern, Nadeln u. s. w. Auch dem Vater des Mädchens gilt es etwas zu kaufen, sowie für die Braut den Ring, Blumen, Nadeln u. s. w.

20. Eine Sage. Als Brautwerber kamen einst Schwiegervater und Schwiegermutter in Person. Das Mädchen jedoch liess in der Eile vor ihnen einen fahren. Schwiegervater und Schwiegermutter geriethen in Zorn und erhoben sich, ohne ein Wort zu sagen und wollten sich entfernen. Darob im Hause allgemeine Verwirrung. Als das Mädchen erfuhr, um was sich's handle, gieng es hinaus und sagte ganz offen:

»Um Gotteswillen! Was ist denn da Schlimmes geschehen? Deshalb also Euer Groll? Was wollt Ihr! Die Tenne des Vaters oberhalb des Hauses, die Mühle unterhalb, was Wunder, dass er versch . . . . . . Kinder hat!«

Die Schwiegereltern überlegten die Sache, sahen ein, dass das Mädchen klug gesprochen und hielten um ihre Hand an.

21. Die Ringelmänner sind diejenigen, die nach der Werbung an einem bestimmten Tage in das Haus der Braut kommen, diesmal auch in Gesellschaft einer weiblichen Person aus des Bräutigams Verwandtschaft, damit auch sie die Braut beschauen. Hier werden sie

bewirtet, beschenkt und kehren fröhlich nach Hause, um Vorkehrungen für die Hochzeit zu treffen.

22. In den Dörfern werden die Pferde von den Weibern und Mädchen mit Blumen, Tüchern, Bändern und Schleifen geschmückt. All das geht den Bräutigam an; sobald aber die übermüthigen Burschen sehen, dass die Pferde reichlich behangen wurden, feuern sie verstohlen los, und die armen Pferde rennen davon, ohne zu schauen, wohin.

23. Hochzeitsgäste werden so viele geladen, als man will und zu bewirten vermag. Die Braut wird Samstag eingeholt; ist sie nahe, so kehrt man noch am selben Tage zurück, widrigenfalls muss schon Freitag um sie gegangen werden. Pflicht des Beistandes und Oberswaten (wichtiger Hochzeitsfunctionär) ist es, die Musikanten zu beschaffen und dieselben für die ganze Dauer der Hochzeit zu honorieren. Beide müssen auch das Pulver kaufen und an die Gäste vertheilen, die das neugetraute Paar, sobald es die Kirche verlässt, mit Salven begrüssen und auch während der Mahlzeit, beim Trinkspruche, Freudenschüsse abgeben. Die Gäste erscheinen theils zu Pferde, theils zu Fuss. Die Braut wird gewöhnlich zu Wagen von Mädchen oder Kranzelmädchen aus der Familie des Bräutigams abgeholt. In Gebirgsgegenden wird auch die Braut zu Pferde eingebracht. In den östlichen Gegenden geschieht dies auch im Flachlande. Dort fragt man denn auch nicht, wann die Braut gebracht, sondern wann sie getragen wird. Im Hause der Braut werden die Gäste erwartet. In manchen Ortschaften wird zur grösseren Lustbarkeit das Thor geschlossen, aufs Dach wird irgend ein Ungethüm gesetzt und den Hochzeitsgästen aufgetragen, dasselbe niederzufeuern, erst dann wird das Thor geöffnet und Einlass gewährt. Nachher wird gegessen, getrunken, gespielt und geschossen. Mittlerweile zieht die Braut das ihr soeben mitgebrachte Kleid an. Sobald sie fertig ist und man sich gegenseitig beschenkt hat, dann tritt ihr Bruder oder in Ermanglung eines solchen ihr nächster Verwandter ein und führt sie zu den Gästen, denen sie der Reihe nach die Hände küsst; daraufhin übergibt er sie dem Brautführer, dessen Obhut sie von jetzt ab anvertraut ist. Sobald die Braut aus dem Hause herausgeführt wird, geschieht die Ankündigung dessen durch Abfeuern von Schüssen.

Einer von den Hochzeitsgästen aber stimmt das Lied an:

Wer zu Pferd ist, der ergreif' die Zügel,
Wer zu Fuss ist, schnalle die Sandalen,
Denn gar weit geht heute unsre Reise!

24. Früher war in manchen Ortschaften folgender Brauch: Sobald man im Hause der Braut der Hochzeitsgäste ansichtig ward, bildete sich vor dem Hause ein Reigen von Mädchen, die Kolo tanzten und sangen:

Vor diesem lichten Hofe
War lange schon kein Tanz,
Sang man schon lang kein Lied.
Und heut' ist lust'ger Tanz
Und hell erklingt das Lied!

Mittlerweile sind die Gäste angekommen und treten singend ein.

Heute geschieht dies selten mehr.

25. Holen die Gäste die Braut ab, so muss diese durch einen Kranz von Sanduhrbasilienkraut ihren Burschen anblicken.

26. In manchen Gegenden sitzen Vater und Mutter am Herde. Die Braut tritt vor sie hin, bückt sich hinab, küsst die Erde, dann die Hände der Eltern, worauf der Vater, so gut er es vermag, den Segen über sie spricht.

27. Ist alles zur Abreise bereit, erhebt sich alles vom Tische, der Reigen wird aufgelöst, unter Schüssen wird Abschied genommen und unter Singen und Scherzen erfolgt die Abreise.

Die zurückbleibenden Mädchen singen:

Kehr' zurück, schöne Smilja,*) es ruft dich die Mutter!
Es ruft dich die Mutter, gibt dir ein Hemd,
Mit Seide genäht, mit Gold gestickt!

Worauf die Kranzelmädchen antworten:

Lieb' Mutter mein, hätt' früher rufen sollen ...

Und so weiter.

28. Jedem Hochzeitsfunctionär wird je ein jüngerer Bursche zur Aushilfe beigegeben. So hat der Beistand seinen Beistands-, der Oberswat seinen Oberswats- und der Brautführer seinen Brautführersburschen. Diese jungen Leute befolgen alle von ihren Vorgesetzten ertheilten Befehle.

29. Sobald man in die Nähe des Bräutigamshauses gelangt ist, reiten ihrer zwei, drei aus der Reihe der berittenen Begleitung nach Hause. Das sind die Freudesboten, die, für ihre frohe Botschaft beschenkt, zu den Hochzeitsgästen zurückreiten und mit diesen vereint einziehen.

30. In der Podgorina bleibt die eingeholte Braut so lange auf dem Pferde oder im Wagen, bis man einen mit Frucht gefüllten Sack herbeischafft. Dann tritt sie vom Pferde (Wagen) auf den vollen Sack, vom Sacke auf einen Pflug oder eine Egge und vom Pfluge (von der Egge) ins Haus. Alle Frucht streut sie eigenhändig aus dem Sacke aus, worauf sich damit die Hochzeitspferde gütlich thun.

*) Eventuell ein anderer Name.

Die Mädchen im Kolo singen dabei ein ausgelassenes Hochzeitslied:

Steig ab, holde Jungfrau!
Vom Pferde auf den Sack!
Vom Sacke auf den Pflug, den Pflug,
Vom Pfluge ins Haus, ins Haus!
Dem lieben Schwiegervater in den Schoss, in den Schoss.

Anderwärts singt man:

Auf zum frohen Reigentanz,
Schon lange war kein froher Tanz
Vor diesem lieben Herrenhaus.
Thut, Mädchen, dir's um die Mutter leid?
Nicht thut mir's leid, auch schimpft mich Mutter nicht.

Oder:

Steig' Jano*) ab vom guten Pferd,
Hast Bruders Pferd ermüdet arg,
Hast gewiss vom Vater hergebracht ...
Ich hab' mich ihm nicht aufgedrängt:
Hat mich ja er verlangt und reich beschenkt,
Bis er entführt mich hat von Mutter lieb.

Oder:

Holde Jungfrau, steig' vom Wagen ab!
Die Schwiegereltern stehn bereit und warten das Geschenk.
Die mögen stehn, mögen warten, hab' kein Geschenk,
Mutter mein hat mich versprochen, ich wusste nichts,
Holde Jungfrau, wirf den Apfel her!

Die Braut wirft drei Äpfel in den Reigen. Es sind das Äpfel aus ihrer Familie, die sie dem Brautführer übergeben hatte und der dieselben im Busen mitgebracht hat. Hier reicht er dieselben ihr hin, sie schleudert sie in den Reigen und alles stürzt sich darauf los, um ihrer habhaft zu werden.

Jetzt wird aus dem Hause ein männliches Kind gebracht. Die Braut nimmt es entgegen, küsst es von allen Seiten ab, beschenkt es mit einem Hemdchen oder Strümpfchen, und reicht es dann wieder derjenigen Person, die es herausgebracht hatte.

Nachher wird ein Sieb mit Frucht gebracht. Die Braut nimmt es, siebt die Frucht ein wenig durch und bewirft damit das Haus. Die Hochzeitler fangen das Sieb ab und zerreissen es in Stücke.

Betritt die Braut das erstemal das Haus, gibt man ihr unter die Achseln zwei Laib Brot und in jede Hand einen Krug Wein — damit sie auf diese Weise mit allem reichlich versehen ihren Einzug in ihr neues Heim halte.

Die Schwiegereltern erwarten die Braut am Herde, beim Feuer sitzend. Die Schwiegermutter bindet ihr einen Gürtel um, führt sie

*) Oder ein anderer Name.

dreimal ums Feuer herum und lässt sie dann Glut ins Wasser werfen, damit Eintracht im Hause herrsche; hierauf schürt das Mädchen mit dem Haken ein wenig das Feuer und beschenkt die Schwiegereltern mit allerlei Gaben, als: Hemden, Strümpfen u. dgl.

31. Um zuerst einem Knaben das Leben zu schenken, packt die Braut in ihre Ausstattung weder Nadel noch Scheere.

Um nicht in den ersten Jahren gebären zu müssen, begibt sie sich noch vor der Ankunft der Gäste ans Wasser und wie viele Jahre sie kinderlos zu sein wünscht, so vielemale füllt sie ein Gefäss mit Wasser und leert es wieder aus.

Blickt sich die Braut beim Verlassen des väterlichen Hauses um, werden die Kinder ihren Verwandten ähnlich sehen.

Damit sich ihre Freundin ebenfalls je früher verheirate, schenkt sie, nachdem sie das Brautkleid angezogen, ihr früheres Kleid dieser Freundin mit den Worten:

Tritt in meine Fusstapfen!

Damit sie verständige und kluge Kinder gebäre und damit die Geburt eine leichte sei, löst sie vor dem Gange zur Trauung alle Knoten an ihrer Kleidung los.

Um keine Schmerzen beim Säugen des Kindes zu haben, verwehrt sie dem Manne am ersten Abend das Berühren ihrer Brust.

Um die Herrschaft über ihren Mann zu gewinnen, trachtet sie ihm während der Trauung auf den Fuss zu treten.

32. Am zweiten Tage findet die kirchliche Trauung statt, nach der Rückkehr aus der Kirche folgen Mahlzeit, Unterhaltung und Spiel bis in die Nacht.

Sowohl beim Abholen der Braut, als auch beim Gange zur Trauung reitet der Bräutigam zwischen den Gästen, ohne Steigbügel, wie denn ausser dem Sattel und dem Reiter keinerlei Last sich am Pferde befinden darf. Auch kein Bandzeug darf am Pferde angebracht werden.

33. Soll am Wege zur Kirche ein Wasser (oder eine Brücke) passiert werden, spricht die Braut:

»Gieng übers Wasser, wurde nicht nass; gebar ein Kind und fühlte es kaum.«

Sobald sie an das Haus des Bräutigams gelangt, trachtet sie unters Dach zu schauen, und wie viel Söhne sie zu haben wünscht, so viel Balken sucht sie mit dem Auge zu erfassen und spricht dabei:

»So viele Hausbalken ich gesehen, so viele Söhne mög' ich gebären!«

34. Wird ein Bursche mit einem Mädchen getraut, dann steckt ihm die Mutter einen Propf aus einem Fasse in den Gürtel, damit das erste Kind ein männliches sei.

35. Das Paar lässt sich mit einem Strauss Basilienkraut trauen und dieses wird nachher in einen Polster eingenäht.

36. Während der Mahlzeit nach der Trauung werden alle Hochzeitsgeschenke vorgewiesen. Dieses Amt übernimmt gewöhnlich derjenige der Hochzeitsgäste, der mit seinen Spässen am besten zu amüsieren versteht. Das Brautpaar wartet dem Beistand und dem Oberswat an der Spitze des Tisches auf. Der Vorweiser der Geschenke stellt sich abseits des Tisches, um dem Beistande und Oberswaten und allen übrigen Gästen ins Gesicht blicken zu können. Die Weiber bringen der Reihe nach die Geschenke herbei, der Vorweiser hebt alle stückweise in die Höhe, damit sie von allen Tischgästen betrachtet werden können, und hebt beiläufig folgendermassen an: »Von unserer holden Braut für den Beistand ein feingewebtes Hemd, glatt und fein, damit es ihn nicht kratze; man könnte es durch ein Ringlein hindurchziehen, wäre der Ring ein Ackerpflug, von zweien gezogen, von vieren geschlagen.«

Sobald der Vorweiser mit einem Stücke fertig, gibt er es einem andern Weibe des Hauses und dieses legt die Gabe dem Betreffenden aufs Knie.

Beim Vorweisen der Mädchengaben stellt er gleichzeitig auch den betreffenden hochzeitlichen Functionär vor. Zuerst wird das Geschenk des Beistandes, dann des Oberswaten u. s. w. vorgezeigt. Auch hier sucht der Vorweiser die Gäste zum Lachen zu bewegen. So spricht er beispielsweise, ein Geschenk vorweisend: »Hier unser erster Nachbar, Stefan, ein reicher Mann, hat sich auch mit einer reichen Gabe eingestellt, einem dicken Schwein, einem schwarzen Raben, sich zum Ruhm, den Hochzeitlern zur Ehre, dem Hausherrn zum Geschenk, Hochzeitler, Amen!« — »Amen! Amen!« stimmen alle Gäste ein.

Das wird »Amenate« genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jele oder bösen Geister im rumänischen Volksglauben.

Von **Lasar Saineanu.**

Der Mensch der Natur liebt stets in unmittelbare Berührung zu treten mit den Resten der Schöpfung. Weit davon entfernt, sich von den ihn umgebenden Gegenständen abzusondern, hat er seine eigenen, charakteristischen Eigenthümlichkeiten auf dieselben übertragen: Leben und Gefühl. Aus dieser animistischen Auffassung ausgehend, die ja so sehr in den unteren Volksschichten der Cultur vorherrscht, schafft sich der Mann des Volkes eine ganz und gar eingebildete Welt, die er mit den Schöpfungen seiner Phantasie bevölkert. Den Mittelpunkt dieses Pantheons bildet die Anbetung der Natur, sie vergötternd in ihren verschiedenen Offenbarungen: nicht mit der todten Natur monotheistischer Religionen, nicht mit der impotenten Natur der Philosophen, sondern mit der von Leben und Fühlen strotzenden Schöpfung, in der alles lebt und athmet, in der Thier und Pflanze in allem dem Menschen gleicht, in welcher Berg und Thal und Wald von Geistern, von Göttern und von Hexen bewohnt wird.

Diese pantheistischen Glaubens-Erscheinungen, aus alter Zeit stammend und tief in der Seele der Völker wurzelnd, kommen in mehrfacher, in Zeit und Ort leicht änderbarer Gestalt zum Vorschein, der Grund aber blieb infolge der menschlichen Abstammung derselbe. Sie bestanden und bestehen auch neben der officiellen Religion, welche diesen mit der Welt gleichalterigen Glauben stürzte und zerstörte, aber doch nicht im Stande war, ihn aus dem Herzen der Völker auszurotten.

Dem naiven Glauben der Menschheit aus der Kinderzeit konnten sie kein Ende machen, sowie ja die neue Religion auch den »schönen Wesen des Mythenreiches« neue Gestalten verlieh, und ihr Resultat ist der Zusammenstoss zweier feindlicher, in ihrem Grunde verschiedener Welten. Sowie die alten heidnischen Gottheiten für die Anhänger des neuen Glaubens böse Geister wurden, mit nur Schlechtes vollbringender Macht versehene Dämonen, ebenso nahmen die Luft- und Wassergeister von den guten und freundlichen, unschuldigen und scheuen Jungfrauen nur den bösen und grausamen Charakter, ihr feindliches Wesen (»Feinde der Menschen«, wie sich ein Zauberlied ausdrückt) an, die beinahe unbekannt sind im vorchristlichen Zeitalter, die im Gegensatz

zur reizenden Natur der Nymphen stehen, mit den Dryaden, Oreaden und Najaden, deren Tanz und Gesang die Luft, das Feld und die Berghöhen erfüllte.

Diese Wesen leben auch noch heute in der Phantasie des Volkes, freilich unter anderem Namen (der Kern hat nur eine andere Hülle bekommen), mit verneinendem Charakter an sich, als historische Überbleibsel oder in einer gründlichen religiösen Umänderung fort.

Die schädlichen und dämonischen Eigenschaften der Geister spiegeln sich besonders in den verschiedenen euphemistischen Benennungen ab, durch welche das Volk die Erinnerung an ihre traurigen Thaten überliefern wollte. Das Ziel ist wieder ein allgemein menschliches und steht im Zusammenhang mit dem Glauben an böse Geister.

»Der bedeutendste Theil der bestehenden Fehler auf der Welt stammt aus der schweigenden Voraussetzung her, dass die Weltordnung gleichförmig sein müsse mit unseren Ideen; wenn wir uns zwei gleichförmige Dinge vorstellen, so müssen diese beiden Dinge stets bei einander sein; wenn ein Ding an ein anderes zu denken uns bewegt, vorhergehend oder nachfolgend, muss dies zweite Ding in der Wirklichkeit dem ersten vorangehen oder ihm nachfolgen, und umgekehrt.« (Stuart Mill, Logique II. 230).

Das endlose Reich des Volksglaubens ist ein fortwährendes Zeugnis der Wahrheit. Ketzerei stammt gewöhnlich aus falscher Ideenpaarung. Die ganze Magie entspringt dem Fehler, dass eine eingebildete Idee für wirklich bestehend angesehen wird, wodurch eine Schar grundloser Verallgemeinerungen zustande kommt, rechte inductive Sophismen, in denen der Grund mit den zufälligen Voraussetzungen identificiert ist.

Die Handlung folgt gewöhnlich auf unsere Ideen: das Volk ist zu dem Glauben gelangt, dass unsere Gedanken gewisse Facta hervorrufen, gerade dann, wenn diese Facta nicht von uns abhängen. So glauben zu jeder Zeit und in jedem Lande primitive Menschen, dass es genügend sei, über irgend etwas zu reden, damit dasselbe auch in Wirklichkeit erscheine, dass wenn wir z. B. den Namen des Teufels aussprechen, derselbe sogleich vor uns erscheine. Daher kommt es, dass man die Vocativform des Namens böser Geister, die der schädlichen Geister, der traurigen Vorfälle vermeidet, und dieselbe durch Euphemismen ersetzt, die da zahlreich sind sowohl in den antiken als auch in den modernen Sprachen.

Kristof Nyrop hat eine interessante ethno-psychologische Monographie geschrieben über die sogenannte Kraft der Namen, mit den verschiedensten Idiomen entnommenen Beispielen dies illustrierend (Nyrop, Navnets Magt., En folkpsykologisk Studie. Kopenhagen 1887).

In den modernen Sprachen hat der unreine Geist, der Dämon, einen wahrhaft odiosen Namen, der bei sämmtlichen europäischen Völkern ausser durch zahlreiche Überbildungen durch verschiedene Umschreibungen und Beiwörter vertreten ist.

Bei den Franzosen: Le petit bonnet rouge, Georgeon, le grand Biquion (Bock), le vieux Jerôme le Melin, le vilain . . .; bei den Engländern: The old gentleman, the old Harrip, old Davy u. s. w.; bei den modernen Griechen: ὁ πλανήτης »der Herumschweifer, Vagabund«, ὁ καταραμένος »der Verfluchte«, ὁ ταγετοίος »jemand und jemand«, ἐκείνος ποῦ εἶναι ἔξω καὶ ζαχρυὶ, dem »fern sei er von unseren Wohnungen« entsprechend . . .

Ebenso umkrümmt man die Namen der Krankheiten und ersetzt sie durch unschuldige freundschaftliche Benennungen oder durch Kosenamen. So wie der Deutsche die Epilepsie »Brautmutter« nennt, ebenso bestimmt der Rumäne in weiter Umschreibung: andere und andere Krankheit und Siechthum (alte-alte, a-bóla, a-nevoe) . . . die Krankheiten, vor denen wir uns fürchten, zu sprechen.

Alle diese Umstände haben zu der Überzeugung geführt, dass bei dem rumänischen Volke die Benennungen der Luftgeister aus euphemistischer Absicht herrühren. Dies bezieht sich in allererster Reihe auf die allgemeine Benennung, auf Jele, über die wir einmal bemerkt haben, dass sie orientalischen Ursprunges sei. So wird auch die parallele Benennung Dînsele (sie selbst) von selbst beleuchtet, sowie auch die übrigen Kosenamen, wie: Frumoasele (die Schöne), Măestrele (Meister), Milostivele (Barmherzige), Puternicele (Mächtige), Sfintele (Heilige) u. s. w., deren Parallelen wir bei den Albanesen, bei den modernen, ja sogar auch bei den alten Griechen vorfinden, bei denen die Erinnyen und Furien zu Eumeniden, d. h. »wohlthuenden Gottheiten« werden . . .

Die Benennungen Vîntoase (Wirbelwind) und Soiman, sowie auch die auf diese bösen Geister bezüglichen allgemeinen Bemerkungen rechtfertigen, dass ihr Grundbegriff der jener Luftgeister ist, ein Begriff, um den sich Elemente verschiedenen Ursprunges gereiht haben.

Die Veränderungen der Luft und des Luftkreises sind thatsächlich mit grossen Veränderungen für die Menschen verbunden. Viele Krankheiten, welche unseren Körper treffen, rühren von solchen Umständen her, deren Grund in der Änderung der Luft liegt. Kein Wunder also, wenn das Volk die Luft und den Wind (die eng zusammenhängen) als für den Menschen schädliche Wesen personificiert hat. In der That ist der Glaube an manche böse Geister, die einen bösen Einfluss auf unseren Körper ausüben, einer der verbreitetsten des rumänischen

Volksglaubens. Die verschiedenen Namen (dies ist eben die Polyonymie der Mythologie), welche ihnen das Volk je nach den Gegenden verliehen hat, können als Beweis dafür gelten, wie grosse Bedeutung das rumänische Volk diesem Glauben beimisst.

Die verstreuten, demselben Stamme aber entsprossenen Zweige dieses Glaubens, von der Hülle zu lösen, mit der sie das Volk umgeben, sie einer vergleichenden Methode zu unterziehen, ihrem Ursprung nachgehend, sie auf eine gemeinschaftliche Quelle zurückzuführen, ist das Ziel der gegenwärtigen Studie.

I.

Wer sind die „Jelele"?

In meinem Werke »Türkische Elemente in der rumänischen Sprache« habe ich, über die Jelele berichtend, gesagt: »Jelele, böse Geister, die den Menschen paralysieren; von iele genommen, von Paralysis angegriffene Hand, Fuss oder ein anderer Körpertheil.« Über die Jelele erzählt das Volk auch das, dass es drei Schwestern gibt, die nachts unter der Dachtraufe weilen; wer da spät vorübergeht, setzt sich verschiedenen Krankheiten aus, denn diese speien ihn an. Auch den Dünger muss man meiden. (Vergl. Jonénu, Mica collecţiune de superstiţiile poporuluĭ român. Buzeu 1888; S. 60, 78, 79.) Nachts darf man Wasser vom Brunnen nicht holen, denn in seiner Nähe tanzen die Jele, und wer da Wasser schöpft, schöpft Jele. Wer auf der Reise zu einem Kreuzweg kommt, der gehe nicht über denselben hinweg, denn er wird bezaubert; auch soll man nicht in das auf den Weg gegossene Spülicht treten, denn man bekommt Fussweh. Dem Wirbelwind weicht das Volk im Glauben aus, dass darin Jelele tanzen. Die Benennung Dînsele, welche ihnen das Volk noch verliehen hat, ist das Resultat der Volksetymologie, derzufolge das Volk die »Herrinnen des Windes«, die Sylphiden des Wirbelwindes und die Rheumatismus verursachenden Geister identificiert hat, ihnen den Beinamen »iele« (sie) verleihend, »denn das Volk wagt nicht einmal ihren verhängnisvollen Namen auszusprechen, sondern bezeichnet sie nur mit dem Namen »iele« (sie), der auf diese Weise zum Hauptworte wird (Laurianu, Glossariu, S. 300). In der Bukowina und in Siebenbürgen ist noch Vîntoase (Sturmwind) der Name der Jele: türkisch iel = vent, souffle, aïr; enflure, tumeur, rheumatisme (Zenker, Dictionnaire turc-arabe-persan, S. 965).

Costinescu erklärt sich in seinem rumänisch-französischen Wörterbuch (I. S. 374) über diese Wesen also: »Jele sind nach dem Begriff des Volkes unsichtbare Frauen, Maide, die nachts auf den

Feldern tanzen. Der Ort, wo sie getanzt haben, wird gefährlich: er hat die Eigenschaft, dass er den Fuss desjenigen verunstaltet oder verhärtet, der auf ihn getreten ist. Von dunkler gefärbten Rasenstellen, wie solche auf Feldern vorkommen, sagt man, dass sie die Spuren ihrer Tänze seien. Nach anderen sind es drei Maide, die auch bei der Geburt zugegen sind.«

Die verstorbenen Laurianu und Maxim schreiben in ihrem Glossar (S. 300) über diese Wesen Folgendes: »Jele, unrichtig geschrieben für ele = malus genius, daemon, malae divae, rheumatismus, paralysia, furor, ist ein Dämon, böser Geist, eigentlich: böse Geister, Göttinnen, die dem Volksglauben gemäss die armen Sterblichen zu quälen lieben, die nicht einmal ihren verhängnisvollen Namen auszusprechen wagen, sondern sie nur durch das Pronomen ele (sie) bezeichnen, das in dieser Bedeutung zum Hauptworte wird. Die Jele schicken die schwersten Krankheiten den Menschen zu, Weibern und Männern; der von den Jele heimgesuchte Mensch wird paralytisch oder rasend, tobsüchtig; besonders leidet der von der Jele angegriffene Mensch an Nervenparalysis oder an heftigem Gliederrheumatismus; auch noch heute winkt der erfahrene, einfache Bürger mit den Augen und dem Kopfe, traurig blickend, den Weibern drohend. Dies beweist, dass viele Bauern lebhafte Kenntnis von den Jele haben, dass in der That die Jele es sind, welche diese bitteren und schmerzhaften Krankheiten verursachen.«

S. Fl. Marian, ein Jele-Zauberlied anführend, das er im Manuscript Saulescus gefunden, schliesst daran die Bemerkung: »Unter den Wörtern Jele und Dînsele der Bukowinaer und Moldauer Rumänen versteht man eine Art Rheumatismus, die sie ihrem Glauben nach nur dann bekommen, wenn sie in die Spuren einiger gar böser Geister getreten sind, die sie mit dem eigenthümlichen Worte Ele (sie) benennen, oder wenn sie dieselben bisweilen kränken.« (Mănunchiu din manuscrisele lui G. Saulescu in Analele Academieĭ române, seria II. tom. VII. secţ. II. p. 156.)

Der verstorbene Mangiuca in seiner über die Bedeutung der rumänischen Botanik handelnden Studie schreibt: »Dem rumänischen Volksglauben gemäss tropften Avrămeasa (Frau Avram) cărstineasa und odolean aus den Jele, aus den guten Geistern ... und die Geister weinen auch noch heute, dass diese Heilkräuter ihnen die Macht aus dieser Welt genommen haben. In einer Nacht machte sich ein Bursche aus der Szaszkaer Gegend zu ihrer Beobachtung auf und sah, wie da herankamen zinele (Geister), immer mehr Jele-Scharen,

alle in glänzend weissen Gewändern, in der Luft herumfliegend und über ihm einer Wolke gleich sich zusammenlaufend, dies Lied singend:*)

Gäb's nicht Avrameasa, Carstineasa und weisse Blüt',
Gäb's kein Weiberkreuz auf Erden,
Uns gehörte dann die ganze Welt!

In der Prahovaer Gegend sagt ein altes Weib, wenn jemand am Fusse eine Wunde hat, dass dies der Fluch der Jele sei und zaubert ihm etwas dagegen. Ist jemandem der Fuss erfroren und schmerzt er ihn, so sagt sie ihm ein Besprechungslied her und meint, er sei in eine böse Fusspur getreten; und wenn jemandem die Hände erfroren sind und schmerzen, so sagt sie ihm von ihnen, den Bösen, Zauberlieder her. Hebammen und Heilkünstler endlich lehren das Volk, man solle drei Knollen Knoblauch in der Tasche, Riemen und Gürtel am Leibe tragen, damit man von den Jele nicht geschädigt werden könne. Man soll auch Wurzeln von Odolean, Avrameasa, Cărtincasa bei sich tragen, denn dann können die măestrele (Meisterinnen) dem Menschen sich nicht nähern, von denen die lügnerischen Heilkünstlerinnen erzählen, dass sie die Worte haben singen gehört: »Wenn nicht wäre Avrameasa und Cărstineasa, uns gehörte die ganze Welt (Tocilescu, Revista III. 387).

Jipescu, in der Art des Bauern in derselben Gegend redend, sagt: »Von der schlechten Lebensweise bist du abgemagert, abgedörrt, zusammengefallen, bist krumm, buckelig geworden, hast den Muth verloren, die Mässigkeit und deinen Gang. Wie wenn dich Jele befallen hätten oder du vom Winde (devînt) herstammtest, wenn du trittst.« An einer anderen Stelle heisst es: »Bruder Folostina, was die Schicksalsbestimmer geschrieben haben, so geht es dir. Denn siehe, Mariska hat es nicht einmal geträumt und du hast es ja gehört, dass, wie sie in der Christnacht herauskam in die grosse Dunkelheit und wie sie da trat — wenn du mich niederschlägst, so weiss ich es nicht: wie? — kurz, sie setzte ihren Fuss in die Spuren der Jele und seither jammert sie, zieht das Bein nach sich, wie wenn ihr die Seite gebrochen wäre.« (Opincaru S. 67 und 157.)

Creanga sagt in seinem Märchen »Drei Mütter mit Schwiegertöchtern«: »Vor etwa 5 oder 6 Tagen wollte meine Mutter die Kälber in die Herde treiben und ein böser Wind gieng an ihr vorüber ... Die Jele schädigten ihr Mund und Füsse.«

In Dela Vranceas »Sultanica« (S. 49) heisst es: »Hörte dem Hörensagen nach, dass du retten möchtest das, was dir vor Verlust wert ist, wenn du die auf die Arbeit der Jele verlegen würdest. Nicht dass er es glaubte, noch weniger er es probierte; denn du kannst ihn

*) »Familia«, Jahrgang 1874. S. 524.

selbst bei Kopfverlust nicht zurückhalten, dass er sich nicht auch den bösen Geistern hingebe. In einer Dienstagnacht erblickte er einen Kreis um den Mond herum; wie ein Geist schlich er zur Kirche hin; heimgekehrt aber streute er Erde aus drei Gräbern auf sein Haupt, die ganze Nacht hindurch weinend, ohne dass er die Jele begegnet hätte. . .«

Bei Gane heisst es im »Sfîntul Andrei«: »Nun gut, er starb! . . . gieng von dannen, ohne dass er in einer heiligen Andreas-Nacht zu Neagus Hütte kam, wohin ihn die Sehnsucht nach der Maid Helene führte. und bei der Windmühle, weisst du, am unreinen Ort, stürzte sein Schlitten um, sein Ross gieng durch, ihn aber zogen die Jele in die Luft hinauf, so schnell und so hoch, dass er auf einmal todt in Neagus Hof herabfiel . . .«

In Alexandris »St. Andreas-Nacht« heisst es: »Siehe, siehe da! es kommt der Satan, durch grünes Licht hindurchbrechend auf sprühendem Blitze. Schatten, mit aufgelösten Haaren, Stafien, Kukuvejka, struppige Jele und hässliche Russalen folgen ihm wie eine Wolke. . .«

Im »Wojwoden Despot« spricht Moczok, als er den Spancsok beruhigen will, der in jedem Hauche, in jedem Rauschen Lapusneanus Schatten zu sehen wähnt, also:

»Schein ist's, Spancsok, mondsüchtig bist du, du fürchtest dich vor Gespenstern (strigoĭ), vor den Jele, vor Sturmwind, vor Stafien und vor dem Rauschen; und bist mit deinem träumerischen Sinne dahin gelangt, dass du dir aus Lapusneanu einen lauernden Geist gebildet hast!« . . .

Bolintinean sagt in seiner »Nacht auf dem Friedhof:

Giengen Hand in Hand zum Tanz die Jele,
Und sogleich ein Dunst umgab die Sterne.

Schliesslich sagt Densușanu in seiner »Negriada«, als Fat-Zefir Mos-Albu tröstet, der zwischen den Bergen als Haupt der Gesandtschaft den Radu Negru sucht: »Die Jele haben ihn geraubt! Hingeführt an den schrecklich schweren Ort, wie solchen auf ihrem Weg die heilige Sonne nicht findet, weder einen schöneren, noch schlechteren.« . . . Er weist ihn an, dass er »zwischen den Bergen den Palast der Jele suche, den Helden, der sich weit zwischen den Bergen befindet, in blutigem Thale. wo ein Thallabyrinth sich in dichten Wäldern hinzieht und die Thäler sich vereinigen und vermengen, so dass du kaum den Rückweg findest. Auf einer Bergspitze befindet sich der Garten der Jele, in den der Fuss keines Sterblichen dringt, denn ringsumher halten tausend und aber tausend Drachen und wilde Thiere Wache, und im Garten strahlt ein nicht einmal im Traume zu sehender Palast. Nichts öffnet seine mächtigen Pforten, ausser die einem Grase verliehene Kraft, das man

Gras der wilden Thiere nennt. Die schrecklichen Meisterinnen (mäestre) ergriffen Negru, trugen ihn von dannen und verbargen ihn. Die Meisterinnen nahmen dem Negru alle Kraft aus seinen Händen, Füssen, aus seinem Rücken, aus seiner Brust, aus seiner Kehle. Oben im Palaste schläft er wie ein schmerzloser Todter; bisweilen athmet er, aber nur langsam, unbemerkt. Wenn ihr nicht bald zu ihm hingelangt, so wird er zu Stein, wie so viele andere dort in Stein verwandelte Recken . . .« (Densuşanu, Negriada, S. 154—155, 129—130.)

II.

Die Rolle der Jelele in der Volksliteratur.

Der wahre Charakterzug der Jele kommt besonders in der Rolle zum Vorschein, welche sie in der Volksliteratur, in den Zauberliedern und Märchen spielen.

Wir beginnen mit den Zauberliedern, deren Anzahl genug gross ist; wir führen aber nur diejenigen an, welche bezüglich des Ursprunges dieser Wesen aufklärende Elemente enthalten.

Die folgenden, auf die Jele bezüglichen Zauberlieder stammen aus der Moldau.*)

»Ihr Meister-Jele, Feinde der Menschen, Herren der Winde, Herrinnen der Erde, die ihr in der Luft flattert, auf Gräsern kriecht, auf Wellen tretet! An fernen Ort gehet! . . . in den See, in das Schilf, in die Einöden — wo der Pfarrer nicht läutet — die Maid nicht tanzt! — Gehet in des Windes Maul, — stosset euch an der Erde Griff. — Kommet heraus aus der Hand, aus dem Körper, aus dem Bein — geht oben in einer Wolke zugrunde! — Gebet Gesundheit dem Menschen, denn feuriges Schwert schlägt euch!«

Ein aus dem Prahovaer Bezirk stammendes Zauberlied sagt dasselbe, nur heisst es nach den Worten »wo die Maid nicht tanzt«, noch:

»Gehet zum wüthenden Winde, wo die Lerche Burzelbäume schlagt!«

Nach der letzten Zeile aber steht:

»Denn Michael schlägt euch mit feurigem Schwerte« (Tocilescu, Revista III., S. 385).

Interessant ist die Übereinstimmung zwischen aus zwei verschiedenen, entfernten Ortschaften der Moldau und Walachei stammenden Zauberliedern. Das eine ist eben das einzige auf die Jele bezügliche, aus der Walachei bekannte Zauberlied; aus der Moldau indessen stammen mehrere.

*) Alexandri, Poesie poporale. S. 10; Lupascu, Heilmittel alter Weiber (Medicina babelor), Bukarest 1870. Nr. 32.

So führt der verstorbene Săulescu ein sehr wichtiges »Jele-Zauberlied« an, das also lautet:

»Dienstag nach Mînek, nach Sănek

— Auf allen Wegen schön fett; — auf halbem Wege siehe da, begegne ich Savatina, Magdalena, — mit ihnen Rusalina, — schön hergerichtet mit kleinen Stäbchen, — von rothem Gürtel umspannt; gehend, wie der Gedanke, — stark, wie der Wind, — die Erde nicht berührend, — zum ästigen Apfelbaum, — zum verästelten, knotigen Apfelbaum, — damit sie schön tanzen. — Da begegneten sie — die Florika auf dem Wege, — sie stürmten an sie heran, — das Haar auf ihrem Haupte verwirrten sie ihr, — das Gehirn in ihrem Kopfe verwirrten sie ihr, — ihr Mund ward stumm, — ihre Ohren taub, — ihre Hände gelähmt, — im Hechel gehechelt, — über den Zaun geschleudert, — liessen sie dieselben unbrauchbar dort. — Auf ihr Stöhnen und ihr Weinen hin beredet die Mutter des Herrn die bösen Geister, die unter den Namen Savatina, Margalina (oder Magdalina) und die Rusalina bekannten, — dass sie ihr das Haar lösen, ihren Mund in Ordnung bringen, Augen, Ohren öffnen, ihre Hände und ihre Glieder herstellen . . .«

Bezüglich seiner Elemente ist nicht minder wichtig auch das folgende Zauberlied, das in der Bukowina bekannt ist (Buciumul Român, Jahrg. III, S. 138; vgl. den von Berariu über die Dînsele in der »Aurora română« Jahrg. I, S. 57, Czernowitz erschienenen Aufsatz):

»N. machte sich heute Mittwoch auf den Weg; fett war er wie der Speck; roth wie der Krebs. Auf des Weges Mitte begegnete er die Doamnele, Domnițele und Jerodiecele, d. h. mit den Zinele und Jelele mit Pfeilschiessen und Räthseln sich unterhaltend mit den Dinselele; und sie beredeten ihn, er solle singen, tanzen, Steine zerreiben, Bäume brechen; er aber sang nicht, tanzte nicht, zerrieb keine Steine, brach keine Bäume. Als sie nun darüber erzürnten, ergriffen sie ihn bei den Haaren, hoben ihn gen Himmel, und als sie ihn dann zu Boden schlugen, erhielt er Spuren davon, sein Fleisch verdarb, seine Hände wurden gelähmt; die Adern seines Magens, seiner Milz, seines Herzens legten sie an den Weg und bestimmten ihm den Todestag. . . . Auf mein Weinen und auf meine Thränen hin sprach die Mutter des Herrn: Weine nicht, beachte es nicht, denn Mütterchen N. nimmt in die Hand 9 Zweige vom Süssapfelbaum, umbindet sie mit rothem Band, singt bei Wein, sie trinkt den Wein, sie wäscht sich dann, da hört jeder Schmerz und jedes Reissen auf; ihr Verstand kehrt zurück, ihre Adern lassen nach, ihr Fleisch wird weich; alles Reissen und Schädigen der De-Dinselele bindet sie mit rothem Gürtel und wirft es ins Feuer. Wirft es auf den Süssapfelbaum, bläst es durch den

Zaun, rührt es mit der Hand und wirft es in das Schwarze Meer, in das Meer der Meere, an die Wurzeln des Schilfes. Dort haben sie ihre Tische, ihre gefüllten Gläser, dort ist ihr Nachtmahl und Raststätte — und ihr Erdstall und ihre Ziege mit drei Zicklein; sie dringt in den Korb, ihren weichen Platz zertrümmert sie; und N., die krank war, wird rein und ebenso heil, wie sie des Herrn Mutter zur Welt gebracht hat. Und der Herr gibt weisse und schwarze Wolle, damit sie ihr zur Arznei diene aus meinem Liede und meinem Zauberspruche . . . .«

Von dem folgenden aus Régen (Siebenbürgen) stammenden Zauberliede theilen wir nur den Anfang mit, denn der übrige Theil stimmt mit dem vorhergehenden überein (Gaster, Chrest. roman. II. Bd., S. 341):

»In weisses Gewand kleidete er sich und machte sich auf den Weg; er begegnete dem grossen Irodia, der ihm die Kraft nahm....«

Alexander Pop theilt mir aus Naszód-Szt.-Györy folgende Zaubersprüche mit, die ich hier als Inedita vorführe. Den ersten dictierte ihm Panteleimon Láris Gattin, Nastasia, in der Ortschaft Selva (Naszód-Bistritzer Comitat), den zweiten copierte er aus Miherţas Sammlung; den dritten schrieb er nach dem Vorsprechen der Martha Tihoaie auf; den vierten hörte er vom Mütterchen Maria in Szent-György. Wir geben diese Sprüche mit allen ihren Eigenthümlichkeiten wieder.

(Schluss folgt.)

Das Fest der Helva-Vertheilung in Ada-Kale.

Von **Ignaz Kúnos.**

Als noch der Halbmond des türkischen Reiches auch über Belgrad hinausstrahlte, als noch auf beiden Ufern der Donau türkische Burgen sich gen Himmel erhoben, von jener Zeit an beginnt die Bedeutung der kleinen Inselburg, die wir unter dem Namen Ada-Kale (Inselburg) kennen. Ihre Geschichte vor der Türkenzeit ist bekannt. Leopold I. liess sie zu einer Donaufestung erbauen, und Neu-Orsova war ihr Name bis zu ihrer Einnahme durch die Türken. Es war eine kleine, unbewohnte Insel der Donau, aus der die türkischen Eroberer ein Festungsgefängnis machten. Nirgends hatte damals der Türke eine so bunte Völkerschar beisammen, als hier im Berührungspunkt der serbischen, ungarischen, rumänischen und bulgarischen Gebiete. Serben, Rumänen und Bulgaren waren seine Raja, die Magyaren seine halb und halb Unterworfenen; zwischen diese kam noch eine grosse Schar Tataren, die aus Mittelasien her verschlagen wurden. Hier liessen sie sich dann am Laufe der Donau nieder, vermischten sich mit den Bewohnern der Flussgelände und bildeten jene mahomedanische Kette, die, bei Belgrad und dem gegenüberliegenden Semlin beginnend, sich über Orsova bis in die Dobrudscha hinzog. Dieser Kette war Ada-Kale der Wachtpunkt. Hier rasteten vor dem Kampf die Scharen des Padischah und hieher kehrten sie nach dem Kriege zur Ruhe zurück. Anfangs waren hier nur Soldaten, zu Gefängnis verurtheilte Spahi und Erhebung beginnende Janitscharen. Als aber das grosse Heer sich zurückgezogen und das Kriegsbanner der Türken eine andere Richtung nahm, blieb ein Theil dort am Laufe der Donau, liess sich nieder und gründete ein kleines türkisches Gebiet. Ein Sprachgebiet bildeten beide Ufer der Donau, eine besondere Race, die sich in Antlitz und Sprache von den Türken in Stambul, aber auch von den asiatischen Tataren unterschied. Eigentlich das Gemisch beider, verschmolzen sie die Bewohner am Donaulaufe in sich und gründeten eine besondere Nationalität, ein besonderes ethnographisches Gebiet. Aus diesem Mischvolke bestand der grösste Theil des Tuna-Vilajets, und es ist noch nicht gar zu lange her, dass sie dem Untergange sich näherten. Von Temesvár bis Belgrad, von Belgrad bis Orsova, von da weiter bis Lompalanka schmolz immer mehr ihre Zahl, schwand immer mehr der Islam. Nur

diese eine Insel blieb zurück, das türkische Ada-Kale. Minarete stürzte die Zeit, Reiche zerstörte das Jahrhundert, aber der Bevölkerung der Insel widerfuhr kein Schaden. Diese kleine Perle der fruchtbaren Donaugegend, der die Natur ihre reichen Gaben so verschwenderisch verliehen und die zur zweiten Heimat geworden den aus fernen Ländern her verschlagenen fremden Moslimen, konnte nicht gerade leicht wieder unbewohnt werden. Einerseits war die Insel von Bergen verdeckt, andererseits schützten sie die Wellen der Donau. Ihre Bewohner konnten sich in eine stark vertheidigte Burg zurückziehen, deren nahe gelegener Schlüssel im herrlichen Demir-Thor verborgen lag. Von serbischem Gebiete flüchteten sie sich vor den Serben, von rumänischem vor den Rumänen, auf der kleinen Insel allein hatten sie sicheres Verweilen; den kleinen Thurm ihrer Moschee verdeckten die mächtigen Bäume ihrer Obstgärten und den zum Gebet einladenden Ruf der Muezzin machten die gewaltigen Wogen der Donau stumm. Also blieb die Insel unbekannt, unbeschädigt. Nur zur Reactionszeit der Balkanvölker entdeckte sie wieder die nach Eroberungen strebende Aspiration der kleinen Nationalitäten. Zuerst liessen die Serben ihre Blicke auf sie fallen, und nun drohte der Insel die Gefahr, dass ihre friedlichen Bewohner auswandern. Sie wären auch bis auf den letzten Mann ausgewandert, wenn auch nur ein Fremder Fuss fasste unter ihnen. Das tactvolle Vorgehen der Regierung zu Stambul beseitigte die Gefahr und übertrug die Vertheidigung der österreichisch-ungarischen Monarchie, die Bewohner aber behielt sie als ihre Unterthanen bei. Also ward Ada-Kale die Niemandsinsel des Balkangebietes. Sie gehört niemandem, denn mehrere erheben ein Recht auf sie und ihre armen, mahomedanischen Bewohner wissen nicht einmal das, wem sie eigentlich die Unterthanentreue zu halten verpflichtet sind. Steuer zahlen sie der ungarischen Regierung — nicht und Zoll behebt von ihnen der türkische Sultan — nicht. In der Burg marschieren österreichisch-ungarische Soldaten und zu ihrer Vertheidigung ist ein türkischer Jüz-Baschi hingeordnet. Einerseits spricht ihnen der Gerichtshof zu Orsova Recht, andererseits richtet unter ihnen der Müdir-Efendi. Bisweilen mischt sich der ungarische Vicegespan in ihre Angelegenheiten, bisweilen der gute Philoksenides Efendi, ihr türkischer Consul. Kein Wunder also, wenn sie unter so vielen grossen Herrn nicht wissen, wem sie eigentlich dienen sollen und aus ihnen, unter dem Schutze gekrönter Häupter, eine kleine Republik geworden ist. Geschützt sind sie von allen Seiten, stärker als durch Festungen, mächtiger als durch Gefühl. Ihre Religion schützt sie und die aus drei Reihen und aus elf Basteien bestehende Steinmauer, unter deren gedeckten Gängen sie seit Jahrhunderten friedlich hausen. Ihre Geschichte, ihre sprachlichen und ethnographischen

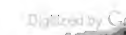
Eigenthümlichkeiten wollen wir bei einer anderen Gelegenheit behandeln.*) Hier wollen wir vorläufig nur einige ihrer Gebräuche bekannt machen, die meines Wissens im übrigen Türkenthum nicht gebräuchlich sind und deren Ursprung vielleicht bis nach Asien zurückreicht. Sind ja doch Ada-Kales Bewohner die Überreste jener aus Asien zusammengewürfelten Tataren, welche die eroberungslustigen Sultane aus Asiens Steppen hergebracht und die nach dem Verrauschen der Kämpfe hier am Laufe der Donau zurückgeblieben. Um Silistria herum spricht man auch noch heute tatarisch, in der Umgebung von Belgrad aber, wo sich viel slavisches Element unter sie gemischt hat, erfuhr ihre Sprache einige Umänderung. In tatarischer Satzbildung setzten sich slavisch klingende Wörter fest und ein besonderer Dialect entstand, der in der Ada-Kaleer Sprachweise zum reinsten Ausdrucke gelangte. Dieser Dialect ist besonders deshalb der Aufzeichnung wert, als sich in reinen Volksdichtungsschätzen hie und da ungarische Bezüge finden lassen, weil eben dies der Dialect war, welchen auch ungarländische Türken sprachen. Diese Sprache war auch einst von Einfluss auf die magyarische und diese Sprache erklang einst in den Strassen Ofens, in den Bazaren zu Temesvár. In dieser Sprache erklingt auch ihre Volksdichtung und diese Sprache ist die Dolmetscherin vieler solcher Volksgebräuche, deren Ursprung oder Analogien wir vergeblich im inneren Leben der benachbarten Völker suchen.

Zu solchen Gebräuchen gehört auch das Ada-Kaleer Fest der Helva-Vertheilung. Helva nennt man ein rundes, kleines, süsses Gebäck, das aus Mehl, mit Zucker oder Honig vermengt, bereitet wird. Das Gebäck wird rund geformt und in heisser, süsser Sauce, gewöhnlich in Honig, roth gebacken. Es sind dies nussgrosse Krapfen. Besonders zur Winterszeit wird dies Gebäck von den türkischen Hausfrauen bereitet und Helva-Abend (helva gedschesi) wird das nur aus Helva bestehende grosse Nachtmahl, auch türkischer Jour, genannt, zu dem alle Nachbarn geladen sind. Doch nicht alle auf einmal, sondern abgesondert die Weiber und abgesondert die Männer. Wie jedes Gastmahl so eröffnet auch das Helva-Nachtmahl der Kaffee und nur dann kommen die mit rosenduftigen Helvakuchen bedeckten Schüsseln an die Reihe, denn Rosenwasser wird auf dieselben gegossen, damit sie selbst mit ihrem Duft Appetit erregen. Helva ist besonders die Lieblingsspeise der Weiber. Vor der Helva kommt Kaffee und nachher wieder Kaffee und nun beginnt an den Helva-Abenden die lange, wechselvolle Reihe der Unterhaltungen mit Gesang und Tanz, denen eben nur die Morgendämmerung ein Ende macht. Aber

*) Siehe meine Abhandlungen »Ada-Kale und sein Volk«. Ungarische Revue, XIV. Jahrgang.

nicht von diesem Helva-Feste will ich bei dieser Gelegenheit berichten, sondern von dem zu Ada-Kale, das in seiner Art so eigenthümlich ist und in seiner Art einen so isolierten Gebrauch vertritt, dass es eben in erster Reihe den Ethnographen interessieren muss. Umso eigenthümlicher ist dieser Gebrauch, weil sich ihm eine ganze, kleine Gedichtsammlung als Begleitung anschliesst. Das Helva-Fest fliesst nämlich in Begleitung von Liedern von kleinen, aus drei Zeilen bestehenden Versen ab. Alle beziehen sich auf das Fest der Helva-Vertheilung und auf die Helva, und wenn auch zwischen den einzelnen Versabschnitten bisweilen keine Verbindung besteht, so spiegelt doch das Ganze den Verlauf des Festes ab. Die Lieder werden nach gewohnter Melodie gesungen, so wie man die volksliederartigen Mani (Gedankenverse, Sinngedichte) zu singen pflegt. Aus wenigstens achtzig dergleichen Versabschnitten besteht der ganze Cyklus, hie und da aber wird er abgekürzt oder auch erweitert. Das Fest selbst fusst auf der Gastfreundschaft, auf der guten Freundschaft und auf aufrichtigem Einverständnis der Nachbarsleute. Als wäre die ganze Insel eine Familie und das ungefähr aus fünfhundert Seelen bestehende Mahomedanerthum der Insel Kinder einer Mutter. Der Reiche verachtet nicht den Armen, der Obdachlose fühlt sich nicht fremd im Heime der Reichen. Sie halten sozusagen für ihren Vater den Fasli-Aga, den reichsten Bewohner der Insel, und selbst ihrem christlichen Consul erweisen sie die ihm gebürende Achtung. Sie sind zuvorkommend und anständig, friedlicher Natur und ehrlich. Ihr Gemüth spiegelt sich am besten im Feste der Helva-Vertheilung ab und deshalb wollen wir über dasselbe eingehender berichten und in Verbindung damit auch ihre Volkspoesie charakterisieren.

Der Verlauf des Festes ist der folgende: Die männlichen Bewohner der Insel versammeln sich und beschliessen, einen ihrer Freunde mit einer grossen Schüssel voll Helva zu beehren. Sie machen den Anfang mit demjenigen, den sie am meisten achten. Helva wird nun auf gemeinschaftliche Kosten bereitet oder übernimmt einer allein die Herstellung, worauf dann soviel gebacken wird, dass sich davon die ganze Gesellschaft sättigen kann. Ungefähr zwanzig, dreissig Männer versammeln sich zu diesem Zwecke und bestimmen untereinander die Reihenfolge, in welcher sie die Helva-Vertheilung untereinander abhalten werden. Denn die Vertheilung geht in einer gewissen Reihenfolge vor sich und heute wird damit der eine, morgen der andere beehrt. Die Feierlichkeit beginnt gewöhnlich gegen Abend, wenn die Sonne im Untergehen begriffen ist. Sie versammeln sich in einem Hause, gewöhnlich dort, wo die Helva bereitet wird; die grosse Schüssel wird dann hervorgenommen und mit einem rothen Schleier



und grünen Bändern bedeckt; rothe Farbe wird deshalb gebraucht, damit die Weiber nicht etwa nach der Speise geizen und dies ihnen schade, die grüne aber deshalb, weil dies die heilige Farbe ist. Auf die Mitte der mit Helva gefüllten Schüssel wird eine Kerze gestellt und sobald der Zug auf die Gasse gelangt, wird dieselbe angezündet und sie gehen dann weiter. Mit Gesang gehen sie in das Haus desjenigen, der bewirtet werden soll, und es beginnt der Liedercyklus, der den Namen Helva topu getschidi (Helva-Knödel-Gang) führt. Diese Verse, wie schon erwähnt, bestehen aus je drei Zeilen und haben in jeder acht Wortsilben, die sich auf zwei rythmische Theile vertheilen. Die Reime haben die Formel aaa. Hie und da ist auch von Alliteration eine Spur, wie z. B. auch im ersten Verse:

»Besmelejle baschlajalym,
haschlamajy haschlajalym.«*)

Oder:

»Ürnegimi gerdim durdum,
tschischanemi kurdum durdum,
ben arkamy topa vurdum.«

Der erste Theil des Cyclus besteht aus 29 Versabschnitten mit möglichst buntem Inhalte. Die erste Zeile ist sogenannte szatschma oder zusammenhanglose Rede und nur die letzte erklingt über die Helva. Sie beginnen den Gesang also:

»Lasst beginnen uns mit Beten,
Und fortsetzen mit Lustbarkeit,
Und mit Süssigkeit vollenden.«

Ein zweiter beginnt dann den Gesang und spricht vom Winde, der ihm die Kraft aus Hand und Fuss genommen, und von Schiffen, deren Segel er geschwellt. Dann beginnt er das Lob der Helva:

»Abend ward es, dunkel ward es,
Rundet sich mein Teig, der runde,
Und aufgieng die Rosenknospe.«

Ein dritter, als ob er nur das Gesagte wiederholen wollte, antwortet auf den ersten Vers also:

»Komme Abend, dunkel werd' es,
Runde dich, mein Teig, du runder,
Und aufspring' die Rosenknopse!«

Gleichsam um den Helva-Zug anzueifern, damit er die Schritte beschleunige, beginnt gar bald der eine zu singen, sie mögen sich mit dem Teige beeilen und im Hause der Bewirteten ein Amin sprechen, denn:

»Ohne Frucht ist kein Granatbaum,
Ohne Ros' kein Rosensträuchlein,
Helva gibt's nicht ohne Ahmed.«

*) Was die Orthographie betrifft, so habe ich mit Rücksicht auf Schwierigkeiten im Drucke die deutsche gebraucht; y bedeutet das tieftönige ï.

Ahmed heisst nämlich jener gute Aga, zu dem sie bei dieser Gelegenheit Helva tragen. Je mehr sie sich seinem Hause nähern, desto lustiger klingt die Weise, desto mehr Witz wird untermischt. So singt z. B. einer von der Helva:

»Diese Helva geht in Stiefeln,
Bei der Jagd steigt sie zu Rosse,
Werter als das Gold im Kothe.«

Ein anderer wieder, der verliebte Blicke der Schüssel zuwirft, reizt also den Appetit des Gefährten:

»Helva hat nicht ihresgleichen
Auf die Welt kam wohl nichts Süss'res,
Wollust geht durch Leib und Seel' mir!«

Und wie wenn nun der Chor anstimmen würde, geht das Lied in Gebet und heiliges Gelübde über:

»Ja, wir schwören auf das Veilchen,
Auf die Einheit wahren Gottes,
Auf die Blindheit uns'rer Feinde!«

Und dabei strömt das Lob der Helva; miteinander, mit der Schüssel und demjenigen, der bewirtet werden soll, treiben sie Spass, bis sie eben in die Nähe seines Hauses gelangen. Dies ist der erste Theil, die Einleitung des Festes.

Der zweite Theil des Festes nimmt dann seinen Anfang, wenn sie sich dem Hause des zu Bewirtenden nähern. Bis dahin haben nur die Männer gesungen, nun beginnen auch die Kinder. Sie schleichen sich an den Zug heran und bringen die hinter die Zäune sich bergenden Weiber durch allerlei sinnlose Reden zum Lachen. Sie singen allerlei durcheinander; zwischen den einzelnen Zeilen der hergesungenen Lieder gibt es kaum einen Zusammenhang, bloss die letzte Zeile klingt über die Helva, der gemeinsamen Sehnsucht der Abende. Die Reime sind meistens schwach. Einer ruft:

»Schifflein dort von unten kommet,
Ferman nur dem Pascha frommet!«
Helva rund, zum Springen kommet!«

Die anderen schreien nur »Hoch!« (tschok jascha) und ermuthigt durch den grossen Erfolg, vielleicht auch dadurch, dass das Haus des Wirtes nicht mehr weit, beginnt nun auch ein zweiter. Aus vollem Halse kreischt er, die Hände an seine Ohren schmiegend:

»Uns're Helva, ach! beginnt zu weinen,
Findet ja zum Herren — keinen.
Und ihr Honigherz zerspringt vor Greinen!«

Nun sind sie schon in die Nähe des Hauses des Ahmed-Aga gerückt, und wie sie zum Zaun seines Gartens gelangen, stellen sie sich in Reih' und Glied, heben die Helva etwas empor und rufen dem Wirte den Vers gleichsam als Segensspruch zu:

»Nicht verwelk' dein Rosengarten,
Gram soll nie dein Herze warten,
Iss stets Helva guter Arten.«

Mit Schluss des Liedes erreichen sie auch das Hausthor. Der Zug bleibt vor dem Hause stehen und der Besitzer der stärksten Kehle beginnt zu schreien, damit ihn da drinnen der Aga höre. Der Hauswirt weiss es zwar, und wenn er eben nicht taub, so hört er auch, dass das Lied ihm gilt, aber stellt sich, als ob er davon keine Kenntnis hätte. Das Lied ertönt in seinem Thore:

»Sieh, sein Haus ist gar nicht weit,
Drinnen seine Seligkeit,
Helva steht für ihn bereit!«

Sie ergreifen nun die mit Helva gefüllte Schüssel und stellen sie hinter das Thor; und nun singen sie abermals Lieder, und zwar so, als ob sie in denselben die Geschichte ihres Herkommens erzählen wollten. Von weiter Reise kommen sie auf die Insel, haben auf dem Meere einen langen Weg zurückgelegt:

»Aus Ägypten kommt das Schifflein,
Segeln hat's aus schlechtem Linnen,
Uns're Helva ist aus Rosen!«

Sie singen abermals so viel des Unsinnes, dass endlich der drinnen sitzende Aga es satt bekommt und Vorbereitung trifft, um Lebenszeichen von sich zu geben. Anklopfen dürfen seine Gäste nicht, sondern müssen so lange singen, bis man es da drinnen satt bekommt. Nicht eben selten geschieht es aber, besonders wenn der Spassversteher der Aga ist und wenn sie Regen überrascht, dass man die Helvabringer stundenlang warten lässt. Die Rückkehr dürfen sie nicht antreten, denn dies schickt sich nicht; nach der Helva dürfen sie auch nicht greifen. Die Armen müssen also so lange singen, bis sich die Thüre öffnet. Dass diese Poesie nicht gerade herzerhebend ist, die sich in solchen erzwungenen Improvisationen offenbart, dafür als Beispiel die folgenden Verszeilen:

»Auf das Schiff hin gehn getrost wir,
Zucker in die Helva thun wir,
Aufgepasst, es kommt der Aga!«

Die mit der Helva draussen harrende Schar kann sich höchstens so rächen, dass sie die schlechtesten der schlechten Verse improvisiert,

sobald sie aber wahrnimmt, dass sich Schritte dem Thore nähern, da stellt sie sich in Reih' und Glied und einer beginnt:

»Thor, o Thor, nun öffne dich rasch,
Drinnen Marmor, draussen Unkraut.
Helva ist da, hörst du, Thor, es.«

Der Aga öffnet nun wirklich die Pforte, um die Ehrenbezeugungen seiner Gäste in Empfang zu nehmen. Nun aber ist die Reihe an diesen, Spass zu treiben, und als ob sie den in aller Achtung erschienenen Aga nicht erkennen würden, schreien sie ihn an:

»Weich' aus, Mensch du, meiner Helva,
Zucker ist sie drinnen, aussen,
Und am süss'sten ist sie unten!«

Unter Spass und neckischen Bewegungen geschieht dann die Überreichung. Wenn der Hauswirt die Speise übernommen hat, beginnt der Segensspruch, indem einer mit ernster Miene singt:

»Grosse Arbeit ist beendet,
Schwer schon ward sie meinen Armen.
Nimm die Helva, sei gesegnet,
Segen strömt von ihr auf dich hin!«

Nun treten alle ein und nehmen im Hofe Platz. Ist das Wetter schön, so bleiben sie da, kauern sich auf die Erde nieder; ist das Wetter aber ungeeignet dazu, so nehmen sie auf dem Corridor Platz. Die Häuser in Ada-Kale sind übrigens so gebaut, dass am Fusse der ins Stockwerk führenden Stiegen ein freier Platz ist, das sogenannte Treppenhaus (kovuk), wo man zur Sommerszeit das Mittagsmahl einzunehmen pflegt. Haben sich alle niedergelassen, so nimmt auch der Aga unter ihnen Platz und muss vor ihnen von der Helva zehren. Der Aga isst und nach jeder verzehrten Helva wird je ein Lied gesungen. Mancher hat unter ihnen einen so guten Magen, dass früher der Liedervorrath ein Ende nimmt als die Helva. Dies Füttern ist der komischeste Theil des ganzen Festes. Sie bilden einen Kreis, in dessen Mitte der Aga sitzt; dann stellen sie vor ihn hin die grosse, mit Helva gefüllte Schüssel und singen sozusagen die einzelnen Helvastücke in ihn hinein. Mit schrecklichen Versen würzen sie dem Armen jeden Bissen. Nach der ersten hinabgeschluckten Helva beginnen sie:

»Weit schon uns'res Wirtes Augen,
Spricht zusammen Kraut und Rüben,
Hat geschluckt die erste Helva.«

Bisweilen wird er auch geneckt, seine Familienverhältnisse berührt, jedoch werden dabei nie die Grenzen des Anstandes überschritten. In

meiner Sammlung, die zum grössten Theile von meinem Freunde Fehmi Efendi herstammt, neckt man den Hauswirt bei der zweiten Helva also:

»Hausherrn Tochter, ja, die gröss're.
Ja, die schön're und die bess're,
Hat verschlungen schon die zweite.«

Der Hausherr muss freilich zu diesen Reimereien ein ernstes Gesicht machen, denn bei dieser Gelegenheit ist er der Gast. Er muss es zu Ende hören, was ihm da in die Ohren geschrien wird:

»O, wie schlimm ist Ahmeds Magen.
Schlingt und schnauft auch gar gewaltig
Schon die dritte ist verschwunden!«

Im folgenden Verse, den wer immer hersagen kann, der im Improvisieren geschickt ist, heisst es:

»Sich verdunkelt Mondesscheibe.
Gallig wird des Wirtes Magen,
Hat verzehrt ja schon die vierte!«

Der Vers wird am besten belacht, der am naivsten ausfällt. Hat jemand ein Anliegen dem Hausherrn mitzutheilen, so kleidet er es in Reime, denn nur so ist es schicklich. So z. B. beim Verzehren der fünften Helva singt man:

»Brachten her nicht süsse Äpfel,
Sahen auch kein freibar Mädchen;
Schluckt zum fünftenmal die Helva!«

Mit dem Apfel wird darauf angespielt, dass sie bei dieser Gelegenheit nicht deshalb gekommen sind, um eine Maid zu freien. Vielleicht hat aber der eine oder der andere gerade diese Absicht, die er in obige Verse kleidet. Der Apfel ist das Symbol des Freiens, und nimmt man einen Apfel in Empfang, den ein Bursche in das Haus einer Maid schickt, so bedeutet dies, dass der Sender gerne empfangen wird.

Hat sich der Hauswirt mit Helva gesättigt, so erhebt er sich von seinem Platze und führt seine Gäste in seine Wohnung, in das Selamlik oder in den Empfangsaal der Männer. Inzwischen wird noch gesungen, und während die Männer oben in der Stube des Hausherrn Platz nehmen, bleiben die Kinder im Hofe und singen dreizeilige Lieder, die dem Inhalt und der Form nach mit den vorhergehenden übereinstimmen:

»Nachtigallen liebt die Rose.
Nachbar isst der Helva Honig:
Ja, wir spüren die Geschenke!«

Die Kleinen haben eben Aussicht auf Geschenke und zielen in ihren Versen bald auf diese, bald auf Helva hin. Auch sie haben ja theilgenommen an der Arbeit und da rühmt sich denn der eine:

»Auf den Teig wir Kerzen stellten,
In die Mitte Mehl wir legten,
Färb'ge Tücher wir drauf deckten!«

Inzwischen beginnt oben das Verzehren der Helva, und während die Schüsseln geleert werden, die bei dieser Gelegenheit aus der Küche des Hauswirtes stammen, singen die im Hofe Befindlichen ununterbrochen ihre Lieder. Sie wissen wohl, dass dort oben jetzt Helva gezehrt wird und streben durch ihre Lieder es zu bewirken, dass man ihrer ja nicht vergesse. Sie beginnen denn wieder:

»Helva-Backwerk ist erschienen,
Farbe und Geschmack gelungen,
Hungrig ward, wer es gesehen!«

Sie singen so lange, bis man ihnen auch Helva zutheilt. Bisweilen lässt man sie recht lange warten, besonders wenn auch die Helva-Bringer vor dem Thore haben lange warten müssen; eine Zeitlang aber harren sie geduldig und sind gar anständig. Auch sie wünschen dem Aga alles Gute und singen auch einen Helva-Segen:

»Nimm glückselig du die Helva,
Und bezahl's mit gröss'rem Haufen,
Und mit Gasterei bedeck' es!«

Wenn es aber zu lange dauert, so verlieren sie die Geduld und apostrophieren nicht nur den Hausherrn, sondern auch seine Gäste. Sie singen den Gästen zu und ermuthigen den Aga:

»Fütt're du sie, dass sie wachsen,
Des Festgebers Haus auch achten,
Und gesättigt bersten sollen!«

Wenn nun ihr Wunsch kein Gehör findet, so murren sie auf den Hauswirt und machen ihn aufmerksam, dass sie auch zugegen sind, bisweilen auf feinere, bisweilen auf gröbere Art und Weise, wie ihnen eben ein Lied einfällt:

»Kamen her zu dir voll Sehnsucht,
Sperr' nicht auf dein Maul so hässlich,
Bring' heraus geschwind die Helva!«

Schliesslich erbarmt man sich der Unzufriedenen und schickt ihnen auch eine Schüssel voll Helva hinaus. Der Gesang verstummt, das Speisen beginnt.

Die Weiber kommen selbstverständlich während der ganzen Zeit nicht zum Vorschein, wird aber zufällig irgend eine vorbeihuschende

Weibergestalt erblickt, so wird sie damit geneckt, dass sie für eine »Schwiegermutter« und zwar für die Schwiegermutter des Hausherrn angesehen wird. Der Hauswirt wird nun mit trauriger Weise begrüsst und weinerlich erklingt das Lied:

»Schwiegermutter hat der Arme!
Wehe seinem Kopf, den Ohren!
Wehe seinem Mund und Augen,
Trüb erklingt nun unser Liedchen!«

Die improvisierten Lieder nehmen kein Ende, die eben bei dieser Gelegenheit gesungen werden. Nach dem Verzehren der Helva bietet der Hauswirt seinen Gästen Scherbet und Obst an, worauf Kaffee das Mahl beschliesst, das heute hier und morgen anderswo abgehalten wird. Denn das Fest der Helva-Vertheilung hält man der Reihe nach ab. Kommen sie in ein reicheres Haus, wie z. B. zu Fasli Aga, so bekommen sie auch Geschenke, je ein gesticktes oder färbiges Tuch und danken dann für die Bewirtung in Versen, die nun etwas zarter ausfallen.

Dies ist der Verlauf des Festes der Helva-Vertheilung, das, wie schon oben erwähnt, auf osmanischem Gebiete nur in Ada-Kale bekannt ist. Woher es auf diese Insel gelangt ist und welche Wanderungen es gemacht hat, darüber wollen wir bei einer anderen Gelegenheit berichten.

Rundschau.

Das Nationalmuseum in Agram.

Dem Gedanken der Gründung eines Nationalmuseums zu Agram verlieh zuerst im Jahre 1829 der verstorbene Ludwig Gaj bei der Gelegenheit Ausdruck, als er den Antrag stellte, es solle in Agram eine literarische Gesellschaft und aus dieser später ein Museum gegründet werden. Sein Antrag fand überall Wiederhall und die heimatsliebenden Bürger sammelten unverzüglich Alterthümer, naturhistorische Gegenstände und sandten sie der wissenschaftlichen Akademie, damit sie dieselben für das zu gründende Museum aufbewahre. Gaj selber aber, als er 1834 die politische Zeitschrift »Narodne Novine« und das belletristisch-literarische Blatt »Danica« herauszugeben begann, versäumte keine einzige Gelegenheit, besonders in der Zeitschrift »Danica«, bezüglich der Bedürfnisse des Nationalmuseums Propaganda zu machen; ja, was noch mehr, er stellte 1836 auf der croatisch-slavonischen Versammlung den Antrag, man solle eine gelehrte Gesellschaft gründen, die dann später, unter Mitwirkung aller Freunde der Nationalcultur, die grossillyrische Literatur und das Nationalmuseum zustande brächte. Den ersten Theil des Antrages nahm die Versammlung sogleich an und bezüglich des Museums wurde der Ankauf von Gegenständen beschlossen. In dieser Richtung wirkten nun ausser der Rechtsakademie auch mehrere andere Gesellschaften, so der nationale Leseverein (gegründet am 1. März 1838), die croatisch-slavonische landwirtschaftliche Gesellschaft (gegründet am 1. März 1841), die illyrische Matica (gegründet am 10. Februar 1842); auf diese Art wurden in kurzer Zeit so viele naturhistorische Gegenstände, so viele Bücher gesammelt, dass zu ihrer Aufbewahrung ein besonderes Gebäude sich als nothwendig erwies. Zu diesem Zwecke wurde 1846 der Palast des Grafen Dragutin Drašković gekauft und unter dem Namen »Narodni Dom« (Nationalheim) zu nationalen Zwecken umgeändert. Nur einen Theil des Gebäudes nahm damals das Museum in Anspruch, in den übrigen Theilen befanden sich die Räume des Lesevereines und der landwirtschaftlichen Gesellschaft; die Räumlichkeiten des Lesevereines bezog später die südslavische Akademie der Wissenschaften.

Im Anfange hatte das Museum drei Abtheilungen: eine Antiquitäten-, eine naturhistorische Abtheilung und eine Bibliothek. Der erste Custos war Dragutin Rakovac, Secretär der landwirtschaftlichen Gesellschaft, 1851 übernahm seine Stelle Mijo Sablar, ein begeisterter und gelehrter Sammler von naturhistorischen Gegenständen, Alterthümern und Büchern, der aber schon 1855 gezwungen war, seine Stelle an den Naturforscher und Secretär der landwirtschaftichen Gesellschaft, Ludwig Vukotinović, abzutreten. Nach dessen Ernennung zum

Obergespan blieb das Museum eine Zeitlang ohne Custos, bis am 1. April 1862 Major Mijo Sablar neuerdings diese Stelle einnahm. Nach seinem Tode wurde die Antiquitätensammlung und Bibliothek an Vatroslav Jagić, die naturhistorische aber Schlosser übertragen.

Inzwischen sah auch die Reichsversammlung die Nothwendigkeit der Lösung der Museumsfrage ein und unterbreitete schon 1861 höheren Ortes zur Bestätigung die Statuten, die 1866 genehmigt wurden und Gesetzeskraft erhielten. Diesen Statuten gemäss war das Museum der südslavischen Akademie untergeordnet und hatte zwei Hauptclassen: 1. die naturhistorische und Antiquitätenclasse, 2. die Bibliothek. Das Personal bestand aus einem Custos, der die Administration des ganzen Instituts leitete; ihm waren zwei Gehilfen zugetheilt (ein Naturforscher und ein Archäologe) und zwei Diener, für jede Classe je einer. Den Custos ernannte die südslavische Akademie mit königlicher Bestätigung, die Gehilfen jedoch ohne Bestätigung; die Diener nahm der Custos selbst auf. Auch die Besoldung des Personals setzte die südslavische Akademie fest. Der Custos bezog einen jährlichen Gehalt von 1400 fl., die Gehilfen je 900 fl. und die Diener je 300 fl., welche Besoldung sie aus der Regnicolarcassa behoben. Eben aus dieser Cassa erhielt das Museum jährlich 140 fl. Kanzleipauschale, 200 fl. zur Deckung kleinerer Bedürfnisse, 100 fl. für Beheizung und 100 fl. zur Vermehrung der Sammlung und für wissenschaftliche Reisen.

Die südslavische Akademie wählte in ihrer Sitzung vom 29. November 1867 den Gymnasialprofessor Simon Ljubić zum Assistenten der archäologischen Classe, zu dem der naturhistorischen aber den Spiridion Brusina. Ersterem wurde zugleich auch die Leitung des ganzen Museums übertragen. Bei dieser Gelegenheit siedelte das Museum aus dem »Nationalheim« in sein heutiges Gebäude über, das man zu diesem Zwecke errichtet hatte. Die Oberleitung behielt sich die südslavische Akademie vor, die zu diesem Zwecke aus ihrem Mitgliederkreise eine besondere Commission wählte, deren Mitglieder waren: Präses Franz Rački, Torbar und Matković. Für die innere Administration arbeitete die Akademie 1868 ein Statut aus, dessen Hauptpunkte auch heute noch Geltung haben.

In ihrer am 29. Juli 1870 abgehaltenen Sitzung ernannte die Akademie Georg Pilar zum zweiten Assistenten der naturhistorischen Abtheilung; der anthropologische, zoologische und botanische Theil wurde Brusina anvertraut. Pilar bekam den paläontologischen, geologischen und mineralogischen. Am 6. November wurde Ljubić zum Custos des Museums ernannt und in dieser Stelle am 16. December desselben Jahres bestätigt.

Die Abtheilungen des Museums, besonders die naturwissenschaftliche, vermehrten sich in kurzer Zeit dermassen, dass die beiden Classen nicht länger unter einem Dache bleiben konnten, weshalb im April 1872 die archäologische Abtheilung an ihren früheren Ort zurückverlegt wurde.

Im Sinne des Gesetzes vom 14. September 1878 wurde die Angelegenheit unmittelbar der croatischen Landesregierung unterstellt. Drei abgesonderte Classen wurden errichtet: die zoologische, mineralogische und archäologische.

Aufgabe des Museums ist es, ein immer mehr vollkommenes Bild der Archäologie und Fauna der dalmatinischen und croatisch-slavonischen Königreiche zu geben, und steht ausserdem im Dienste der Universität und der allgemeinen Bildung. Jede Abtheilung hat ihren eigenen Director, ihren Custos, Gehilfen und Diener, die zoologische auch einen Präparator. Die Professoren der Zoologie und Mineralogie an der Universität sind zugleich Directoren der betreffenden Abtheilungen des Museums, in welcher Eigenschaft jeder jährlich 300 fl. mehr an Gehalt bezieht. Der Director der archäologischen Abtheilung hat jährlich 1600 fl. Gehalt und 300 fl. Quartiergeld.

Der Gehalt der Custoden ist 1000 fl. und 200 fl. Quartiergeld, die Gehilfen haben jährlich 400 fl., die Diener 300 fl. und freie Wohnung. Der Präparator ist Staatsbeamter, mit jährlich 700 fl. Gehalt und 100 fl. Quartiergeld.

Den Director der archäologischen Abtheilung ernennt der König auf Anempfehlung des Banus, das übrige Personal aber der Banus auf Anempfehlung des Directors. Das Museum wird aus Regnicolarstiftungen, und wenn diese nicht hinreichen, auf Staatskosten erhalten. Jede Abtheilung erhält eine jährliche Dotation, die seit Jahren die folgende ist:

	Abtheilung		
	zoolog.	mineralog.	archäolog.
a) Büchereinkauf	1300	600	300 fl.
b) Apparate, Instrumente	500	500	—
c) Wissenschaftl. Untersuchungen, Einkauf von Antiquitäten und naturhistorischen Gegenständen	600	600	600 »
d) Hausbedarf	200	200	200 »
e) Verschiedene Auslagen	25	25	25 »
Zusammen . . .	2625	1925	1125 fl.

Ausserdem erhält die archäologische Abtheilung aus der Staatscassa für Ausgrabungen jährlich 1100 fl., behufs Herausgabe eines Kataloges 400 fl. Die gesammten Erhaltungskosten des Museums belaufen sich jährlich auf 15.989 fl.

Nebstbei ist das Museum seitens Privater und nahezu aller Obrigkeiten ausserordentlicher Unterstützungen und Gaben theilhaftig.

Rumänische naturwissenschaftliche Institute.

Das naturhistorische Museum zu Bukarest ist ein ergänzender Theil der Universität und theilt sich in fünf Classen. Den Gehalt des Personals der einzelnen Abtheilungen, die Dotation für Bücherkauf, Materialanschaffung, für Excursionen, Kanzleibedürfnisse u. s. w. weist folgende Tabelle aus:

I. Mineralogische und petrographische Abtheilung:

Auf sechs Monate (October 1895 bis März 1896):

Director, monatlich	100 Franken	600	Fr.
Arbeitsleiter, »	100 »	600	»
Diener, »	50 »	300	»
Kosten im Gebiete der Abtheilung		3000	»
	Zusammen	4500	Fr.

II. Geologische und paläontologische Abtheilung:

Director, monatlich	300 Franken Gehalt; jährlich	3600	Fr.
Arbeitsleiter, »	300 » » »	3600	»
Forscher, »	150 » » »	1800	»
Custos, »	80 » » »	960	»
Diener, »	50 » » »	600	»
Materialeinkauf		2000	»
Bücher und Publicationen, geologische Karten		4000	»
Aufnahme geologischer Karten		3000	»
Excursionen		1000	»
Kanzleipauschale		200	»
	Zusammen	20760	Fr.

III. Zoologische Abtheilung:

Director, monatlich	300 Franken	3600	Fr.
Präparator, »	225 »	2700	»
Custos, »	80 »	960	»
Diener, »	50 »	600	»
Materialbeschaffung		2000	»
Kanzleipauschale		100	»
	Zusammen	9960	Fr.

IV. Morphologische Abtheilung:

Director, monatlich	150 Franken	1800	Fr.
Präparator, »	300 »	3600	»
2 Diener » à	70 »	1680	»
Materialanschaffung		4500	»
Kanzleipauschale, Beleuchtung		500	»
	Zusammen	12080	Fr.

V. Physiologische Abtheilung:

Director, monatlich 300 Franken	3600 Fr.
Arbeitsleiter, » 300 »	3600 »
Präparator, » 250 »	3000 »
Assistent, » 200 »	2400 »
Custos, » 100 »	1200 »
2 Diener, » à 80 »	1920 »
Materialbeschaffung	8000 »
Bibliothek	1700 »
Beleuchtung, Kanzleipauschale	2000 »
Zusammen	27420 Fr.

VI. Botanische Abtheilung:

Director, monatlich 300 Franken	3600 Fr.
Assistent, » 225 »	2700 »
Custos und Bibliothekar, monatlich 225 Franken	2700 »
Präparator, monatlich 400 Franken	4800 »
Gärtner, » 200 »	2400 »
2 Gehilfen » à 100 »	2400 »
Thürsteher, » 80 »	960 »
6 Arbeiter, » à 70 »	5040 »
3 Diener, » » 80 »	2880 »
Gartenbaukosten, Ergänzung der Collection, des Materiales, sowie Bibliothek	16000 »
Für Excursionen der Facultät	1000 »
Zusammen	44480 Fr.

Bulgarische naturwissenschaftliche Institute.

An der bulgarischen Hauptschule bestehen mehrere Institute. Ihre Hauptaufgabe ist es, die Schüler vom Gelernten auch praktisch zu überzeugen. Deshalb aber können in den Instituten auch andere arbeiten, die sich mit speciellen Fragen befassen, soweit dies die Hilfsmittel, Zeit und Ort eben gestatten.

Die Institute stehen unter der Oberaufsicht des Universitätssenates, unmittelbar aber unter der des betreffenden, vom Senate gewählten Fachprofessors der Universität. Der Director ist dem Senat für die wissenschaftlichen Präparate und die einheitliche Leitung des Instituts verantwortlich; seine Pflicht ist es, für Werkzeuge und Mittel der Abtheilungsleiter zu sorgen und dieselben zu leiten. Dem Director stehen die Assistenten, die Präparatoren und im botanischen Institute die Gärtner zur Seite.

Assistenten können diejenigen werden, welche die Hochschule zu Sofia absolviert, musterhaftes Betragen und im Laufe ihrer Studien besondere Neigung zum Gegenstande gezeigt haben. Im Nothfalle werden auch solche, die ein anderes Institut absolviert haben, angestellt. Die zu Assistenten Ernannten geniessen während ihrer Dienstzeit dieselben Rechte wie die Professoren der Mittelschulen. Nach einem Dienstjahr kann sich der Assistent zur Mittelschullehrerprüfung



melden. Ihre Pflicht ist es, für Ordnung und Reinlichkeit zu sorgen, den Vorrath zu bewachen, Excursionen allein oder mit Schülern zu unternehmen, in ihrer freien Zeit specielle Aufgaben zu lösen oder im Auftrage des Professors im Verein mit den Schülern Experimente vorzunehmen.

An der Hochschule zu Sofia sind heute folgende naturwissenschaftliche Institute:

1. Das botanische Institut (Laboratorium, Cabinet und Sammlung) und botanischer Garten;

2. Zoologisches Institut (Laboratorium, Cabinet, zoologische und anthropologische Sammlung);

3. Mineralogisches und geologisches Institut (Laboratorium, Cabinet, mineralogische, petrographische, geologische und paläontologische Sammlung).

Im Jahre 1896 erhielten diese Institute folgende Unterstützung:

Botanischer Garten	20000	Fr.
Zoologische Sammlung	10000	»
Mineralogische, geologische Sammlung	30000	»

Ausgaben für das Personal:

Botanisches Cabinet	2500	Fr.
Zoologisches »	2000	»
Mineralogisches, geologisches Cabinet	2000	»

Die gesammte Unterstützung seitens der Hochschule betrug im Jahre 1896 100.000 Franken.

P. S. Pavlović.

Die ungarische ethnographische Gesellschaft.

Es gibt in Europa kaum noch einen Staat, der infolge seiner Nationalitäts-Verhältnisse ein so geeignetes Gebiet für folkloristische Forschungen bildet, wie eben Ungarn. Der vor tausend Jahren die neue Heimat gründende Stamm konnte nur mit den mit sich gerissenen oder seiner Spur nachfolgenden Verwandten, zum turanischen Zweige gehörenden kabar-chasarenschen, bulgarischen, petschenegenschen und kumanischen Stämmen sich verschmelzen; die deutschen (Zipser, Hienzen, Schwaben, Sachsen), slovakischen, ruthenischen, wendischen, serbischen, rumänischen Unterworfenen und die später angesiedelten Gastvölker aber haben ihre Eigenthümlichkeiten bewahrt. Dieser Umstand verursachte es dann, dass das hegemonische Magyarenelement schon seit Aufblühen seiner mittelalterlichen Literatur ein lebhaftes, gelehrtes Interesse für das Studium ethnographischer Eigenthümlichkeiten zeigte. Zielbewusst und systematisch indessen begann man erst nach dem Erscheinen der bahnbrechenden Werke Paul Hunfalvys die auf moderner Basis gegründete Volksforschung zu pflegen. Die im Jahre 1888 gegründete »Ungarische ethnographische Gesellschaft« (Magyar néprajzi társaság) versammelte alle inländischen Kräfte, das Princip der Arbeitstheilung trefflich zur Geltung bringend, und steckte sich ein solches Arbeitsprogramm zum Ziele, welches alle, auch noch so kleine Gruppen der Ethnographie und Ethnologie in sich fasste. Nur versäumte sie es, die zu wissenschaftlicher Thätigkeit nöthigen materiellen Verhältnisse in

entsprechendem Masse zu berücksichtigen. Die idealistischen Führer nahmen nun betroffen wahr, dass die trefflich zusammengestellte Organisation, deren Thätigkeit mit der Anzahl der Nationalitäten in geradem Verhältnisse sich vermehrt hatte, innerhalb der Grenzen einer Zeitschrift (»Ethnographia«) gewöhnlichen Umfanges ihre Flügel keinesfalls auszubreiten vermag. Nachdem das materielle Ringen in solchem Falle die Zersplitterung der Kräfte nur zu beschleunigen pflegt, wurde nach einigen inneren Zerwürfnissen das Thätigkeitsgebiet der Gesellschaft auf die Bearbeitung specifisch magyarischer und auf das Magyarische bezüglicher Stoffe anderer Völkerschaften beschränkt; dabei aber wurde nicht verabsäumt, einige ausdauernde Arbeiter des alten Programmes zu beschäftigen. Nun ist die Leitung der Gesellschaft in die Hände des Ministerialrathes Emerich von Szalay, des Directors des Nationalmuseums, übergangen, dessen umsichtige und energische Führung einen neuen Curs in der Thätigkeit der Gesellschaft bedeutet. Diese neue Richtung regte einer der gegenwärtigen Vicepräsidenten und Herausgeber der Zeitschrift, Bernhard Munkácsi, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, an, der als Entgelt dafür den ethnologischen Theil des specifisch magyarischen Wissenschaftszweiges durch Vermittlung der vergleichenden Sprachforschung auch auf die morgenländische Urgeschichte der Magyaren ausgedehnt hat. Seine Erklärungen der uralten Kunstausdrücke der Fischerei, der Metallnamen, der alten mythologischen Wörter und überhaupt sämmtlicher alter Culturwörter haben zu solchen ethnologischen Ergebnissen geführt, ohne welche die magyarische Geschichtschreibung nicht bestehen kann. Im historischen Theile wagte ihm auf diesem Gebiete nur Géza Nagy nachzufolgen, der in der Zeitschrift über die Nationalität der Skythen einen Aufsatz von so überraschenden Ergebnissen veröffentlicht hat, dass derselbe auch dem Auslande unbedingt in allernächster Zeit zugänglich gemacht werden muss. Gleichfalls auf dem Gebiete der Urgeschichte bewegt sich Ludwig Katona, der an einer kritischen Zusammenstellung der magyarischen Mythologie arbeitet; bislang aber hat er nur seine Methode und die kritische Behandlung der bisherigen Sammlungen der Gesellschaft zur Kenntnis gebracht. Die Geschichte der ungarischen Sagen erforscht Julius v. Sebestyén, gegenwärtig Obersecretär der Gesellschaft, und zwar in Verbindung mit den Verhältnissen zur Zeit der Landeinnahme und der Geschichte der Árpáden. Für diese seine Thätigkeit hat ihn die Kisfaludy-Gesellschaft mit dem Millenniumspreise ausgezeichnet. In der Zeitschrift der Gesellschaft hat er über den heidnischen Gott Damasek nachgewiesen, dass dieser Name aus einem paläographischen Fehler einer aus dem XV. Jahrhundert stammenden lateinischen Chronik des Bonfinius herrührt; vor kurzer Zeit aber hat er in einer ausführlichen Studie nachgewiesen, dass die alten Szekler mit den Kabar-Chasaren identisch sind. Dies suchte vor ihm schon ein halbes Jahrhundert hindurch die ungarische Geschichtschreibung, zuletzt Paul Hunfalvy, aber erfolglos zu ergründen. Ausser ihm haben auch zwei hervorragende Mitglieder der neueren Geschichtsforschergarde, Karl Tagányi und Johann Karácsonyi, für den historischen Theil einige treffliche Abhandlungen verfasst. Im ethnographischen Theile der Zeitschrift haben sich durch wichtige Beiträge Julius Istvánffy, Georg Alexics,

Val. Bellosics, Béla Vikár, Anton Herrmann, Johann Jankó, Willibald Seemayer, Julius Kovács, Josef Balassa, Béla Lázár, Ludwig Kálmán, Adolf Strausz, H. Wlislocki und Ladislaus Réthy hervorgethan. Die Gesellschaft besitzt in Otto Herman und Josef Huszka berufene Meister auf dem Gebiete der Erforschung urgeschichtlicher Elemente. Die uralten Spuren des musikalischen Theiles der magyarischen Lieder erforscht mit glänzendem Erfolge Julius Káldy, der gegenwärtige Director der königl. ungarischen Oper. Über ungarische Beziehungen der ausländischen Volkskunde berichtet in der Zeitschrift ständig der Secretär Anton Herrmann. Ethnographie und Ethnologie der mit den Ungarn in der Urheimat stammverwandten Bulgaren behandelt Adolf Strausz. Nachdem die von der Gesellschaft bereits erreichten Erfolge auch schon vom Unterrichtsministerium und von der ungarischen Akademie der Wissenschaften gewürdigt worden sind, ist begründete Hoffnung vorhanden, dass durch deren materielle Unterstützung die Gesellschaft diejenigen Ziele auch erreichen werde, welche ihre ersten Gründer in idealer Begeisterung sich gesetzt hatten.

Die ethnographische Abtheilung des ungarischen Nationalmuseums.

Das ungarische Nationalmuseum besteht schon seit 72 Jahren, hatte aber eine ethnographische Abtheilung im allgemeinen noch nicht. Vor dem Jahre 1869 enthielt im Museum nur die Kaes'sche technologische Sammlung einige Stücke ethnographischen Charakters; diese Sammlung konnte aber auf keine Art und Weise in den Rahmen des Museums eingefügt werden, und wurde an den Verein für Landwirtschaft, den für Gewerbe und an das Polytechnikum, und was diese nicht benöthigten, an zahlreiche andere Vereine vertheilt.

Im Museum befand sich noch die Reguly'sche, sehr wertvolle, aber an und für sich doch sehr geringe Sammlung von Gegenständen der mit den Ungarn sprachlich verwandten Finnen, Wogulen, Ostjaken und Tscheremissen, welche die ungarische Akademie dem Nationalmuseum der Wissenschaften geschenkt hatte. Nachdem diese kleine Sammlung für sich allein nicht in gehöriger Art und Weise aufgestellt und besorgt werden konnte, die Felle von Motten und Insecten aller Art zerstört wurden, mussten die beschädigten Gegenstände aus der Sammlung ausgeschieden werden. Was dann noch übrig blieb, herrliche Modelle einiger Gebäude und Werkzeuge, andere kleinere Gegenstände und uralte Stickereien, sind auch heute noch in der ethnographischen Abtheilung vorhanden.

Es waren ferner kleinere Sammlungen und einzelne Gegenstände vorhanden, so einzelne von Johann Xantus aus Amerika, von Dr. Eduard Senger und Scherzenlechner aus Mexico, von Ladislaus Vidéky aus Brasilien und von anderen Landsleuten aus anderen Weltgegenden gesandte einzelne Gegenständen; die Gesammtzahl dieser aber überstieg nicht hundert Stücke, und sind diese, mit Ausnahme der aus Federn verfertigten Sachen, die von den Motten zerstört worden sind, auch noch heute in der Sammlung der ethnographischen Abtheilung vorhanden.

Als dann in den Sechziger-Jahren die ethnographischen Abtheilungen der europäischen Museen einen immer breiteren Umfang gewannen und ihre Volksthümlichkeit sich immer mehr verbreitete, erklärten wissenschaftliche Kreise auch in Ungarn die Gründung einer solchen Sammlung für nothwendig. Die Initiative zum Zustandekommen der Sammlung gab der Cultus- und Unterrichtsminister, Baron Josef Eötvös, indem er im Jahre 1868 dem durch seine Reisen in Amerika bereits gut bekannten Johann Xantus den Auftrag ertheilte, er möge sich an die vom Staate entsendete, eben damals abgereiste Expedition nach Mittelasien anschliessen, für die naturwissenschaftliche und die zu errichtende ethnographische Abtheilung des Nationalmuseums Gegenstände sammeln und einkaufen, ihn mit den nöthigen materiellen Mitteln versehend und die Auswahl der Gegenstände der Sammlung seiner Einsicht, Geschicklichkeit und praktischen Erfahrung überlassend.

Die ethnographische Abtheilung kam also bei einer speciellen Gelegenheit und gleichsam durch einen Einfall zustande, und entbehrte deshalb jenes bestimmten, auf unsere einheimische Ethnographie sich gründenden Programmes, welches der Entwickelung der Sammlung einheitliche Richtung, nationalen Beruf sichert.

Johann Xantus reiste der Expedition nach Mittelasien nach: durchwanderte Ägypten, die arabischen Häfen, Ceylon, einen Theil Indiens, Cochinchina, Malakka, Penang und Singapore; dann schloss er sich auf der Insel Java der Expedition Mittelasiens an, mit der er nun Siam, China, Japan bereiste; in Japan sich von dieser mittelasiatischen Expedition trennend, reiste er von hier allein nach Formosa, Macao, auf die Insel Luzon, nach Java, Sumatra und schliesslich nach Borneo, wo er sechs Monate unter den wilden Dajaken zubrachte, und sehr wertvolle Sammlungen anlegte; aus Borneo endlich kehrte er, nach mehr als zweiundeinvierteljähriger Abwesenheit über Singapore heim.

Im Jahre 1871 heimgekehrt, ordnete und stellte er die gesammelten Gegenstände aus, verfertigte einen Katalog dieser Sammlung, welche dem beschreibenden Verzeichnis gemäss 2533 Stücke enthielt, bildete den Grund der ethnographischen Abtheilung des Nationalmuseums, die 1872 organisiert ward, indem am 5. März d. J. Johann Xantus zum Custos derselben ernannt wurde.

Nach dem ersten Schritte aber geschah im Interesse der Abtheilung nicht nur nichts, denn dem Custos der Abtheilung stellte man weder Raum noch Dotation zur Verfügung, ja, er musste sogar eine Verkürzung dadurch erleiden, dass bei Gelegenheit der Organisation und Errichtung des Gewerbemuseums der grösste Theil der asiatischen Sammlungen, 1060 Stück der Sammlung entrissen und alle die Gegenstände, welche der Director des Gewerbemuseums für nothwendig erachtete, dahin mit Ministerial-Erlaubnis übertragen wurden.

Damals stellte Johann Xantus seine aus 384 Gegenständen bestehende Privatsammlung als ewiges Deposit in der ethnographischen Abtheilung auf, ordnete die ganze Sammlung von neuem, stellte einen Katalog zusammen, der jetzt zusammen 2258 Posten in sich fasste, auf Grund dessen er zum Gebrauche für das grosse Publicum einen neuen Wegweiser herausgab.

Das Starre und Kühle der traurigen Geschichte der zur Unthätigkeit verurtheilten folgenden 15 Jahre lindert noch die Theilnahme und die innere Anhänglichkeit an das neue Culturinstitut, welche die in die Fremde verschlagenen Söhne unserer Heimat diesem Institute gegenüber zeigten.

Dem Zustande des Hinundherschwankens machte endlich der Minister Trefort ein Ende dadurch, dass er in das Staatsbudget im Jahre 1887 als Dotation der ethnographischen Abtheilung 500 fl. aufnahm, die im Jahre 1893 auf 800 fl. erhöht und im Jahre 1894 ausserdem mit einer Dotation von 300 fl. zu Fachbibliothekzwecken bedacht wurde. Obwohl diese Dotation zu Käufen etwas gering war und die bei ethnographischen Gegenständen bedeutenden Transportspesen gedeckt, die Preservativ- und Reinigungsmittel und -Materialien auch hieraus angeschafft werden mussten, gieng doch von Jahr zu Jahr die Vermehrung der Sammlung vor sich. Das Cultus- und Unterrichtsministerium gab sich indessen mit den aus der jährlichen Dotation anschaffbaren Gegenständen nicht zufrieden, sondern benützte jede Gelegenheit dazu, um für die ethnographische Abtheilung des Nationalmuseums einzelne Sammlungen von hervorragenderem Werte zu erwerben. Die sibirischen Sammlungen des leider so früh verstorbenen Professors Dr. Karl Pápai (480 Stück) aus der Ethnographie der mit den Ungarn sprachlich verwandten Völker wurden gleichfalls auf Staatskosten zustande gebracht. Béla Vikár hat ebenfalls im Auftrage des Unterrichtsministeriums aus der Duplum-Sammlung des ethnographischen Museums zu Helsingfors 165, in neuester Zeit 134, zusammen 299 Gegenstände angeschafft, die mit den Pápai'schen zusammen als finnisch-ugrische Gruppe zu den hervorragendsten Gruppen unserer Sammlungen überhaupt gehören. Aus dem Bazar des »Erdélyi Közművelődési Egyesület« (Verein für allgemeine Cultur) hat die Regierung 32, aus der Kleinkindererziehungs-Ausstellung 56 Gegenstände für die Abtheilung angekauft.

Im Laufe von 24 Jahren konnte die ethnographische Abtheilung zusammen 5672 Gegenstände in ihren Besitz bringen, was übrigens in Betracht auf die riesig lange Zeit unendlich gering ist.

Dies war die Geschichte der ersten Periode der ethnographischen Abtheilung des ungarischen Nationalmuseums.

Die einheimische ethnographische Wissenschaft und besonders die mit ihr verwandten Wissenschaften haben im Laufe der letzten 25 Jahre in Ungarn sich gar sehr ausgebildet und ihr Einwirken auf das Nationalmuseum konnte natürlicherweise nicht ausbleiben. Seit Paul Hunfalvy die sprachlich graphische Verwandtschaft der Ungarn mit den finnisch-ugrischen Völkerschaften aufgestellt, seit Hermann Vámbéry die ethnographische Verwandtschaft des Magyarenthums mit dem Türkenthum verkündet hat, begann die Aufmerksamkeit auch für die einheimische Ethnographie zu erwachen. Das von Otto Hermann über die ungarische Fischerei verfasste Buch war das erste ethnographische Werk grösseren Stils in der ungarischen Literatur, das auf die Schätze der magyarischen Ethnographie, die sich auf die uralten Zeiten zurückbeziehen, hingewiesen hat. Diesem Werke folgte auf der Spur die Gründung der »Magyarországi Néprajzi Társaság« (Der Ungarländischen Ethno-

graphischen Gesellschaft), die unter ihren eifrigen Führern gar bald ein bedeutender Factor wurde.

Die ethnographische Abtheilung des ungarischen Nationalmuseums konnte nie das Ziel haben, mit ihrer Sammlung den Sammlungen solcher Staaten Concurrenz zu machen, die sich das Material entweder aus überseeischen Colonien amtlich oder auf dem Wege ihres ausgebildeten Seewesens zu billigen Preisen aus unmittelbarer Quelle anschaffen. Indem wir einer Concurrenz mit dem Auslande in exotischen Sammlungen entsagen müssen, zeichnet den Magyaren die geographische und ethnographische Entwicklung der eigenen Nation am allerbestimmtesten diejenige Richtung vor, in welcher die ethnographische Abtheilung des ungarischen Nationalmuseums weiter entwickelt werden muss, dadurch dem magyarischen Volke eine solche ethnographische Sammlung sichernd, wie eine solche ausländische Staaten infolge der Natur der Verhältnisse nie zustande bringen können — und dies ist eben das aus nationaler Quelle unmittelbar schöpfende ungarische ethnographische Museum. Hier ist es ferner Aufgabe, dass die Ethnographie der mit den Ungarn einerseits sprachlich (Finnen-Ugrier), andererseits ethnographisch (Türken-Tataren) verwandten Völkerschaften gesammelt werde, die eben die ungarische Ethnographie in zahllosen Punkten beleuchten, und den Ursprung der Magyaren, beziehungsweise ihr Verhältnis zu jenen Völkern zu rechtfertigen berufen sind.

Eine nicht weniger bedeutende Aufgabe ist es, die Grundelemente auch der gegenwärtig in Ungarn lebenden, seit der Ankunft der Magyaren hier gelebt habenden, ja auch schon vor den Magyaren hier hausenden Völker und Völkerschaften kennen zu lernen, in Sammlungen vorweisen zu können; denn während dies Rassenstudium einerseits Vergangenheit und Gegenwart ist, eine organische Verbindung zwischen der archäologischen und ethnographischen Classe zustande bringt, reicht es uns andererseits den Faden in die Hand, der auf Grund des anthropologischen Studiums der Rassen das Wohingehören des ungarischen Volkes und das Verhältnis der mit demselben verschmolzenen fremden Elemente ausweist.

Schliesslich muss auch hier aus der Ethnographie der ganzen Welt so viel vorgewiesen werden, als das grosse Publicum bedarf, um vom Leben fremder Völker einheitlichen, gesunden Begriff zu gewinnen, und daher sollen wir in diesen Sammlungen nicht so sehr nach grosser Quantität, als vielmehr auf ein Vorzeigen der hervorragenderen Typen streben.

Zur Verwirklichung dieses Programmes geschah bislang Folgendes:

Vor allem musste der in der Vergangenheit gesammelte Stoff vor dem Enduntergang geschützt werden; ein Theil der ethnographischen Sammlung war im Vorsaal einer anderen Sammlung des Nationalmuseums aufgestellt, während der andere Theil in Kisten verpackt blieb; die Abtheilung hatte keine Kanzlei, kein Local, ihr Personal aber bestand nur aus dem leitenden Custos und einem Diener. Arbeiten, Kataloge genau zu führen, die Sammlungen systematisch zu revidieren, neue Sammlungen zu präparieren, überhaupt aufzustellen, war nicht möglich. Am dringendsten war also die Lösung der Localfrage. Der damalige Cultus- und Unterrichtsminister Graf Albin Csáky sorgte nicht nur für die Lösung dieser Frage, sondern unterstützte auch in ständiger

Liebe die ethnographische Abtheilung durch die unten angeführten ausserordentlichen Einkäufe.

Im Jahre 1892 zog die ethnographische Classe endgiltig aus dem Palais des Nationalmuseums aus und zwar in die Localität des Bazars des Ofner Burggartens. In dieser Localität aber, abgesehen davon, dass sie klein war, wurde die Sammlung durch aussergewöhnliche Feuchtigkeit mit Untergang bedroht; und gerade hievor wollte man sie bewahren. So musste denn im Jahre 1893 die Sammlung in ein Zinshaus überführt werden: in den II. Stock des Hauses Nr. 15 der Csillaggasse. Als im Jahre 1893 die ethnographische Abtheilung die Localität bezog, bestand dieselbe aus vier Zimmern.

Diese provisorische Lösung der Localfrage ermöglichte endlich den Beginn der Aufstellung und Eintheilung der Sammlung. Hiezu aber bedurfte man Personal. Am 26. Januar 1894 wurde Dr. Johann Jankó zum Assistenten ernannt und in das Budget des Jahres 1894 auch die Stelle eines Laboranten aufgenommen.

Die Sortierung der Sammlung konnte Johann Xantus schon nicht in Angriff nehmen, denn er starb am 13. December 1894. Diese Arbeit blieb dem mit der Leitung der Abtheilung betrauten Johann Jankó. Die Räumlichkeiten waren sehr klein, den vorhandenen wurden im Jahre 1894 zwei, im Jahre 1895 noch zwei Localitäten angeschlossen, so dass nun die Räumlichkeiten auf einmal aus 27 Zimmern bestanden, von denen zwölf Gassen- und vier Hofzimmer zur Aufstellung der Sammlung, zwei Hoflocalitäten zu Amtszwecken, sechs Hoflocalitäten zu Photographie-, Tischler- und Präparaten-Laboratorien und drei Hofzimmer als Dienerwohnung verwendet wurden.

Nachdem nun ein Local da war, so musste für Aufstellung und Anordnung der Sammlung schleunigst Sorge getragen werden, ebenso für ein dies vollführendes und sicherndes Personal. Nach dem Tode des Johann Xantus ernannte der Minister den damaligen Assistenten Dr. Johann Jankó zum Custos, am 26. Januar 1895 den Universitätsassistenten des anthropologischen Instituts der Universität, Willibald Seemayer, zum Assistenten und schliesslich auf Grund des Budgets 1895 im November desselben Jahres den Johann Szabadszállási zum Laboranten der Abtheilung.

Noch im Jahre 1894 wurde die ganze ungarische Sammlung geordnet und aufgestellt, welcher die Otto Hermann'sche ungarische Fischerei-Sammlung, ferner die gleichfalls durch Otto Hermann gesammelte norwegische, die von Johann Xantus gesammelte adriatische Fischerei-Sammlung und schliesslich die vom Museum zu Helsingfors erworbene esthnische Sammlung einverleibt wurde.

Im Jahre 1895 wurden die Sammlungen aus China, Japan, Siam, Chochinchina, Java, Sumatra, aus dem malayischen Inselmeer, Borneo und Ostindien einer neuen Eintheilung und Aufstellung unterzogen.

Provisorisch wurden aufgestellt: die das Geschenk des Grafen Samuel Teleki bildende mittelafrikanische Sammlung, und die von Samuel Fenichel gesammelte Papua-Sammlung aus Deutsch-Neu-Guinea. Mit Ausnahme der beiden letzteren Sammlungen kam ebenfalls im Jahre 1895 das neue Register sammt dem Zettel- und Schrankkataloge zustande.

In der Geschichte der ethnographischen Abtheilung sind die beiden letzten Jahre auch mit Rücksicht auf die Vermehrung hervorzuheben. Während die Abtheilung im Jahre 1893 zusammen 5622 Gegenstände hatte, hob sich die Zahl derselben am 31. December 1894 auf 10.187 und am 31. December 1895 auf 11.060. Jene Grundsammlung verdoppelte sich also in den zwei letzten Jahren, zu deren Zustandekommen 24 Jahre gebraucht wurden. Es ist natürlich, dass dieser ausserordentliche Erfolg nur auf Kosten aussergewöhnlicher Opfer erreicht werden konnte. So wurde für mehr als 6000 fl. die den Nachlass Samuel Fenichels bildende, 3000 Stück umfassende deutsch-neu-guinesische Papua-Sammlung gekauft; hiezu kamen noch später aus Johann Xantus' Nachlass die einerseits die Sammlung ergänzenden Gegenstände, andererseits der Kauf seiner Bibliothek, die den Grund der Fachbibliothek der Abtheilung bildete.

Die Zeit der Weiterentwicklung der ungarischen Sammlungen traf auch ein. In dem im Rahmen der tausendjährigen Ausstellung zustande gebrachten Dorfe hatten 24 Comitate jedes den Haustypus seines Comitates mit vollständiger ethnographischer Einrichtung und den entsprechenden Costümen vorgeführt. Die 24 Comitate hatten die Kosten dieser Häuser so veranschlagt, dass der ethnographische Stoff derselben nach Schluss der Ausstellung in den Besitz der ethnographischen Abtheilung des Nationalmuseums übergehe.

Gleichzeitig begann auch das Sammeln der Werkzeuge der Hirten, Fischer und Jäger, ebenso auch der volksthümlichen Werkzeuge, die auf der Millenniums-Ausstellung schon als Eigenthum der ethnographischen Abtheilung des ungarischen Nationalmuseums zur Ausstellung gelangten.

Der dritte Punkt des Programmes, die Vorführung der ethnographischen Verhältnisse der mit den Ungarn sprachlich, beziehungsweise ethnographisch verwandten Völkerschaften, ist in den letzten Jahren auch fortgeschritten. Bislang sind ziemlich starke finnische, wogulische, ostjakische, esthnische und lappische Sammlungen vorhanden; im Interesse der türkisch-tatarischen Richtung aber geschah die Verfügung, dass aus den Gebieten des Kaspischen Meeres ethnographische Sammlungen erlangt werden.

Schliesslich in der letzten Richtung, im anthropologischen Studium der Rassen, schritt die Abtheilung auch vorwärts, insoweit dieselbe an den bei Gelegenheit der tausendjährigen Landesausstellung vorgenommenen Ausgrabungen theilnahm, und sich diese sowie auch die Knochenfunde der späteren Ausgrabungen sicherte; es brach somit auch die Zeit für die Aufstellung des Knochenmateriales aus uralten Gräberfunden, dieser vom Gesichtspunkte ihres Verhältnisses zur einheimischen Ethnographie so überaus wichtigen Aufgabe, an.

Die Entwicklung der Abtheilung in diesen vier Hauptrichtungen führen die in der Zeitschrift der Abtheilung »Ethnographia« erscheinenden amtlichen Berichte eingehend vor, daselbst erscheinen auch die aus dem Kreise der Abtheilung stammenden und aus dem Materiale derselben geschöpften Fachbearbeitungen und Beschreibungen, und ist nun nach der Aufstellung der Sammlungen die katalogartige Beschreibung derselben in das Programm, ausser den streng wissenschaftlichen Fachwerken, aufgenommen worden.

An Erfolgen am reichsten war das Jahr 1896, welches das ganze Material der Millenniums-Ausstellung, die kaukasische und mittelasiatische Sammlung des Grafen Eugen Zichy, Otto Hermans Collection der Urbeschäftigungen, die Ausstellung der Meeresfischerei der Marinebehörde zu Fiume, und noch viele kleinere Geschenke in den Besitz der Abtheilung brachte.

Dies bestimmte auch die Thätigkeit auf einige Zeit, indem die tausende der übernommenen Gegenstände desinficiert und präpariert werden mussten, wodurch auch eine Vermehrung der Localitäten und Dienerschaft unumgänglich wurde.

Auf das begründete Ansuchen des Leiters der Abtheilung Dr. Johann Jankó und auf das Referat des Cultus- und Unterrichtsministerialrathes Nikolaus Szmrecsányi hin wies das Cultus- und Unterrichtsministerium 3000 fl. an, welche Summe in erster Reihe zur Aufnahme noch anderer Localitäten verwendet werden musste; und da in dem Hause, in welchem die ethnographische Abtheilung sich befand, sofort neue Wohnungen nicht zu vergeben waren, so wurde in der nahegelegenen Havasgasse eine aus vier Wohnungen bestehende Localität gemiethet, die auch noch den Vorzug sicherte, dass eine Inficierung der anderen Sammlungen nicht zu befürchten war.

Gleichzeitig begann auch die darauf gerichtete Bewegung, die schon auf ungefähr 25.000 Stück angewachsene Sammlung wenigstens zugänglich zu machen.

Zu diesem Zwecke wurde die Miethe eines besonderen Hauses erbeten, in welches Begehren aber das kgl. Finanzministerium nicht einwilligte und nur eine solche Summe anwies, mit welcher die im II. Stocke des Hauses in der Csillaggasse befindlichen, von der Abtheilung noch nicht gemietheten Localitäten auch gemiethet werden konnten und die Abtheilung hiemit ein Local mit 60 Gassenfenstern und ungefähr 3000 Metern Wandfläche gewann, welches durch Anlegung neuer Thüren verbunden werden konnte.

Im Laufe dieser Angelegenheiten geschah, worauf schon nicht gerechnet werden konnte, dass sich nämlich auch die Sammlung durch mehrere bedeutende, im wahren Sinne des Wortes lückenfüllende Collectionen vermehrte.

Zu dieser Zeit brachte nämlich der Zufall den italienischen Reisenden Giovanni Bettanin nach Budapest, dessen Sammlung aus Neu-Guinea und den Sunda-Inseln, die aus 2000 Stücken bestand, für 4000 fl. zu kaufen gelang und die den wahren Glanzpunkt der internationalen Sammlung bildet.

In chronologischer Reihenfolge vorwärtsschreitend, müssen wir hier erwähnen, dass auch die Schrankfrage in dieser Zeit insoweit erledigt wurde, insofern das gesammte Schrankmaterial (zusammen mehr als 300 Schränke, Behälter und Glastafeln) der historischen Hauptgruppe der Millenniums-Ausstellung für neuerliche 3000 fl. erworben wurde.

Zur Zeit der Vorarbeiten der Aufstellung wurde die Abtheilung von dem gleichfalls damals seine Sammlung ordnenden Gewerbemuseum verständigt, dass es geneigt sei, den den Zielen des Museums

nicht entsprechenden Theil der Remer und Xantus'chen Gegenstände des Hausgewerbes ihr zu überlassen.

Nachdem die Abtheilung vor ihrer Aufstellung stand, so lässt sich denken, dass dieser Antrag grosse Freude erweckte; denn hiedurch bot sich Gelegenheit, den Rahmen der Abtheilung erweiternd, den mit dem volksthümlichen Gewerbe zusammenhängenden Theil der Ethnographie auch vorführen zu können.

Mit diesem Stoff, sowie der inzwischen für 2200 fl. gekauften ethnographischen Missionsausstellung, welche das Budapester Publicum im Treppenhause des Nationalmuseums hat besichtigen können und gewiss auch gut kennt, ist die Abtheilung in die jetzige, für etwa zehn Jahre giltige Eintheilung des Materials getreten.

Wenn etwas zu bedauern ist, so ist es der Umstand, dass das gesammte Material des Ausstellungsdorfes in den Hoflocalitäten der ethnographischen Abtheilung seiner Auferstehung harrt, wie denn auch ein sehr bedeutender Theil des andern ausgestellten Materials dem gleichen Lose anheimgefallen ist.

Das ausgestellte Material beträgt auch so ungefähr 30.000 Stück, von welchem der grössere Theil die internationale, der kleinere die magyarische Ethnographie vorführt.

Gelegentlich der vor kurzem stattgefundenen feierlichen Eröffnung dieses jüngsten wissenschaftlichen Institutes in Budapest hielt der wackere Director des Nationalmuseums Emerich v. Szalay an den Cultus- und Unterrichtsminister eine Ansprache, der wir Folgendes entnehmen:

»Ew. Excellenz, Herr Minister! Einem seit langer Zeit gefühlten Bedürfnisse haben Ew. Excellenz abgeholfen, indem Sie im August vorigen Jahres mit Ihrer Thatkraft ermöglichten, dass wir einen beträchtlichen Theil unserer ethnographischen Sammlung, wenn auch nicht museumartig, so doch in einer Weise aufstellen konnten, dass diese Sammlungen den Fachkreisen und den sich für die Ethnographie unseres Vaterlandes Interessierenden zugänglich wurden. Tiefen Dank fühlen wir für die väterliche Fürsorge, mit der Ew. Excellenz die Ethnographie in unserem Vaterlande so wesentlich förderten. In unserer Sammlung, welche nach den Culturkreisen der Völker gruppiert ist, nimmt den Hauptantheil naturgemäss die Ethnographie unseres Vaterlandes ein, und zwar ziffermässig sowohl, wie nach der Art der Placierung, fast die Hälfte der Sammlung. Ist es doch die Aufgabe des Nationalmuseums, die Ethnographie unseres Vaterlandes in je weiteren Kreisen bekannt zu machen und sie als einen Zweig der vaterländischen Wissenschaft zu entwickeln. Auf der durch diese Sammlung gegebenen Basis wird in Hinkunft die weitere Beschaffung heimatlicher ethnographischer Gegenstände mit voller Kraft weiterstreben; wir haben keine Zeit zu verlieren, denn auf den segensreichen Wegen der Cultur gehen die Eigenthümlichkeiten der Völkerkunde verloren. In diesen provisorischen Lokalitäten bewahren wir die Spenden, resp. Sammlungen unserer grossmüthigen Mäcene in der Anhoffung, dass die definitive Unterbringung dieses Materials mit der Frage des Neubaues des Nationalmuseums je eher auf die Tagesordnung gelangen



werde. Was Ew. Excellenz in 32 Zimmern hier ausgestellt sehen, das hat der unermüdliche Fleiss der Herren Dr. Seemayer und Bátky mit den ihnen beigegebenen Dienern während zehnmonatlicher, keine Amtsstunden und keine Schonung der Gesundheit kennender Arbeit zustande gebracht; es ist meine Pflicht, dies hier vor Ew. Excellenz in diesem feierlichen Moment vorzubringen und ihnen für ihre Bemühung meinen warmen Dank auszusprechen.«

Minister Dr. Wlassics dankte in einer kurzen, von häufigen lauten Beifallsbezeigungen unterbrochenen Rede vor allem auch seinerseits den opferwilligen Spendern und den Herren, die sich um das Arrangement des Museums so grosse Mühe gegeben. Redner ist sich dessen bewusst, dass bei der Erwerbung ethnographischer Sammlungen keine Zeit verloren werden dürfe, gleichwie dass diese Abtheilung je eher ein entsprechendes Heim erhalten müsse; allein es muss auch die Opferfreude künftiger Generationen in Anspruch genommen werden, die ja ohnedies in erster Reihe den Nutzen aus unseren Institutionen ziehen werden. Unsere ethnographische Wissenschaft sei jung, aber sie könne mit derjenigen der westlichen Nationen bereits Schritt halten, da wir begeisterte Vorkämpfer dieses Zweiges der Wissenschaft besitzen. Der Minister legt dem Museum hohe Wichtigkeit bei, dankt dem Director Szalay, den Custoden Seemayer und Bátky für ihre Bemühungen und gibt der Hoffnung Ausdruck, dass es in nicht ferner Zeit gelingen werde, das Museum nach einem seiner würdigeren Platze zu verlegen. (Lebhafte Éljenrufe.)

Minister Dr. Wlassics und die Gäste traten dann einen Rundgang im Museum an, der mehr als zwei Stunden in Anspruch nahm.

Politische und wirtschaftliche Rundschau.

December 1898.

Der Zeitpunkt, in welchem wir unsere Berichte über die politischen und wirtschaftlichen Zustände der Balkanländer beginnen, ist ein hochbedeutsamer. Das neue Losungswort: »die Balkanhalbinsel den Balkanvölkern«, hat jetzt die Dauerprobe zu bestehen. Nun soll es sich entscheiden, ob die Balkanvölker die Fähigkeit haben, sich von auswärtigen Einflüssen zu emancipieren und in zielbewusstem Streben und Wirken ihre nationalen und staatlichen Aufgaben zu lösen, als bescheidene aber selbständige Factoren zur Geltung zu gelangen.

Die bisherige Balkanpolitik war gewiss reich an »interessanten« Momenten, an aufregenden Wendungen, und sie hat selten ermangelt, die öffentliche Meinung Europas in Athem zu halten. Aber diese Balkanpolitik war nicht die Politik der Balkanvölker. Die Staatsmänner in Belgrad und Sofia waren einfach die »Bauern« auf dem europäischen Schachbrette. Ihre Bewegungen wurden von den Diplomaten der Grossmächte geleitet und bestimmt. Die Parteien, die sich gegenseitig bekämpfen, waren mehr oder minder bewusste Werkzeuge der rivalisierenden Grossmächte; und wenn sie nur engbegrenzte parteipolitische

oder auch nur persönliche Zwecke verfolgten, suchten sie ihre Bestrebungen mit den Tendenzen irgend einer Grossmacht zu identificieren, unter den Schutz einer diplomatischen Agentschaft zu stellen. Man behauptete »radical«, »liberal«, »conservativ« zu sein; da aber das Volk für das Wesen dieser Worte kein rechtes Verständnis hatte — ich gestehe offen, dass ich selbst dieses Wesen seit zwölf Jahren vergeblich zu ergründen suche — so war man einfach russenfreundlich oder russenfeindlich, um die Gunst des Volkes oder des Hofes zu erringen. Man versprach den Wählern mit Hilfe Russlands einige Provinzen zu erobern, oder man zeigte sich »klug«, »vorsichtig«, vertagte die »Träumereien«, um »regierungsfähig« zu werden. Und wenn so ein »russenfreundlicher« Staatsmann die mahomedanische Welt oder Centraleuropa kühn in die Schranken forderte, um seinem naiven Bauern-Publicum zu imponieren — da horchte ganz Europa auf und harrte angstvoll des kommenden Weltkrieges. Seit dem verhängnisvollen Putsch in Nevesinje glaubte man, dass jede Flinte, die in Albanien oder Makedonien losgeht, das Zündkapsel vom Nevastrande oder vom Donauufer erhalten habe; wenn serbische Bataillone gegen Pirot zogen oder bulgarische Kriegsmänner gen Nordwest oder gen Küstendil marschierten, so sprach man vom strategischen Aufmarsche der russischen Vorhut oder der Vorposten Österreich-Ungarns. Russophile und Magyarophoben begegneten sich nur in einem Punkte, in der Überzeugung, dass die Auftheilung der Türkei nur mehr eine Frage von wenigen Tagen sei.

Seit den denkwürdigen Trinksprüchen, die am 27. April 1897 in Petersburg verhallten, scheint sich das alles geändert zu haben. An die »grosse Orientfrage« hat die europäische Presse, selbst während des türkisch-griechischen Krieges nicht viel gedacht und nur die betreffenden Fachkreise sprachen von den kleinen Fragen des Orients, von den Finanzen Serbiens, von den bulgarischen Eisenbahnen u. dgl.

Die bekannte »identische Note«, welche Graf Murawiew und Graf Goluchovski an die Balkanstaaten gerichtet haben, hat in den Donauländern alles von unten nach oben gekehrt. An die Stelle der Rivalität zwischen Österreich-Ungarn und Russland, auf die man so viele Hoffnungen gegründet hatte, von welcher man sich an gewissen Orten, selbst für den Fall einer Niederlage der eigenen Truppen und der Schutzmacht allerlei Vortheile versprochen — war die Entente cordiale der genannten Mächte getreten, ein thurmhoher Zaun, vor welchem die waghalsigsten Springer Halt machen mussten.

Man befand sich in einer verkehrten Welt, in welcher jeder Tag neue Überraschungen brachte. Die russischen Publicisten, welche die Industrie der Landkartenmacherei so schwunghaft betrieben hatten, sangen Tag für Tag die Friedenspsalmen des status quo, und die fanatischesten magyarischen Blätter überboten sich in den überschwänglichsten Lobeshymnen auf den Selbstherrscher aller Reussen. Die »Ethnáki Hetairia« entfaltete die Banner eines Kreuzzuges und die christlichen Cabinete stellten sich auf die Seite der Heiden. Auf Kreta bombardierten westländische Admirale das Insurgentenlager, um die Muselmanen gegen ihre orthodoxen Bedränger zu schützen. Eine hellenische Armee erschien an der Grenze, aber in Makedonien rührte

sich kein einziger Aufständischer. Türkische Truppen rückten in Thessalien ein und die Zeitungen äusserten sich voll Bewunderung über die strenge Manneszucht der Redifs und der Baschi-Bozuks; in Belgrad und in Sofia schossen die Makedonier-Blätter wie Pilze aus dem Boden, aber sie fanden keine Leser, wurden von den Regierungen confisciert und ihre Schauermärchen über türkische Greuelthaten wurden in keinem europäischen Blatte abgedruckt. Man bedauerte die in Hab und Gut gefährdeten kretensischen Muselmanen und fand, dass die türkische Administration vor dem Kriege und während der Operationen Tüchtiges geleistet habe. Die Solidarität der Christen war in die Brüche gegangen, Serben, Bulgaren und Griechen marschierten getrennt und wurden . . . getrennt geschlagen, wie die Curiatier. Man sieht es wohl: die mächtige Hand, welche die Ereignisse der Siebziger-Jahre vorbereitet und gelenkt hat, waltet nicht über der Balkanhalbinsel; die verschiedenen Christenvölker stehen rathlos da und, geschwächt durch das Gefühl ihrer Vereinsamung und ihrer Zwiespaltigkeiten, heben sie die hohen politischen Aspirationen für bessere Zeiten auf.

Serben und Bulgaren wetteiferten in dem Bestreben, mit der hohen Pforte gute Beziehungen zu unterhalten; Dr. Stoilow erwirkte fünf Berate für makedonische Exarchatsbischöfe, die Erlaubnis zur Errichtung einer Reihe von bulgarischen Schulen und das Exequatur für Handelsagentien in Salonichi, Bistolia-Monastir und Üsküb, den Serben wieder gelang es endlich, ihre Nationalität in Makedonien officiell anerkannt zu sehen. Und in Athen sprach man geradezu von einem türkisch-griechischen Bündnisse gegen die arme slavische Hochfluth.

Dass hiebei das Selbstbewusstsein der Türken kräftiger wurde, als es seit den Siebziger-Jahren je gewesen, ist natürlich. Da hat z. B. dieser Tage ein türkischer Diplomat vor mir die These verfochten, dass das türkische Staatswesen ein viel festeres Gefüge habe, von den centrifugalen Bestrebungen seiner Völkerschaften viel weniger bedroht sei, in jeder Hinsicht mit grösserem Vertrauen in die Zukunft schauen könne, als die habsburgische Monarchie.

Ob aber dieser Zustand auch von Dauer sein werde, ist freilich eine andere Frage, die wir hier nicht erörtern wollen. Die chinesischen Angelegenheiten, die Auftheilung Afrikas, die durch die Dreyfus-Affaire geschaffene Lage bieten den Diplomaten Russlands, Englands, Frankreichs und Deutschlands Objecte von viel grösserem Kaliber, das Ausgleichsproblem absorbiert die österreichischen und ungarischen Staatsmänner vollauf, und da mag es wohl schon geschehen, dass die »Orientfrage« endgiltig an Bedeutung verliert oder zum mindesten in den Hintergrund tritt.

Aber das soll sich eben jetzt entscheiden. Der Wiener »Times«-Berichterstatter behauptet z. B., die Petersburger Vereinbarungen hätten den gehegten Erwartungen nicht entsprochen; die Frage der Emigranten-Officiere wird in den bulgarischen Oppositionsblättern unter dem Gesichtswinkel der internationalen Beziehungen besprochen. König Milan gilt noch immer als der Vertreter der »austrophilen« Richtung, dem man den Fürsten von Montenegro gegenüberstellt. Die Griechen, gegen die man sich so hartherzig zeigte, hoffen jetzt, dass sie für ihren

Friedensbruch nach altbewährtem Muster eine Prämie erhalten und dass Prinz Georg schliesslich doch der Gouverneur von Kreta sein wird, und an den Grossherrn, der allzusehr auf die Zwietracht Europas gepocht, hat man ein Ultimatum gerichtet.

Sollte die in der Orientfrage eingetretene Pause nur eine hinhaltende Taktik maskiert haben?

Wir werden uns gewiss in keinerlei Zeichendeutereien einlassen: wir wollen einfach die Sachlage dargestellt und auf die Thatsache hingewiesen haben, dass wir auf einem Wendepunkte der Balkanpolitik stehen. Wir müssen auf eine neue Aufrollung der »Orientfrage« wohl immer gefasst sein, denn auf einen tödtlichen Unfall rechnet ein frommer und kluger Mann zu jeder Minute; aber die seit April 1897 beobachtete neue Richtung ist genug begründet und plausibel, um als der normalere Zustand zu gelten. Der Haupttreffer, den man dort unten erhofft, ist ja nicht unmöglich, aber wenn man nur mit concreten Factoren rechnen will, so muss man sich auf die durch die erwähnte Entente cordiale geschaffene Lage einrichten. Man muss sich dareinfügen, dass Europa die Balkanhalbinsel den Balkanvölkern überlassen habe, dass keine Macht die Absicht hege, diesen Völkern Geschenke zu machen und dass sie sich die Consolidation ihrer Verhältnisse, die Förderung ihrer Macht und ihrer Wohlfahrt und die Möglichkeit einer besseren Zukunft durch harte, schwere Arbeit erringen müssen. Den thurmhohen Zaun, von dem wir oben gesprochen, haben gewaltige neue Interessen geschaffen, welche auch die findigste Staatskunst nicht zu beseitigen vermag. Heute ist an der unteren Donau für die dortigen Cavours kein Spielraum vorhanden. Heute braucht man dort tüchtige Fachminister, ehrliche Administratoren, geschulte Ingenieure, fleissige Gewerbsleute und solvente Kaufleute.

Man ist sich jetzt dessen sowohl in Serbien wie auch in Bulgarien bewusst (in Rumänien ist man es seit Jahrzehnten) und an ernsten Bestrebungen, die eingetretene Friedensära wacker auszunützen, mangelt es nicht. Die Nischer Skupschtina hat in ihrer letzten Session eine ganze Reihe von Reformen votiert, welche man nur ehrlich und energisch durchzuführen braucht, um in Serbien auf allen Gebieten des nationalen Lebens greifbare Erfolge zu erzielen und eine Periode des sichtbaren wirtschaftlichen Aufschwunges zu eröffnen. Der Ministerpräsident, Dr. Vladan Gjorgjević, der schon vor sieben Jahren einen umfassenden Plan für die innere Regeneration des Landes entworfen hatte, hat nun seine Ideen zum Theile glücklich in Gesetze formuliert, in welchen er für zahlreiche Bedürfnisse vorsorgt; durch Musterwirtschaften und gut besoldete Staatsökonomen soll der serbische Bauer Anleitung zu intensiverer Bearbeitung des Bodens erhalten; der Steuerapparat und die Uprava fondova erhalten eine zweckentsprechendere Organisation; die vierzig Gymnasien, in welchen ein Heer von verzweifelten Amtsjägern herangebildet wurde, sind theilweise zu Bürgerschulen geworden, aus denen eine erwerbsfähige, unabhängige Mittelclasse hervorgehen soll; dem fremden Capital werden alle erdenklichen Begünstigungen angeboten, damit es seine befruchtenden Ströme über das Land ergiesse. Wird man aber auch alle diese Gesetze durch-

führen? Nicht an dem guten Willen zweifeln wir, nur wegen des Könnens hegen wir einige Besorgnisse. Und wir wollen dieselben nur an einem Beispiele erhärten.

Bekanntlich nennen die Serben ihr Land auch »Schumadia«, das Waldland, und in den früheren Reisebeschreibungen liest man in der That, ganz Serbien habe den Anblick eines einzigen endlosen Urwaldes geboten; Herr Borchgrave schrieb noch vor einigen Jahren — und seine Ansicht wird von hervorragenden Forstschriftstellern auch heute getheilt — dass mehr als ein Viertel des Landes von Wäldern bedeckt sei. Es ist dies leider ein Irrthum. Die serbischen Bauern haben sich gegen die Wälder, die den Heiducken in den Türkenzeiten als unzugängliche Zufluchtsorte gedient, an welche sich so viele heroische Erinnerungen knüpfen, sehr undankbar gezeigt und in beispielloser Weise versündigt. Man hat hier die Raubwirtschaft trotz der eindringlichsten Warnungen bis in die jüngste Zeit so schamlos und barbarisch betrieben, dass das Waldland in der Schumadia nur mehr etwa 10 Procent des Bodens bedeckt, etwa 480.000 Hektar von 4,700.000 Hektar. Wohl hat es die Gesetzgebung zu wiederholtenmalen versucht, der systematischen Vernichtung der Wälder Einhalt zu gebieten, aber es war vergeblich und die Resultate der serbischen Forstwirtschaft sind geradezu klägliche. Wir werden wohl noch Gelegenheit finden, auf das Thema zurückzukommen und wollen heute nur so viel erwähnen, dass die Bilanz des serbischen Holzhandels stark passiv ist. Bei Brenn- und Bauholz war die Ausfuhr in einigen Jahren stärker, aber in anderen Jahren betrug sie kaum die Hälfte, in den Jahren 1884, 1885 und 1886 kaum den vierten Theil der Einfuhr; bei bearbeitetem Holz betrug der Wert der Ausfuhr kaum einige Procente des Einfuhrwertes. Und das ist begreiflich. Bei der letzten Volkszählung in Serbien erhob man 55 Förster und nur etwa 400 Seelen, die ihren Lebensunterhalt in den Wäldern fanden. (Die Räuber hat man da eben nicht mitgezählt.) Und der Staat, der den grössten Theil der Wälder besitzt, hat von den Staatsgütern (also auch von den Waldungen) eine Einnahme von blos 150.000 Dinars erzielt.

Nun heisst es, dass dies anders werden müsse und dass Serbien von nun an den reichen Schatz, den es in seinen Wäldern — man zählt da 220 Baumarten, darunter manche sehr wertvolle, die stark verbreitet sind — rationell ausnützen werde. Es wird ein Forstgesetz geschaffen, in welchem für die genaue Abgrenzung und eine nach modernen Principien geregelte Ausnützung der staatlichen und communalen Forste wie auch für eine strenge Controle der ökonomisch wichtigen Privatwälder gesorgt wird. Im Staatsbudget für 1899 wird ein Posten eingestellt, in welchem der Minister ermächtigt wird, alle im neuen Forstgesetze vorgeschriebenen Verfügungen durchzuführen.

Nur eines fehlt: die Einstellung des für Abgrenzungs-Commissionen und für das Forstpersonale nöthigen Betrages: der nervus rerum gerendarum. Der Minister für Volkswirtschaft wird einfach ermächtigt, die Einnahmen des zu creierenden Forstfondes für die erwähnten Auslagen zu verwenden. Ein ziffermässiger Voranschlag wird nicht aufgestellt. Eine Berechnung der erforderlichen Auslagen und der erhofften

Einnahmen findet sich auch im Motivenbericht des Staatsbudgets nicht vor. Man gedenkt also offenbar das Forstgesetz nur insoweit durchzuführen, als es die Einnahmen aus den Wäldern gestatten werden. Nun ist es ein recht löblicher Vorsatz, wenn man erklärt, man werde sich nach der Decke strecken. Leider ist aber diese Decke eine sehr winzige. Der Forstfond, dessen Creierung auch im 1891-er Forstgesetz vorgeschrieben war, scheint überhaupt noch nicht zu existieren, denn im Budget figuriert unter diesem Namen nicht der geringste Betrag und die Erträgnisse aus den nichtbenannten Staatsgütern sind in das Ordinarium eingestellt. Die Hoffnung, dass man aus den Wäldern ansehnliche Erträgnisse herausbekommen werde, ist gewiss wohlbegründet, nur hat es mit der Erfüllung dieser Hoffnung noch seine guten Wege, denn die serbischen Waldproducte werden nur dann verwertet werden können, wenn das Land etwas bessere Verkehrsmittel haben wird. Vorläufig aber steht es um dieselben noch gar schlimm. Serbien hat seit zehn Jahren fast gar keine Eisenbahnen gebaut und an die Regulierung der Flüsse überhaupt noch nicht ernstlich gedacht, so dass es in dieser Hinsicht den Vergleich auch mit den südamerikanischen Republiken scheuen muss.

Wenn wir aber auch von diesem fatalen Umstande absehen, bleibt es noch immer ein Räthsel, wie man die Wälder ertragsfähig machen wolle, so lange dieselben nicht abgesteckt und von kundigen Förstern bewirtschaftet sind. Da man für letzteres im Budget nicht vorgesorgt hat, so wird man hiezu erst die noch erhofften neuen Einnahmen verwenden, das heisst, man möchte den Sohn vor dem Vater haben. Es wird schwer halten, aus diesem Circulus vitiosus heraus zu kommen.

Wir haben dieses Beispiel eingehender besprochen, weil es typisch ist und weil die Nutzanwendung auf gar viele löbliche Vorsätze der serbischen Regierung passt.

Das Problem ist allerdings nicht unlösbar. Man hat dafür in allen Culturländern ein einfaches Mittel angewendet, und Investitionen, productive Ausgaben aus wohlfundierten Anleihen bestritten. Aber das müsste auch schon beschlossen worden sein.

In Serbien ist es bisher nicht geschehen. Aber es wird geschehen müssen, sofern das Land nicht ganz abdicieren und verkümmern soll. Das bei den Skupschtinaren so beliebte System des Sparens läuft einfach auf eine Stagnation hinaus und eine solche bedeutet in dem modernen Getümmel der Weltconcurrenz ein schmähliches Unterliegen. In dem tosenden Weltkampf unserer Zeit werden die Marodeure und die Maroden erbarmungslos niedergeritten.

Und da Serbien den Zweck wollen muss, wird es auch nothgedrungen die Mittel wollen. Da es die Mittel für die zu bewältigende Culturarbeit auftreiben muss, wird es sich den Anforderungen des Capitals anbequemen, wird sich bemühen, den Capitalisten durch den stabilen Charakter seiner Verhältnisse Vertrauen einzuflössen und auf den Luxus der sensationellen, aber durchaus unnützen häufigen Minister- und Staatskrisen verzichten.

Das anspornende Beispiel hat man in nächster Nähe. Das von tiefen politischen Leidenschaften durchwühlte Bulgarien hat seit zehn

Jahren nur zwei Ministerpräsidenten gehabt. Wohl hat die Annäherung an Russland eine tiefgehende Krise bewirkt, aber die Staatsmaschine und das Volk haben dabei ruhig fortgearbeitet, der Fortschritt war auf allen Gebieten ein stetiger und sehr bemerkenswerter. Und jetzt, wo das Fürstenthum endlich auch von Russland anerkannt ist, will man die erwirkte Ruhe dazu benützen, um das Land wirtschaftlich zu stärken, wobei man nicht so sehr auf die russische Gunst, als vielmehr auf das Wohlwollen Centraleuropas rechnet, da man Capitalisten und Absatzgebiete nur dort erhoffen kann.

I.

Serbien.

Es wird unsere Aufgabe sein, die innere politische und volkswirtschaftliche Entwicklung der Donauländer an dieser Stelle allmonatlich zu besprechen und die Ereignisse und Fortschritte der abgelaufenen Periode möglichst übersichtlich zu registrieren.

Für diesesmal ist die »abgelaufene Periode«, über die wir zu berichten haben, eine etwas lange; sie beginnt eigentlich mit der Erschaffung der Balkanhalbinsel. So weit wollen wir natürlich nicht zurückgreifen; da wir uns aber zum erstenmale an unsere Leser wenden und von der Idee ausgegangen sind, die Balkanpolitik scheine eben jetzt in eine neue Phase getreten zu sein — dünkt es uns angezeigt, die Reihe unserer periodischen Berichte mit einem weiter ausgreifenden Resumé der Verhältnisse der Donauländer zu eröffnen.

Aus Serbien möchten wir in aller Kürze darüber berichten, wie sich die Verhältnisse Serbiens in dem jetzigen Decennium gestaltet haben.

Wir werden selbstverständlich keine ausführliche Geschichte schreiben, sondern den Versuch machen, an der Hand der Staatsvoranschläge und Rechnungsabschlüsse in trockenen Ziffern darzustellen, welche wichtigeren Fortschritte das Land seit 1890 gemacht hat. Und da man, unserer bescheidenen Ansicht nach, erst säen muss, wenn man ernten will, beginnen wir mit den Ausgaben, die man für die geistige und materielle Hebung des Volkes gemacht hat.

Die Gesammtausgaben des serbischen Staates stellten sich wie folgt:

Jahr	Budgetmässige Ausgaben	Nachtragscredite
	in Millionen Dinars	
1890	44·58	42·51
1891	55·09	1·32
1892	59·30	0·57
1893	62·46	9·74
1894	62·76	1·29
1895	64·93	0·62
1896	64·94	1·07
1897	65·69	4·28
1898	68·34	—

Wir halten die Nachtragscredite durchaus für keine Sünden, wenn dieselben nützlich verwendet werden; wir erwähnen nur nebenbei, dass der für 1890 nachgewiesene Nachtragscredit zu Schuldentilgungen und der Nachtragscredit für 1893 für Heeresausrüstung verausgabt wurde. Im Vergleiche zu 1890 weist der Ausgabenetat von 1897 eine Steigerung von 47% auf.

Auf die interessanteren Details übergehend, finden wir folgende Ziffern. Die Civilliste betrug jedes Jahr 1,200.000 d., die Apanage des Königs Milan anfangs (1895) 245.000 d. und jetzt 360.000 d.

Die Annuität der Staatsschuld betrug im Jahre 1890 17·19 Millionen, schwankte zwischen 17·4 und 20·05 Millionen, erhöht sich für 1898 um 2·79 Millionen, namentlich infolge des bei der Nationalbank aufgenommenen neuesten Anlehens und beträgt für das künftige Jahr 19·79 Millionen.

Der Rüstungsfond wurde in den sieben Vorjahren mit 400.000 d., im Jahre 1897 mit 1,050.000 d. dotiert: für 1899 wird die Dotation auf 1,700.000 d. erhöht, u. zw. derart, dass das Erträgnis einer 15procentigen Erhöhung (von 62% auf 77%) des Steuerzuschlages zur Verfügung des Kriegsministers gestellt wird. Der Invalidenfond wurde jährlich mit 800.000 d. dotiert.

Die Skupschtina kostete: 1890 357.986 d., 1891 149.702 d., 1892 33.899 d., 1893 539.108 d., 1894 120.000 d., 1895 342.159 d., 1896 265.776 d. Im künftigen Jahre soll sie anscheinend nicht zu lange beisammen sein, denn ihre Kosten sind nur mit 150.000 d. eingestellt.

Der Staatsrath, eine der wichtigsten und nützlichsten Institutionen des Staates, in welcher den Ministern a. D. Gelegenheit geboten wird, ihre Erfahrungen im Staatsdienste zu verwerten, kostete 115—130.000 d. pro Jahr, in den Jahren 1894—1896 an 150.000 d. und für 1899 ist der Betrag von 173.460 d. nothwendig, da man die Gehälter sämmtlicher Staatsräthe gleichgestellt hat.

Die Pensionen erfordern immer grössere Auslagen; 1,428.755 d. im Jahre 1890 und 2,490.000 d. im Jahre 1899; die Steigerung ist nicht nur finanziell bedauerlich; sie wird nämlich durch den Umstand begründet, dass in Serbien bei den nur allzu häufigen Ministerkrisen jedesmal hunderte von Beamten auf die Strasse gesetzt werden, die dann das neue Regime mit der heftigsten Erbitterung bekämpfen. Die hier angeführten Ziffern bieten den psychologischen Hintergrund des leidenschaftlichen Parteihasses, der in Serbien so lichterloh lodert.

Erfreulichere Details finden wir in den Budgets der Ressortminister. Das Erfordernis für Justizwesen ist von 1,513.818 d. auf 1,722.530 d. gestiegen. Von letzterem Betrage entfallen (1899) auf den Cassationshof 119.205 d., auf die Gerichte I. Instanz 651.622 d.

Das Budget des Cultus- und Unterrichtsministeriums betrug 3.377.320 d. im Jahre 1890 und 5,014.423 d. im Jahre 1897, wurde somit in sieben Jahren um etwa 48% erhöht. Für 1899 werden bloss 2,231.285 präliminiert, für die Volksschulen werden nämlich statt der im Jahre 1896 verausgabten 2,053.123 d. nur **227.515** d. eingestellt,

da das neue Schulgesetz die Erhaltung der Volksschulen den Gemeinden überlässt.

In diesem Abschnitte des Staatsvoranschlages pro 1899 bemerken wir einige interessante Posten (denen wir die Ziffern pro 1890 gegenüberstellen); so z. B. für das Episcopat 73.000 d. (44.912 d.), für die Nationalbibliothek 15.464 d., u. zw. für Personalauslagen und 8000 d. speciell zur Anschaffung von Büchern (pro 1890 verausgabte man 10.988 d. für das Personal und 10.000 d. für Bücher); für archäologische Ausgrabungen 6000 d. (4000 d.); Subvention für das Nationaltheater 40.000 d.; für das Observatorium 10.000 d.; für die Hochschule, an Personalauslagen 254.133 d. (200.268); für den botanischen Garten 10.000 d.; für das physikalische Institut 4000 d.; für das geodätische Institut 1500 d. (4000 d.); für das geographische Institut 500 d. (5000 d. pro 1890, 2000 d. pro 1894 und 1895, 999 d. pro 1896), für das chemische Laboratorium 1000 d.; für die Mineraliensammlung 500 d.; für das geologische, das zoologische und das paläontologische Cabinet je 1000 d.; für das hydrotechnische Cabinet und für die Errichtung eines mechanisch-technischen Laboratoriums je 5000 d.

Es sind dies recht bescheidene Anfänge, aber Anfänge sind es doch.

Für die Mittelschulen verausgabte man im Jahre 1896 schon 1,069.860 d. (770.133 d. pro 1890); pro 1899 werden jedoch nur mehr 648.542 d. eingestellt, da das neue Mittelschulgesetz die allzugrosse Zahl der Gymnasien stark reduciert hat, um dem bedrohlichen Anwachsen des geistigen Proletariats Einhalt zu gebieten.

Schliesslich möchten wir aus dem Unterrichtsbudget noch folgende Posten hervorheben: Subventionen für wissenschaftliche Gesellschaften 40.000 d. (87.350 d.); für Stipendisten 30.000 d. (67.500 d.) für wissenschaftliche Ausflüge 4000 d., für 20 Schulinspectoren 80.000 d. (20.000 d. in den Vorjahren).

Wir haben bei diesem Capitel etwas länger verweilt, da es uns interessant schien, die culturellen Institutionen des Landes einmal Revue passieren zu lassen.

Beim Ministerium des Äussern betrugen die Ausgaben 876.625 d. im Jahre 1890 und 1,849.168 d. pro 1897, haben sich somit verdoppelt; die wesentlichsten Erhöhungen finden wir bei dem Posten: »würdigere Vertretung der Staatsinteressen im Auslande« 750.000 d. statt 300.000 d. und bei den Gesandtschaften, so z. B. erfordert Berlin 44.500 d. (16.250), Wien 49.000 d., Bukarest 42.750 d. (20.000 d.), London 39.500 d. (5500 d. pro 1891), Paris 45.000 d., Petersburg 46.350 d.; Rom 18.500 d. (besteht seit 1895), Konstantinopel 84.500 d. (60.916 d.), Cetinje 26.000 d., Sofia 38.250 d. (22.000 d.). Consulate unterhält Serbien in Budapest (31.250), Salonichi (26.235), Üsküb (30.380), Triest, Bitolia-Monastir, Prinašti und Seres.

Beim Ministerium des Innern werden pro 1899 präliminiert: 3,202.900 d. (2,447.270), welcher Betrag sich in fast gleichen Summen auf Polizei und Gesundheitswesen vertheilt. Erhöhungen finden wir nur bei einigen Krankenhäusern.

Stattliche Erhöhungen finden wir beim Finanzministerium, dessen Ausgaben pro 1890 blos 907.141 d. betrugen, sich im Jahre 1891 auf 4,714.671 d. erhöhten und für 1899 mit 8,271.630 d. veranschlagt werden. Die wesentlichsten Erhöhungen finden wir nur bei den Staatsmonopolen und bei der Grenzzollwache (700.000 d. gegen 96.829 d. in Jahre 1890).

Das Kriegsbudget betrug im Jahre 1890 bloss 9,657.880 Millionen und ist nach und nach auf 14 Millionen gestiegen; für 1899 beträgt es 15,654.803 d.

Wir glauben uns auch hier nicht auf weitere Details einlassen zu müssen und übergehen auf die letzten zwei Ressorts, die für unsere Leser mehr Interesse bieten dürften.

Das Budget des Bautenministeriums betrug im Jahre 1890 etwa 844.965 d., im Jahre 1899 wird es 4·6 Millionen betragen. Für Bauten verwendete man in den Jahren 1891 und 1892 nichts, in den drei folgenden Jahren je eine halbe Million und für 1899 sind 355.000 d. eingestellt. Wir erwähnen hier die Stipendisten, denen man jährlich 10—20.000 d. zuwendete und die der Gesellschaft der Ingenieure gewährte Subvention, die in den früheren Jahren 5000 d. war, aber jetzt auf 2000 d. reduciert ist. Bei den Staatsbahnen finden wir 3·0 Millionen Ausgaben pro 1891; 4·2 Millionen pro 1896 und wieder 3·3 Millionen pro 1899. Das Bahnnetz ist seit etwa zehn Jahren fast unverändert geblieben, ein Fall, der auch in den exotischen Ländern ungemein selten ist. Beispiele für eine so absolute Stagnation des Communicationswesens, der Bahn- und Wasserwegbauten, findet man nur noch in Central-Afrika.

Etwas erfreulichere Zustände herrschen im Ministerium für Handel und Ackerbau, dessen Budget von 2·12 auf 3·31 Millionen gestiegen ist. Dieses Ministerium hat in der letzten Skupschtina-Session eine ganze Reihe von Reformen durchgesetzt, deren erste Spuren auch im Budget bemerkbar sind. Da finden wir z. B. 2000 d. für die erste der zu errichtenden Musterwirtschaften, 50.000 d. (statt der bisherigen 10- bis 20.000 d.), für die Förderung der Landwirtschaft und Viehzucht, für die Viehzüchterei in Dobričev 50.000 d. statt der vorjährigen 20.000 d., für die in Topčider zu errichtende höhere land- und forstwirtschaftliche Anstalt 120.000 d., für die Weberschule in Leskovac 20.000 d. (früher 30- bis 50.000 d.), für die Weberschule in Užice 24.000 d. (früher 10- bis 20.000 d.), für die Handelsschule 40.000 d. (1890 blos 13.000 d., 1891 und 1892 blos 23.000 d.), Subvention für die königl. serbische Schiffahrtsgesellschaft 70.000 d. (in den Vorjahren 50.000 d., im Jahre 1897 74.567), für die zu errichtenden Gewerbeschulen wird eine erste Post von 50.000 Fr. eingestellt, was uns absolut unzulänglich scheint; sind doch durch die Auflösung einer ganzen Reihe von Gymnasien grössere Summen disponibel geworden, die man für sogenannte Bürgerschulen verwenden will, wo die Errichtung von landwirtschaftlichen und gewerblichen Schulen ein viel brennenderes Bedürfnis ist.

Für ein montanistisches Museum werden 3000 d. eingestellt (in den Vorjahren 6000, 4000, 2000, 500, 500), während im Jahre 1896

hiefür nichts aufgewendet wurde; für geologische Forschungen 37.000 d. (früher 10- bis 13.000 d.), für das Telegraphennetz 130.000 d. (in den Vorjahren 30.000, 60.000, 49.000, 58.000, 119.000, 469.000, 29.000 und 77.000 d.), für Hengstzüchtereien 231.986 d. (in den Vorjahren steigerte sich das Erfordernis von 133.000 d. successive auf 243.192 d.) für die landwirtschaftliche Schule 64.660 d., für die Wein- und Obstculturschule 72.591 d., für die Pflanzung von amerikanischen Reben 120.000 d. (in den Vorjahren 63- bis 100.000 d.), für das Veterinärwesen 77.000 d.

Wir haben hier durchaus nicht die Absicht, die finanzielle Lage des serbischen Staates zu untersuchen; wir wollen blos den culturellen und wirtschaftlichen Fortschritt des Landes mit einigen Strichen kennzeichnen. Wir können uns daher bei dem Einnahmen-Präliminare viel kürzer fassen. Was uns hier interessieren mag, das wäre namentlich das etwaige Steigen der Einnahmen, in denen sich der Wohlstand und die Arbeitsamkeit des Volkes wiederspiegelt.

Es muss jedoch bemerkt werden, dass die Rückstände, welche in den serbischen Finanzen eine so wesentliche Rolle spielen, nicht immer auf wirtschaftliche Umstände zurückzuführen sind; gar zu oft treibt hier die leidige Parteipolitik ihr böses Spiel, indem gewisse Regierungen die Steuerschraube zuweilen aus wahltaktischen Rücksichten gelinder handhabten. Die Gepflogenheit ist umso bedauerlicher, als die Steuerschraube in den primitiven Ländern das probateste Mittel bietet, durch welches die Arbeitslust des Volkes angespornt werden kann, da die Steigerung der Bedürfnisse und Ansprüche in etwas langsamem Tempo schreitet.

Als charakteristisch für die Consum- und Leistungsfähigkeit des Volkes erwähnen wir hier folgende Posten:

Directe Steuern: Das jährliche Erträgnis variiert zwischen 19·3 und 17·3 Millionen, wobei der Ausfall am Anfange der Neunziger-Jahre 3·1 bis 4·3 Millionen, in den letzteren Jahren blos 1·0 bis 1·4 Millionen betrug, im Jahre 1895 sogar blos 172.397 d. Für die Jahre 1890 bis 1897 betrug der Ausfall durchschnittlich 21 Procent.

Die Verkehrssteuer (Obrt) ergab in den Jahren 1893 bis 1897: 2·96, 2·37, 1·79, 2·09 und 2·63 Millionen; das Zollgefälle steigerte sich (1890 bis 1897) von 3·64 ziemlich stetig auf 5·6 Millionen, die Trošarina ergab jährlich etwa 3·3 Millionen (der Gesammtausfall in 6 Jahren betrug im ganzen 11.259 d.), wobei der Bierconsum von 16·3 auf 24·4 Millionen Hektoliter gestiegen ist.

Die Einnahmen der Staatsbahnen schwanken seit 1892 zwischen 5·08 und 5·52 Millionen, die Erträgnisse der Staatsbergwerke zwischen 0·39 und 0·45 Millionen; jene der Post und des Telegraphen zwischen 1·0 und 1·29 Millionen, jene der Staatsgüter zwischen 0·19 und 0·09 Millionen.

Die Steuerrückstände aus den Jahren 1890 bis 1897 betrugen 47·43 Millionen, wovon bis Ende 1897 wohl 31·23 Millionen entrichtet wurden.

Wir glauben, dass sich der Leser aus dem ihm hier dargebotenen Ziffernmaterial ein erkenntliches Bild construiert hat und in der Lage ist, die Culturzustände Serbiens so ziemlich nach Gebür zu würdigen.

Die Zustände sind durchaus keine rosigen; auf allen Gebieten des nationalen Lebens gibt es ungemein viel nachzuholen. In Belgrad weiss das ein jeder intelligente Mensch und die Regierungsmänner fühlen es in allen Gliedern. An gutem Willen mangelt es natürlich auch nicht und hat die diesjährige Skupschtina im verflossenen Sommer eine ganze Reihe von eingreifenden Reformen beschlossen.

Auf eine Besprechung dieser Reformen müssen wir jedoch heute verzichten. An guten Ideen hat es in Serbien auch früher nicht gefehlt. Die Besprechung derselben wäre nur leeres Zeitungsgerede. Wir werden daher abwarten, bis sich die neuen legislatorischen Verfügungen in Form von wohleingerichteten Instituten und wohlbestallten, arbeitslustigen und arbeitsfähigen Fachmännern verwirklichen werden, und dann werden wir die Arbeiten der Ressortminister recht gerne registrieren und würdigen. Die Art, wie wir oben in die Details eingegangen sind, bezeugt, dass wir jede nützliche und productive Arbeit zu schätzen wissen werden.

Uns ist es nicht darum zu thun, unsere Rundschau mit sensationellen Combinationen zu füllen, nur soll man uns auch mit Sensationsnachrichten verschonen.

Wird es dem heutigen serbischen Cabinet gegönnt sein, das erwähnte Reformprogramm durchzuführen? Wird dem Lande endlich jene Stabilität gewährt werden, die demselben so dringend nothwendig ist? Das ist die erste und grösste Frage. In den Regionen der hohen Politik herrscht betreffs der kleinen Orientfragen Windstille; die Grossmächte wollen auf der Balkanhalbinsel Ruhe. Ob sich die Balkanvölker wohl fügen werden?

Die Serben haben hiezu jeden erdenklichen Anlass. Zu den ernsten Reformarbeiten ist vor allem Ruhe nöthig, die glauben wir genug überzeugend dargelegt zu haben.

II.

Bulgarien.

Rumänen und Griechen lieben es, wenn man sie die Franzosen des Orients nennt, und auch bei den Serben dominiert das »Temperament«, das den Grundzug der lateinischen Race bildet. Und man kann den drei Völkern ihre lebhaften Culturbestrebungen nicht absprechen. Die Rumänen haben ein blühendes Staatswesen geschaffen, die reichen griechischen Familien repräsentieren nicht nur in Athen, sondern auch in Pera, Smyrna und Alexandrien eine elegante feine Gesellschaft. Aber diese Cultur ist etwas übertüncht.

Der Bulgare, der Paysan du Danube, zeigt uns einen mehr ugrisch-tatarischen Anstrich: er ist bedächtig, ernst, schlicht, sparsam, von der Bauernhütte bis zum Ministersalon. Die öffentlichen Gebäude und

Anstalten präsentieren sich derzeit sehr anspruchslos. Aber es wird ernst und tüchtig gearbeitet, und zwar in allen Classen des Volkes, auf allen Gebieten des nationalen Lebens. Der Fortschritt ist kein sprunghafter, er imponiert zumal durch seine Stetigkeit. Das Fürstenthum, das vor 20 Jahren noch das Duna-Vilajet war, ist heute ein moderner Staat im besten Sinne des Wortes.

Es wäre lehrreich, die heutigen Verhältnisse mit jenen der Siebziger-Jahre zu vergleichen. Es fehlt jedoch aus letzterer Periode das statistische Material. Aus den ersten Achtziger-Jahren haben wir über das frühere Ostrumelien nur lückenhafte Daten. Wir wollen daher bei unseren Vergleichen nur auf das Jahr 1887 zurückgreifen, ein Jahr, in welchem Nord- und Südbulgarien schon vereinigt waren und das heutige Bulgarien das durch den Kaulbars'schen Attentatsversuch so gefährlich gewordene Interregnum mit heiler Haut überstanden hatte. Unsere Besprechung umfasst das erste Decennium der Herrschaft des Fürsten von Coburg.

Der Fortschritt, den wir da sehen, ist in politischer Hinsicht ein bedeutsamer. Durch den Staatsstreich von Philippopel, die Wiederkehr des Fürsten von Battenberg und die Wahl des Coburgers hatten sich die Bulgaren die Gunst Russlands gründlich verscherzt und ihr Staatswesen schwebte in der Luft. Ihr Fürst galt als »Usurpator«, ihre Minister bildeten eine »de facto«-Regierung, ihre diplomatischen Vertreter wurden bloss in Constantinopel, Bukarest und Belgrad geduldet; gute Freunde hatte das Land bloss in Wien, aber energische Worte gegen die Kaulbars'sche Brutalität und die Candidatur eines imeretischen Scheinfürsten wagte man nur in Budapest auszusprechen. Heute hat Europa den Fürsten formell anerkannt, bulgarische Diplomaten sind bei acht Höfen accreditiert, und die Mächte haben mit dem suzeränen Lande Handelsverträge abgeschlossen. Es haben hier wohl manche fremde Kräfte und Gründe mitgewirkt, aber das eigene Verdienst der Bulgaren war auch kein geringes. Wir erblicken dieses Verdienst namentlich in dem Umstande, dass Bulgarien seit 1886 nur zwei Ministerpräsidenten gehabt hat. Der harte Bulgarenschädel Stambulows war es, welcher der harten russischen Hand solchen Widerstand geleistet, dass diese rauhe Hand nunmehr Sammthandschuhe angelegt hat. Und heute ist es der geschmeidige Stoilow, welcher jene Hand streichelt und dabei darauf achtet, dass sie das Land nicht erwürge.

Es war ein schwerer Kampf, welchen Stambulows knorrige Entschlossenheit so energisch eingeleitet hat, dass Stoilows glatte Diplomatie denselben mit einem ehrenvollen Frieden abschliessen konnte. Aber während des Kampfes, der in den politischen Clubs tobte, wurde in den ministeriellen Bureaux und im ganzen Lande unverdrossen weiter gearbeitet, und wenn wir die Resultate des abgelaufenen Jahrzehnts überblicken, so gewahren wir, dass die stetige, bedächtige Arbeit auf allen Gebieten ansehnliche Ergebnisse aufweist.

Es hat den Anschein, als habe der wilde Parteihass mit der Ermordung des grossen Stambulow sein Müthchen gekühlt; die Politiker, die sich am meisten exponiert hatten, verkehren heute in den Strassen und in den Clubs, ohne den Mordstahl fürchten zu müssen; bei den jüngsten

partiellen Wahlen brauchte man die Parteien nicht von einander zu trennen; das politische Leben ist reifer, ruhiger und dennoch intensiver geworden. Letzteren Umstand bekundet die Wahlstatistik. Man zählte 1887: 601.960 Wahlberechtigte und nur 134.453 Wähler; im Vorjahre haben sich von 652.637 stimmberechtigten Bürgern 227.451 an den Wahlen betheiligt. Vor elf Jahren zählte man 460.413 ländliche und 116.115 städtische Wähler; an den Wahlen betheiligten sich bloss 117.419 ländliche und 36.281 städtische Wähler. Im Vorjahre waren die entsprechenden Zahlen: 540.781, 170.223, 155.868 und 63.213.

Die öffentliche Sicherheit hat sich ebenfalls gebessert. Im Jahre 1886—87 ereigneten sich 507 Mordfälle, vorbedächtige oder fahrlässige Verwundungen 568, Diebstähle 1049 und Brände 1854. Für 1896—97 waren die entsprechenden Zahlen 471, 499, 873 und 1740. Auch die sanitären Zustände sind erfreulichere. Es betrug die Zahl der Kranken in den Staatsspitälern 1887 14.000 und 1896 36.236, jene der in Spitälern gepflegten ambulanten Kranken: 1887 430 und 1896 4726; geimpft wurden im Jahre 1887 58.997 und im Jahre 1896 267.324 Personen. Während der erwähnten Periode stieg die Zahl der Krankenhäuser von 24 auf 64, jene der Betten in den Spitälern von 1120 auf 2750, jene der Ärzte von 154 auf 378; schliesslich errichtete man im Lande eine Hebammenschule und ein bacteriologisches Institut.

Vor zehn Jahren gab es in Sofia noch keine Hochschule; als man die juridische Facultät errichtete (1888), hatte sie acht Professoren und 43 Studenten. Heute zählt die bulgarische Hochschule an ihren drei Facultäten (historisch-philologische, physico-mathematische und juridische) 41 Professoren und 313 Studenten, sie kostet jährlich etwa 450.000 Franken und die Bibliothek enthält 23.639 Bände und 161 Zeitschriften. Diese Hochschule verfügt heute über ein Legat von 6,000.000 Franken, durch welches ihr der Philantrop Eologhi Gheorghiew eine noch bessere Zukunft sichert.

Das höhere Unterrichtswesen hat da einfach einen Haupttreffer gemacht. Erfreulicher scheint uns jedoch der Umstand, dass der Aufschwung auf allen Abstufungen des Unterrichtswesens ein gleichmässiger, natürlicher war. Vor elf Jahren zählte man in Bulgarien 177.500 Schüler und Schülerinnen und 5150 Lehrkräfte; im Schuljahre 1894—95 gab es bereits 380.471 Schüler und 9671 Lehrkräfte, wovon auf neun Obergymnasien 323 Professoren und 6911 Schüler und auf 37 Untergymnasien 3559 Schüler entfallen. Hiebei ist die Zahl der diplomierten Lehrkräfte von 800 auf 2684 gestiegen; die Lehramtsprüfungen haben bestanden: 1888 bloss 54 Candidaten und im Jahre 1896 812. Abiturienten der sieben Mädchengymnasien gab es: 32 im Jahre 1888 und 355 im Jahre 1896. Dass auch die Methoden des Unterrichts seit zehn Jahren andere geworden sind, braucht wohl nicht erörtert zu werden.

Auf dem Gebiete der Rechtspflege waren bis tief in die Achtziger-Jahre die türkischen Gesetze in Geltung. Heute hat Bulgarien seine Rechtspflege in modernem Sinne codificiert. Auf das im Jahre 1892 geschaffene bürgerliche Gesetzbuch sind die Bulgaren geradezu stolz; weiters wurden geschaffen das Handelsgesetz (1897), das Strafgesetz (1896), das Pressgesetz (1897), ein Gesetz über Contracte (1892), ein

Erbschaftsgesetz (1896), ein Gesetz über die Vormundschaft (1889) u. s. w. Die Dorfgerichte wurden im Jahre 1887 organisiert und die Competenz derselben ist seit 1897 in allen Details geregelt.

Im Jahre 1887 umfasste die Judicatur 342 Personen, u. zw. 139 bei den Gerichten, 57 bei den Anwaltschaften, 54 Untersuchungsrichter und 92 Friedensrichter. Unter diesen gab es 19·3% juridisch gebildete Personen und 12·01% hatten die Mittelschule absolviert. Heute zählt die Judicatur 422 Personen, von denen 49% juridisch gebildet sind; wenn wir von den Friedensrichtern absehen, erhöht sich der Percentsatz des juridisch gebildeten Personals auf 60%: dieselben haben ihre Studien absolviert: 40 in Sofia, 59 in Russland, 47 in Frankreich, 35 in der Schweiz, 3 in Deutschland, 7 in Belgien, 5 in Österreich-Ungarn und 4 in anderen Ländern. Seit 1897 ist die juridische Vorbildung auch für die Notare und Gerichtsvollstrecker obligatorisch. Das Gesetz über die Advocaten ist im Jahre 1890 ins Leben getreten und gab es damals 422 Advocaten, von denen bloss 32 (7½%) ihr Diplom aufzeigen konnten; heute gibt es 636, darunter 178 (29½%) diplomierte. Dass sich bei den Gerichtsbehörden die Zahl der Acten vermehrt hat, ist selbstverständlich.

Von den »Verbesserungen« im Heerwesen interesssieren uns hier bloss die Militärschulen und erwähnen wir, dass die »Junkerschule« und der Officiersclub die imposantesten Gebäude der bulgarischen Hauptstadt sind. Für die Officiere hat man in Bulgarien vielleicht des Guten zu viel gethan. Der bulgarische Officier avanciert, selbst wenn er den Landesfürsten mit bewaffneter Hand attaquiert hat.

Besonders auffallend sind die Erfolge bei den Verkehrsmitteln. Bis zum Jahre 1886 befanden sich dieselben in einem durchaus verwahrlosten Zustande; die meisten Strassen waren kaum traciert und besassen bloss primitive Holzbrücken. In den letzten zehn Jahren hat der Staat 2464 km. Strassen instand gesetzt (an 800 km. ganz neue Strassen), 570 Brücken und 917 Durchlässe gebaut und 844 alte Brücken herrichten lassen. An Eisenbahnen gab es die Linie Rustschuk—Varna und die Linie Hebibtschevo—Bellova—Yamboli, welche fremden Actiengesellschaften gehörten. Die erstere ist schon lange verstaatlicht, die zweite dürfte es bald ebenfalls sein und hat überdies ihre Anschlüsse (über Serbien) an das mitteleuropäische Bahnnetz und über Burgas zum Meere. Nach allen Seiten dehnt und streckt sich das Netz, von Sofia reicht ein Schienenstrang über Pernik und Radomir fast bis zur türkischen Grenze, ein anderer ist bis Roman gelegt und wird sich bei Schumla an die Rustschuck—Varnaer Linie anschliessen, von den Donauhäfen werden drei Linien projectiert, die über die Balkanpässe hinweg bis Südbulgarien gehen; nach dem Ausbau der angefangenen oder tracierten Bahnen wird ein Netz von nahezu dritthalbtausend Kilometern alle Theilen des Landes mit den internationalen Wasserwegen und den benachbarten türkischen Provinzen verbinden, wobei in Burgas und in Varna grosse Hafenarbeiten und in den Donauhäfen entsprechende Quaibauten in Angriff genommen sind. Im internen Verkehr haben die Bahnen im Jahre 1892 167.394 Reisende und im Jahre 1896 schon 303.243 Personen befördert, was den billigen Tarifen zu verdanken

ist. Der Frachtenverkehr betrug 87.115 Tonnen im Jahre 1892 und 704.827 Tonnen im Jahre 1896.

Der Post- und Telegraphenverkehr ist ein recht ansehnlicher und wollen wir denselben nur mit einigen Beispielen illustrieren, wobei wir die entsprechenden Zahlen aus dem Jahre 1886 in Klammern angeben. Da finden wir in den statistischen Ausweisen 194 Poststationen (103), 544 Postkasten (203), 342 Telegraphenapparate (194), 4934 km. Postlinien (3853), 10.464 km. Telegraphendrähte (5889); befördert wurden im internen Postverkehr 4,370.216 Briefe (1,468.494), 5,564.130 Zeitungen (972.012), 1,082.326 Telegramme (527,556); im internationalen Verkehr in das Ausland 637.732 Briefe (419.168), 202.292 Zeitungen (47.412), aus dem Auslande 1,788.014 Briefe (683.034), 393.996 Warenmuster (50.584), 1,013.660 Zeitungen (546.780), 1264 Postmandate für 34,242.232 Franken (1,903.656 Franken); bei der im Jahre 1895 creierten Postsparcasse betrugen die Einlagen per Monat im Jahre 1896 150.300 Franken und im Jahre 1897 231.558 Franken.

Über sehr erfreuliche Fortschritte berichtet auch der Minister für Handel und Ackerbau; er meldet in einem Berichte, dass die Einfuhr im Jahre 1896 76·5 Millionen betragen habe (gegen 64.7 Millionen im Jahre 1887); die Ausfuhr ist in derselben Periode von 45·7 auf 108·7 Millionen gestiegen; in den Seehäfen namentlich beträgt die Steigerung 55—65%, bei der Weizenausfuhr 392·45%, bei den anderen Cerealien 29%; den höheren Wohlstand des Volkes bekundet die Steigerung der Einfuhr um 73·5% beim Zucker, um 32·5% beim Kaffee, um 88·27% bei fertigen Kleidern, um 61% beim Petroleum. Für die Förderung der Handelsinteressen sorgt jetzt eine Reihe von Handelsverträgen, auswärtigen Agentien und die im Werden begriffene nationale Kauffahrteiflotte.

Im Jahre 1887 bestanden in Bulgarien 120 Fabriken; seit dem Jahre 1895, als den neuen industriellen Unternehmungen wesentliche Begünstigungen zugesichert wurden, hört man fast täglich von neuen Fabriken und zählt man heute in Bulgarien an 300 Fabriken. Nach dem Ausbau des Bahnnetzes dürfte der Aufschwung noch kräftiger werden, wobei die im Jahre 1895 in Sofia, Philippopel, Rustschuk und Varna gegründeten Handelskammern für die Interessen der nationalen Industrie einen wahren Feuereifer bekunden.

Die wichtigste Einnahmequelle des bulgarischen Volkes bietet der Ackerbau und wird für die Förderung desselben in allen Richtungen unentwegt gearbeitet; namentlich trachtet man die Bodenproduction möglichst vielseitig zu gestalten. Was hier alles geleistet wird, um den Wohlstand des Volkes zu steigern, hoffen wir bei Gelegenheit eingehender zu besprechen und wollen wir uns heute darauf beschränken, nur einige Beispiele zu verzeichnen. Die einträgliche Cultur der Handelspflanzen (Reps, Hanf, Mohn, Leinen, Zuckerrüben, Tabak u. dgl.) occupiert ein Areal von 220.000 Decar, das Areal des Weinbaues erstreckt sich auf 1,135.123 Decare (gegen 816.967 im Jahre 1887); die Seidenzucht ergab im Jahre 1897 schon 400.000 kg. Cocons (gegen 60.000 kg. im Jahre 1896); das Areal der Bodencultur hat sich verdoppelt, die Imker haben 450 moderne Apparate importiert; für die Viehzucht wird methodisch gearbeitet, so dass sich der Viehstand

beim Hornvieh um 4 Procent, bei den Schafen um 5 Procent und bei dem Borstenvieh um 17 Procent vermehrt hat. Die Veterinärzustände sind nicht sehr erbaulich, denn man zählt blos 65 Thierärzte, die im Auslande ihre Studien gemacht haben, doch ist das schon ein bemerkenswertes Resultat, denn vor 11 Jahren gab es in Bulgarien blos 7 Thierärzte.

Für die rasche Verbreitung der rationellen landwirtschaftlichen Methoden sorgen jetzt mehrere Fachschulen und 5 Fachzeitungen, die alle in jüngster Zeit entstanden sind, ferner die immer häufiger veranstalteten landwirtschaftlichen Ausstellungen.

Der praktische Sinn des bulgarischen Bauern bethätigt sich namentlich in der geradezu mustergiltigen Institution der »landwirtschaftlichen Cassen«, die heute ein Activum von 60 Millionen zusammengebracht haben und in neuester Zeit durch ein grösseres Agraranlehen der Nationalbank in die Lage versetzt sein werden, der Landwirtschaft kräftig unter die Arme zu greifen. Die Einfuhr von modernen Ackerbaugeräthen und landwirtschaftlichen Maschinen ist schon jetzt eine sehr bedeutende. Der Jahresumsatz der erwähnten Cassen betrug im Jahre 1886 63 Millionen und im Jahre 1896 257·6 Millionen.

Den raschen Aufschwung des Landes bekunden am deutlichsten die finanziellen Verhältnisse. Wir sollten hier ganze Colonnen von Ziffern aufmarschieren lassen, wollen jedoch den Leser nicht ermüden, und werden aus dem uns vorliegenden reichen Material nur einige Ziffern aufs geradewohl herausgreifen. Das Zollgefälle betrug 5·2 Millionen pro 1886 und 10·1 Millionen pro 1896; die Wareneinfuhr wurde im Jahre 1886 mit 64·28, im Jahre 1896 mit 76·5 und im Jahre 1894 gar mit 99·2 Millionen bewertet; die Warenausfuhr repräsentierte im Jahre 1896 einen Gesammtwert von 108·7 Millionen gegen 50·4 Millionen im Jahre 1886.

Wenn wir die wichtigeren Posten des Einnahmenbudgets pro 1896 mit den in Klammern angesetzten Ziffern des Jahres 1886 vergleichen, finden wir folgende Ergebnisse: Banderole 8·7 Millionen (2·5 Millionen), Accise 4·6 Millionen (0.24 Millionen), Stempelmarken 3·07 Millionen (0·65 Millionen).

Die Staatsschuld beträgt 152 Millionen (hingegen repräsentiert das unbewegliche Vermögen des Landes einen Wert von 157·3 Millionen). Der Zinsfuss ist von 6 auf 5 Procent gesunken.

Diese Last muss man geradezu als eine minimale bezeichnen, wenn man bedenkt, wie Bulgarien mit seinen Anlehen und seinen Steuereinnahmen gewirtschaftet hat und wie viel wirklich Productives geleistet worden ist. Wir wollen hier zum Schlusse — einem Vortrage des Finanzministers folgend — die wichtigsten Ergebnisse, Leistungen und Investitionen kurz zusammenfassen:

1. 792·8 Kilometer ganz neue Strassen und 1671·1 Kilometer verbesserte Fahrwege.

2. Bau von 398 grösseren, 172 kleineren Brücken und 917 Durchlässen, Ausbesserung von 582 grösseren, 262 kleineren Brücken und 426 Durchlässen.

3. Verstaatlichung der Bahnlinie Rustschuk—Varna.

4. Ausbau des Bahnnetzes von 534 auf 977 Kilometer.

5. Ausdehnung des Netzes der Postlinien von 3853 auf 4934 Kilometer; das Telegraphennetz ist von 5889 auf 10.464 Kilometer erweitert; die Zahl der Postkasten stieg von 203 auf 544, jene der Telegraphenstationen von 194 auf 342; Telephonlinien wurden errichtet von Sofia nach Philippopel und Rustschuk.

6. Der Bau der Bahnlinien Roman—Kaspitschan, Rustschuk—Tirnovo und Saramber—Yamboli, und die Hafenarbeiten von Burgas und Varna sind an Unternehmer vergeben.

7. Für neue Staatsgebäude wurden 32 Millionen verausgabt.

8. Die Zahl der Lehrkräfte an den Schulen ist von 5150 auf 9671 gestiegen, die Bezüge und Quinquennalzulagen derselben sind geregelt; das Unterrichtsbudget ist von 2·2 auf 9·2 Millionen erhöht und hat der bulgarische Staat von 1886 bis 1896 für seine Schulen 69·5 Millionen verwendet.

9. Die Bezüge des Clerus sind geregelt und betragen jährlich 900.000 Fr.

10. Der Staat hat landwirtschaftliche und Gewerbe-Schulen, eine Forstanstalt, eine Zeichenschule und eine Universität errichtet.

11. In den Achtziger-Jahren wurden sämmtliche wirtschaftlichen Angelegenheiten des Landes im Finanzministerium geleitet; aber zwei Sectionen desselben sind zu stattlichen Ministerien herangewachsen: die eine ist jetzt das Ministerium für öffentliche Bauten und Communicationen, die andere das Ministerium für Ackerbau und Handel. Diese Departements, die sich vor 5 bis 6 Jahren mit zwei Appartements eines unansehnlichen Privathauses begnügten, werden demnächst zwei neue Paläste beziehen.

12. Das Silber ist demonetisiert und hat Bulgarien heute die Goldwährung eingeführt.

13. Im Ausland ist das suzeräne Fürstenthum durch acht diplomatische Agenten und fünf Handelsagentien vertreten.

14. Das Sanitätswesen ist geregelt und hat Bulgarien um 40 Krankenhäuser, 224 Kreisärzte und 181 Feldschere mehr als im Jahre 1887.

15. Die Nationalbank besitzt ein Grundcapital von 9,120.249 Fr.

16. Die bulgarische Armee ist vortrefflich organisiert und ihr Budget wurde von 16·8 auf 22·5 Millionen erhöht.

17. Die bulgarische Regierung hat zwei Pensionscassen, einen Fond für Hagelversicherung, einen Fond für die Subventionierung der Kauffahrteiflotte, einen Fond für Communalbauten und einen Lehrerpensionsfond creiert.

Wir könnten diese Liste noch lange fortsetzen, ohne sie erschöpft zu haben. Aber das bisher Gesagte genügt wohl vollauf, um den Aufschwung Bulgariens im ganzen und grossen zu kennzeichnen. Die angeführten Ziffern bekunden, dass in dem Lande Regierung und Volk tüchtig gearbeitet haben.

Ein Staatswesen, das seinen Bürgern so viel geboten, auf allen Gebieten so rüstig vorwärts schreitet, muss auf seine Umgebung imponierend wirken. Die Zustände, die wir hier geschildert haben, müssen in der slavischen Bevölkerung Makedoniens — ob nun dieselbe

die Slava feiert oder nicht, ob sie Mahomed oder Christus anruft — gewisse Wünsche rege machen, die mit der Zeit immer lebhafter, ja heftig werden dürften. Und da wird den Bulgaren die reife Frucht in den Schoss fallen. Einen besseren Bundesgenossen als die jetzige Paschawirtschaft brauchen sie sich nicht zu wünschen. Und so lange man in Belgrad nicht aufhört, in den Parteiclubs und in den Zeitungen das leere Stroh der hohen Politik zu dreschen, wird Serbien kein schrecklicher Rivale sein.

Die bulgarische Armee ist unstreitig viel tüchtiger als die griechische. Dass sie aber bei einem kriegerischen Abenteuer mehr Erfolge erreichen könnte, müssen wir doch stark bezweifeln. Auf die Unterstützung der »Brüdervölker« darf sie nicht rechnen. Die Bulgaren haben im Jahre 1877 sich ein Staatswesen gegründet. Bei einem neueren Vorstosse könnten sie gar leicht die heissen Kastanien für einen andern aus dem Feuer holen.

Und darum hegen wir die feste Überzeugung, dass wir in dieser Umschau mit der sogenannten hohen Politik nicht bald zu thun haben werden. Wir werden hoffentlich in der Lage sein, das hier in grossen Umrissen skizzierte Bild des modernen Bulgarien in allen Einzelheiten mit der gebürenden Sorgfalt ausmalen zu können. Wir werden dann in dem unstreitig schönen Gesammtbilde gewiss auch auf Mängel und Fehler stossen; wir werden nichts beschönigen, nichts vertuschen, sondern auch Kritik üben. Das Bild, das wir bieten wollen, wird getreu und realistisch sein.

Bücherbesprechungen.

Zichy Jenö gróf, kaukázusi és középázsiai utazásai. A magyar faj vándorlása, irta Zichy Jenö gróf. A gyüjtemények leirása, irták Dr. Jankó János és Dr. Pósta Béla. (Graf Eugen Zichy, Reisen im Kaukasus und in Mittelasien. Wanderungen des ungarischen Stammes, v. Graf Eugen Zichy; Beschreibung der Sammlungen, von Dr. Johann Jankó und Doctor Béla Pósta.) 2 Bände, 613 Seiten, mit 160 Bilderbeilagen und zahlreichen Textillustrationen. Budapest, Gusztav Ranschburg, 1897. Preis 10 fl.

I.

Wanderungen des magyarischen Stammes. Leitende Principien meiner Forschungen und ihre Resultate. Von Graf Eugen Zichy.

Eine erfreuliche Erscheinung in der Fortbildung der wissenschaftlichen Fächer ist es, dass es keine so falsche Richtung der Forschung gibt, keinen so unzweckmässigen Weg der Untersuchung irgend einer gestellten Aufgabe — wenn nämlich ihre Pflege mit gehöriger Fachkenntnis und Gewissenhaftigkeit vorgenommen wurde — die nicht ihre eigenthümlichen, bisweilen sehr bedeutenden Resultate aufzuweisen hätten. Eine besondere Gelegenheit, dies zu erfahren, bieten die Arbeiten, bei denen der in den leitenden Ideen verborgene Irrthum eigentlich Einseitigkeit ist, die Überschätzung des Wertes einer irgend einem ihrer Grundzüge nach richtigen Beobachtung, die Verallgemeinerung derselben, ihre zu weite Ausdehnung und die, wenn sie die ins Ziel genommene Hauptfrage auch nicht gehörig reinigen können, so doch gewisse, dahin gehörige Partien, beziehungsweise die damit verbundenen Nebenumstände eingehend beleuchten: das auf sie bezügliche Material wird gewöhnlich mit grossem Eifer gesammelt, gruppiert, und auf diesem Wege werden dann nicht selten sehr wertvolle Beiträge geboten zur richtigen Erklärung und Lösung der in den Kreis der Hauptfrage eingreifenden Erscheinungen. Als treffliches Beispiel hiefür kann von diesem Gesichtspunkte aus die magyarische Urgeschichte gelten, die da schon skythische, parthische, arische, hunnisch-avarische, mongolische, türkische, finnisch-ugrische Richtungen hat, ohne dass jemand es leugnen könnte, dass nicht irgend eine Wahrheit in jeder derselben vorherrscht, dass die magyarische Sprache, Anthropologie, Urcultur, Ethnologie in ihren äussersten Grundzügen — so wie es eben die europäische Wissenschaft auch glaubt — finnisch-ugrisch ist; aber in ihren fortschreitend sich mehrenden Elementen in nicht geringem Grade zugleich arisch, türkisch, mongolisch oder was mit anderen Worten dem Wesen nach dasselbe aussagt: skythisch, parthisch, hunnisch-avarisch. Der von Voreingenommenheit freie, moderne Forscher wird jedenfalls mit dankbarer Anerkennung die Werke der Vertreter aller dieser Richtungen studieren, denn eine reiche Quelle der allerwertvollsten Beobachtungen und Belege eröffnet sich ihm, die nur miteinander und einander gegenseitig ergänzend das reine Bild der in das Dunkel der Urzeit von Jahrtausenden gehüllten Bildungsgrade, beziehungsweise Änderungen ergeben. Wir können noch weiter gehen und getrost sagen, dass es ein Abgang, ja ein Missstand wäre, wenn wir in welcher immer der angeführten Richtungen ohne jede Vorarbeit dastünden; denn nur vielseitige Umschau kann den Horizont erweitern und wir haben keinen Grund zu fürchten, dass der auf der Höhe derselben stehende Forscher, während er das Material der auf welch verfehltem Wege beendigten Forschungen seiner Vorgänger zu seinen Zwecken mit Kritik benützt und in den Ideenkreis seiner reineren Auffassung hineinpasst, sich gleichzeitig auch von den an sie geknüpften unrichtigen Erklärungen oder grundfalschen Irrthümern

beeinflussen lässt. Die neueste Zeit rehabilitiert so manchen Gelehrten, auf den noch die Schriftsteller der vorhergehenden Decennien geringschätzend herabgeblickt haben; in den Werken Stefan Horváths, Jerneys, Florian Mátyás und Vámbérys wird mit immer mehr gesteigertem Interesse geforscht, viele ihrer hervorragenden Ideen benützt, natürlich ohne dabei ihren Standpunkt und ihre Endresultate im ganzen zu billigen.

Von diesem Gesichtspunkte aus können wir auch dem auf die Erforschung der magyarischen Urheimat gerichteten Unternehmen des Grafen Eugen Zichy unsere aufrichtigste Anerkennung nicht versagen, dessen bisherige Resultate die typographische Technik in zwei voluminösen, mit luxuriösester Pracht ausgestatteten Bänden verkündet. Seitdem die byzantinischen Quellen Gegenstände allgemeiner Kenntnis geworden sind, konnte es nie in Zweifel gezogen werden, dass der historisch nachweisbare älteste Sitz der Magyaren das Gebiet »in Persis Gegend« ist, wohin, dem purpurgebornen Kaiser gemäss, ein Theil der Magyaren als in ihre Urheimat aus Lebedia zurücksiedelte, wo Zemarchos seine Uguren fand, wo seit sehr alten Zeiten die Stadt Mažar stand, kurz die vom Kaukasus nach Westen zu gelegene Gegend. Dabei konnte die einseitige Erforschung der Sprachverwandtschaft höchstens das als fraglich hinstellen, ob jenes Stück Erde thatsächlich die wahre Urheimat sei und nicht vielmehr jene andere, südlicher gelegene Gegend, wohin das Magyarenthum — wie sich dies aus den türkischen Elementen seines Wortschatzes folgern lässt — in irgend einer späteren Periode seiner Geschichte gezogen ist. Ich glaube aber, dass auch die in dieser Richtung bestandene Meinungsverschiedenheit seither aufgehört hat, seit es uns nämlich zu erweisen gelungen ist, dass das historische Jugria, d. h. das Gebiet zwischen Ural, Tobol und Ob auch nicht die Urheimat der Ural-Ugrier ist und noch weniger die der Magyaren sein kann und dass wir dieselbe mit bedeutend mehr Recht südlicher suchen können, in der Ebene zwischen dem Aralsee und dem Kaspischen Meer oder nördlich vom Kaukasus (s. die Zeitschrift der ungar. ethnograph. Gesellschaft »Ethnographia«, V., S. 165—175). Es gibt also vom Gesichtspunkte der magyarischen Urgeschichte gar wichtige Aufgaben im Kaukasus zu lösen und Graf Zichy kann allerseits deshalb auf einstimmigen Dank und Anerkennung rechnen, dass er Johann Besze's in den Jahren 1829 bis 1830 versuchtes, und in seinem Werke »Voyage en Crimée, au Caucase, en Georgie etc.« (Paris 1838) beschriebenes Unternehmen, mit grösserer Ausrüstung erneuernd, sich zur Aufgabe gestellt hat, damit — um seine eigenen Worte anzuführen — »er die Völkerschaften des Kaukasus in sprachlicher, ethnographischer und anthropologischer Beziehung zum Gegenstand des Specialstudiums mache, zum Zwecke der Feststellung dessen, ob die Cultur- und Sprachspuren, überhaupt die Überreste des alten magyarischen Stammes fachmässig nachgewiesen werden können; wenn ja, bei welchen Völkern und in welcher ursprünglichen oder veränderten Form« (S. XXIX).

Wenn wir aber auch alle in diesem Punkte übereinstimmen, die leitende Idee, das Endziel, dem Graf Eugen Zichys grossangelegtes und ein ganzes Vermögen aufzehrendes Unternehmen eigentlich sein Bestehen zu verdanken hat und das nichts anderes ist, als seine offenbar nur in der Einleitung betonte, auf Heimats- und Rassenliebe sich aufbauende »Überzeugung«, dass die magyarische Rasse ein besonderer Volksstamm, eine Urrasse sei, die in Identität mit den Hiungnu-Ahnen »weder finnisch noch türkisch ist« (S. IX) — das kann vor dem Richterstuhl der Wissenschaft keinen Anspruch auf ernste Beachtung erheben, denn es lässt sich nicht einmal mit der Kraft eines Haarfadens stützen. Der Begriff des Ethnikums hat gar keinen Factor, der hiezu irgend welche Basis bieten würde. Die ungarische Sprache ist heute schon nach übereinstimmender Ansicht aller in Betracht kommender Gelehrten als »finnisch-ugrische« anerkannt, die gleich ihren anderen Sprachverwandten in sehr alten Zeitperioden mit arischen und kaukasischen und in neuerer Zeit mit türkischen Elementen sich vermehrt hat. Die magyarische Ethnographie, Alterthumskunde, Anthropologie, insoweit sie

einzelne Fragen beleuchtet haben, weisen ebenfalls nur auf eine Cultur- und Blutgemeinschaft zwischen den erwähnten Stämmen hin. Alle bisherigen Forscher, selbst diejenigen, die eine skythische, hunnische, parthische oder arische Ahnenschaft behaupteten, haben sich nur in diesem Kreise bewegt und haben innerhalb desselben die Aufmerksamkeit bald auf die eine, bald auf die andere Gruppe der das magyarische Ethnikum bildenden Elemente gelenkt. Nur eine fata-morgana-artige Phantasie, anspruchsvolle Vorurtheile waren für einige benebelte Köpfe der Beweis dafür, dass der magyarische »Grundstamm« ein in keiner Verbindung mit anderen Völkern stehender »ureigener Stamm« sei, eigentlich also als ethnologischer Begriff ein Absurdum. Der Graf selbst geräth sofort in Widerspruch, sobald er die Magyaren für die aus dem nördlichen Theile des chinesischen Reiches aufbrechenden Hiung, oder auch für die Nachkommen der Hunnen hält, denn die Hiungnu waren nach Übereinstimmung der Ansichten europäischer Gelehrter jedenfalls ein altajisches (türkisches oder mongolisches) Volk, sie waren also auch schon kein »Grundstamm«, sondern ein zur Familie, zur Verwandtschaft gehöriges Volksindividuum. Hält aber der Graf jene veraltete Ansicht aufrecht, dass der Name der Uturgur-Hunnen so viel ist wie: öt ugor, öt ur und der der Kuturgur-Hunnen: két ugor, két ur sowie ferner der Hunnen-Name yetha die ostjakischen jacht-Völker bedeutet (S. XVIII und XXVII); dann — verzeih' Gott! — gesteht er, dass die Sprache der Hunnen und somit auch die der Ahnen der Magyaren gerade so beschaffen war, wie die der »thranriechenden« Wogulen, Ostjaken und anderer finnisch-ugrischer Völker; denn die Zahlwörter öt (fünf), két (zwei) und das Wort »jach« (Volk) sind nur hier vorzufinden (wogulisch ät, kit) und nicht — wie Zichy es gerne haben wollte — in der Sprache der dzich oder der heutigen Tscheremissen (wo nach Mittheilung Erckerts »öt« pchij, tfe, tchru, tfu, »két« šij, thu, tku, tkoj lautet). Auch mit seinem trefflichen Mitarbeiter Béla Pósta steht der Graf in keiner gehörigen Übereinstimmung, denn siehe! er getraut sich die Wogulen und Ostjaken »unsere sibirischen Sprachverwandten« zu titulieren (II. Bd., S. 585): ja, er begeht eine noch grössere Infidelität, da er bezüglich der Übereinstimmung der ungarländischen und kaukasischen Alterthumsfunde mit nüchterner Vorsicht bemerkt, »wir beziehen keinesfalls den zwischen den Funden bestehenden Zusammenhang auf unmittelbar kaukasischen Anschluss«; denn es ist klar, dass der Kaukasus für sich kein Culturmittelpunkt war, wohl aber ein solcher Stapelplatz der verschiedensten Culturen, wo die den verschiedensten Elementen entsprossenen Culturdenkmäler sozusagen sich anstauten und conservierten; aber beziehen wir sie auf die südeuropäischen, vorderasiatischen, mittel- und ostrussischen Gebiete, woher auch der Kaukasus die mit unseren heimischen übereinstimmenden Formen erhalten haben mag« (ib. S. 551). Das sind Worte eines wahren Gelehrten, der mit der Kundgebung seiner auf Grund ernster Studien gereiften, wahren Überzeugung vor niemandem und vor gar nichts zurückhält.

Zu bedauern ist, dass diejenigen, welche den Grafen Eugen Zichy auf seiner kaukasischen Reise als Fachgelehrte begleitet haben, nicht in solchem Geiste vorgegangen sind, und anstatt dass sie den Grafen gleich im Anfang über seine Irrthümer aufgeklärt und ihm einen zweckmässigen Arbeitsplan vorgelegt hätten, die Annahme und Ausführung desselben als Hauptbedingung ihrer Mitwirkung fordernd, haben sie selbst geholfen, die über die Bedeutung und den Zweck des Unternehmens bestehenden verwirrten Begriffe noch mehr zu vermehren. Der eine brachte denn auch gar bald heraus, dass »die nächste Heimat der Magyaren sprachlich, ethnographisch und archäologisch der Kaukasus ist«, dass »der Kabard-Stamm magyarischer Überrest, sprachlich und archäologisch mit den Magyaren verwandt ist« (siehe die ungarische Zeitschrift »Nemzeti Ujság« 1895, Aug. 18), und hat dies auch in einer Vorlesung bewiesen, wie in Klausenburger Blättern zu lesen ist, mit dergleichen Belegen: kabardisch bdzezsej (Fisch) = magyarisch bűze se jó (selbst sein Geruch ist nicht gut).

Den Umstand vor Augen haltend, dass der Graf schliesslich nicht Fachmann und von Anfang an sich mehr für den Führer und Leiter seines Unternehmens als für einen berufenen Mitarbeiter betrachtete, halten wir es für unschicklich, die kleinen Irrthümer seiner Einleitung auf Nadeln zu spiessen. Dies wäre kleinliches Beginnen, das sein edles Bestreben gar nicht verdient. Nur im allgemeinen bemerken wir, dass seine Mitarbeiter — von denen wir es nicht voraussetzen, dass sie die Abhandlung des Grafen Zichy vor der Drucklegung nicht gesehen hätten — doch hie und da so manches glätten und besonders darauf den verdienstvollen Verfasser hätten aufmerksam machen können, er solle nicht jedem Studenten bekannte und in jeder Bibliothek vorfindbare Quellen citieren — aus zweiter, dritter Hand citieren; z. B. Agathias' Ortsnamenbeitrag Onuguris und die Geschichte des bulgarischen Feldzuges vom Jahre 895 aus Josef Thurys in der Zeitschrift »Századok« (23, S. 25) erschienenen Abhandlung, den Bericht des Demarchos aus Hunfalvys »Magyar ethnographia« (Magyar. Ethnographie, S. 20), Konstantinosz' Mittheilung aus Bastians Werk (S. 33): Dergleichen mit riesigen Lettern auf das feinste Papier und noch dazu auch französisch gedruckt, ist Geschmacklosigkeit und erweckt im Auslande gewiss nur ein Lächeln.

Doch dies alles gibt ja nicht den Ausschlag. Hauptsache ist es, dass Graf Eugen Zichy mit edler Ambition, bewundernswerter Ausdauer, Zeit, Mühe und grosse Geldopfer nicht scheuend, die Reinigung einer wissenschaftlichen Frage von nationalem Interesse sich zur Aufgabe gestellt hat; zu diesem Zwecke hat er eine überaus wertvolle ethnographische und archäologische Sammlung aus dem Kaukasus zusammengestellt und, um dieselbe wissenschaftlicher Forschung zugänglich zu machen, hat er diese Sammlung dem »Ungarischen Nationalmuseum« geschenkt; ja sogar noch weitergehend, was eben nur bei den einheimischen Verhältnissen möglich war, hat er dieselbe mit Benützung einheimischer Kräfte, in einen ausführlich beschreibenden Katalog gefasst und ungarisch und französisch herausgegeben, hat aber auch über die Übereinstimmung ungarländischer und kaukasischer Funde einen lehrreichen Anhang seinen Werken beigefügt. Dies alles ist ein besonders verdienstvolles Vorgehen, wovon wir nur im Tone der aufrichtigsten Achtung und Schätzung sprechen können, selbst bei der Überzeugung, dass das Studium der kaukasischen Völker nicht das dringendste und nicht Aufgabe ersten Ranges unserer Urgeschichte ist, und dass — wenn nun einmal diese Aufgabe ausser der Tour in den Vordergrund gestellt worden ist — nicht die von der Forschung befolgte Methode die zweckmässigste ist und die meisten Erfolge verspricht.

Bernhard Munkácsi.

II.

Beschreibung der archäologischen Sammlung von Béla Pósta.

Die erste Reise des Grafen Zichy, welche er im Interesse der Erforschung des Ursprunges und der Wanderungen des magyarischen Stammes unternommen hat, kann — wenn sie auch nicht die Erfolge gehabt, auf die der Graf gerechnet, — von anderem Standpunkte aus betrachtet, nicht geradezu erfolglos genannt werden. Wir wissen zwar nicht, über welche wissenschaftliche Erfolge seine Reisebegleiter Rechnung legen werden, aber wie immer diese Erfolge bestellt sein werden, jene wertvolle Sammlung an und für sich, die der Herr Graf mit sich gebracht hat, ist schon ein solcher Gewinn, den nur Voreingenommenheit herabsetzen kann. Den grössten Theil davon bilden die Alterthümer, welche Herzog Urusbiev aus dem Gebiete der Kabaden, von den im Baksan- und Tschegemthale gesammelten Funden zusammengestellt hat. Hierzu kommen noch Funde aus verschiedenen Zeiten und wird die Sammlung durch Photographien von stehenden Denkmälern, Steinschrank-Gräbern (Dolmen), menschliche Gestalten nachahmenden Steinsäulen (Kamenaja-Puppen) und aus Erde hergestellten Grabhügeln (Kurgan) ergänzt, ebenso durch Gipsabdrücke von Bautheilen, Inschriften u. s. w.

Warum die Aufarbeitung dieser Sammlung der betreffende Reisebegleiter des Grafen nicht übernommen hat, der ja

doch den grossen Vorzug gehabt hat, durch unmittelbares Studium der archäologischen Verhältnisse des Kaukasus und ihrer Verbindung mit anderen Gegenden in den Museen zu Tiflis und Jekaterinodar und anderswo ein solches zusammenhängendes Bild zu schaffen, was er auf bloss literarischem Wege in bedeutend unvollkommenerer Weise erreichen könnte, das wissen wir nicht und forschen auch nicht darnach. Wenn es aber schon so geschehen, dass das Werk der Aufarbeitung ein anderer bekam, so können wir es nur für ein Glück erachten, dass Béla Pósta es vollendet hat.

Bei der Aufarbeitung der kaukasischen Alterthümer war es in erster Reihe die Aufgabe, über die Gegenstände einen fachmässigen Katalog zu verfertigen. Pósta that aber hiebei auch noch ein Übriges. Er stützte sich auch auf die von den Funden erschliessbaren wissenschaftlichen Resultate — Virchows, Chantres, Bayerns und anderer Forschungen benützend — und gab ein zusammenhängendes Bild über die Archäologie des Kaukasus und behandelte dabei eingehender das Verhältnis zu den ungarischen Alterthümern. Hiermit vollendete er ein solches Werk, das nicht nur in der ungarischen, sondern auch in der europäischen wissenschaftlichen Literatur in Betracht kommt.

Es gibt vielleicht keinen einzigen Punkt auf dem Erdenrund, der in ethnographischer Beziehung bedeutsamer wäre, als eben der Kaukasus. Nirgends finden wir auf einem so grossen Gebiete so viele Völkerschaften wie eben hier, wohin sich die letzten Trümmer einst mächtiger Völkerfamilien zurückgezogen und ihre ethnische Individualität bewahrt haben. Die Tscherkessen, Kabarden, Abchasen, Tschetschenzen, die vielverzweigte Lesgh-Familie, die Uden, die Grusen und ihre Verwandten, dann die Osseten, Taten, Armenier u. s. w. sind alle solche Völkerschaften, an die sich sehr wichtige ethnologische Fragen knüpfen; und die vielen, nur halbwegs oder bloss dem Rufe nach bekannten kleinen Stämme werden noch lange Zeit dem Ethnologen Stoff zu Forschungen und Vergleichen bieten. Die kaukasische Archäologie selbst gewinnt in ihren ethnologischen Beziehungen eine besondere Bedeutung, und von dem Gesichtspunkte aus, welche Rolle sie gespielt in der Ausbildung und Verbreitung der uralten Cultur.

Nach den bisherigen Ergebnissen geurtheilt, hatte der Kaukasus eine solche Bedeutung nicht. Seine Archäologie zeigt, dass er der Kreuzungspunkt der aus verschiedenen Mittelpunkten ausstrahlenden Cultur war, und in seinen, von hohen Bergen eingeschlossenen Thälern die Überlieferungen der vielfachen Culturströmungen, von einander getrennt, ebenso aufrecht blieben, wie da eben auch die verschiedensten Stämme übrig geblieben sind. Eine Zufluchtsstätte war es, aber nicht ein solcher Knotenpunkt, aus dem, sei es Völker, sei es Culturen, herausschwärmen hätten können.

Dies Gebiet kann auch nicht für ein solches gehalten werden, welches der Mensch von Urzeiten her besetzt gehalten hat. Alles zeugt dafür, dass es noch im Quartär-Zeitalter unbewohnt war und das ganze grosse Gebiet, das in Grösse mit Oesterreich-Ungarn wetteifert, bedeckten endlose Eisfelder, die bis in die Gegend von Erzerum sich hinabstreckten, während die gegen Westen gelegene Ebene das damals noch mit dem Kaspischen Meere zusammenhängende Schwarze Meer bedeckte. Nur als das tausendjährige Eis schmolz und die in den Thälern angestaute Wassermasse langsam ins Schwarze und Kaspische Meer abfloss, dann erst begann sich das Bergland des Kaukasus zu bevölkern. Im Neolith-Zeitalter kommen mit den geschliffenen Steinwerkzeugen die ersten Spuren der Menschen vor — Steinwerkzeuge der Quartär-Menschen fehlen ganz und gar.

Wir können kaum zweifeln, dass die ausser im Kaukasus nirgends anderswo anzutreffenden Völkerschaften, die mit den tscherkessischen, tschetschenzischen, lesgischen und georgischen Gruppen die iberisch-alarodische Familie bilden und gegen Norden nach Vorderasien vordrangen, die directen Nachkommen der ältesten Bevölkerung des Kaukasus sind.

Auf die prähistorischen Wanderungen dieser Völkerschaften könnte die Archäologie Licht werfen, wenn genügendes Material uns zur Verfügung stünde. — Die hat aber schon ungefähr zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung aufgehört, ebenso ist unsere Kenntnis der wenigstens

um zwei Jahrtausende vorhergehenden Steinzeit, ausser in Bezug auf West-Europa, sehr mangelhaft. Die kaukasischen Funde selbst sind auch so spärlich, dass sie von den Culturverhältnissen der Neolithzeit kein zusammenhängendes Bild geben, und wie Béla Pósta über die Stücke der Zichy'schen Sammlung bemerkt hat, so ist auch das noch nicht sicher, ob dieselben auch Vertreter der reinen Neolithzeit sind? Die Gegenstände zeigen mehr die Übergangsformen der beginnenden Metallzeit, übrigens stimmen sie mit den mitteleuropäischen Formen überein. Liesse sich ihr Ursprung aus der Neolithzeit nachweisen, so würden sie ein wichtiger Beleg für eine von Mitteleuropa nach Osten gerichtete Völkerwanderung der Steinzeit sein, auf deren Wegrichtung noch genauer hinweisen würden jene vierknöpfigen geschliffenen Steinkeulen, deren in Zichys Sammlung befindliche kaukasische Exemplare den vom siebenbürgischen Gebiet bekannten Steinkeulen genau entsprechen. Aber auf sicherer Basis ruhende Schlüsse können wir nur aus der Übereinstimmung grösserer Funde und nicht aus so spärlichen Stücken ziehen, wo wir dann aus den entwickelteren Formen auch das bestimmen könnten, ob die kaukasischen oder die Funde in den Karpathengegenden für spätere anzusehen sind?

Die Dolmen oder Steinschrank-Gräber zeigen eine andere Wegrichtung an. Diese kommen im westlichen Theile des Kaukasus in grosser Anzahl vor, theils in den Ufergebieten des schwarzen Meeres, theils in den Thälern des Koban und seiner Nebenflüsse, ausserdem im südwestlichen Theile des Kaspischen Meeres. Dolmen lassen sich in sehr verschiedenen und von einander sehr weit liegenden Ländern finden. Es gibt solche in Japan, Indien, Syrien und Palästina, dann in Nordafrika; von da ziehen sie sich auf die pyrenäische Halbinsel hinüber, bald nach Frankreich, England und Skandinavien, von den Gestaden des Baltischen Meeres gehen sie hinüber in die zwischen dem Erz- und Riesengebirge gelegenen Gegenden, von hier in die Gegend von Warschau, nach Podolien und in die Krim und schliesslich in den Kaukasus. Hingegen findet man auf dem Gebiete Ungarns keine Spur von ihnen. Ganz bestimmt ist es, dass die kaukasischen Dolmen einer späteren Zeit angehören, als die Mittel- und Westeuropas. Letztere stammen aus der Steinzeit; derselben Zeit gehören die Dolmene der Gegenden Podoliens und Warschaus an, hingegen in denen der Koban- und Kaspischen Meergegenden Bronzewaffen und Dolche gefunden wurden, ja, in den Dolmen Armeniens auch Bronzeschwerter vorkommen, was eben auf eine noch spätere Zeit hinweist. Es scheint also, dass die Dolmene die Richtung des Weges eines von den Geländen des Baltischen Meeres noch in der Steinzeit am Laufe der Weichsel bis zum Dnjester sich ausbreitenden Volkes anzeigen, das aber, den Kaukasus erreichend, schon die Cultur der Bronzezeit mit sich brachte. Diese Völkerschaft gehörte ohne Zweifel zum Arierthum, dessen zwei uralte Vertreter wir im Kaukasus finden: im Westen in der Region der Dolmene, am Koban einen abgesondert stehenden Zweig der Iranier, die Osseten, im Süden in der Gegend der Linkoraner Dolmene den Überrest der thrakisch-phrygischen Volksgruppe, die Armenier.

Es gibt einen gewissen Zusammenhang zwischen den arischen Wanderungen und der kaukasischen Bronzecultur, wenn auch derselbe nicht solcher Natur ist, die das Arierthum zum Entdecker und Verbreiter dieser Cultur stempelte. Dass die vom Baltischen Meer her sich ausbreitenden Arier auf ihrer Wanderung gen Osten nur auf den zwischen Dnjeper und Kaukasus sich ausdehnenden Gegenden mit der Bronze bekannt wurden, hiefür liefern die Dolmen archäologische Belege; hingegen zeugt die beim europäischen und asiatischen Arierthum gemeinsame Benennung des »Erzes« a e s, E i s e n, a j a s c, a h e n dafür, dass, wenn die Gegend des Baltischen Meeres die Urheimat der Arier gewesen ist, die Verbreitung der Bronze die Iranier und Hindu noch in der Umgebung der europäischen Arier unter der Einwirkung der mit diesen gleichen Culturströmungen angetroffen hat, also auf osteuropäischem Gebiete, und sich bei ihnen und den mitteleuropäischen Ariern dieselbe Bronzecultur verbreitet hat wie im Kaukasus. Wenn die Arier die Entdecker der Bronze gewesen wären, so würden wir

in den europäischen archäologischen Funden den gradmässigen Übergang der Ausbildung aus der reinen Steinzeit in die Kupferzeit und aus dieser in die Bronzezeit vorfinden: aber wenn es auch eine organische Verbindung gibt zwischen den Formen der Stein- und Kupferzeit, so haben sich die Bronzewerkzeuge aus den Formen der europäischen Kupferzeit entwickelt. Das Volk der Neolith- und Kupferzeit Mittel- und Osteuropas oder das Arierthum hat also die Bronzecultur schon fertig erhalten. Wir könnten also glauben, dass eventuell vom Kaukasus her sich die Cultur verbreitet hat. Hievon aber haben wir gar keine Spur, dass sich hier nämlich irgend eine Metallcultur ausgebildet hätte, wenn auch das Kupfer in natürlichem Zustande vorkommt und der Sage gemäss die kaukasischen Khalyben, Tubalen oder Tibarenen die Entdecker des Schmiedehandwerkes gewesen sind. Die archäologischen Funde bieten hiefür keine Belege, und wenn die Sage irgend einen Grund hat (und gewiss hat sie einen), so ergibt sich aus ihr nur so viel, dass die Bewohner Vorderasiens, Juden und Hellenen, von denen diese Sage herstammt, dass die Kunst der Bearbeitung der Metalle aus dem Westen, vom Kaukasus her sich verbreitet hat, die Khalyben Armeniens, dann die mit dem durch seine Schmiede später berühmten Derbend wahrscheinlich in Verbindung stehenden Tibarenen die Verbreiter waren, aber auch zu diesen kam sie von anderer Seite. Den Ursprung dieser Kunst müssen wir bei den Bewohnern des metallreichen Altaiergebirges suchen, wo das zur Bearbeitung geeignete Rohgold und Kupfer die Natur fertig darbietet, was nothwendigerweise den Menschen dazu geleitet hat, dass er seine Werkzeuge und Waffen aus Metall verfertige. Die Mischung des Kupfers mit Blei hat indessen nur irgendwo in der Gegend von Khotarszan begonnen, wo schon im Alterthum Baktrien als Sitz einer alten Cultur erwähnt wurde. Soviel ist gewiss, dass die Bronzecultur nach Mitteleuropa ein aus Mittelasien eingewandertes Volk gebracht hat, und wir haben Grund, dieses Volk mit den Etruskern zu identificieren. Ein Tiroler Gelehrter, Kaltenegger, hat nämlich bemerkt, dass es unter den Tiroler Rindergattungen auch eine mittelasiatische gibt, und diese Rindergattung ist in dem Theile Tirols verbreitet, wo im Alterthum die den Etruskern stammverwandten Rhaetier gewohnt haben, oder die Rinder der Rhaetier stammten aus Mittelasien; das Erscheinen dieser Rindergattung aber fällt nach den Funden mit dem Anfang der Bronzecultur zusammen. Gleichzeitig mit dem Vordringen der Etrusker gegen Italien zu besetzten die mit ihnen verwandten Pelasger den Balkan; wenn also die mitteleuropäische Bronzecultur den Etruskern zuzueignen ist, so haben die mit ihnen verwandten Pelasger dieselbe Cultur im Balkan heimisch gemacht.

Das zwischen Mittelasien, Südost- und auch Mitteleuropa im Kaukasus endigende osteuropäische Gebiet ist der dazwischenfallende Punkt; die etruskisch-pelasgische Bronzecultur musste also einerseits auf das Arierthum einen Einfluss ausüben, andererseits musste sie Spuren im Kaukasus zurücklassen. Die archäologischen Belege rechtfertigen thatsächlich diese Voraussetzung. Unter den einander kreuzenden Culturströmungen weist, neben sibirisch-finnisch-ugrischem und assyrischem Einfluss die kaukasische Bronzecultur eine enge Verbindung mit der ungarländischen, balkanischen und italischen Bronzecultur auf. Die ältesten Kobaner Fibulen stimmen mit denen aus Mykene und den italischen überein, deren Ursprung Montelius in das XIV. bis XIII. Jahrhundert v. Chr. verlegt. Diese Zeit ging dem Vordringen der Hellenen nach Griechenland voraus, die dann plötzlich der mykenischen Cultur ein Ende machte und die nach Penka*) im XIII. Jahrhundert v. Chr. begonnen und 1149 mit der Einwanderung der Dorier geendet hat. Noch später, im XII. bis XI. Jahrhundert v. Chr., wanderten die Italier auf die apenninische Halbinsel ein, und Petrie Flinders**) gemäss wanderten 1207 bis 1187 v. Chr. die Juden aus Ägypten aus und besetzten 1152 Kanaan. Die kaukasische Bronzecultur hat also schon Jahrhunderte vorher im griechischen Hellas begonnen und vor der Niederlassung der Juden in Kanaan, und daher

*) Mittheilungen der anthropolischen Gesellschaft in Wien. 1897. XXVII. 51.
**) Proceedings of the Society of Biblical Archeologie. 1896. XVIII. 243.

ist auch die Sage, welche den Tibarenen und Khalyben die Entdeckung der Schmiedekunst zuschreibt, bedeutend früheren Alters. Sie stammt aus der Zeit, als die Etrusker und Pelasger noch irgendwo am Kaspischen Meere hausten und dies fällt in die Jahre 2000 bis 1500 v. Chr. Jener Völkerstrom, welcher die berittenen Hiksose im XXI. Jahrhundert v. Chr. nach Ägypten warf, drängte die mittelasiatischen Völker nach Osteuropa und von hier weiter nach Westen; den Anfang der etruskisch-pelasgischen Wanderung müssen wir also in die Zeit um 2000 v. Chr. verlegen, als ihr auf die von ihnen westwärts hausenden Arier ausgeübter Cultureinfluss sich auch bei diesen verbreitete, wenn auch vorderhand nicht der Gebrauch der Werkzeuge aus Bronze, sondern der aus Kupfer, die sie nach der Form ihrer eigenen Steinwerkzeuge verfertigten. Als sie aber, vielleicht unter dem Drucke der Turanier, um das XV. Jahrhundert v. Chr. herum weiter wanderten gegen Westen und Südwesten, da brachten sie auch das Arierthum in Bewegung, mischten ihre unter früherer langsamer Ausbreitung stattgefundenen Niederlassungen auf, und die grosse arische Völkerwanderung begann, die dann mit der Einnahme der Gelände des Atlantischen und Mittelländischen Meeres, ferner Mittelasiens und Indiens endigte.

In solchem Zusammenhang sehe ich die mit der kaukasischen Bronzecultur in Verbindung stehenden urgeschichtlichen Fragen, und glaube Béla Póstas Auseinandersetzungen auf diese Weise ergänzen zu müssen. Géza Nagy.

Suprafaţa şi populaţiunea regatului Romaniei. (Das Flächengebiet und die Bevölkerung des Königreiches Rumänien.)

In neuester Zeit, besonders aber seit Beginn der Arbeiten am Eisernen Thore, hat sich das Interesse dem rumänischen Königreiche vielfach zugewandt, und man ist allmählich zur Einsicht gekommen, dass die ehemalige Bezeichnung »Bojarenland« den Begriff des heutigen Rumänien bei weitem nicht mehr deckt, denn wir begegnen in diesem Balkanstaate auf Schritt und Tritt der westeuropäischen Cultur, den westländischen Einrichtungen und Bestrebungen. Wir sehen hiebei, dass diejenigen Männer, welche in der Leitung des Geschickes ihres Vaterlandes eine hervorragende active Rolle spielen, auch auf dem Gebiete der Wissenschaften eine intensive Thätigkeit entfalten und Werke schaffen, welche nicht nur im Inlande grosser Anerkennung begegnen, sondern auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich lenken.

Einer der rastlosesten Arbeiter auf geistigem Gebiete Rumäniens ist D. A. Sturdza, welcher neben seiner politischen Stellung auch Mitglied der rumänischen Akademie und der geographischen Gesellschaft ist, in deren Wirksamkeit er thatkräftig eingreift. Das vorliegende Heft, welches seinem »Collegen« Joan Ghika — unter dieser Bezeichnung ist wohl nicht der College in der Ministerpräsidentschaft, sondern vielmehr der als Akademiker gemeint — gewidmet ist, enthält einen in der geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag.

Der Verfasser führt zunächst aus, dass seit dem Jahre 1865 fünf officielle Terrainaufnahmen gemacht wurden, welche zu einem stets anderen Ergebnis führten. Am verlässlichsten erscheint die nach den österr.-ungar. Generalstabskarten erfolgte Aufnahme vom Jahre 1892, wonach das Gesammtterritorium des Landes 131.353 Quadratkilometer beträgt.

Vom Territorium auf die Bevölkerung übergehend, benützt der Autor die Gelegenheit, um seinen Compatrioten einige wohlgemeinte politische Rathschläge zu ertheilen. »Der Hauptsitz des rumänischen Stammes — heisst es hier — ist das Königreich. Hier stehen die Rumänen in compacten Massen. Hier glänzt der Stern und von hier ergiessen sich seine funkelnden Strahlen nach allen vier Weltrichtungen. Wenn das innere Leben Rumäniens auf irgend einem Punkte ins Stocken geräth, so empfindet dies der ganze rumänische Stamm, ebenso, wenn ein Zweig dieses Stammes von der Bestrebung, sich irgendwo anders anzuschmiegen, befallen wird, hüllt sich das ganze Rumänien in Sorge.«

Die Bevölkerungsziffer Rumäniens weist eine merkwürdige Fluctuation auf. Im Jahre 1852 stellt die Regierung dieselbe mit 3,300.723 Seelen fest, während Colson schon im Jahre 1838 3,821.132 Seelen zählte. Aurelian brachte im Jahre 1844

3,578.951 und zehn Jahre später rund vier Millionen heraus. Zu diesem Resultate gelangte einige Jahre später auch Neugebauer, während Petrescu und Aurelian 4,424.961 Seelen zählten, ihnen gegenüber fixierte Joan Ghika im Jahre 1860 die Bevölkerung mit 4,090.275. Im Almanach von Gotha ist die Einwohnerschaft Rumäniens im Jahre 1842 mit 4,200.000 beziffert, welche Zahl, von Jahr zu Jahr steigend, im Jahre 1890 rund fünf Millionen erreicht. Im folgenden Jahre veranschlagt das statistische Bureau die Einwohnerzahl mit 5,038.342, wo doch Mayer schon zwei Jahre früher 6,218.000 herausbrachte.

Angesichts dieser divergierenden Angaben stellt sich der Autor die Aufgabe, die Wahrheit an der Hand der unumstösslichen Daten und unter Beobachtung des neuesten wissenschaftlich festgestellten Vorgehens — was selbst das statistische Amt ausser Acht gelassen hat — zu ergründen, oder ihr wenigstens in die Nähe zu gelangen. Er bedient sich hiebei hauptsächlich der Daten der Matrikelämter und der Steuerconscription, sich alle Mühe gebend, in das gewaltige Material, welches Jahrzehnte hindurch per fas et nefas manipuliert wurde, Ordnung zu bringen. Die Details dieser Riesenarbeit trotzen uns die Bewunderung über die Ausdauer und den Fleiss des Autors ab, welcher sämmtliche diesbezüglichen Werke, Publicationen und Arbeiten in Betracht zieht, an dieselben das Mass der objectiven Kritik anlegt, um dann seine eigenen Schlüsse zu ziehen. Das Schlussresultat seiner Forschungen ergibt die Gesammteinwohnerzahl von **5.346.376.**

Eine besondere Sorgfalt widmet der Autor der numerischen Veranschaulichung der jüdischen Bevölkerung in Rumänien. Er sondert die Judenfrage von der Fremdenfrage im allgemeinem ab und führt hiefür folgende Gründe an:

»Die Israeliten bilden in Rumänien ein besonderes Element, dessen gesellschaftliche, wirtschaftliche und nationale Obliegenheiten von denen der übrigen Rumänen stark abweichen. Sie entkleiden sich nur äusserst schwer ihrer Gewohnheiten und Vorurtheile, sie bewahren mit grosser Hartnäckigkeit ihre Individualität und vermengen sich nicht mit der übrigen Bevölkerung. Die Israeliten in Rumänien betrachten sich nicht als Rumänen, die dem rumänischen Stamme angehören und im Königreiche ihr einziges Vaterland besitzen; im Gegentheil, sie betrachten sich als eine besondere Nation, ohne gleichzeitig ein eigenes Land zu besitzen und folgen in der »Alliance Israelite Universelle« einem Gravitationscentrum, welches, ausserhalb der Grenzen des Königreiches gelegen, ihre separatistischen Neigungen zu unterstützen berufen ist« — etc.

Wie weit der Autor mit diesen wichtigen Behauptungen Recht hat, vermögen wir kaum zu beurtheilen. Möglicherweise ist die Gesinnung der rumänischen Juden eine andere als die in den übrigen Ländern Europas. Oder sollte der Autor die vielfache Verfolgung der Juden durch diese Behauptungen einigermassen rechtfertigen wollen? Die Gesammtzahl der Juden beträgt übrigens **191.016** (3·57%).

Das Heft wird durch eine ganze Reihe von Tabellen, graphischen und kartographischen Tafeln abgeschlossen, welche zur Erläuterung der interessanten Ausführungen des Autors wesentlich beitragen. Das Werk ist im Verlage des »Stabilimentul Grafic J. V. Socecu« in Bukarest erschienen.

Herausgeber: Prof. Ad. Strausz.

Für die Redaction verantwortlich: Kaiserlicher Rath Carl Graeser.

K. k. Hoftheaterdruckerei, Wien, I. Wollzeile 17. (Verantwortlich: A. Rimrich.)

K. k. Hoftheaterdruckerei (verantwortlich A. Rinnrich). Wien, I. Wollzeile 17.

I. JAHRGANG. 1899. 2. HEFT.

DIE DONAULÄNDER.

ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

MIT BERÜCKSICHTIGUNG VON

HANDEL, INDUSTRIE UND VERKEHRSWESEN

IN DEN

LÄNDERN DER UNTEREN DONAU.

HERAUSGEGEBEN

VON

ADOLF STRAUSZ.

AUSGEGEBEN: 5. FEBRUAR 1899.



VERLAG VON CARL GRAESER.

WIEN. LEIPZIG. BUDAPEST.

BUKAREST: EMIL STORCK, KÖNIGL. RUMÄN. HOFBUCHHÄNDLER

53 Calea Victoriei

DIE DONAULÄNDER.

HERAUSGEBER:
Prof. Ad. Strausz
in Budapest
VII. Alsó erdősor 1.

ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Für die Redaction verantwortlich:
Kaiserlicher Rath CARL GRAESER.

VERLAG:
Carl Graeser
in Wien IV.
Starhemberggasse 26.

Monatlich 1 Heft, Lexikon-Octav, 5—6 Druckbogen.

Preis pro Jahrgang für Österreich-Ungarn ö. W. fl. 12.—, für das Deutsche Reich 24 Reichsmark, für die Länder des Weltpostvereines 30 Francs.

Inhalt des 2. Heftes:

Bosniens Frauenwelt.

Von **Vilma von Kállay.***)

Ärztinnen in Bosnien.

Welch herrliche Aufgabe, Leidenden zu Hilfe zu eilen, wie herrlich besonders für Frauen! Schmerzen lindern, brennende Wunden verbinden, kann es einen erhabeneren Beruf geben?

Schliesslich, sehen wir denn nicht immerdar und überall, sowohl im Familienkreise, wie im Kriege, in Spitälern, sowie in Zeiten der Epidemie, mit welch selbstloser Hingabe, mit welch unermüdlichem Eifer und mit welcher unwandelbaren Ausdauer die Frauen Kranke und Verwundete pflegen? Und wenn die Frau in der Krankenpflege würdig mit dem Manne wetteifert und diesen oftmals sogar übertrifft, warum sollte sie es nicht auch auf dem Gebiete der Heilkunde? Sollte sie etwa dazu nicht befähigt sein? Warum denn nicht? Bekanntlich haben die Frauen in Amerika und im fernen Indien, woselbst die Engländer schon seit Jahren Ärztinnen gebrauchen, in dieser Eigenschaft sehr schöne Erfolge erzielt. Deshalb darf denn auch behauptet werden, dass sich dort, wo es sich um Krankenpflege oder Heilkunde handelt, der Frau ein Feld öffnet, auf welchem sie ohne Anstand mit dem Manne sich zu messen vermag. Kann denn überhaupt ein Zweifel darüber bestehen, dass namentlich ein krankes Weib den ganzen Schmerz, die sorgsame Mutter alle Erscheinungen, die sich im Leid, das ihr Kind martert, offenbaren, lieber und vertrauensvoller ihrer Gefährtin, der Frau, anvertrauen werde als dem Manne?

Die Ärztinnen haben sich an vielen Orten vornehmlich im Behandeln von Frauen- und Kinderkrankheiten einen guten Ruf erworben, aber ein dankbareres Feld als im Orient dürften sie wohl schwerlich irgendwo finden. Der Grund hievon liegt ganz in der eigenartigen, beschränkten und schwer zugänglichen Lebensweise der Mahomedanerinnen.

Die beiden Zwillingsschwestern, Bosnien und die Herzegowina, die gegenwärtig die Kinderjahre ihrer Civilisation verleben, schreiten bahnbrechend auf der Balkanhalbinsel auf diesem Gebiete voran.

*) Nachstehende interessante Skizze stammt aus der Feder der schöngeistigen Gattin des gemeinsamen Finanzministers Benjamin v. Kállay, welchem als dem Reorganisator der occupierten Provinzen seine der bosnischen Landesbevölkerung wohlwollend gesinnte, namentlich der dortigen Frauen- und Kinderwelt liebevoll zugethane Gemahlin in seinem segensreichen Wirken auf dem Gebiete der Civilisierung und Humanität hilfreich zur Seite steht.

Da das mahomedanische Element, namentlich das weibliche, von jeder äusseren Einwirkung strenge abgeschlossen ist, so ist es sehr schwer, ja geradezu unmöglich, ihm nahe zu kommen oder es zu beeinflussen und ihm auch nur die primitivsten und elementarsten Begriffe der Hygiene beizubringen.

In Anbetracht dessen schrieb die bosnische Regierung im Jahre 1891 versuchsweise einen Concurs für einen weiblichen Arzt nach Dolnja Tuzla aus. Gefordert wurde, dass die Betreffende Doctor der gesammten Heilkunde, also keine Specialistin sei. Es wurde aber auch bestimmt, dass dieselbe, gleich den Bezirksärzten, als Staatsbeamtin mit fixem Gehalte und mit Anrecht auf Pension, angestellt werde. Selbstverständlich wurde gefordert, dass dieselbe einer slavischen Sprache mächtig sei, ansonsten ein unmittelbarer Verkehr mit den Mahomedanerinnen unmöglich wäre; und gerade auf diesen unmittelbaren Verkehr ward das Hauptgewicht gelegt. Als Pflicht wurde ihr auferlegt, die mittellose Classe der Bevölkerung sowohl ambulatorisch als auch zu Hause unentgeltlich zu behandeln, mit den Frauen der Einheimischen sich zu gesellen und mit ihnen so umzugehen, dass sie von ihr je mehr nützliche Dinge lernen mögen; schliesslich von Zeit zu Zeit über ihre Beobachtungen der Landesregierung Bericht zu erstatten.

Wie jeder Anfang schwer ist, hatte man auch da mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Das Misstrauen der mahomedanischen Weiber, die sanitätswidrige Einrichtung ihrer Wohnhäuser, die Ernährung und körperliche Pflege ihrer Kinder im zartesten Alter, all das waren solche und so viele Hindernisse, die nur allmählich durch mühevolle Arbeit und ausserordentlichen Fleiss im aufopferungsvollen Berufe bewältigt werden konnten. Aber schon der erste Versuch war von solchem Erfolge gekrönt, dass bereits im Jahre 1893 ein zweiter Platz eines weiblichen Arztes und zwar in Mostar creiert wurde.

Gegenwärtig also sind in Bosnien zwei Ärztinnen thätig — und wie segensvoll ihr Samaritanerberuf sich gestaltet, mögen folgende flüchtig gesammelte Daten beweisen.

Dr. Bohuslava Kek behandelte im Jahre 1894 in Mostar insgesammt 763 Kranke, und zwar: 136 Weiber und Kinder römisch-katholischer, 200 griechisch-orientalischer, 404 mahomedanischer, 20 jüdischer und 3 protestantischer Confession. Von diesen wurden 307 geheilt, 15 starben, in Behandlung verblieben 206 und bei 235 Patienten blieb das Resultat unbekannt. Letztere waren ambulante Kranke. Im Jahre 1893 wurden von derselben 710 Patienten behandelt, hievon 369 mahomedanische Weiber und Kinder.

Dr. Theodora Krajevska in Dolnja Tuzla behandelte im Jahre 1894 insgesammt 613 Patienten, davon waren 269 katholischer, 99 griechisch-

orientalischer, 224 mahomedanischer, 20 jüdischer und 1 protestantischer Religion. Geheilt wurden 321, den Tod fanden 25, ins Spital wurden 24 expediert, in Behandlung verblieben 73 und bei 170 blieb das Resultat unbekannt. Gegen das Jahr 1893 war auch hier die Zahl der Patienten bedeutend angewachsen, denn damals standen bloss 553 Patienten in Behandlung.

Die erfreulichste Erscheinung aber ist die, dass das Vertrauen der Bevölkerung von Tag zu Tag wächst. Wird ja jetzt schon bei geringen Anlässen ärztlicher Rath eingeholt und der weibliche, nach den Anforderungen der modernen Zeit behandelnde Arzt hat aus manchem Harem die Curpfuscherin vertrieben. Ja oftmals ruft das Weib des Einheimischen die Ärztin als ihre Freundin, als Verwandte auch dann, wenn sie gar keiner Arznei bedarf.

Erwähnenswert ist, dass in der Praxis beider Ärztinnen die verschiedenartigsten Krankheiten, sowohl auf dem Gebiete interner Medicin, als auch der Chirurgie vorkamen. Es ist demnach zweifellos, dass nach solchen Erfolgen in Bosnien und der Herzegowina der Wunsch sich offenbart, es mögen noch mehr Ärztinnen angestellt werden, denn ein erfolgreicher, zum Ziele führender Einfluss kann beim weiblichen Theile des mahomedanischen Elementes nur mit Hilfe dieser Missionärinnen westlicher Civilisation erwartet werden.

Die Mahomedanerin gleicht einem gutmüthigen, unschuldigen Kinde; sie schreckt vor Unbekanntem zurück, und ihr Vertrauen, ihre Zuneigung vermag man nur durch consequente Beschäftigung mit ihr und den sie interessierenden Kleinigkeiten zu gewinnen. Sie ist aber auch gleich dem Kinde dankbarer und unverdorbener Natur. Über jede Kleinigkeit freut sie sich vom Herzen; ein Blumensträusschen oder ein Schächtelchen mit Süssigkeiten wird im Harem unbeschreibliche Freude erwecken.

Während meines Aufenthaltes in Bosnien pflege ich in meinem lieben Ilidže auf einmal Mahomedarinnen in grosser Zahl zu empfangen. Selbstverständlich gibt es dann in der Nähe meiner Behausung kein männliches Wesen. Meine Zimmer werden in veritable Gärten umgewandelt, und selbst längs der Mauer lasse ich, wo es nur angeht, Fichtenzweige anbringen. Das grosse, in den Park schauende Sprechzimmer wird mit Fichtenbäumchen in Mannesgrösse umgeben. Auf diese Weise ist jedermann der Blick aus dem Parke in meine Gemächer verwehrt. Hinter dem grünen Vorhange, unter wohlriechenden Blumen, ergötzen sich meine Gäste an den herrlichen Klängen der Zigeunermusik. In der Musik und in Blumen finden sie ihren höchsten Genuss. Sie selber bieten ein Bild voll Vielfältigkeit, voll jeder erdenklichen Buntheit. Ihre Toilette besteht aus dem merkwürdigsten Gemische wertvoller schwerer Seide oder Sammtes, alles mit Gold gestickt

und farbenreich. Schade, dass hie und da auch moderner Muslin oder Creton, zumeist ohne Sinn arrangiert, zur Anwendung kommt, aber dass auch auf dem Gebiete des Geschmackes ein Fortschritt zu verzeichnen ist, beweist der Umstand, dass die Jüngeren immer mehr zur schönen Mode der Vorfahren zurückgreifen.

Ihr Schmuck ist immens, ohne Zahl. Ein junges Weib, das bei mir zu Gast war, trug im Haare drei Diademe.

Die Conversation ist freilich sehr beschränkt, man glaube aber ja nicht, die Mahomedanerin besitze dazu keine Fähigkeit. Mit nichten! Ich hatte oftmals Gelegenheit, mich vom Scharfsinne so mancher Mahomedanerin zu überzeugen; noch mehr: aus vielen an mich gestellten Fragen schöpfte ich die Überzeugung, es erwache auch in ihnen der Wunsch, sich der Fesseln der überlieferten Alltäglichkeit zu entledigen, um je mehr und je besser ihrem Berufe als Weiber entsprechen zu können. Als Hauptziel des irdischen Lebens erachten sie die Familie. Und helfen wir ihnen in aufrichtiger Sympathie, besser gesagt in wahrhafter Liebe, ihre Pflichten in dieser Richtung auf rationelle Weise zu erfüllen — dann werden wir in der Civilisierung des Orients einen gewaltigen Schritt nach vorwärts gethan haben.

Der serbische Bauer in der Jugend und über die Jugend.

Von **M. Gj. Miličević.**

(Schluss.)

Das Vorzeigen dieser Gaben ist oft sehr unterhaltend, aber auch belehrend. Man sieht, was die Braut jedem gebracht und auf welche Weise die Gäste dem Hausherrn zur Lustbarkeit beigetragen haben.

37. In neuerer Zeit endigt die Hochzeit am selben Tage. In manchen Gegenden küssen sich alle Gäste vor dem Auseinandergehen gegenseitig ab. Der nächste Tag heisst kleiner Hochzeitstag. An diesem Tage ziehen Beistand, Oberswat und Brautführer ab.

38. Sobald man die Braut eingebracht hat, wird ihre Kappe, nachdem sie die Konjga (haubenartige Kopfbedeckung) angelegt, zerrissen und zwar durch einen Mann, niemals aber durch eine weibliche Person.

39. Wackere serbische Bauern, welche Kinder haben und Sorge um sie tragen, halten die Beschimpfung eines Mädchens oder Burschen für eine grössere Sünde als das Anzünden einer Kirche!

In einem Liede wird von dreien erzählt, die ein Mädchen beschimpft hatten:

Der eine sagte: träge und verschlafen;
Der andre meint', sie sei aus schlechtem Stamme;
Der dritte hiess sie bös' wie eine Schlange!

Das beschimpfte Mädchen aber fluchte ihnen folgendermassen:

Wer mir sagt, ich wäre träg', verschlafen,
Möge krank, gar nie in Schlaf versinken!
Wer da sagt, ich sei aus schlechtem Stamme,
Möge krank Verwandte nirgends finden;
Wer mich böse heisst gleich einer Schlange,
Dem mög' sich ums Herz 'ne Schlange winden!

40. Wer ein Mädchen oder einen Burschen beschimpft, sei es Mann oder Weib, fordert den grössten Hass der Bauern heraus und sie schrecken vor keiner That zurück, um für diese Unbill Rache zu nehmen.

So gibt man beispielsweise menschlichen Auswurf in einen Beutel und schleudert diesen ins Haus des Beschimpfers, mit den Worten:

Diese esse der Sprecher (des Reimes wegen statt Schimpfer),
Bis sich findet ein Rächer!

41. Die Braut muss jedem im Hause, in welches sie eingezogen ist, einen Namen geben, den sie bis zum Tode gebrauchen wird. So

nennt sie den Schwager: Bruder, Aga, Gnaden, Herr, Goldmensch u. s. w. Die Schwägerin aber: Schwester, Königin, Kadivin, Fräulein, Ducatenmädchen u. s. w.

Der Spinnrocken.

42. Nach einigen Wochen muss der Brautführer der jungen Frau einen Spinnrocken bringen. Vermag er's, so verfertigt er selber Rocken und Spindel; je schöner er's zu Stande bringt, desto grösser sein Ruhm. Kann er's nicht selber machen, so kauft er's aus zweiter Hand. Seine Schwägerin oder Schwester bindet das Gespinst (Flachsbündel) auf und spinnt den Rocken ein; er kauft Spiegel, Kanne und so mancher auch Schuhe und trägt alles mit seiner Mutter oder Schwester der jungen Frau zu. Sie werden mit Schüssen empfangen, bewirtet, von der jungen Frau beschenkt, worauf beide, abermals unter Pistolenschüssen, nach Hause zurückkehren.

43. Hat sich der Brautführer mit dem Spinnrocken verspätet, und die junge Frau mittlerweile einem Kinde das Leben geschenkt, so muss er bringen: eine Kappe, eine Pfanne (Schüssel) und einen Löffel fürs Kind.

44. Ist das junge Weib im Herbste eingezogen, so muss sie zu Weihnachten der ganzen Rinderschar Salz verabreichen.

45. Sobald sich das Brautpaar auf der Wage abwiegt, werden alle Kinder weiblichen Geschlechtes sein!!

Trinken beide gleichzeitig Wasser, so wird es zwischen ihnen Streit geben. Dasselbe geschieht, im Falle sie von einem Bissen oder mit ein und demselben Löffel essen.

46. In vornehmen Häusern darf die junge Vermählte in den ersten Jahren kein Brot kneten. Dies geschieht, damit sie ihre Jugend geniesse. So lange sie nicht schwanger wird, geht sie jugendlich gekleidet einher.

Aber auch das junge, lebenslustige Weib hat Pflichten, denen sie sich nicht entziehen darf. So muss sie abends dem Schwiegervater und den älteren Schwägern die Fussbekleidung abnehmen und diese trocknen lassen: muss früh morgens sich erheben, die Fussbekleidung reinigen und zum Anziehen bereit halten. Ihr obliegt auch die Pflicht, den Schwiegereltern häufig die Füsse zu waschen, ein Dienst, den sie nicht einmal dem Manne leisten darf! Diesen nennt sie auch nicht beim Namen, sondern spricht ihn bloss mit »Er« an. Die älteren Weiber halten es für hässlich, wenn Weiber ihre Männer beim Namen nennen; sie selber sind alt geworden, ohne ihre Männer je beim Namen genannt zu haben.

Das junge Weib muss früh aufstehen, Feuer machen, Wasser bringen und selbes dem Schwiegervater und den übrigen zum Waschen

bereiten. An Ruhetagen muss sie den Schwiegervater kämmen, ihm bei dessen Fortgehen das Geleite geben und beim Kommen ihn erwarten!

47. Das junge Weib soll nach der Trauung zum erstenmale nicht zur Kirche gehen, falls ein Requiem abgehalten wird, sondern muss darauf achten, dass sie das erstemal einem Gottesdienste ohne Requiem beiwohne.

48. Damit der Mann achthabe auf dessen Weib, sucht man Späne eines Bettelstabes und gibt sie ihm im Wasser zu trinken.

49. Flüchtlinge sind jene Mädchen, die, ohne eine regelrechte Werbung abzuwarten, den Burschen entgegen kommen.

Es geschieht dies aus verschiedenen Gründen, hauptsächlich aber aus Billigkeitsrücksichten, oder weil viele Väter mit der Verheiratung ihrer Töchter allzulange zögern . . .

50. Burschen und Mädchen suchen sich vorerst liebzugewinnen. Und wenn es scheint, dass die Angelegenheit von den Eltern in die Länge gezogen wird, kommen nach vorheriger Vereinbarung einige Burschen der nächsten Verwandtschaft zu abendlicher Stunde, rufen das Mädchen heraus und flüchten mit ihr. Das ist alter Mädchen-Raub. Die Eltern zürnen wohl eine Zeit lang, aber die andern bestürmen sie, schliesslich geben sie nach und söhnen sich aus.

Die Hochzeit einer solchen Flüchtlingin ist sehr einfach und mit ganz geringen Kosten verbunden.

Häufig geschieht es, dass eine solche Zuläuferin kein Glück im ehelichen Leben hat. Es heisst auch deshalb: »Flüchtlingin vorher, Flüchtlingin auch nachher.« Das heisst: »Entflohen zum Manne, und flieht auch vom Manne!«

51. Sobald die junge Frau ihr Haupt mit der Haube umhüllt hat, geht sie niemals ohne Kopftuch oder ein Handtuch in der Hand aus, welches sie gewöhnlich beim Reden vor den Mund hält (dies thun übrigens heute auch die Mädchen).

Besuche.

52. Die Seinigen besucht jedermann immer gerne, aber von allen Anlässen zu Zusammenkünften und Bewirtungen sind die hauptsächlichsten die Besuche und Erstlingsvisiten.

Unter dem Worte Besuche versteht man die Ankunft des Vaters, Bruders oder sonstiger Verwandten der jungen Frau, welche sie im Hause, in welches sie hineingeheiratet hat, zum erstenmal besuchen. Führt aber der Schwiegervater oder Schwager das junge Weib zum erstenmale in ihr Heim, so ist das die Erstlingsvisite.*)

*) In einzelnen Gegenden heisst Erstlingsvisite der erste Besuch der Verwandten der Neuvermählten, die zweite Visite aber heisst Besuch.

Bei dieser Gelegenheit werden beiderseits Geschenke ausgetheilt, besonders dann, wenn alles zufrieden ist. Widrigenfalls kommt es da auch zu recht unliebsamen Scenen.

Im Dorfe Lenovac ward mir ein solcher Fall erzählt, der sich in der Nachbarschaft zugetragen haben soll.

Ein Bursche aus einem von Walachen bewohnten Dorfe verliebte sich in eine Serbin aus dem Dorfe Vrbovac. Am Burschen haftete kein Mangel, der Vater des Mädchens jedoch wollte nichts von einer Verbindung hören, die zur Folge hätte, dass seine Tochter in einer anderen als serbischen Kopftracht einhergienge. Als der Bursche und dessen Eltern solches vernahmen, versprachen sie, die Neuvermählte werde eine serbische Kopftracht haben. Der Vater des Mädchens willigte jetzt ein und die Hochzeit wurde gefeiert.

Als die Besuchszeit herangekommen war, machten sich die Eltern der jungen Frau auf den Wag zu ihr. Nach altem Brauch wurden die verschiedensten Geschenke mitgenommen: Kuchen, Seide, Blumen für alle weiblichen Glieder der Hausgemeinschaft; der Vater gab alle Liebesgaben in die Torba, welche er dem Pferdesattel umhieng, er selber stieg zu Pferde, das Weib hinterdrein und fort gieng's zur Tochter, woselbst man die Gäste bereits erwartete.

Als sie in die Nähe des Hauses gekommen waren, feuerte der Vater, zum Zeichen seiner Ankunft, die Pistole ab.

Kaum wurde der Schuss vernommen, kamen auch schon die Hausgenossen entgegen: die Tochter, jung, freudig bewegt, sprang herbei und öffnete das Thor, damit der Vater in den Hof reite, als aber der Vater ihrer fremdartigen walachischen Kopftracht ansichtig ward, sprang er vom Pferde ab, nahm die Torba vom Sattel und entnahm ihr alle für die Freunde bestimmt gewesenen Geschenke. Er reichte alles der Tochter mit den Worten hin: »Dieses kann man nicht nach Hause zurückbringen.«

Nachher bestieg er wieder das Pferd und rief seinem Weibe zu: »Mir nach! Hier befindet sich nicht unser Kind!«

Und fort gieng's nach Hause, ohne auf die Thränen der Tochter, noch auf die Bitten der Freunde zu achten.

Erst später, als seine Tochter die serbische Kopftracht angenommen hatte, liess er ab von seinem Grolle und kam zu ihr zu Besuch.

Die Jele oder bösen Geister im rumänischen Volksglauben.

Von **Lasar Saineanu.**

(Fortsetzung.)

I. N. gieng vom häuslichen Tische gesund, frohgelaunt weg und begab sich zum grossen Stalle, zum knorrigen Baume, nahm zwei Äpfel in die Hand, denn mit zwei goldenen Äpfeln spielte er. Niemand sah ihn, niemand hörte ihn, nur König Irod und dessen Gattin mit seinen Töchtern, Dienern und dem gesammten Gesinde. Als sie ihn erblickten, ergriffen sie ihn, schleppten ihn zum Tanze, hoben ihn empor, hechelten ihn wie Hanf, druschen ihn wie Weizengarben und warfen ihn todt zu Boden. Sie machten auch seine Mutter verwirrt, legten in ihren Kopf eine Mühle, worauf sie erblindete, ihre Nase ward krumm, sie ward stumm und taub, sie banden ihr die Hände, ihre Füsse strauchelten, sie liessen sie am Boden liegen, hilflos und gelähmt und überliessen sie den Jele (Name der Krankheit), thatsächlich in den Jele mit Krankheit in den Gliedern, in den Jele mit Wassermangel, in den Jele hingeworfen, beschmiert, in den Jele zu böser Stunde. Sie begann aber zu weinen bis zum Himmel hinauf, Thränen zu vergiessen bis zur Erde herab. Niemand sah sie, niemand hörte sie, nur die Mutter des Herrn im Himmel, die ihr entgegenkam, sie bei der Hand ergriff und sie tüchtig ausfragte: »Was jammerst du?« — »Wie sollte ich nicht weinen, klagen, da ich von daheim fortgieng gesund (hier werden die Worte des Einganges wiederholt) . . . todt liessen sie mich am Boden. Niemand sah mich, niemand hörte mich, ausser der Mutter des Herrn des Himmels.«

»Kümmere dich nicht N., denn wir nehmen Basilienkraut in unsere rechte Hand, in einen neuen Topf unberührtes Wasser, und sammeln die Zine, Nintoase, Bunele und Frumoasele.« — Diese kamen sogleich schnell mit Christi Hilfe. »Ja, und du giengst weg mit Peter und Paul, um auf goldener Trompete zu blasen, um uns reines und klares Wasser zu sammeln?« — »Wie sollte ich nicht euch zu reinem Wasser rufen; ihr habt ja dem N. Gesundheit, Kraft, Vermehrungsfähigkeit, Mark, Tapferkeit genommen. Ja, wenn ihr in dieses reine, klare Wasser nicht bringt Kraft, Sehvermögen, Vermehrungsfähigkeit, so sperre ich euch in Truhen, in Schachteln ein,

stecke euch in Nusschalen, werfe euch in das Meer und ihr werdet zu Mehl.«

»O, heilige Mutter des Herrn, sperre uns nicht in Truhen, in Schachteln ein, stecke uns nicht in Nusschalen, wirf uns nicht in das Meer, denn durch Christi Kraft erklimmen wir schnell, sogleich der Berge Gipfel, eilen zum Kreuz der Bäume, zum Kranz der Maide, zur Schlinge der Bräute (dies ist der Brautschleier), zur Wohnung der Helden, zum Tische des Kaisers, zu seinem Teller und zu seiner Gabel, zu seinem Becher; dort suchen wir, nehmen wir und bringen wir in dieses reine, unberührte Wasser Kopf an Kopf, Schädel an Schädel, Haar an Haar, Haut an Haut, Knochen an Knochen, Hirn an Hirn, Ader an Ader, Blut an Blut, Stirn zu Stirn, Augenbrauen an Augenbrauen, Augenlid an Augenlid, Auge zu Auge, Nase zu Nase, Antlitz zu Antlitz, Lippe zu Lippe, Zahn zu Zahn, Zunge zu Zunge, Kinn zu Kinn, Hals zu Hals, Arm zu Arm, Milz zu Milz, Herz zu Herz, Lunge zu Lunge, Leber zu Leber, Gedärm zu Gedärm, Nabel zu Nabel, Knie zu Knie, Bein zu Bein, Ferse zu Ferse, Ei zu Ei, Glied zu Glied, Finger zu Finger, Ohr zu Ohr, Grat zu Grat (= Nacken), Schulter zu Schulter, Rücken zu Rücken, Fisch zu Fisch (= Name des Fusses und der Armknorpeln), Ellbogen zu Ellbogen, Schlussband zu Schlussband, Rückenmark zu Rückenmark, Rücken zu Rücken, Kreuz zu Kreuz, Schenkel zu Schenkel, Ferse zu Ferse, Sohle zu Sohle, tausend und tausend Knochen, hundert Knäule in dies reine, klare Wasser, aus dem, sobald er trinkt, er Lebenslänge und Heilung empfängt; sobald er sich darin wäscht, gibt Gott ihm Heilung, Leben, desgleichen auch die unbefleckte Mutter des Herrn, aber nur auf mein Lied hin. (Diese Zaubersprüche sagt man mit einem neuen Topfe her, in welchem man Wasser aus einer Quelle oder aus einem Flusse bringt; der den Zauberspruch Hersagende wirft in das Wasser Brot und Salz und spricht unterwegs mit niemandem. Bei Beginn und am Schluss des Liedes bläst er dreimal und gähnt dann einmal.)

II. Ich machte mich auf den Weg in Gesundheit und froher Laune und als ich auf halbem Wege war, begegnete ich Savalina, Madalina und ihrem Kaiser Ler; mit ihren Rossen, ihren Kutschen stampften sie über meine Füsse, zerräderten sie mir die Glieder, warfen mir weisses Stroh ins Gesicht. Aus Händen und Füssen raubten sie mir die Kraft und liessen mich wie einen Baumstrunk am Wegrande liegen: sie aber giengen in ihren Palast, sassen zu Tische, unterhielten sich und liebelten. Ich aber jammerte, klagte und dachte in mir, dass niemand mein Wort hört, und doch hörte es die Mutter des Herrn in des Himmels Pforten und fragte mich: »Warum weinst du, warum klagst du?« . . . . — »O, Mutter Gottes in des Himmels

Thore, wie sollte ich nicht weinen, wie sollte ich nicht klagen, da ich von daheim gesund in guter Laune aufgebrochen bin« . . . — »O, weine nicht, klage nicht, denn ich blase in das Horn, in die Trompete . . .« Und in einer Stunde hatte sie alle versammelt und ausgefragt: »Weshalb raubtet ihr ihm aus Händen und Füssen die Kraft? Dass ihr sofort alles herbringet aus dem Dickicht, aus dem Gestrüpp und es zusammenfüget: Kopf an Kopf, Kraft an Kraft, Haar an Haar (weiter so wie im vorigen Liede) . . . Alles bringet herbei, alles leget an seine Stelle, wo und wie es war, damit er zu sich kehre wie die Blumenprobe, wie der gefleckte Pfau, wie das reine Silbergeld, wie der stille Brunnen, wie des Gartens Basilie.« — »O, Mutter des Himmels, nicht leg' mich in die Truhe und wirf mich nicht in das rothe Meer, denn wir legen alles hin, wie du es grosse Frau sagst . . .« Von mir das Lied, von Gott die Heilung . . .

III. Meine heilige Jungfraumutter, ich gieng von daheim weg in Gesundheit, in froher Laune, mit schönem Antlitz, über den Weg, den Bach auf das Feld zum belaubten Apfelbaum, und blickte auf ihn mit schönen Augen, mit schönem Haupte, Arm, Leib und mit allen meinen schönen Verbindungen, unversehrt und gesund, niemand sah mich auf dieser Welt, bloss Kaiser Irod und Kaiserin Irod mit Braileana, Ileana, mit ihren Töchtern, mit ihren Dienern. Wie sie mich erblickt hatten, ergriffen sie mich, hoben mich gen Himmel und wie eine Handvoll Hanf warfen sie mich zu Boden, hechelten mich, wie eine Weizengarbe druschen sie mich und schändeten mich schmählich. Wie denn auch nicht, da sie mir die Kraft des Rückens, der Hände, des Leibes, das Wort meines Mundes, das Gehör meiner Ohren, das Licht meiner Augen, die Schönheit meines Antlitzes raubten!? »Weine nicht, klage nicht, N..., denn wir rufen zusammen die Seňek, Tarek, Trumoasele, Bunile, stellen sie auf harte Probe, zwängen sie in ein Basiliengefäss, binden sie in ein Leinwandknäuel und senden sie in die Öde der Felder, in die Einsamkeit der Wälder. Nadica bringe das Heilmittel in den Topf, in das heilige Wasser, das noch niemand gekostet hat am Berge; sammeln soll sie, sammeln Blätter und Sprösslinge von allerlei Bäumen und Blumen aus den Thälern, von den Wegen, von Kreuzwegen, von den Hörnern der Ochsen, von den Wagen der Rosse und überallher von der Stelle, wo sie mich mit dem Pfeil getroffen und mir die Gesundheit genommen. Heilmittel bringe diese Heilige und lege es in unberührtes Wasser; und in welcher Stunde ich davon trinke und mich damit wasche, soll ich zu Bewusstsein kommen wie die Blumenprobe. Amen, von Gott und von der unbefleckten Jungfraumutter kommt das Lied; o, möge sie die Kraft allen meinen Knochen und jedem meiner Glieder geben« . . . . Dies Lied wird vor einem mit reinem Quellwasser gefüllten

Topfe hergesagt, in welchen man Brot und Salz wirft, und unterwegs darf man nicht sprechen oder keuchen, auch sich nicht schneuzen. Dieselbe Vorschrift gilt beim Gang zur Quelle und bei der Rückkehr von dort. Zur Quelle gelangt, muss man dies thun: Brot, Salz wirft man hinein und spricht: »Ich habe dir Brot, Salz gegeben, du aber gib mir Arznei für jedes meiner Glieder und für alle meine Knochen.« Daheim im Vorzimmer oder im Hofe, unter keinen Umständen aber in der Stube, wird eine kleine Grube gegraben, so gross, dass das ein wenig gewärmte Wasser darin Platz hat. In diesem badet der Kranke. Diese Stelle darf man ein Jahr lang nicht passieren, denn von hier geht die Krankheit auf jedermann über. Nach dem Bade gibt man Pfeffer und Knoblauch ins Wasser und verscharrt dann die Grube. Der Kranke giesst das Wasser so auf sein Haupt, dass es in die Grube fliesse und den Schmerz dahin leite. Dies thut er zu Anfang und zu Ende des Monats je viermal oder wöchentlich einmal, in letzterem Falle nur dann, wenn den Kranken das Übel in der Mitte des Monats betroffen hat.

IV. Neun Iroditen giengen auf neun Wegen singend, tanzend einher. Die grösste Irodita, als hätte sie ein grosses Silberstück in die Hand genommen, lispelte singend: »Kopf an Kopf, Stirn an Stirn (so wie oben). . . .« Nun füge ich alles an die gehörige Stelle, damit er zu sich kehre wie die Blumenprobe, wie in der Schrift das Geld, wie der gefleckte Pfau. Gebe Gott, dass es mir zur Heilung sei, wie des Brunnens stille Wasser, das Basilienkraut sei mir zur Hand im Garten. Die heilige Maria weiss und thut für mich und macht das Kreuz übers Wasser.«

Es gibt noch einige Varianten in der Walachei. Im District Muscel sagt man: Wer die Jele nachts tanzen gesehen und singen gehört hat, verstummt, sobald er dies erzählt.

Im District Dimbovița sagt das Volk, dass die Jele zumeist in der Nacht umherwandeln und singen, und wenn sie jemanden ansprechen und dieser ihnen antwortet, so wird er stumm.

Im District Prahova heist es: Wenn die Jele nachts aus den Brunnen Wasser trinken und wer immer dann nach ihnen trinkt, den bezaubern sie. Deshalb lässt gewöhnlich derjenige, der morgens aus irgend einem Brunnen Wasser trinkt, ein beliebiges Zeichen im Brunnen zurück, damit dieses vom Zauber ergriffen werde.

In Putna führen die Jele am 16. April einen endlos langen Tanz auf dem Grase auf; das Gras aber, worauf sie getanzt, brennt ab, später aber wächst es herrlich von neuem hervor, aber kein wie immer geartetes Thier verzehrt es.

Ilfov: Die Menschen lassen sich nie auf den Rasen nieder, denn sie glauben, dass hier die Jele tanzen und so die Menschen bezaubern. (Hasden, Etymd. Magn. Rom. S. 8, 1275, 1357 und 1639.)

Auf die Sagen übergehend, erwähnen wir die Sage: »Mogarzea und sein Sohn«, deren Inhalt kurz also lautet:

»Ein Waisenknabe, ausser Stande, die Vorwürfe seiner Vormünder länger zu ertragen, gieng in die Welt und schliesslich nimmt ihn ein Mensch von Riesengestalt zu sich auf, damit er seine Schafe weide. Abends zu seinem Ziehvater heimgekehrt, findet er diesen betrübt, beredet ihn aber bald, ihm seine Lebensgeschichte zu erzählen, die folgendermassen lautete: »Ich bin Mogarzea, bin ein Prinz und gieng zum süssen See, um eine Sina zur Gattin zu nehmen; ich hörte, dass dort drei Sina (zauberhaft schöne Mädchen) wären. Ich hatte aber kein Glück, denn die bösen Jele fanden mich und raubten mir das Herz.« Nun gibt er dem Jüngling den Rath, die Grenze der Jele ja nicht zu überschreiten. Am dritten Tage aber trennt sich ein Schaf von der Herde, überschreitet die Grenze, ihm folgen auch andere Schafe nach und sie gehen auf das blumige Gefilde der Jele. Flötend geht der Junge hinüber, um die Schafe zurückzutreiben. Da umringen ihn plötzlich drei übermüthige Mädchen und tanzen um ihn herum. Der Junge spielt bis Abend auf der Flöte und verabschiedet sich dann, verspricht aber, am nächsten Tage wieder zu kommen. Kommenden Morgens zeitig geht der Junge wieder hin, bläst die Flöte und die Jele tanzen bis Abend. Da lässt der Junge seine Flöte fallen und sie zerbricht. Sein Weinen rührt auch die Jele so sehr, dass diese ihm den in ihrem Garten befindlichen, siebenjährigen Kirschenbaum anbieten, er möge sich aus ihm eine neue Flöte machen. Alle nehmen am Fällen des Baumes theil, und auf dass sie ihm das Herz nicht verderben, bittet er die Jele, sie mögen ihre Hände in den Baum stecken; die Dummen stecken auch alle ihre Finger in die von der Axt in den Baum gemachte Spalte und der schlimme Hirte lässt sie alle so lange nicht los, bis sie ihm nicht gestehen, wo sich Mogarzeas Herz befinde und wie er dasselbe an seine Stelle zurücklegen könne. Heimgekehrt sagt er Mogarzea, er möge sich rücklings niederlegen; er steigt ihm auf die Brust, springt dort einigemal herum, da auf einmal springt aus ihm das verfaulte Herz aus Holz heraus, welches an Stelle des eigentlichen Herzens die Jele in ihn gelegt hatten; dann schluckt der Kranke gar bald sein eigenes, richtiges Herz hinab, und Mund und Nase ihm zuhaltend, gibt der Hirt ihm Wasser zu trinken und heilt ihn mit einem, den Jele entrissenen Pflaster. Kaum hatte er ihn gut verbunden, so hüpfte der Geheilte wie eine Gemse empor . . .« *)

*) Ebenso thut Kaiser Cheles, der die zauberische Maid an der Hand fasst, die des Riesen Auge genommen hatte . . . (S. Călindarul Basmelor 1881, S. 15—24. Varianten: Făt-Frumos Peter und die Sinen in der Bukowina und im Banat.)

In einer anderen Sage: »Țugulea, der Sohn des Onkels und der Tante«, wird erzählt, dass die Sînen, die Uršaien (Schicksalsbestimmerinnen) beneidend, Țugulea die Kraft und die Knochen genommen haben, so dass dieser gelähmt blieb. Aber seine Schicksalsbestimmerinnen lehrten ihn dann, wie er sich diese zurückverschaffen könne, die dann, als er dieselben seinen Beinen anfügte, so passten, als wären sie seit Weltbestand dort gewesen.

In Ispirescus Sage »Der Steinmensch« heisst es, dass Făt Frumos auf dem Rosse der Jele über die Schwefelquelle des Waldes, welche das Reich der Kaiserin Chiralina umgibt, hinübersetzen müsse. Das Ross verwandelt sich bald in einen goldenen Hirschen, der Held kriecht hinein, um so in ihre Stube hineinzugelangen und sie von dort zu rauben. In den Wald gelangt, erblickt er das Ross der Jelele, beide besteigen es, spornen es dreimal an und es verwandelt sich in eine Kutsche mit zwölf feurigen Rossen, und sie erheben sich bis an den gefährlichen Rand, schliesslich steigen sie vor dem Thore des Palastes der Kaiserin Chiralina ab.

III.

Die synonyme Dînsele-Benennung.

Der verbreitetste Name dieser bösen Geister ist Jele, unter welchem Namen sie in ganz Rumänien und Siebenbürgen bekannt sind, wo sie auch noch den Namen Vîntoase führen. Die Benennung Dînsele ist in Rumänien unbekannt. Auch diese Benennung stammt, wie die der Jele, aus den euphemistischen Neigungen des Volkes den bösen Geistern gegenüber, wie wir dies auch in der Einleitung dieser Studie gesehen haben.

Das Volk nennt die Geister der Luft und des Windes Jele und Dînsele, als ob die Namen dieser nur indirect oder durch irgend eine allgemeine Benennung, mit der Erwähnung ihres eigenen Namens das eventuelle Unheil also umgehend, ausgesprochen werden könnte.

An diese Benennung heftete sich dann jede ihrer Eigenthümlichkeiten. Indem auf diese Weise der Effect an Stelle des Grundes gelangte, erhielten die Jele und Dînsele, die Bedeutung der Krankheiten »Rheuma und Dambla«, welche Krankheit dann in der Dînsele-Benennung specialisiert wurde.

Pater Marian sagt über diese Krankheit Folgendes: Die Dedînsele-Krankheit ist so eine Art Rheuma, aber, wie das Volk sagt, viel gefährlicher, denn sie breitet sich über den ganzen Körper, besonders über die Füsse und Hände so sehr aus, dass wer an diesem Übel leidet, der fühlt weder seinen Kopf, noch seine Füsse und Hände,

als wären sie ganz und gar gelähmt, und dann kann er sich auch nicht so bewegen, als wenn er an Rheuma leiden würde.«

Marian hat ein De-dinsele-Zauberlied in der Bukowina aufgezeichnet, das folgenden Anfang hat: (Teodorescu, Poesii poporale romane, S. 383—384.)

»Ihr Geschickten, ihr Helden, wo seid ihr gewesen? Was habt ihr zerstört?« — »N. habt ihr angetroffen, nahmt ihm die Kraft, verkürztet sein Leben. Aus dem schönen Menschen habt ihr einen hässlichen gemacht, verwahrlost und hinfällig ist er geworden. Den trefflichen Burschen habt ihr wie eine Handvoll Hanf gebrochen — an des Weges Rand ihn geworfen, und ihn als Leiche dort gelassen!« . . .

Dann sagt der Zauberer noch, sie solle dem schönen Bürschlein Leben und Gesundheit bringen, ihm die Augen öffnen, den Kopf nüchtern, seine Füsse und auch seine Hände frei machen, ihm die Kraft wieder geben.

Von diesem Liede gibt es eine Variante aus dem Bistritz-Naszóder Comitat (Siebenbürgen), die uns von mehreren Standpunkten aus interessiert (Teodorescu S. 384):

»Es machten sich neun Iroditen auf den Weg — Auf allen Seiten — Auf allen Nebenwegen — Auf allen Abhängen — Von den »De-dînsele« singend — Die grosse Irodita — in der Schürze mit silbernem Becher — Wie sie sang und sang — nahm sie mit ihrer Hand herab — und legte hin: Kopf an Kopf, Stirn an Stirne, Auge an Auge — Finger an Finger — Nagel an Nagel. — Von mir das Lied, von Gott das Gute! . . .«

Ebenfalls Pater Marian erzählt in der »Botanik des rumänischen Volkes«, wie die Weiber vorgehen, wenn sie Lieder über die »De-dînsele« hersagen: »Die rumänischen Weiber gebrauchen die Pflanze »sedum acre« bei der Heilung der »De-dînsele-Krankheit. . . .

Wer am De-dînsele-Übel leidet, forscht, wie mir dies eine Rumänin aus Dorna sagte, vor allem nach dieser Pflanze und wenn er sie findet, bricht er sie nicht ab, sondern lässt sie an ihrem Platze und versieht sie mit einem Zeichen, um zu wissen, wo sie sich befindet. Dann steht an einem Montag, Mittwoch oder Freitag der Kranke zeitlich morgens auf, wäscht sich und nachdem er gebetet, nimmt er ein Stück Brod, ein wenig Salz in seine rechte Hand, drückt dies alles mit seinen beiden kleineren Fingern an die Handfläche, mit den drei anderen Fingern macht er das Zeichen des Kreuzes über sich und sagt in Gedanken Folgendes her:

»Heilige Jungfrau Maria, heiliger heutiger Tag; — Herr, gib mir Arznei! — Für ewig werde mein Fleisch hart — mein Leib gesund.

rein, klar — Wie ihn Gott erschaffen, und wie ihn der Priester getauft hat . . .«

. . . . Dann geht er zum »sedum acre«, blickt sich aber überhaupt nicht um, auf dem Wege spricht er mit niemandem, wen immer er auch begegnen mag. Sobald er aber zum »sedum acre« gelangt ist, legt er zu deren Wurzel das Brod und das Salz und spricht in sich:

»Heilige Pflanze, die Gott erschaffen hat — Die ich bezeichnet habe — Mit Ehre, mit Brod, mit Salz — Damit du mich heilest — Damit du mir Heilmittel gibst, ewiges . . .«

Dann nimmt er das »sedum acre« und reibt mit der Wurzel desselben die schmerzende Stelle. Nachdem er sich damit eingerieben, lässt er Brod und Salz dort, kehrt heim, aber schlägt nicht wieder den Weg, auf welchem er gekommen war, sondern einen andern ein, ohne sich umzublicken oder mit jemandem zu sprechen. Dies macht der Kranke dreimal, d. h. an drei Fasttagen zeitlich vor Sonnenaufgang.*)

*) Albina Carparţilor III. S. 218.

(Fortsetzung folgt.)

Die slavischen Sagen über Opfern des eigenen Kindes.

Von **Mich. Dragomanow.**

(Fortsetzung.)

Auch eine andere, rohere Variante dieses bulgarischen Märchens ist bekannt, die zuerst in Erbens »Sbornik« erschienen ist (»Hundert slovenische Volksmärchen und Sagen« im Originaltexte; Prag 1865; 207—209) und zwar unter dem Titel: »Bulgarische Gastfreundschaft« und später auch in Šapkarevs oben erwähntem Buche abgedruckt worden ist (S. 24—27). In dieser Variante ist die Geschichte der beiden reich gewordenen Brüder ausgelassen worden, und Gott sitzt in der Gestalt eines alten Mannes auf der Schwelle eines Armen, der ihn in sein Haus ruft und ihm alles anbietet, was ihm der Herr gegeben hat. Der Hausherr fordert den Alten auf, mit ihnen ihr Nachtmahl zu theilen; der Gast aber schlägt es aus und spricht nach dem Nachtmahl, als die Frau zu ihrem Kinde hineingieng, das zu weinen angefangen, zum Hauswirte also:

»Weisst du was, Hauswirt? Du willst mich bewirten, aber ich kann nicht alles essen; ich kann nur gebratenes Menschenfleisch verzehren. Schlachte deinen kleinen Sohn, wasche ihn gut ab, lege ihn in eine Bratpfanne und stecke ihn in den Backofen; achte aber darauf, dass es deine Frau nicht sieht, denn dies würde ihr Schmerz bereiten!«

»Nur dies willst du, Alter? Warum hast du es denn nicht früher gesagt, warum sassest du hungrig in meinem Hause? Sagte ich es ja, dass alles in meinem Hause dir gehört, was Gott gegeben hat! Damit ich die Wahrheit eingestehe, so achte ich solche Alte, wie du bist, sehr hoch; mein Herz sagt es mir, dass du ein guter Mensch bist. Nun will ich zur Sache schauen; habe nur ein wenig Geduld, bis ich das, was du wünschest, bereitet habe!«

Als sie das Kind hergerichtet hatten, so wie es der Alte gewünscht, setzte er sich hin und unterhielt sich mit ihnen ganz froher Laune.

Mitten im Gespräche verstummte plötzlich der Alte und begann herumzuziehen, wobei er sprach:

»Ei, sieh nur nach dem Braten; er hat schon einen gar süssen Geruch, er wird fertig sein!«

Da erhob sich der Hauswirt und öffnete den Backofen, damit er nach dem Braten sehe, um ihn, wenn derselbe schon fertig wäre, herauszunehmen. Als er aber den Backofen öffnete, was sah er darinnen? Er staunte

und Schwindel erfasste ihn ob des Wunders. Der Backofen und das ganze Haus strahlte vom Glanze, der dem Kinde entströmte. Die Pfanne und das Kind waren lauter Gold geworden und strahlten wie die Sonne. Das Kind sass als schon erwachsener Knabe auf der Pfanne, schön, frohgelaunt, strahlend und gesund; an seiner Seite hieng in der Scheide ein Schwert, in seiner Rechten hielt er ein Buch mit goldener Schrift, in der linken Hand aber ein Weizenährenbündel; und all' dies strahlte, war glänzender als das Feuer, denn alles war in Gold verwandelt.

Der Vater eilte rasch ins Haus zurück, um dem Alten das Wunder zu erzählen, das geschehen, und ihn zu fragen, was er mit dem Kinde machen solle; aber der Alte war nicht mehr da; er war vor das Haus hinausgetreten und sprach dort also zur Hausfrau: »Bleibet alle gesund und lebet so, wie ihr bis jetzt gelebt habt, schön und gut. Eure guten Herzen werden Gutes erlangen von euren Äckern, von euren Rindern, und von Gott Segen in euren Kindern und Enkeln; und dann wird euch Gott in sein ewiges Haus aufnehmen und euch bewirten!« Hierauf entfernte sich der Alte eiligst in die Nacht hinaus . . . . .

Die dritte bulgarische Variante (Šapkarev, S. 123—127, »Zwei Waisengeschwister und der alte Gott«) erzählt kurz dasselbe, was die erste, enthält aber für die vergleichende Forschung zwei sehr wichtige Episoden, und zwar: Im Anfange begegnen die beiden Brüder Gott in der Gestalt eines alten Mannes und gehen mit ihm, so wie in der ukrainischen Sage; später verheiratet der Herr den älteren Bruder (wie dies auch im ukrainischen Märchen mit den drei Brüdern geschieht), wenn auch die Heirat hier mit einem besonderen Wunder verbunden ist; als sie nämlich in einem Hause übernachten, wo sich eine sehr schöne Maid befand, fragte der alte Gott den Hausherrn: »Wenn jene Weinrebe, die da im Hofe steht, bis morgen Trauben trägt, gebt ihr eure Tochter meinem Gefährten zur Gattin?«*)

Bei den Serben sind zwei Varianten eines Liedes aufgezeichnet, welche dasselbe Thema behandeln, aber deshalb, die Nachbarschaft der Serben und Bulgaren gar nicht in Betracht gezogen, weicht die serbische Redaction der Sage von der bulgarischen mehr ab als die bulgarische von der kleinrussischen. In dieser serbischen Redaction erhebt sich die selbstaufopfernde Erhabenheit der protestantischen (vielleicht bogumilischen) Moral über die religiösen Ceremonien. Nachdem diese Idee nur einer Variante der serbischen Fabel ganz rein und klar entnommen werden kann, so geben wir den Inhalt (Karadžić, »Srbske Narodne pjesme« II. Nr. 3):

*) Auch die Heirat des zweiten Bruders im kleinrussischen Märchen ist mit einem Wunder verbunden; wohl nicht Wein, aber doch ein Teich wird dort erschaffen, wo früher kein Wasser war.

Diacon Stephan stand am Sonntag zeitig in der Frühe vor Sonnenaufgang und vor der Liturgie auf. Er gieng nicht in die Dorfkirche, sondern auf das flache Feld, um weissen Weizen zu säen. Zwei alte Wanderer schritten an ihm vorüber und grüssten ihn: »Helfe dir Gott, Diaconus Stephan!« Er gab ihnen noch schönere Antwort: »Gott gab mir Gutes, ihr drei alten Wanderer!« Sprachen die beiden alten Wanderer: »Um Gottes Willen, Diaconus Stephan, was ist dir zugestossen, dass du am Sonntag so zeitig aufgestanden bist und vor der Liturgie Weizen säest?

Bist du kleiner denn geworden
Oder heute gar ein Türke,
Dass du trittst das Kreuz mit Füssen,
Ja, das Kreuz und auch den Weihrauch,
Und den Glauben hast verloren?«

Hierauf versetzte er: »Um Gottes Willen, ihr beiden alten Wanderer, wenn ihr mich fragt, so will ich euch die Wahrheit sagen. Nicht bin ich kleiner, noch ein Türke geworden, noch trete ich mit Füssen Kreuz und Weihrauch. Auf meinem Hofe ernähre ich neun Stumme und neun Blinde; deshalb erhebe ich mich mit meiner getreuen Gattin zeitig zur Arbeit und Gott wird mir die Sünden verzeihen.«

Die Wanderer giengen in den Hof des Diaconen, wo sie auch dessen Gattin bei der Arbeit fanden — auch sie säete weissen Weizen —; sie wiederholten ihre Frage und erhielten dieselbe Antwort. Da wünschten die Wanderer: sie solle ihnen ihr Kind geben, damit sie es schlachten und mit seinem Blute den weissen Hof begiessen.

»Was jetzt stumm ist, wird dann redend,
Was jetzt blind ist, wird dann sehend . . .«

Die Mutter willigte ein — und das Wunder geschah: die Stummen begannen zu reden, die Blinden sahen. Und als des Diaconus Gattin in die goldene Wiege blickte, da sah sie, dass ihr Kind darinnen sitzt, mit einem goldenen Apfel spielt und also zur Mutter spricht:

»Nicht zwei alte Wand'rer sind es,
Sondern sind zwei Engel Gottes!«

Eine andere Variante dieser Lieder, die man in der Herzegowina aufgezeichnet hat (Karadžić V., »Srpske Narodne pjesme iz Hercegovine«, 316—318), weicht in Betreff des Ritualismus vom Gedankengang der ersten Variante insoweit ab, als am Schlusse die Engel sprechen: »Siehe die neun Stummen und neun Blinden (sind geheilt)! Sie werden für euch nun pflügen, roden, säen; ihr aber sollt am heiligen Sonntag nicht arbeiten.« — und wird die Wirkung in dieser Variante dadurch geschwächt, dass die Engel das Kind schlachten, indem sie die Mutter vom Hofe entfernen und die That ohne Einwilligung derselben vollziehen. Diese Variante hat aber einige Züge aus der bulgarischen besser

bewahrt, insoferne in dieser der Diacon ein Wirtshaus hat, jedem Vorübergehenden Speise und Trank gibt, und das Kind goldene Hände und Augenbrauen bekommt.

Mit den bulgarischen Märchen, die in nächster Verwandtschaft mit den kleinrussischen und serbischen stehen, ist nahe verwandt eine Legende aus der Bretagne, von der zwei Varianten aufgezeichnet sind und welche man mit den bogumilischen Ideen in die westlichsten Theile Europas getragen hat, die sich dort von der Balkanhalbinsel aus im Mittelalter verbreiteten. Die geographische Entfernung und die Stammeseigenthümlichkeiten aber bewirkten, dass die Sage der Betragne in ihren Theilen sehr von der bulgarischen abweicht.

Der Grund des Bewirtens der Fremden mit den Leibern der Kinder ist in der Sage aus der Bretagne bedeutend abgeändert und in das verwickelte Märchen ganz gut hineingepasst. In einer längeren Variante (Luzel, »Légendes chrétiennes de la Basse Bretagne«, tome II. 64—81) flieht des Kindes Mutter, Tuina, anfangs eine Maid, die von ihrer Stiefmutter viel zu leiden hat, mit einem unbekannten Manne von dannen, der, als er ihr Weinen vernommen, sie mit sich ruft: über den Unbekannten erfährt man später, dass er ein Räuberanführer und unehrlich sei, der ihr nicht gestattet, das bei ihm geborene Kind zu taufen. Tuina flieht endlich von ihm zu ihrem Vater, lässt bei ihm ihr Kind, sie selbst aber geht nach Rom, um dem Papste zu beichten. Der Papst schickt sie zu einem heiligen Eremiten; als dieser aber die schöne Frau nahen sieht, hält er sie für eine Versuchung des Teufels und ruft: »Weiche von mir, Teufel!« Tuina flieht; und der Engel, der Ernährer des Eremiten, der ihn täglich besuchte, kommt nun drei Tage lang nicht zu ihm, und erklärt ihm später, dass er eine Sünde begangen habe, als er die reuevolle Frau abgewiesen; er müsse sie daher aufsuchen, damit er Vergebung von ihr erlange und ihr ein Vater sei, bis sie wieder heirate; bis dahin aber gebe er sie zu einer ehrbaren Familie in Dienst, wo ihr gestattet würde, jeden Tag in die Kirche zu gehen. Der Eremit that also und schliesslich verliebte sich der Sohn des Dienstherrn in Tuina und nahm sie zur Frau. *) Der Eremit entfernte sich nun, nachdem er der jungen Frau den Rath gegeben: »Nachdem du reich geworden bist, weise nie einen Armen ab, sondern gib ihm alles, was er in Gottes Namen verlangt von dir!« Nach kurzer Zeit wurde der Tuina ein Sohn geboren; und einmal, als sie in die Kirche gieng und ihr Kind der Obhut ihrer Dienstmagd anvertraute, fiel das Kind in einen Topf voll siedenden Wassers und

*) Die Motive der Hochzeit sind dieselben, wie in der dritten bulgarischen Variante und im Märchen aus der Ukraine, nur auf eine andere Weise in das Märchen eingeflochten.



verbrannte zu Tode. An demselben Tage sollten auch Gäste zu ihrem Gatten kommen. Nachdem Tuina ihren Gatten nicht betrüben mochte, legte sie den Körper ihres Kindes in der Küche in eine Truhe und empfieng die Gäste mit zufriedener Miene; da meldete man ihr, dass ein armer Mann gekommen sei, der auf die Frage, was er wolle, geantwortet habe, er werde dies der Hausfrau sagen. Tuina gieng hinaus und der arme Mann bat sie, sie möge ihm erlauben, die Speise zu essen, die in der Truhe sei. Tuina durfte dies nicht abschlagen, und als sie die Truhe öffnete, fand sie ihr Kind lebend vor, das mit Orangen spielte. Der arme Mann bat noch immer, das Kind essen zu dürfen und sprach zum grossen Schrecken der Mutter also:

»Vergiss nicht, was du dem Eremiten versprochen hast, dass du nämlich keinem Armen das abschlägst, was er von dir verlangt!«

»O, du hast Recht!« versetzte Tuina demüthig. »Hier mein Kind; mache mit ihm, was du willst; Gott wird sich ja meiner erbarmen!«

Der Alte schwang das Messer, als ob er das Kind niederstechen wolle; Tuina brach in Thränen aus, wollte aber den Armen nicht im geringsten hindern. Der Alte — er war der uns bekannte Eremit — gab der Tuina ihr Kind unversehrt zurück, ihr mittheilend, dass er bereits gestorben und Heiliger geworden sei. Er gehe geradeaus in das Paradies, wohin auch Tuina kommen werde, sobald sie die Erziehung ihrer Kinder vollendet haben wird. . . . . . .

Die zweite Variante (a. a. O. 11—17 »L'erémite et la bergère«) ist eine Kürzung der vorigen; in derselben wird nicht die Tödtung des Kindes gefordert, sondern der Arme, der gar nichts essen will, bittet nur, man solle ihn mit der Speise nöthigen, die sich in der Truhe befände. Die Mutter — eine Hirtin, die von dem Orte vertrieben worden war, wo sie gelebt, und die später reich heiratete — öffnete auf das Flehen des Eremiten, dessen Lieder sie sang, die Truhe, in der sie ihr abgebrühtes Kind versteckt hatte und fand es am Leben, mit Orangen in den Händen.

In alten russischen Handschriften fand man noch ein Märchen mit demselben Motiv des Kindopfers; diese Erzählung gehört zur dritten neuen Gruppe, welche dies Thema erweitert. Sie heisst: »Der Christum liebende Kaufmann«, die dann N. J. Kostomarov in sein Werk »Russische Literaturdenkmäler« unter dem Titel: »Legende der ermordeten Kinder« aufgenommen hat und die Handschrift in das XVI. Jahrhundert versetzt. Die Fabel dieser Erzählung, die augenscheinlich aus fremder (vielleicht griechischer oder armenischer) Sprache übersetzt wurde, ist an manchen Stellen verwickelt.

Ein rechtgläubiger und barmherziger Kaufmann gieng in ein Gasthaus, und da er nichts hatte, was er einem Armen hätte geben können,

versprach er, dass er das Almosen bald unter ein vorher bestimmtes Brett bergen werde. Nach kurzer Zeit fand der arme Mann unter dem Brette ein ganzes Vermögen; er wurde reich, heiratete und begann wie ein reicher Mann zu leben. Nach einiger Zeit kam der Kaufmann zu einem Steine, um auch unter diesen Almosen zu legen, aber der Teufel bedeckte seinen Körper mit Wunden, sowie den Hiob. Als er sein ganzes Vermögen auf seine Heilung verwendet hatte, die ihm nicht gelang, verarmte er und gieng nun zum ersten Armen, der nun reich war und ihn erkannte; der Reiche nahm den mit Wunden bedeckten Armen in sein Haus auf; und als ihm der Arzt mittheilte, dass nur ein Mittel dem Armen helfen könne, wenn er ihn nämlich mit dem Blute seines Erstgebornen wüsche — da opferte er ihm sein eigenes Kind. Als dann später die Mutter nach Hause kommt, findet sie ihr Kind am Leben vor.

Ein ähnliches Märchen finden wir auch im Grusischen vor, das im XVII. Jahrhundert Orbelijani aufgezeichnet hat in seinem Werke: »Die Wahrheit und die Lüge«, das eine Märchen- und Sagensammlung nach dem Vorbilde des Pantschantantra ist, woraus Orbelijani einen Theil ins Grusische übersetzt hat. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Orbelijani auch dies Märchen, sowie die meisten anderen, dem Vorsagen nach oder aus einer orientalischen Sammlung abgeschrieben. Dies die Erzählung in gekürzter Form:

»Einst gab es am Fusse eines Berges ein Wirtshaus, dessen Besitzer jeden Vorüberziehenden ohne Entgelt bewirtete. Einmal kam eine Karawane zu ihm und der Wirt empfieng auch diese seiner Gewohnheit gemäss. In der Nacht fiel so viel Schnee, dass die Wege ungangbar wurden und die Gäste gezwungen waren, den ganzen Winter hindurch im Wirtshause zu verweilen: er nährte die Reisenden und ihre Kameele umsonst. Der Kaufmann, dem die Karawane gehörte, fragte den Wirt, ob er einen Sohn habe, auf welche Frage dieser antwortete, dass er keinen habe. In Wahrheit aber hatte er einen Sohn, der ein Krüppel war, aber der Wirt wollte dadurch, dass er ihnen die Sache erzählte, nicht unangenehme Gefühle in den Reisenden hervorrufen. Im Lenz zog die Karawane von dannen und der Wirt liess erst dann seinen Sohn aus dem Verstecke hervor. Der Sohn erzürnte und zog der Karawane nach. Der Kaufmann nahm ihn mit sich und liess daheim einen Arzt rufen, den er fragte, ob es ein Heilmittel für die Krankheit des Kindes gäbe? Der Arzt meinte, das einzige Heilmittel sei ein Bad im Blute eines zweijährigen Kindes. Der Kaufmann sprach zu sich: »Wenn ich meinen Sohn nicht opfere, wie kann ich dem Vater das Gute zurückerstatten, das er mir gethan hat!« Er schickte seine Gattin irgend wohin weg und that das, was er für seine Schuldigkeit hielt.

Der Kranke genas und das todte Kind wurde in die Wiege gelegt. Da fühlte die Mutter plötzlich Schmerzen in ihrer Brust und in ihrem Bauch, und gieng deshalb heim. Zuhause säugte sie ihr Kind, das gesund und wohlgemuth sog; nur um seinen Hals herum zeigte sich ein Streifen wie ein goldener Kreis. Als die Frau den Grund hievon von ihrem Gatten erfragte, erzählte ihr dieser alles, was geschehen, und dankte Gott dafür. . . .«

Das gemeinsame Thema des altrussischen, richtiger gesagt, kirchenslavischen und grusischen Märchens mit einigen anderen Episoden war der Grund des altfranzösischen Rittergedichtes (Chanson de geste) aus dem XII. Jahrhundert »Amis et Amiles«, nur dass es in diesem künstlerischer aufgearbeitet ist, als in den übrigen, auf uns gekommenen Sagen. Um jede Weitläufigkeit zu vermeiden, theile ich hier nur den Inhalt kurz mit. Die Ritter Amis und Amiles waren gute Freunde. Ersterer erkrankt und geht in diesem Zustande zu seinem Freunde, und letzterem zeigt eine Vision, dass sein Freund nur so geheilt werden könne, wenn er im Blute seines Kindes badete. Im Einvernehmen mit dem ältesten Sohne tödtet er seine beiden Söhne und geht mit seinem heilbedürftigen Freunde in die Kirche, wohin schon vorher seine Gattin gegangen war. Als sie dann heimkehrten, fanden sie ihre Söhne am Leben. Das französische Gedicht dehnt die Episode, wo der Vater sich beräth, ob er seine Söhne tödten solle oder nicht, und seine Berathung mit der Gattin, als diese in die Kirche geht, weit aus. (Amis et Amiles, und Jourdains des Blaivies, herausgegeben von Konrad Hoffmann, 1882. 2935—3241.*)

III.

Die Ähnlichkeit zwischen den drei soeben erwähnten Märchen ist viel grösser, als dass man sie für Zufall halten könnte. Die zwischen den Gruppen vorhandenen Abweichungen nicht in Betracht gezogen, sind ihr Grund und ihre Episoden einander so ähnlich, dass sie uns zur Annahme einer Quelle für alle zwingen. Diese Quelle kann nicht die Überlieferung sein, welche die verschiedenen Völkerschaften, be denen wir dies Märchen vorfinden, aus vorgeschichtlicher Zeit mit-

*) Gautier L., der bekannte Verfasser der Abhandlung über die altfranzösische Ependichtung, erblickt in dieser Episode eine deutsche Färbung. Eine solche Behauptung könnte man nur dann aufstellen, wenn wir ähnliche Sagen nicht kennen würden, die aus dem Orient nach Europa gekommen sind. Amis und Amiles, wie überhaupt die französischen Dichtungen, und später die über die Kreuzzüge geschriebenen Romane sind voll mit aus dem Orient gebrachten Anschauungen. Gautiers Verstoss zeigt, wie sehr man bei den Literaturdenkmälern bezüglich der auf Nationalcharakter zu machenden Schlüsse bedacht sein müsse. Der französische Gelehrte hat übereilt diese Episoden den Deutschen zugesprochen; ebenso hat auch jener Bulgare die Schlussfolgerung verfehlt, welcher in der in Macedonien aufgezeichneten Legende die ideale Gastfreundschaft der Bulgaren erblickt hat.

gebracht haben, aus jener Zeit, in der die zu gleichem Stamme Gehörenden sich noch nicht getrennt hatten. Alle diese Sagen tragen den Charakter einer viel späteren Religionsmoral an sich; aber auch die einzelnen Vorgänge weisen auf ein Zeitalter hin, in welchem die Cultur schon hinlänglich ausgebildet war. Man muss die Verwandtschaft dieser Erzählungen jedenfalls aus dem Umstande erklären, dass diesen Stoff später die verschiedenen Völker schriftlich oder mündlich einander entlehnt haben.

Die geographische Verbreitung dieses Märchens zwingt uns, seinen Ursprung unbedingt in Asien zu suchen. Und thatsächlich finden wir in den vorderasiatischen Literaturen Sagen, von denen wir eben anerkennen müssen, dass sie die erste Form der grossrussischen Sage: »Die Barmherzige Frau« und der mit ihr verwandten ukrainischen Legende seien. So finden wir unter den mahomedanischen Überlieferungen, die Weil aus arabischen Handschriften gesammelt hat, die Rettung des neugebornen Moses vor der Verfolgung des von Pharao entsandten Gaman vor.

Als Moses geboren ward, stürzten in den ägyptischen Tempeln die Götzen zusammen, und Pharao vernahm eine Stimme, die ihm befahl, er möge zum einen Gott zurückkehren, und die ihm im entgegengesetzten Falle den Tod versprach. In der Frühe verkündigte ihm der Astronom die für ihn so verhängnisvolle Geburt des jüdischen Kindes. Er befahl Gaman, jedes jüdische Haus abermals zu durchsuchen; zu Johabet, der Mutter des Moses, gieng er selber hin. Die Mutter war zu der Zeit nicht zu Hause und hatte vor ihrer Entfernung den Moses in den Backofen gesteckt, in den sie auch Holz hineinlegte. Nachdem Gaman das Haus durchsucht hatte, befahl er, das Holz anzuzünden und entfernte sich. Als nun Johabet heimkehrte, erblickte sie die Flammen und schrie laut auf, Moses aber begann im Ofen zu sprechen: »Beruhige dich, Mutter, Gott verleiht dem Feuer keine Macht über mich.« (Weil, Biblische Legenden der Muselmänner, 134—135).

In einer anderen arabischen Variante zündet Johabets Schwester das Feuer an, ohne zu wissen, dass das Kind im Ofen verborgen sei (**Thilo**, Codex apocryphus Novi Testamenti, 1832; 146—148). Diese Variante, in welcher der Umtausch des Verfolgers des Moses mit der Schwester seiner Mutter den Grundgedanken des ganzen Märchens verdunkelt, ist für uns in demjenigen Theile sehr wichtig, in welchem zwei Frauen auftreten, was eben einen Übergang bildet aus der ersten Überlieferung über die Rettung des Moses zu der in den apokryphischen Evangelien enthaltenen Episode über die Kindheit Christi, die wir nun auch in arabischer Variante kennen, die aber, wie es scheint, auch in anderer

Sprache des Orients verbreitet und auch in die alte Literatur des Westens übergegangen ist.*)

In diesem Evangelium, das die wissenschaftliche Welt unter dem Namen: »Evangelium de Infantia arabicum« kennt, steht im XXIX. Abschnitt folgende Erzählung:

»In derselben Stadt (in Betlehem, nach der Rückkehr Christi mit seinem Vater aus Ägypten) waren zwei Weiber, die Ehefrauen desselben Gatten, und beide hatten je ein krankes Kind. Die eine hatte den Namen Maria, ihr Sohn hiess Kalufo. Diese Frau machte sich auf mit ihrem Sohn zu Maria, der Mutter Jesus, und bot dieser ein grosses Leintuch an, indem sie sprach: »O, Maria, nimm von mir dieses Leintuch und gib mir zum Tausch dafür eines von den deinigen!« Maria willigte ein und Kalufos Mutter verfertigte aus dem Leintuch ein kleines Hemd, das sie ihrem Sohne anzog. Ihr Sohn wurde dadurch geheilt, aber der Sohn ihrer Genossin starb noch an demselben Tage. Deshalb entstand zwischen den beiden Frauen grosser Zwist. Wöchentlich pflegten die Frauen sich abwechselnd auf ihren Grundstücken aufzuhalten, und als einmal die Reihe an Kalufos Mutter kam, heizte sie den Backofen, damit sie Brot backe und gieng hinaus, um Mehl zu holen, ihr Kind beim Ofen zurücklassend. Als nun ihre Genossin sah, dass das Kind allein geblieben, ergriff sie es und warf es in den feurigen Backofen und gieng von dannen. Maria kehrte zurück und sah ihr Kind in der Mitte des Backofens sitzen und lächeln, denn das Feuer war in einem Augenblick erloschen, als wäre überhaupt gar kein Feuer angelegt worden. . . .

Ganz abgesehen davon, dass das »Evangelium der Kindheit« gar alten Ursprunges ist (schon Origines kannten es), die Moses-Legenden wir aber nur in späterer Redaction kennen, sind letztere ihrem Grundwesen nach viel älter, besonders die erste, die Weil bekannt macht, denn sie ist eben logischer und charakteristischer. Von Bedeutung ist es, dass das grossrussische Lied »Die barmherzige Frau« besonders den Charakterzug des Alterthums bewahrt hat: das während der Verfolgung des neugebornen Kindes geschehene Wunder. Gerade dieser Vers zeigt in seiner späteren Entwicklung dieses Motivs eine Annäherung an die zweite Moses-Legende und an die Episode des Evangeliums von der Kindheit, von den beiden auftretenden Frauen und den beiden Kindern. Es ist wahr, dass dieses Stück die Rolle der Frauen und Kinder augenfällig umändert, so dass es später gleichsam als selbständiges Werk

*) Die Literatur dieses Evangeliums hat behandelt: Thilo, Codex apocryphus Novi Testamenti, 1882, XXVII—XXX; Tischendorf, Evangelia apocrypha, 1876, XLVIII—LI; Brunet, Les Evangiles apocryphes, 1848, 58, Dictionnaire des apocryphes I, 972—982.

erscheint. Nachdem aber zwischen der grossrussischen und den drei orientalischen Überlieferungen die Ähnlichkeit gross ist, so müssen wir annehmen, dass es nebst dieser Redaction der Geschichte des in den Ofen geworfenen Kindes, die im erwähnten Evangelium zu uns gelangt ist, in Vorderasien gleichzeitig auch noch andere gegeben hat, in denen die Geschichte dieses Kindes, auf Grund des älteren Märchens über die Kindheit des Moses verfasst, unmittelbar in Verbindung mit dem über die Verfolgung Jesus durch Herodes handelnden Märchen gebracht worden ist.*) Aus einer solchen Redaction kam nach Russland der Grund der grossrussischen Lieder und der ukrainischen Legende, wenn eben letztere nicht nur eine heutige, einfache Reminiscenz der vorhergehenden ist. Möglich, dass man durch eingehenderes Studium der apokryphen Evangelien in den morgenländischen Schriften (z. B. den armenischen und persischen, welche bislang wissenschaftliche Forschung noch nicht berührt hat); oder durch gründlichere Durchforschung der mündlichen Überlieferungen der orientalischen Völker, besonders der in Vorderasien, auch jene Texte finden wird, welche die Vermittler zwischen der grossrussischen und der erwähnten arabischen Legende waren. Nun aber stehen wir der interessanten Thatsache gegenüber, dass unter allen christlichen Varianten dieses Themas die grossrussische die älteste orientalische Form bewahrt hat, die im nördlichsten Theile der christlichen Welt fortlebt.

Etwas anderes müssen wir über die die Aufopferung der eigenen Kinder behandelnden bulgarischen Sagen und deren Verzweigungen zum Ausdruck bringen, zu denen wir auch die aus der Ukraine rechnen (am nächsten zur ersten und dritten bulgarischen Variante stehend), und auch die aus der Bretagne (die mit der zweiten bulgarischen Variante verwandte Züge bewahrt hat), aber auch die serbische. Neben einer Verwandtschaft der Grundmotive mit der Grundform der Legenden der ersten Gruppe unterscheiden sich doch die bulgarischen Legenden von ihnen im Zwecke der Aufopferung, der in der Rettung des kranken Mannes besteht. Die Elemente dieser Abweichung, wenn auch anders aufgearbeitet, lassen sich auch im arabischen Evangelium vorfinden. So ist von der Heilung der Krankheit durch Maria und Christus, bei ihrer Flucht nach Ägypten in diesem Evangelium gar oft die Rede (XVII., XVIII., XXXI., XXXII. Capitel). Unter anderem wird die Wunde (XVII. und XXXI. Capitel) durch das Wasser geheilt, in welchem Maria den kleinen Jesus gebadet hat. Im XXX. Capitel wird das todte Kind dadurch

*) Die Übertragung der Geschichte des Moses auf Jesus steht in diesem Falle nicht einzig und allein da, denn in den Apokryphen und Legenden finden wir eben nicht nur eine Geschichte des Moses, die auf Jesus angewendet wird, ebenso wie Buddhas Geschichte auch auf Moses, ja sogar auf Christus übertragen wurde.

ins Leben zurückgerufen, dass man es in das Bett legt, in welchem Jesus geruht. Im XVIII. Capitel finden wir folgende Erzählung:

Als Maria mit Jesus vor Herodes nach Ägypten floh, hielt sie sich mit einer von ihren Wunden geheilten Maid, in einem Wirtshause auf (erinnern wir uns dabei an das Wirtshaus des bulgarischen, kirchenslavischen und grusischen Märchens). Nicht weit von diesem Orte befand sich der Hof eines Fürsten. Die Maid, welche mit Maria gieng, bemerkte, dass die Gattin des Fürsten weinte, und erfuhr von ihr dieses Geheimniss: Diese Gattin des mächtigen Fürsten hatte lange Zeit keine Kinder; endlich gebar sie ein Kind, ein gelähmtes. Der Gatte erkannte es nicht an und befahl seiner Gattin, sie möge ihr Kind tödten oder anderswohin tragen, und sie entferne sich aus seinem Hause. Als ihr nun die Maid erzählte, wie sie durch Wasser geheilt worden sei, in welchem man Jesum gebadet, da liess die Fürstin den Josef und die Maria zu sich rufen, bewirtete Jesum festlich und liess einen kostbaren Badtrog verfertigen, damit darin Jesus gebadet werde, später aber wusch sie mit diesem Wasser ihren Sohn, der nun genas. . . . .

Freilich weicht dieses Märchen gar sehr vom bulgarischen ab. Damit letzteres redigiert werde, muss man die grundlegenden Theile des XXXI. und XVIII. Capitels des Evangeliums von der Kindheit Christi mit einzelnen Theilen des XXIX. Capitels vereinigen und anderswie zusammenstellen. Diese Erscheinung treffen wir bei den mündlichen Überlieferungen gar häufig an. Die »Bulgarische Gastfreundschaft« genannte Variante ist nahe verwandt mit der aus der Ukraine; die Verwandtschaft ist augenfällig; wenn wir sie aber bei den verschiedensten Völkern vorfinden, und wenn wir die vermittelnden Redactionen nicht kennen, so können wir sie eben gar leicht für von einander unabhängige Märchen halten. Die von uns vorausgesetzte Überarbeitung der Elemente, deren ähnliche wir im arabischen Evangelium über die Kindheit vorfinden, konnte auch auf der Balkanhalbinsel, aber später und wohl schon früher mag dies in Kleinasien geschehen sein. Diese Überarbeitung wich aber noch mehr von der ursprünglichen Form ab, als bezüglich der Verbreitung der Idee von der Liebe zu den Armen mit dem Motiv, welches den zur Erprobung der Menschen in der Gestalt des armen Mannes reisenden Gott enthält, und welches Motiv in den Legenden des Altertums sehr verbreitet ist.*)

*) S. Alfred Maury, Essai sur légendes pieuse du moyenâge. 72—73. Besonders interessant sind die Sagen über den hl. Ivan, zu dem Christus in Gestalt eines armen Mannes kam und von der gastfreundlichen hl. Juliana sprach, zu der Christus gleichfalls in Gestalt eines kranken Mannes gekommen war, sich in ihr Bett legte und dann mit sich in den Himmel führte. Maury erwähnt hiezu eine chinesische Legende der Tao-Secte, in welcher der Herr (Tschi-kuan tschins-in) bei einem gutherzigen Toten erscheint, wo er die Güte desselben erforscht und ihn mit sich in den Himmel führt, wo er jetzt den Namen Tschin-goa-gin-dsin führt (Le livre des recompenses et des peines, trad. p. Stanislas Julien. p. 407).

In den bulgarischen Sagen gibt es selbst in ihrer heutigen Gestalt noch solche Partien, von denen es ersichtlich ist, dass sie aus dem über Maria und Christus handelnden Theile der Apokryph-Legende herrühren, und zum Theil aber aus denen, welche den Grund der über die barmherzige Frau handelnden grossrussischen Verse geboten haben. Ein solcher Theil ist z. B. in der zweiten Variante — wenn diese auch am entferntesten vom ursprünglichen Thema liegt — worin das in den Backofen gelegte Kind ein Buch mit goldener Schrift in der Hand hält. Dieses Buch ist in der heutigen Gestalt des bulgarischen Märchens geradezu nicht nöthig, weder betreffs des Motivs, noch des Zweckes, entspricht aber ganz vollständig dem Evangelienbuch, welches der Sohn der grossrussischen barmherzigen Frau im Paradiese hält und welches Buch ursprünglich Christus in einer in Verlust gerathenen Variante hält, die näher zur Moses-Legende steht, worin im feurigen Backofen das verfolgte Kind, der zukünftige Prophet, der Messias steht.

Ein anderer Theil ist: Die Weizenähre, welche in derselben bulgarischen Variante das im Backofen befindliche Kind in der Hand hält, und das wunderbare Hervorwachsen der Rebe in der dritten Variante fordern nur scheinbar eine Erklärung.

(Schluss folgt.)

Croatische Cultur.

Von Mavro Spicer.

Wer das Gesammtbild der Culturarbeit eines Landes und der Daseinsweise einer Nation zu entwerfen und dieses Bild zu Nutz und Frommen aller Empfänglichen auf offenem Markte aufzustellen unternimmt, der müsste eigentlich den Bildungsgang und die Lebensführung dieses Volkes von den Dämmerungen der Vorzeit an bis zur Tageshelle der Gegenwart herab im Zusammenhange geschichtlich darstellen.

Im engen Rahmen weniger Spalten ist solches Beginnen selbstverständlich ganz unmöglich, und so bleibt Endzweck dieser Zeilen lediglich, mit Vorbehalt späterer Detailschilderungen der einzelnen Culturzweige, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf ein Land zu lenken, dessen Cultur als geistige Offenbarung des kraftvollen nationalen Lebens und der Kraft des nationalen Gewissens eine blühende genannt werden darf.

Und sollte man's glauben? Dieses Land, überragt von den Höhenzügen des stolzen Velebit — zugleich Helicon und Parnass der Croaten — aus dessen kastalischen Quellen durch ein halbes Jahrtausend die Geistesheroen seines Volkes Begeisterung für alles Schöne tranken; dieses Land ist über seine roth-weiss-blauen Grenzpfähle hinaus kaum gekannt, wohl aber vielfach verkannt und ungebürlich geschmäht. Nur auf vereinzelten Stegen führt der Zufall manchmal einen einsamen Wanderer dahin, der dann vor eitel Überraschung kaum die Kraft findet, Geschautes und Vernommenes durch wahrheitsgetreue Schilderung in richtigem Lichte wiederzugeben.

Milch und Honig fliesst freilich auch durch Croatiens Gaue nicht, aber wenn es sich bewahrheitet — und alle Phasen der Weltgeschichte bekräftigen die Richtigkeit dessen — dass die natürliche Beschaffenheit eines Landes die Sitten und den Charakter der Leute urmächtig bedingt und bestimmt, so ist — trotz Maculay's Behauptung, das Gedeihen des Volkes hänge nicht von der Fruchtbarkeit des Bodens und nicht von der Milde der Luft ab — die Bodengestaltung einer der bedeutendsten und unveränderlichsten Ursachen der geschichtlichen und culturellen Entwicklung einer Nation und eine Menge von Wurzeln des menschlichen und staatlichen Lebens reichen tief in das Innere der Erde hinab.

Croatiens Boden bietet denn auch seinen Bebauern für ihre Mühewaltung mehr oder minder dankbaren Ersatz. Auf grossen Flächen wogen goldene Ährenfelder; in fetten Niederungen gedeihen Futterkräuter in Fülle; an den sonnigen Halden klimmt die üppige Rebe empor; Gesundbrunnen treiben ihre gesegneten Strahlen aus der Tiefe hervor; in herrlichen Forsten tummelt sich jegliches Wild; zahllose Herden beleben die grünenden Auen und in Flüssen und Seen wimmelt der Fische schuppige Brut.

Ein kräftiger, durchwegs gesunder Menschenschlag; im Ausdruck der Züge südliches Feuer; in Bewegung und Geberde französische Raschheit und Geschwindigkeit; in den unteren Ständen der Arbeit Mühsal und der Entbehrung Druck; im ganzen Typus der Charakter der Innerlichkeit, Innigkeit und Aufrichtigkeit ausgeprägt: so steht von den Riffen der bläulich-grünen Adria bis zu den klaren Fluten, welche die Ufer ungarischen und croatischen Bodens gleichmässig umspülen, der Croate da, vom werkthätigen Glauben an das Evangelium der Arbeit durchdrungen, der, wie die einzelnen Menschen, so auch ganze Völker gesund und tüchtig erhält.

Als überwiegend ackerbautreibendes Volk haben die Croaten die Landwirtschaft auf eine ganz bedeutende Stufe emporgebracht; aber auch die Wege der Industrie wandelt man mit Kraft und Strebsamkeit, und auf allen Gebieten des culturellen Lebens ist ein reger Wetteifer des Schaffens wahrnehmbar, dessen Resultate dem nationalen Ganzen zugute kommen.

Immer war dem freilich nicht so! Wo der Kampf des Lebens um seine Existenz beginnt, da hört jeder geistige Fortschritt auf. Es gab auch im Leben der Croaten eine recht traurige Zeit, in der die Flamme des Volks- und Vaterlandsgefühls erstorben war. Arge Kriegsdrangsale hatten die geschwächte und erschöpfte Nation an den Rand gänzlichen Verderbens gebracht. Die nationale Entwicklung hielt vollständig inne. Begeisterte und begeisternde Pfleger des Schriftthums mussten nach langer, langer Zeit erstehen, um das Volk aus seiner Erstarrung aufzurichten und aus dem Traume aufzurütteln, in den es durch den Einfluss fremder Geister versunken war. Und diese Männer waren es, die mit hocherhobener Fackel der Aufklärung, mit ganzem Herzen, mit voller Kraft, mit unendlicher Hingabe das brachten, was zur weiteren Entwicklung der Nation so sehr von Nöthen gewesen: neues Leben, gewaltige Impulse, gehobene Schaffensfreude und zwar auf allen Gebieten der Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Was die sorgsame Pflege der Wissenschaft anbetrifft, sei hier namentlich auf die Editionen der südslavischen Akademie der Wissenschaften, des im Jahre 1867 erstandenen herrlichen Tempels geistiger

Arbeit, den »Rad» hingewiesen, welche culturell hochbedeutsame, geisterhaltendes Licht verbreitende Thatsachen und Forschungen bieten, vornehmlich auf heimischem Gebiete, wo sich Männer mit durchdringendem Geiste in den Dienst der Wissenschaft stellen.

Spricht man von Wissenschaft, kommt einem unwillkürlich auch das Schulwesen in den Sinn, und in Verbindung damit diejenige Zeit, als die Schulen in tristen Verhältnissen ihr Dasein fristeten und namentlich die Volksschullehrer, d. h. die Volksbildner, damals die Proletarier und Parias der Gesellschaft, Erniedrigungen aller Art ausgesetzt waren. Heute nun ist auch das croatische Schulwesen ein glänzender Factor des nationalen Lebens. Die Zahl der Analphabeten, vor wenigen Jahren noch eine horrende, schwindet immer mehr, der Unterricht ruht auf gesunder Grundlage. Das Lehrercorps gehört zur Blüte der Intelligenz, und stets bestrebt, der Jugend das Beste zu bieten, obliegt es mit patriotischem Gefühle, edler Hingebung und unbeugsamer Willenskraft der eifrigen Bildungsarbeit, deren Leitung den bewährten Händen des gelehrten Akademikers Sectionschef Armin Pavić anvertraut ist, eines Mannes, dessen volles Verständnis, hoher Patriotismus und ideales Streben sichere Gewähr bietet, dass auf dem Felde der Jugendbildung auch in Zukunft segenbringend zum Nutzen der Culturbestrebungen des croatischen Volkes wird gewirkt werden.

Und wie rege sich diese Bestrebungen gestalten, erhellt aus dem Umstande, dass der Reihe nach die verschiedensten, literarische und sonstige humanistische Ziele anstrebenden Vereine entstehen, allen voran die »Matica Hrvatska« (croatische Mutterlade), die alljährlich für ein minimales Entgelt mit acht bis zehn Bänden aus allen Zweigen der Literatur die weitesten Kreise beschenkt und eine ganze Garde von Schriftstellern und Poeten heranreifen sah, die alle an der neuzeitlichen Entwicklung der croatischen Literatur arbeiteten und zum Theile noch arbeiten, einer Literatur, die zur immerdar wirksamen Stütze und Förderin des Nationalbewusstseins geworden ist.

Seit einem halben Jahrtausend hat es in Croatien stets Dichter gegeben, welche die Nation zum festen Ausharren, zum Schutze altererbter und zur Erkämpfung neuer Kräfte aneiferten, und ihre Laute zum Ruhme entschwundener Zeiten der Macht und Grösse ertönen und ihren herrlichen Gesang nie verstummen liessen.

Und auch heute, in dieser Zeit der Nervosität, der Sucht nach materiellen Genüssen, der Jagd nach äusseren Erfolgen in Kunst und Literatur, der Zersetzung der alten Ideale und Kunstformen, der literarischen Grossindustrie, der Lust an starken Sensationen, ist ein reges Leben in allen Zweigen der weiten dichterischen Auen nicht zu verkennen. Die Richtung der heutigen Poesie aber — und die Poesie

pflegt ja dem literarischen Leben einer Nation das charakteristische Gepräge zu geben! — sie ist durchweht von patriotischer Begeisterung und edlen ethischen Principien, auf deren Grundlage eine Cultur sich entwickelt hat, die wohl geeignet ist, auch schwarzsichtige Zweifler mit Zukunftvertrauen zu erfüllen.

Es erübrigen nur noch einige Worte über die croatische Kunst, die heute ebenfalls schon einen achtunggebietenden Factor des croatischen Culturlebens bildet. Vermag sich dieselbe auch keiner Vergangenheit zu rühmen, so hat sie in letzter Zeit vieles nachgeholt, ein öffentliches Kunstleben, den Boden und die Mittel zur Entwicklung der Kunst geschaffen. Erst vor wenigen Wochen ist die erste Gemäldeausstellung ausschliesslich croatischer Künstler in Agram eröffnet worden, welche bedeutende Leistungen aufweist und noch bedeutendere für die Zukunft verspricht. Man fühlt den Flügelschlag einer neuen Epoche, in welcher die Kunst nicht mehr das Aschenbrödel der Nation sein wird, sondern ihr jene Pflege harrt, welche der schönsten Blüte des menschlichen Genius gebürt. Es ist ja einer der sichersten Gradmesser für den Geschmack einer Nation, deren Niveau, erhabenes Denken und ihre Gefühlswelt darin liegt, inwieweit der Cultus der schönen Künste geschätzt wird, wie denn ja die Zukunft der Nationen von ihrer inneren Culturarbeit abhängt, zu deren Erhöhung Kunst und Wissenschaft das Meiste beitragen.

Rundschau.

Das bosnische Landesmuseum in Sarajevo.

Dank der zielbewussten Leitung einer Regierung, welche in die zerfahrenen Verhältnisse der einstigen türkischen Provinz, die vier Jahrhunderte für die europäische Cultur verschlossen war, Ordnung brachte und das des Gehorsams entwöhnte und jeder Cultur bare Volk in die Bahnen der Gesittung zu lenken verstand und auf den Trümmerhaufen der zerfallenen staatlichen Ordnung einen allen Anforderungen moderner Cultur entsprechenden, dauerhaften Verwaltungsbau aufführte, entstanden in Bosnien der Reihe nach culturelle Institutionen, die freilich nur schrittweise und nach Beseitigung zahlreicher, oft kaum überwindbarer Hindernisse aus recht primitiven Anfängen ins Leben gerufen wurden; ebenso entstand auch das bosnische Landesmuseum aus einem privaten Museumverein, der auf Anregung des gemeinsamen Reichsfinanzministers und Reformators Bosniens von Kállay durch Dr. Makanec gegründet wurde. Und heute ist das Museum eine der ersten Sehenswürdigkeiten, die die Bewunderung der im Jahre 1894 beim Archäologen-Congresse in Sarajewo versammelt gewesenen zahlreichen fremden Gelehrten hervorgerufen hat.

Einst aus vier Zimmern bestehend, nimmt es heute schon das Zehnfache ein und der nothwendig gewordene Bau eines eigenen Musealpalastes dürfte auch nicht mehr lange auf sich warten lassen. Das Landesmuseum besteht aus zwei Abtheilungen: der archäologisch-historischen und der naturwissenschaftlichen. Die erstere gliedert sich in die prähistorische, die römische, die mittelalterliche, die Münzen-, Gemmen- und Siegelsammlung und in die ethnographische Sammlung.

Die naturwissenschaftliche Abtheilung gliedert sich in die anthropologische, die zoologische, botanische und mineralogisch-geologische Sammlung. Infolge der türkischen Besetzung des Landes blieb die Erde Bosniens, über welche unzählige Völkerstürme mit ihrer Cultur im Laufe der Jahrtausende dahinbrausten, bis in die jüngste Zeit jungfräulich unberührt. Ein Aufwühlen der Erde nach Alterthümern kennt der Mahomedaner überhaupt nicht, und da ist es kaum zu verwundern, dass sich seit dem Inslebentreten des Museums dessen Säle sehr bald über und über füllten mit Schätzen, die Bosniens Boden, diese unerschöpfliche Fundgrube für Entdeckungen aus allen Perioden, lieferte. Aus der reinen Bronzezeit sind Funde aus dem herrlichen Ramathale, aus Tešanj, Maglaj u. s. w. besonders bemerkenswert; dann diejenigen aus der Hallstädter Periode, die tausende von Funden aus den Gräbern von Glasinac, die aus der La-Tène-Zeit etc. Steht auch die Sammlung römischer Alterthümer an Zahl der Gegenstände hinter der prähistorischen Sammlung zurück, so bietet sie dennoch ein übersichtliches Bild der Culturverhältnisse des Landes zur Zeit der römischen Herrschaft,

als Bosnien eine der Hauptverbindungsadern nach den unteren Donaugegenden und nach dem goldenen Horn bildete.

Besondern Wert verleiht dem Museum die reichhaltige Münzensammlung, indem sich neben den sehr seltenen bosnischen und sonstigen südslavischen Münzen äusserst wertvolle Stücke der Republik Ragusa, der Wiege südslavischer Cultur, und karthagische Münzen von bedeutendem numismatischem Werte vorfinden.

Neben den zoologischen, botanischen und geologischen Sammlungen ist von höchstem Werte die ethnographische Sammlung, die nicht nur das Volksleben in Bosnien und der Herzegowina, sondern auch der übrigen Balkanländer in lebensgrossen Typen und naturgetreuer Darstellung zeigt, ausserdem aber auch alle Eigenthümlichkeiten der Wohnungen wiedergibt, für welche sich, den Lebensanschauungen und Gewohnheiten entsprechend, wie sie im Laufe der Zeit vom herrschenden Islam modificiert wurden, in Bosnien eine eigenartige Form entwickelt hat.

Seit dem Jahre 1888 erscheint ein officielles Organ des Museums unter dem Titel: »Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini« (Mittheilungen des Landesmuseums in Bosnien und der Herzegowina), eine wissenschaftliche Zeitschrift, die sich ähnlichen Veröffentlichungen in den vorgeschrittensten Ländern kühn an die Seite stellen kann und eine Fülle wissenschaftlichen Materials mit vorzüglichen Abbildungen bietet, das auch den nicht slavisch verstehenden Gelehrten durch eine deutsche Übersetzung zugänglich gemacht wird. Leiter dieses Unternehmens und Director des Landesmuseums, dem zwei Custoden zur Seite stehen, ist gegenwärtig Hofrath Constantin Hörmann (auch Ehrenmitglied der anthropologischen Gesellschaft in Berlin und vieler anderer gelehrter Gesellschaften des Auslandes), der in allen Zweigen der bosnischen Verwaltung die erspriesslichsten Dienste leistete und als einer der eifrigsten Mitarbeiter der riesigen reformatorischen Thätigkeit des Ministers von Kállay ununterbrochen an der Arbeit ist.

Die südslavische Akademie der Wissenschaften und Künste.

Gleich allen culturellen Institutionen in Croatien, vermochte auch die in der Landeshauptstadt Zagreb (Agram) seit drei Decennien bestehende, auf alle wissenschaftlichen Fächer sich ausdehnende Akademie der Wissenschaften aus bescheidensten Anfängen, nach Bewältigung mannigfacher Hindernisse zu entstehen. Nur der beispiellosen Ausdauer, dem unbeugsamen Muthe und der patriotischen Begeisterung einzelner Grossen der Nation gelang es, nach schrittweiser Erkämpfung des Terrains, den Lieblingstraum der Südslaven, ein wissenschaftliches Centrum zu bilden — ein Versuch, der seit dem 17. Jahrhunderte bereits mehrfach, aber erfolglos angestellt worden war — zu verwirklichen.

Sieben Jahre, ein Augenblick im Fluge der Zeit, aber eine Ewigkeit im Culturleben einer Nation, waren verstrichen vom Tage an, als der rühmlichst bekannte streitbare Bischof J. G. Strossmayer zu

Händen des damaligen Banus Jellačić behufs Gründung einer südslavischen Akademie der Wissenschaften die Summe von 50.000 Gulden gelangen liess, bis zum feierlichen Momente, als im Beisein illustrer Vertreter des serbischen Brudervolkes die auf dem Gesetze beruhende »Südslavische Akademie der Wissenschaften und Künste« der Öffentlichkeit übergeben werden konnte.

Der grossherzige Act des munificenten Bischofs fand in allen Schichten des croatischen Volkes begeisterte Nachahmer und bereits im Jahre 1861 konnte im croatischen Landtage der Antrag gestellt werden, Statuten auszuarbeiten und alle Vorkehrungen zur Errichtung des schönsten Tempels der Wissenschaft zu treffen. Der von Ljudevit Vukotinović eingebrachte Antrag ward auch sofort zum Beschluss erhoben, eigene Comités wurden zur Ausarbeitung der Statuten und zur Sammlung und Verwaltung der Gelder gebildet. Noch im selben Jahre verlas der Referent des Statutencomités, Prof. Vincenz Pacel, den Entwurf der Statuten, wonach die zu gründende Akademie, unter das Protectorat des Landtages gestellt, in ihrem Wirken ganz unabhängig von der Staatsgewalt, das einzige Ziel zu verfolgen hätte, die Wissenschaften und Künste im slavischen Süden, nicht in idealem Sinne, sondern den Anforderungen des Volkes angepasst, mit besonderer Berücksichtigung der Serben, Slovenen und Bulgaren, in nationalem Geiste und in gemeinsamer Aufklärung zu fördern und zu unterstützen.

Die Statuten wurden mit wenigen stilistischen Änderungen angenommen und Sr. Majestät zur Bestätigung unterbreitet. Mittlerweile jedoch ward der croatische Landtag aufgelöst und obzwar im Jahre 1863 Banus Šokčević dem Verwaltungscomité die amtliche Mittheilung zukommen liess, Se. Majestät habe die Errichtung der südslavischen Akademie allergnädigst zu bewilligen geruht, konnte dennoch an die Errichtung in Ermanglung der bestätigten Statuten nicht gedacht werden, wenn auch durch die ausserordentliche Opferwilligkeit des croatischen Volkes das Stammcapital bereits zu bedeutender Höhe angewachsen war.

Erst im Jahre 1865 trat der croatische Landtag neuerdings zusammen und wieder ward Sr. Majestät ein Memorandum unterbreitet, worin in flammenden Worten der Bitte um Bestätigung der Statuten Ausdruck verliehen war. Am 4. März 1866 endlich langte die langerwartete Sanctionierung herab und schon am 12. desselben Monats konnte man zur Wahl der ersten 14 Akademiker schreiten. Gewählt wurden Ivan Kukuljević de Sacci (†), Anton Mažuranić (†), Dr. Franz Rački (†), Sime Ljubić (†), Dr. Vatroslav Jagić, Dr. Paul Muhić (†), Dr. Jovan Subotić (†), Mirko Bogović (†), Adolf Weber (†), Dr. Josef Schlosser-Klekovski, Dr. Janez Bleiweis (†), Dr. Bogoslav Šulek (†), Josip Torbar (gegenwärtig Präsident der Akademie) und Živko Vukasović (†).

Am 26. Juli 1866 erklärte der Präsident ad hoc, Dr. Schlosser, die Akademie für constituiert, Bischof Strossmayer wurde zum Protector, Dr. Rački zum Präsidenten gewählt und nichts stand dem Inslebentreten der Akademie mehr im Wege, als die allerhöchste Bestätigung der beiden Würdenträger. Aber noch sollte die Geduld der Patrioten auf eine harte Probe gestellt, die Eröffnung der Akademie auf ein ganzes Jahr hinaus verschoben werden. Da die beiden Akademiker Kukuljević und

Mažuranić auf ihre Ehrenstellen resignierten, Bogović und Bleiweis aber in der constituierenden Sitzung zufällig nicht anwesend waren, wurde die Wahl der beiden Würdenträger allerhöchsten Ortes nicht bestätigt; es wurden neue Mitglieder gewählt, eine frische Wahl ward vorgenommen und wieder erschienen Strossmayer als Protector (eine Würde, welche der greise Mezän auch heute noch bekleidet) und Dr. Rački zum Präsidenten gewählt. Am 10. April 1867 wurde die Wahl bestätigt und am 28. Juli 1867 die Akademie in solenner Weise für eröffnet erklärt. Es war dies ein erhebender Moment, mit ihm trat eine neue Wendung im Culturleben der Croaten ein. Männer von durchdringendem Geiste stellten sich in den Dienst der Wissenschaft, die verschiedensten wissenschaftlichen Fächer fanden berufene Bearbeiter und heute blickt die Akademie mit Stolz auf eine erdrückende Fülle gebotenen wissenschaftlichen Materials.

Die Akademie besteht derzeit aus drei Classen: der philologisch-historischen, philosophisch-juridischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen. Die Creierung einer vierten Klasse, der künstlerischen, ist einem spätern Zeitpunkte vorbehalten. Die Anzahl der ordentlichen, Ehren-, ausserordentlichen, auswärtigen und correspondierenden Mitglieder ist nach Classen festgestellt.

Die Akademie schöpft aus den Einkünften ihres eigenen, aus öffentlichen Spenden hervorgegangenen ansehnlichen Vermögens, das im Jahre 1867 300.000 Gulden betrug, heute aber einen Fond im Gesammtwerte von 266.000 Gulden und Immobilen im Werte von einer halben Million aufweist, trotzdem der Absatz ihrer Editionen ein sehr spärlicher ist und das schwache Entgegenkommen des grossen Publicums es verschuldet, dass nicht weniger als 76.000 unverkaufte Exemplare akademischer Publicationen im Gesammtwerte von 192.500 Gulden am Lager liegen.

Die Wirksamkeit der Akademie erstreckt sich, wie bereits erwähnt, auf alle Zweige der Wissenschaft: Sie sammelt, lässt aufarbeiten, ediert das wissenschaftliche Material, zu welchem Behufe sie serienweise Editionen aus Literaturgeschichte, Historie, Archäologie, Geographie, Mathematik, Naturwissenschaften veranstaltet, in neuester Zeit fördert sie auch folkloristische Forschungen und Darstellungen des Volkslebens. Von ihrem Hauptorgane, dem »Rad« (Sammlungen der in den einzelnen Classen vorgetragenen Arbeiten) liegen heute 135 stattliche Bände vor. Ausserdem sind erschienen: Monumenta historico-juridica und Monumenta spectantia historiam Slavorum meridionalium (32 B.), Alterthümer (28), alte Schriftsteller (22), Jahresberichte (17), folkloristische Sammlungen (3) und zahlreiche andere Werke, unter denen das bis jetzt bis zum 18. Hefte (Buchstabe L) gediehene »Wörterbuch der croatischen oder serbischen Sprache« die hervorragendste Stelle einnimmt.

Zur Illustrierung der regen, erspriesslichen Thätigkeit der Akademie diene die Thatsache, dass im abgelaufenen Jahre für Publicationen allein 160.000 Gulden verausgabt wurden. Denkt man sich zu alldem noch die Kosten zur Erhaltung und Erweiterung des reichhaltigen Archivs, der grossartigen Bibliothek und der äusserst wertvollen, ebenfalls aus den Privatmitteln des grossen Bischofs Strossmayer

stammenden Bildergallerie mit kostbaren Werken fremder und einheimischer Meister, so darf kühn behauptet werden, die südslavische Akademie bilde die Krönung des Gebäudes der heimischen Wissenschaft, einen emporragenden Gipfel auf dem Gebiete der nationalen Cultur.

Ein Jahrhundert in der Bevölkerungsentwicklung Croatiens und Slavoniens.

In der philosophisch-juridischen Classe der südslavischen Akademie der Wissenschaften hielt unter obigem Titel der Akademiker Dr. Franz Vrbanić einen äusserst interessanten und lehrreichen Vortrag, indem er an der Hand der historischen Statistik der Entwicklungsfähigkeit der croatischen Nation ein ziemlich günstiges Prognostikon stellte.

Trotz der heftigen Stürme, die im Laufe eines Jahrhunderts über die Köpfe des croatischen Volkes dahinbrausten, steht die croatische Nation heute — numerisch — stärker und kräftiger da als vor hundert Jahren. Während Croatien und Slavonien im Jahre 1790 auf dem heutigen Territorium 1,196.038 Seelen zählten, gab es daselbst im Jahre 1890 2,186.410 Einwohner; die Einwohnerzahl wuchs also während eines Säculums um 990.372, d. h. 82·81%. Dieses Wachsthum der Einwohnerzahl vollzog sich aber nicht gleichmässig, sondern von 1790 bis 1805 um 3·41%, von 1805 bis 1850 um 32·28%, von 1857 bis 1869 um 12·85%, von 1869 bis 1880 um 2·96%, schliesslich von 1880 bis 1890 um 15·53%, während die Periode 1850 bis 1857 ein Sinken der Einwohnerzahl um 0·44% aufweist.

Das durchschnittliche Anwachsen der Bevölkerungszahl gibt Prof. Vrbanić nach der sogenannten Bertillon'schen Methode mit jährlichen 0·576% an, wonach er zu dem Schlusse gelangt, Croatien brauchte etwa 120 Jahre, damit sich seine Einwohnerzahl verdoppele; es stünde daher zu hoffen, dass Croatien und Slavonien im Jahre 1905 2,400.000 Seelen zählen werde; da jedoch das Anwachsen der Einwohnerzahl weder in einzelnen Perioden, noch in einzelnen Jahren kein gleichmässiges ist, so lasse sich auf Grund des durchschnittlichen Zuwachses wohl die Entwicklung der Bevölkerung in der Vergangenheit constatieren, aber es gehe nicht an, ein richtiges Zukunftsbild zu schaffen, denn die Einwohnerzahl wachse nicht gleich einem Capitale mit Zinseszinsen, und jeder auch noch so geringfügige Nachtheil in sanitärer, socialer und ökonomischer Beziehung sei imstande, im durchschnittlichen Jahreszuwachs der Bevölkerung bedeutende Veränderungen zu verursachen. Nichtsdestoweniger aber lasse sich auf Grund der Erfahrung von hundert und mehr Jahren behaupten, der durchschnittliche jährliche Zuwachs von 0·57% sei ein richtiger; alles, was darüber sei, könne man als günstiges, alles, was darunter, als ungünstiges Symptom in der Entwicklung der croatisch-slavonischen Bevölkerung ansehen.

Im Vergleiche zu den übrigen Staaten, concludiert der Vortragende, gehöre Croatien in die Reihe derjenigen Länder, in denen das Anwachsen der Bevölkerung im ganzen ein nicht gar bedeutendes, aber ein stetiges ist, und die an sich selber genügende Kraft und Stärke

besitzen, stufenweise ein bedeutendes Wachsthum zu erzielen. Zieht man eine grössere Zeitperiode in Betracht, so zeigt es sich zwar, dass es unter den europäischen Staaten keinen einzigen gibt, in welchem der durchschnittliche jährliche Zuwachs nicht bedeutend günstiger wäre, als in Croatien. Dieser Umstand aber ist dem besonders ungünstigen Wachsthume der croatischen Bevölkerung in älterer Zeit zuzuschreiben. In neuerer Zeit ist in dieser Hinsicht ein gewaltiger Umschwung wahrnehmbar; denn während in den ersten 65 Jahren, vom Jahre 1785 angefangen, der jährliche Zuwachs der Bevölkerung in Croatien und Slavonien nur 0·483% betrug, hat er sich in den letzten 40 Jahren auf 0·728% erhöht, und hat hiedurch Croatien, wenn man lediglich die Entwicklung der neueren Zeit ins Auge fasst, viele Staaten Europas nicht nur erreicht, sondern auch übertroffen.

Diesem Zuwachse gemäss hat sich natürlich auch die Dichtheit der Bevölkerung geändert und zwar derart, dass im Jahre 1785 auf dem heutigen Territorium Croatiens und Slavoniens auf 1 km^2 28 Einwohner, im Jahre 1890 aber 51 Seelen kamen, welcher Umstand vom socialen und nationalökonomischen Standpunkte von grosser Wichtigkeit ist.

Was die Religion betrifft, hat sich von 1840 bis 1890 das Verhältnis der einzelnen Confessionen zu der Gesammtbevölkerung bedeutend verändert, und zwar zum Vortheile jeder einzelnen, ausgenommen die griechisch-orientalische; denn während im Jahre 1840 die Bekenner dieser Religion einen Percentsatz von 31·41 aufwiesen, betrug ihr Verhältnis zur Gesammtbevölkerung im Jahre 1890 bloss 25.93%. Wohl hat sich im Zeitraume von 50 Jahren auch die Zahl der Bekenner griechisch-orientalischer Religion vermehrt, aber der Zuwachs der Bekenner der übrigen Confessionen ist ein noch grösserer. So hat sich bis 1890 im Vergleiche zu 1840 die Zahl der Römisch-Katholischen um 43·8%, diejenige der Griechisch-Katholischen um 71·15%, der Protestanten um 279·09%, der Israeliten um 720·69%, die Zahl der Griechisch-Orientalischen aber bloss um 12·53% vermehrt. Der Grund hievon ist in der grossen Mortalität bei den Bekennern der griechisch-orientalischen Religion zu suchen.

Weniger trostreich findet Prof. Vrbanić die Entwicklung der Bevölkerung im Hinblicke auf die Nationalitäten, denn in den letzten 50 Jahren haben fremde Elemente die heimische Nationalität merklich in den Hintergrund gedrängt. Noch im Jahre 1840 war das heimische Element ausschliesslicher Herr in allen Gegenden des Landes, denn die Zahl der Croaten und Serben betrug 98·42% der Gesammtbevölkerung, während sie heute kaum 88% beträgt. Damals gab es im ganzen 1·58% der Bevölkerung fremder Nationalität, und heute gibt es bereits 12%. Vor 50 Jahren hat es neben der croatischen oder serbischen Nationalität keine zweite gegeben, welche 1% der Gesammtbevölkerung gezählt hätte. Verhältnismässig war, wie noch heute, die Zahl der Deutschen überwiegend, aber alles in allem gab es ihrer im ganzen Lande kaum um ein geringes mehr, als heute in der einzigen Stadt Essegg, d. h. etwas mehr als 13.000 Einwohner, während ihre Zahl heute 117.500, d. h. 5·37% beträgt. Ungarn gab

es im Jahre 1840 kaum etwas über 5000, d. h. 0·32%, heute ist ihre Zahl auf 69.000 d. i. 3·15% angewachsen.

Als ungünstiges Symptom gilt hier der Umstand, dass beim Anwachsen der Bevölkerung in höchstem Masse Elemente mitwirkten, die mit der Stammbevölkerung weder blut- noch sprachverwandt sind. So hat sich bis Ende 1890 im Vergleiche zu 1840 die Zahl der Croaten um 26·37%, der Serben um 11·49%, der Deutschen um 788·85%, der Ungarn um 1235·54% und der übrigen Nationalitäten um 1026·98% vermehrt. Wohl ist in absoluter Hinsicht das heimische Element der Croaten und Serben von 1,580.095 Einwohner auf 1,921.719 Einwohner angewachsen; wäre es jedoch in demselben Procentverhältnisse gewachsen, in welchem die fremden Elemente sich vermehrten, so hätte die Zahl der Croaten und Serben Ende 1890 nicht 2, sondern 15 Millionen betragen.

Diese Erscheinung wäre übrigens weniger besorgniserregend, wenn sich diese fremden Elemente in gleichem Masse auf das ganze Land vertheilen würden und wenn die croatische Nation genug Kraft besässe, durch natürliches Wachsthum den Zuwachs fremder Elemente zu paralisieren. So aber concentrieren sich die fremden Nationalitäten zumeist nur in gewissen Gegenden, bezüglich der natürlichen Bewegung der Bevölkerung aber fehlen nähere Daten, es müsste aber dieser Frage die grösste Sorgfalt zugewendet werden, denn sie ist sowohl vom sanitären, als auch vom praktischen Standpunkte von Wichtigkeit. An der Hand der historischen Statistik kann nachgewiesen werden, dass in den letzten 50 Jahren sowohl die croatische, als auch die serbische Nationalität in ihrer Prosperität Einbusse erlitten hat.

Nach 1840 betrug die croatische Nationalität über zwei Drittel (67·01%), die serbische etwas weniger als ein Drittel (31·41%) der Gesammtbevölkerung; in 50 Jahren hat sich dieses Verhältnis zum Nachtheile des einen wie des andern Stammes geändert, denn im Jahre 1890 war das Verhätnis der croatischen Nationalität zur Gesammtbevölkerung auf 62·19%, das der serbischen auf 25·71% gesunken, eine traurige Erscheinung, die die brüderliche Eintracht der Söhne eines Volkes herausfordert und — so schliesst der Vortragende seine interessanten Ausführungen — über welche ohne Leidenschaft und Vorurtheile alle jene nachdenken mögen, die es angeht.

Zur Abstammung der Ungarn.

Die ungarische Geschichts- und Sprachforschung hat wieder ein Ereignis zu verzeichnen. Kein Geringerer als der greise Dichterfürst Moriz Jókai hat es unternommen, seine mit der Theorie der meisten Gelehrten im Widerspruche stehenden Ansichten über den Ursprung der Ungarn in der ungarischen Akademie der Wissenschaften im Beisein einer distinguierten Zuhörerschaft zum Vortrage zu bringen. Jókais Ausführungen, mehr ein glänzendes Gebilde dichterischer Phantasie, denn als Ergebnis wissenschaftlicher Forschung, dürften aller Wahrscheinlichkeit nach in Gelehrtenkreisen eine weitere lebhafte Polemik über diesen Gegenstand entfesseln.

Der Vortrag war formell das — ziemlich umfangreiche — Nachwort des Jókai'schen Dramas »Levente«, welches in einigen Wochen im Nationaltheater zur Aufführung kommen soll, im Wesen aber eine geharnischte Polemik gegen die finnisch-ugrische und turko-tatarische Abstammungshypothese und eine Schilderung der Magyaren, wie sie nach der Auffassung und Überzeugung Jókais vor tausend Jahren beschaffen sein mussten. Nach diesem Vortrage zu schliessen, wird das Drama »Levente« ein Sensationsereignis sein, denn es wird uns die Ungarn der Landnahme sowohl in Hinsicht der Sprache als des Habitus, der Sitten und Gebräuche in ihrer Ur-Ursprünglichkeit vorführen, und zwar im Rahmen der Tragödie des ältesten Sohnes Árpáds, Levente. Nach der Überlieferung nämlich hatte Árpád noch in der Urheimat vier Söhne, von denen jedoch keiner sein Nachfolger wurde, sondern Zsolt, der schon auf ungarischem Boden geborne fünfte Sohn, der die Tochter Mén Marót's heiratete. Welch tragische Ereignisse mussten sich in der Familie Árpáds abgespielt haben, dass erst sein fünfter Sohn ihm auf dem Throne folgen konnte! Seit vier Jahrzehnten verfolgte dieses Motiv unseren Dichterfürsten, bis er es endlich im Drama »Levente« zu Greifbarem verdichtete.

Um dieses Drama so zu schreiben, wie es ihm vorschwebte, musste er sich mit der Frage befassen, wie die Ungarn vor tausend Jahren beschaffen waren. Das Ergebnis seiner einschlägigen Studien hat er in dem »Nachwort« niedergelegt, das er der Akademie unterbreitete. Seine mit diesen Forschungen gewonnenen Ansichten weichen in mancher Beziehung wesentlich von den Ansichten der Fachgelehrten ab. Vor allem spricht Jókai seine feste Überzeugung aus, dass die Ungarn vor tausend Jahren Ungarn waren, und nichts anderes sein konnten als Ungarn. Die Ungarn der Landnahme können nicht türkisch gesprochen haben, haben wir doch schriftliche Denkmale von zweihundert Jahren später, welche rein ungarisch sind. Wären sie Türken gewesen, so hätten sie sich zum mahomedanischen Glauben bekannt, Türken aber sind nie zu einem anderen Glauben übergetreten. Die alten Magyaren werden von Zeitgenossen als freiheitsliebend geschildert, die Türken aber haben die Freiheitsliebe nie gekannt. Die Ungarn haben weisse Pferde geopfert und deren Fleisch genossen, den Türken ist der Genuss von Pferdefleisch verboten. Wie gegen die nahe Verwandtschaft mit den Türken, so lehnt Jókai auch diejenige mit den Finnen auf das entschiedenste ab. Ungarn und Finnen sind himmelweit von einander verschieden, weder sprachlich noch ethnisch ist ein engerer Zusammenhang, eine wirkliche Verwandtschaft zwischen ihnen nachweisbar. Jókai gibt sodann eine recht originelle Charakteristik der ungarischen Sprache, um zu zeigen, wie verschieden diese in ihrer Construction, in ihrem Geiste von allen anderen Sprachen ist. Die ungarische Sprache ist nach den Regeln des Wohlklanges und der Harmonie gebildet, was man keiner anderen Sprache nachsagen kann. Grosses Interesse erweckte die köstliche Schilderung der ungarischen Kindersprache und das schier endlose ungarische Vocabularium für den Begriff »gehen«. Wenn wir, ruft Jókai am Ende seiner Sprachvergleichung aus, den Ursprung der Ungarn nicht an der Stelle von Ninive oder Persepolis suchen, so suchen wir ihn wenigstens nicht auf dem Misthaufen Asiens!

Jókai theilt sodann mit, dass er in seinem Drama »Levente« die aus fremden Sprachen entlehnten Wörter möglichst vermieden hat, dass er sich vielmehr der uralten magyarischen Ausdrücke bedient, nöthigenfalls aber auch neue Wörter gemacht hat, für welche er jederzeit eintrete. Sodann entwirft er ein Bild der Ungarn der Landnahme, indem er alle Daten, die er in zeitgenössischen Quellen gefunden oder welche die Forscher zutage gefördert, zu einem harmonischen Ganzen zusammenfügt. Im grossen und ganzen hält sich Jókai in der durch die goldenen Strahlen seiner Phantasie verklärten Schilderung an die bekannten und in alten und neuen Geschichtsbüchern vorfindlichen Details. Aber die Art und Weise, wie Jókai aus den tausenden von Bruchstücken das Mosaikbild zusammenstellt, macht dieses zu einem Kunstwerke von ganz eigenthümlichem Reize. Nebenbei weist Jókai auf einige seiner Ansicht nach irrige Einzelheiten hin. So z. B. sei es ganz unmöglich, dass die alten Ungarn rohes Fleisch gegessen hätten, nachdem sie es vorher im Sattel mürbe geritten. Dies sei schon deshalb undenkbar, weil die Ungarn das Pferd zu sehr schätzten, um es durch ein derartiges Verfahren systematisch zugrunde zu richten. Sie haben vielmehr das Fleisch so behandelt, wie der Hirte noch heute; nachdem es gekocht war, dörrten sie es im Sommer, im Winter aber liessen sie es gefrieren, und auf solche Weise verliehen sie ihm Dauerhaftigkeit. Dass die Ungarn aus Asien gekommen sind, darauf weist der Umstand hin, dass Árpád dem König Zalán zwölf Kameele zum Geschenke machte. Dass sie aus der Gegend eines Meeres kamen, darauf weisen die vielen originalungarischen Wörter für die See, die Küste, das Schiff, das Segel etc. hin; ja sogar für den Sand der Küste hat der Ungar einen eigenen Ausdruck: fövény, während der Sand des Festlandes homok heisst.

Eine eingehende Würdigung panegyrischer Natur lässt Jókai Árpád angedeihen, der — wie er sich ausdrückt — eine lebende Erzstatue ist, bei der selbst das pochende Herz aus Stahl war. Jene Zeit will Jókai in seinem Drama zurückzaubern. Er schliesst seinen mehr als einstündigen Vortrag mit folgenden Worten: »Es sei mir vergeben, dass diese phänomenale Epoche des Lebens unserer Nation mich mein ganzes Leben hindurch dazu verlockt hat, dass ich sie mit Hilfe meiner Phantasie sichtbar mache, und dass ich dieser Lockung am Abend meines Lebens nachgegeben habe. Vielleicht kommt nach mir ein von grösseren Zeiten gezeugter, besser sehender Geist, der das, was ich mit schwacher Hand gebildet, mit stärkerer Hand schafft!«

Politische und wirtschaftliche Rundschau.

Februar 1899.

Die Agrarfrage in Rumänien.

Hat die Geschichtsschreibung auch nicht ihr letztes Wort noch gesprochen, ob dem Herrscher Michael der Walachei — während der letzten Decade des 16. Jahrhunderts — der Titel »Der Tapfere« oder »Der Kühne« gebüre; sei es, dass die von ihm begonnenen Kriege gegen seine Nachbarn die Realisierung eines vor ihm nicht gekannten

Ideales zum Ziele hatten, bestehend in der Vereinigung der Walachei, Moldau und Siebenbürgens in einen einzigen dacoromanischen Staat; oder dass die Tendenz, eine erbliche Dynastie in seiner Familie nach den strategischen Auffassungen jener Zeit zu begründen, nur einer persönlichen Ambition entsprungen war: so ist doch eines unzweifelhaft und keiner Controverse unterworfen, dass er der Begründer der Bauern-Sclaverei in seinen Ländern gewesen.

Um sich die Treue und Ergebenheit der Armeeanführer und der Kirchenoberhäupter zu sichern, machte er ohne jegliche Scrupel Schenkungen von Dörfern mit tausenden von freien Bauern sammt deren Boden, welche Güter von jenem Zeitpunkte an in das Eigenthum der Beschenkten übergiengen.

Nicht etwa als ob der wirtschaftliche Zustand der Landbauern unter den Vorgängern des Fürsten Michael im Hospodariat in der Walachei günstiger gewesen wäre. Die mächtigen Bojaren, zumal die Landesfürsten, im Schosse byzantinischer Corruption erzogen, bar jeder Achtung vor Religion und Gesellschaft, inficierten, mit ihrem Beispiel vorangehend, den socialen Körper mit dem disolvanten Gift der Zügellosigkeit aller Art, welcher die Tyrannei erniedrigter Seelen fähig war.

Vielweiberei der Fürsten und ihrer Umgebung zerstörten alle Familienmoral im Volke, und die Raubsucht und die Erpressungen der Landbauern giengen so weit, dass es dem Gläubiger eines Gutsbesitzers durch fürstliches Rescript gestattet war, die leibeigenen Bauern als Entschädigung für die ihnen schuldigen, rückständigen Zinsen aus ihren Dörfern gefesselt fortzuführen, um sie in welchem Lande immer zu verkaufen. (Tocilescu, Dómna Stanca, eine historische Studie, Bucureşci, Noua Tipografia a laboratorilor Romàni, 19 strada Academiei 1877).

Was Wunder, dass die Pächter der Hospodariate aus Constantinopel im Systeme der Bauernbedrückung getreue Nachfolger der nationalen Landesfürsten waren!

Die Rechtlosigkeit des Bauernstandes erreichte ihren Culminationspunkt in den letzten Jahrzehnten der Phanarioten-Herrschaft, als die fiscale Centralbehörde in Bukarest amtlich constatierte, dass die besteuerungsfähige Landesbevölkerung auf ein Viertel ihres früheren Bestandes reduciert wurde.

Als der Geist der im Occidente Europas von den Encyclopädisten präconisierten politischen und socialen Reformen auch in die leitenden Kreise Rumäniens sich Bahn zu brechen begann, bildeten sich auch in den unteren Donauländern zwei politische Parteien, die »national-liberale« und die »reactionär-kosmopolitische«, zuerst in vager Form, später in Gestalt systematischer und doctrinärer Richtung.

Die »National-Liberalen«, welche sich als Anhänger der suzeränen Macht der Türkei bekannten, machten die politische und wirtschaftliche Emancipation des im embryonären Zustande befindlichen Bürgerstandes und der ruralen Bevölkerung zu ihrem Credo, während die »reactionär-kosmopolitische« Partei, unter das Banner des auf Unkosten des ottomanischen Reiches sich vergrössernden Russlands sich stellend, die Erhaltung ihrer usurpierten Vorrechte im Staate und über das Volk unangetastet zu erhalten bestrebt war.

Als im Jahre 1820 Tudor Vladimirescu die Fahne der Revolution entfaltete, da umschwärmte ihn das Landvolk und die Abkömmlinge des zugrunde gerichteten nationalen Bojarenthums, denn sein Programm war: »Neuerrichtung eines nationalen Hospodariates und Emancipation des Landvolkes vom Drucke der Leibeigenschaft und des Frohndienstes.«

Tudor Vladimirescu fiel durch Verrath unter dem Beile des Phanarioten Ypsilanty, seine Idee aber blieb als fruchtbarer Keim einer unzerstörbar emporschiessenden Saat.

Die Thronpächterwirtschaft musste dem nationalen Hospodariate weichen, Grigorie Ghica in der Walachei und Joniţa Sturdza in der Moldau, zwei an der Spitze der nationalen Partei stehende Grossbojaren, bestiegen die von den fortgejagten Phanarioten-Hospodaren verlassenen Throne und unter ihrer Regierung begann eine äquitablere Regelung der Verhältnisse zwischen Grossgrundbesitzern und Landbauern in gesetzlicher Form sich zu gestalten.

Die Herrschaft dieser Fürsten war aber von kurzer Dauer, denn die Invasion der Russen in die Fürstenthümer, während des russisch-türkischen Krieges, welcher mit dem Frieden von Adrianopel endete, machte den Fürsten das Verbleiben auf dem Throne unmöglich.

Der Ausgang dieses Krieges brachte die europäische Diplomatie zur Überzeugung, dass die Schöpfung nationaler Staatsgebilde an der unteren Donau das einzige Mittel sei, um dem jähen Fortschritte Russlands im Orient und der völligen Zerstörung des ottomanischen Reiches einen Damm zu setzen. Es wurde daher den kriegführenden Mächten im Friedensabschluss das Princip aufgedrungen, in den Donauländern ein constitutionelles Regierungssystem einzuführen, in welchem ein electiver Fürst in Gemeinschaft mit einem auf Classencensus basierten Parlamentarismus die Verwaltung und die Gesetzgebung auszuüben habe.

Eine Berathungscommission unter dem Präsidium des unvergesslichen Generals Kisselew trat zusammen, die das »Règlement organique« ausarbeitete, welches als Staatsnorm der Donaufürstenthümer zu dienen hatte.

Zwei wichtige Fragen wurden in dieser Berathungscommission lebhaft angeregt: »Die Frage der Vereinigung der Fürstenthümer« und »die agrarische Frage«.

Dem Titel dieses Artikels gerecht zu werden, will ich hier ausschliesslich die agrarische Legislatur, welche im »Règlement organique« ihren ersten Abschluss fand, behandeln.

Bevor ich zur agrarischen Legislationsperiode unter dem organischen Reglement übergehe, muss ich, der Verpflichtung eines gewissenhaften unparteiischen Chronikeurs nachkommend, jene Regelung des Verhältnisses zwischen den Grossgrundbesitzern und den frohndienstleistenden Bauern erwähnen, welche durch die Lex Ypsilanty und Lex Caradja Gesetzesform erhielt.

Hätte man diese Gesetze seitens der Districtsverwalter und der Districtsrichter dem Buchstaben und Sinne gemäss angewendet, so würde das Los der frohndienstleistenden Bauern sich nicht so traurig gestaltet haben. Die Verpflichtung für den Grossgrundbesitzer 12 Tage im Jahre zu arbeiten und von der Production des Bodens ein Zehntel

abzuführen, würde der rumänische Bauer auch heute mit Freuden annehmen.

Man glaube aber ja nicht, dass die geringen Lasten jener Zeiten im Vergleiche zu den schweren, die man den Bauern später aufbürdete und welche sie auch heute in einem noch drückenderen Grade in der Form einer freien Convention tragen, seitens der damaligen Herrscher infolge Humanitätsgefühle oder Nächstenliebe edictiert waren. Die Gründe hiefür sind vielmehr in der ökonomischen Situation des Landes zur Zeit der obgenannten Herrscher, im Jahre 1790—1818, zu suchen.

Ein Getreideexport, der dem Grundbesitzer als Umtausch seiner Production Geld aus dem Auslande hätte bringen sollen, existierte fast gar nicht.

Was hätte der Grossgrundbesitzer mit den Arbeitstagen seiner quasi leibeigenen Bauern beginnen sollen, da er hiefür keine Verwendung hatte?

Und wenn hie und da der Gutsbesitzer oder Gutspächter, in der Regel ein Grieche, an ausgebreiteten Feldarbeiten Bedürfnis hatte, so liess er sich vom Gesetze niemals einschränken. Die suprema lex bestand in der Peitsche des Stuhlrichters, der weder vom Districtsverwalter oder Districtsrichter, noch vom fürstlichen Divan gerügt wurde.

Die Gesetze Ypsilanty und Caradja waren in griechischer Sprache verfasst und publiciert, wohl auch in ein verstümmeltes Rumänisch übersetzt. Für die Districtsverwalter und -Richter, stets Griechen und Repräsentanten der grossen Ruralbesitzungen, war der griechische Text obligatorisch, den sie je nach Bedürfnis ihrer griechischen Connationalen zum Nachtheile der rumänischen Bauern in Anwendung brachten.

Gegenstand der Reform, mit welcher die legislatorische Commission des »Règlement organique« betraut war, bestand in den in der Lex Ypsilanty und Caradja enthaltenen Verfügungen.

In summarischer Fassung enthielt das Ypsilanty'sche Gesetz folgende Dispositionen:

1. Der Dorfeinwohner hat für den Gutsherrn zwölf Tage im Jahre zu arbeiten. Sollte nach Übereinkunft zwischen Bauern und Gutsherren die Zahl der Arbeitstage vermindert werden, so steht dem Gutsherrn kein Recht mehr zu, vom Bauern die Arbeit der reducierten Zeit zu fordern.

6. Der Bauer hat an den Gutsherrn den zehnten Theil des Bodenertrages zu entrichten.

13. Mit Ausschluss der Waldungen darf Horn- und Borstenvieh unentgeltlich die zur Weide bestimmten Gutstheile benützen.

17. und 18. Dispositionen über das Verschleissrecht von Getränken, Fleisch und anderen zur Bauernwirtschaft nothwendigen Artikeln, wie auch über Mühlenbau, stehen nur dem Gutsherrn zu.

22. Ist der Gutsherr nicht imstande, die Feldarbeit seiner Bauern zu benützen, so ist der Bauer verpflichtet, für jeden unbenützten Arbeitstag eine Entschädigung von 1 Zlot (etwa 24 Centimes) an den Gutsherrn zu entrichten.

Obiges Gesetz wurde von Caradja folgendermassen modificiert:

1. Jede Übereinkunft zwischen Bauern und Gutsherren, nach welcher die gesetzlich statuierten zwölf Arbeitstage reduciert werden, bleibt von Rechtswegen kraftlos.

2. Ein Gutsbesitzer, welcher die Bauern eines anderen Gutsbesitzers zu seinen Feldarbeiten verwendet, wird zum Verlust der Frohndienstleistung verurtheilt, und mit der Rückerstattung des Arbeitswertes an den Gutsbesitzer der betreffenden Bauern bestraft.

4. Ausser den zwölf Arbeitstagen hat der Bauer dem Gutsherrn im Frühjahr und im Herbst je einen Tag das Feld zu pflügen und einen Wagen Holz aus dem Walde des Gutsherrn in einer Entfernung von 6 Stunden zuzuführen.

Während also im geschriebenen Rechte Ypsilantys die im herkömmlichen Gewohnheitsrechte bestandenen emphitheotischen Verhältnisse zwischen Bauern und Gutsherren zu recht bestehen, machte Caradja den Bauer zu einem an die Scholle geschmiedeten Leibeigenen, dem selbst der Genuss einer mildernden Convention zwischen ihm und dem Gutsherrn kategorisch untersagt ist!

Und diese Reform wurde vom Divan, dem aus Kirchenhäuptern und Grossbojaren bestehendem fürstlichen Rathe, mitunterschrieben und als verbesserte Reform belobt!

Der Adrianopler Friedenstractat eröffnete den Donaustrom dem europäischen Handel; occidentale Seeschiffe begannen die Häfen der unteren Donau zu befahren, die Hafenstädte Galatz und Braila wurden als Freihäfen erklärt, geeignet die Colonial-Production Englands und Frankreichs als zollfrei interposite aufzunehmen.

In ihrer Rückfahrt wurden die Schiffe mit rumänischem Getreide befrachtet, welches in den französischen und englischen Hafenstädten zu hohen Preisen verkauft wurde.

Diese neugeschaffenen wirtschaftlichen Verhältnisse versäumten nicht ihren Einfluss auf die Classe der Gutsbesitzer in der Walachei und Moldau auszuüben, und da der Grossgrundbesitz derselben socialen Classe angehörte, welche dem »Règlement organique« gemäss die ausschliesslich politische Rechte besitzende war, so machte sich diese Classe keine Gewissensscrupel, die bis jetzt bestandenen, die Verhältnisse zwischen Bauern und Gutsbesitzern regelnden Gesetze, im Sinne einer Begünstigung des Bodenbesitzers und einer grösseren Belastung der Bauernclasse zu modificieren. Freilich wurde durch die protectorische Macht Russlands, welches in der Bojarenclasse ein ihm ergebenes Werkzeug zu erhalten hoffte, die eigennützige Velleität der Gutsbesitzer thatkräftig unterstützt.

Die erste einschneidende gesetzgebende Massregel der Verfasser des »Règlement organique« war die officielle Betitelung des Landbauern. Während die früheren Gesetzgebungen den Bauer mit dem Namen »Einwohner« bezeichneten, wandelte die unter russischem Schutz stehende reglementäre Gesetzgebung denselben in einen bis jetzt unbekannten »Pächter« um; und diese Bezeichnung entspricht vollkommen dem gegenseitigen Rechte und den Pflichten der Gutsbesitzer und Bauern, wie sie in der neuen Verfassung statuiert waren.

Die wichtigsten Abweichungen von den früheren Agrargesetzen sind folgende:

In den früheren Gesetzen konnte der Bauer so viel Felder bestellen und Heuwiesen exploitieren, als er nach seinen wirtschaftlichen Kräften zu benützen imstande war.

Nach dem Artikel 140 des »Règlement organique« wurde der precäre Besitz des Bauern folgendermassen eingeschränkt:

1. Der 4 Ochsen und 1 Kuh besitzende Bauer hat das Anrecht auf $2\frac{1}{2}$ *ha* Weidegrund, $1\frac{1}{2}$ *ha* Heuwiese und $1\frac{1}{2}$ *ha* Ackergrund, hingegen aber kann der 2 Ochsen und 1 Kuh besitzende Bauer nur $1\frac{1}{2}$ *ha* Weidegrund, $\frac{4}{5}$ *ha* Heuwiese und $1\frac{1}{2}$ *ha* Ackergrund beanspruchen. Bauern, welche einen grössern Viehstand besitzen und demgemäss eine grössere Ausdehnung von Boden benöthigen, müssen im Wege einer gütlichen Verständigung mit dem Gutsherrn übereinkommen.

Diese Bestimmungen sollen nach dem Wortlaute des Art. 40 als provisorische Massregel, als Entschädigung für die Nutzniessung der Gründe, welche die Gutseigenthümer den Bauern gestatten, gelten und haben so lange zu dauern, bis freiwillige Pachtverträge zwischen Gutsbesitzern und Landbauern die obigen Bestimmungen modificieren werden.

Die herkömmlich gestattete Benützung des Gutswaldes für alle Bedürfnisse des Bauers schränkt der Artikel 140 auf die Benützung der trockenen, gestürzten Baumstämme ein und auf die Zweige der grünen Bäume, u. zw. in dem vom Gutsherrn bezeichneten Waldtheile.

Gegenüber den den Bauern zugestandenen Rechten bestimmt der Art. 141 des organischen Reglements folgende Pflichten:

Jeder Bauer, der im Besitze obiger Rechte sich befindet, ist verpflichtet, auf dem Gute des Grossgrundbesitzers zwölf Tage mit Wagen und Pflug, wenn er solche besitzt, und handlich, wenn er kein Vieh besitzt, u. zw. je 4 Tage im Frühjahre, Sommer und Herbste zu arbeiten.

Ausser den 12 Arbeitstagen ist der Bauer verpflichtet, dem Gutsherrn 1 Tag sein Feld zu pflügen, eine Holzladung dem Eigenthümer bis zu einer Entfernung von 6 Stunden oder eine Heufuhr oder sonst eine äquivalente Last zuzuführen. Bauern, welche 4 Ochsen besitzen, haben das Doppelmass der obigen Lasten zu tragen. Besitzt der Bauer kein Vieh, so hat er die obigen Pflichten in Handarbeiten zu verrichten, u. zw. zählen 3 Tage Handarbeit für einen Arbeitstag mit dem Pflug. Die Holz- und Heuzufuhr aber muss durch eine dreitägige Handarbeit ersetzt werden.

Der in den früheren Gesetzen bestimmte Zehent aller Bodenproducte wird beibehalten, mit Ausnahme des Heuproductes, von welchen der Bauer dem Gutsherrn von nun an den fünften Theil abzugeben hat.

Von grosser Bedeutung sind die §§ 1, 2, 3 und 4 des Art. 140, laut welchem jeder neuvermählte junge Bauer, selbst wenn er im Hause seiner Eltern wohnt, und auch der unverheiratete Bauer berechtigt ist, vom Gutsherrn zur Benützung Boden nach Ausmass der obigen Bestimmungen zu verlangen, wofür er alle diesbezüglichen Lasten zu tragen hat. Diese Dispositionen sind die einzigen, welche das einstige unverjährbare Mitbesitzrecht der Bauern auf die Landgüter aufrecht

erhalten hat, und die so lange unangetastet blieben, bis die Reaction, welche der 1848er Bewegung folgte, auch diesem Reste altherkömmlichen Besitzrechtes der Bauern mit einem Gewaltstreiche einen tödtlichen Hieb versetzte.

Es entsteht die Frage, warum Russland, dem die Vaterschaft des »Règlement organique« gehört, den Bojaren- und Gutsbesitzerstand als alleinbesitzende Classe des Bodens derart begünstigt und im Gegensatze zu dieser Begünstigung die moldauische und walachische Nation, d. h. die $^9/_{10}$ der Gesammtbevölkerung zählende Bauernclasse aller herkömmlichen Miteigenthumsrechte an liegenden Gründen entäussert und sie als Halbleibeigene den politisch berechtigten Bojaren und Gutsbesitzern ausgeliefert hat? Hat doch das heilige russische Christenreich stets die Rolle des Befreiers vom Türkenjoch als sein einziges Streben aller Welt angekündigt. Um diese Frage, mit welcher die Agrarfrage in Rumänien eng verbunden ist, genügend zu beantworten, sei es gestattet, die russische Orientpolitik der letzten zwei Jahrhunderte in Kürze darzustellen.

Das phänomenal emporstrebende russische Reich eröffnete seinen ersten Orientkrieg gegen die Türken im Jahre 1768. Der Erfolg dieses Krieges war, dass im Friedensschlusse von Kutschuk-Kaïnardji vom Jahre 1774 Russland das vielumstrittene Asow nebst seinem Gebiete und die beiden Hafenfestungen Kertsch und Jenikali als ausschliessliches Besitzthum zuerkannt, und zugleich der Grund zur Herrschaft Russlands über das Schwarze Meer gelegt wurde. Wohl kamen die Donaufürstenthümer, welche Russland seit dem Beginne des Krieges occupierte, wieder unter die Oberhoheit der Pforte, allein merkwürdigerweise wurde in einem speciellen Artikel des Friedenstractates Bessarabien, der Theil der Moldau zwischen Dniester und Pruth, vom Fürstenthume Moldau getrennt, und der Türkei als eine ihr ausschliesslich gehörige Provinz restituiert. Schon damals hatte die russische Diplomatie die spätere Erwerbung Bessarabiens im Auge, welches nicht mehr der von Russland beschützten Moldau, sondern direct der Türkei abgenommen werden sollte.

Gleichzeitig wurde in diesem Vertrage der Grund zu dem Protectorate gelegt, welches Russland über die Donaufürstenthümer bis zum Pariser Frieden auszuüben hatte. Von da ab tritt die russische Vorherrschaft in den Donaufürstenthümern an Stelle der türkischen massgebend auf.

Der im Jahre 1787 erfolgte Krieg, welcher mit dem Friedensschlusse zu Jassy am 9. Jänner 1792 endete, erwarb Russland die Festung Ismail an der Donau und ein tüchtiges Stück Küste am Schwarzen Meere: Bessarabien mit den Festungen Bender, Akierman, Kilie und Ismail und ebenso die Tatarengebiete wurden wohl der Pforte zurückgegeben, allein schon im Jahre 1812, im Bukarester Frieden, erhielt Russland den Gebietszuwachs Bessarabiens, von rund 880 Quadratmeilen, so dass die russische Grenze bereits bis zum Pruth und den Donaumündungen vorgerückt war.

Anlass zu dem im Jahre 1812 beendeten Kriege gab die aus ihrer Indolenz aufgerüttelte Türkei, welche auf Anstiften des französischen Gesandten, Generals Sebastiani, die beiden phanariotischen Hospodare

der Walachei und Moldau, Ypsilanty und Morusi, welche erwiesenermassen blinde Werkzeuge Russlands in den Fürstenthümern waren, abgesetzt, und an ihre Stelle andere ernannt hatte, die dem französischen Einflusse sich gefügig zeigten. Dieses Vorgehen betrachtete man in Petersburg als eine Herausforderung, der Krieg gegen die Türkei wurde erklärt unter dem officiellen Vorwande, »die Rechte und Privilegien« gegen die Eingriffe der »suzeränen« Macht der Donaufürstenthümer zu schützen; in der Kriegsproclamation Kaiser Alexanders an die Bevölkerung der Moldau und Walachei, welche in den Bojarenversammlungen von Jassy und Bukarest verlesen wurde, hiess es: »Die Zaren Russlands seien durch alles, was sie bisher für das Wohl der beiden Länder gethan, mit Recht die Schutzherren derselben geworden«, und vier Jahre später (1810) verfügte ein kaiserlicher Ukas die endgiltige Einverleibung der Walachei, der Moldau und Bessarabiens mit dem russischen Reiche.

Inzwischen war Russland mit den grossen europäischen Ereignissen derart beschäftigt, dass es nicht mehr in der Lage war, den Krieg an der unteren Donau fortzusetzen und in dieser Weise die Abtretung der Donaufürstenthümer von der Pforte zu erzwingen. Mit überstürzter Hast wurden die Friedensverhandlungen geführt, welche den Friedensschluss zu Bukarest am 28. Mai 1812 herbeiführten, demgemäss Russland ganz Bessarabien, d. h. den grösseren Theil der Moldau, deren Gebiet von 1580 auf nicht ganz 700 Quadratmeilen reduciert wurde, erwarb, und das Protectorat Russlands über die Donaufürstenthümer, unter Belassung der »Privilegien« dieser Fürstenthümer, als internationales Recht zugestanden wurde. Drückend lastete die Wohlthat des Befreiers und Schutzherrn auf dem Nacken des »befreiten« Landvolkes, und stets crasser gestalteten sich die Missbräuche der Gutsherren, in welchen der Schutzherr unbedingte Werkzeuge seiner Expansionspolitik der Zukunft zu gewinnen bestrebt war.

Die späteren Orientkriege, welche in dem Adrianopeler Frieden ihren Abschluss fanden, steigerten die Noth des lasttragenden, landbearbeitenden Volkes zu schauderhafter Grösse, welche sich am markantesten in der Antwort des Generalissimus Kutusow ausdrückt: »Ich lasse ihnen doch die Augen zum Weinen«, die er auf die Vorstellungen eines zu Gunsten des Landvolkes eingeschrittenen Grossbojaren zu ertheilen für gut fand.

Die 250.000 Mass Weizen, 400.000 Centner Heu, 50.000 Fass Branntwein und 36.000 Ochsen, welche der Invasionsarmee in den Fürstenthümern abgeliefert wurden, waren bloss einzig dem Landvolke erpresst, wozu kein Bojar auch nur den geringsten Beitrag leistete. Die Noth des Landvolkes stieg so hoch, dass in mehreren Kreisen die Einwohner von Baumrinde sich ernähren mussten und, wie Ubicini in seinem Werke »Provinces danubiennes et roumanies« Seite 136 schreibt, waren die Strassen mit Leichen von Landbauern bedeckt, wodurch eine Pest entstand, die die Bevölkerung decimierte. Mehr als die Hälfte des Viehstandes wurde von der strengen Kälte des Jahres 1829 hinweggerafft, so dass Männer und Frauen des Landvolkes vor die Proviantwagen der Armee des »Befreiers« gespannt wurden. Hingegen waren die Salons der Bojaren die Stätten endloser Festlichkeiten für

die Officiere der volksbedrückenden Invasionsarmee und nicht wenige der phanariotischen und fanariotisierten Bojaren bereicherten sich vom Raube, welchen sie am Eigenthume des Landvolkes begiengen, als sie sich zu Vollstreckern der Armeelieferungen auf Befehl des russischen Obercommandanten hergaben.

Der erwachte Nationalgeist, welchen die nationalen Regierungen der Fürstenthümer unter Gregor Ghica und Joniţa Sturdza thatkräftig nährten, brachte Russland zur Einsicht, dass die diplomatischen Abmachungen mit der Türkei in Zukunft nicht hinreichend sein werden, seine Macht in Bukarest und Jassy zu consolidieren, wenn diese Abmachungen nicht auch von den massgebenden Factoren der Moldau und Walachei die Ratification erlangen würden. Daher der Entschluss, eine Verfassung für die Fürstenthümer auszuarbeiten, welche von einem Parlamente angenommen und in welcher das Suzeränitätsrecht der Pforte und das Schutzrecht Russlands feierlichst anerkannt werden sollte.

Ein Rumänien, in welchem die Wenigen, die Bojaren, zu befehlen und die grossen Massen des Landvolkes zu gehorchen hätten, war das Ideal der Petersburger Machthaber, denn nur die Bojarenclasse, welche in Russland den Beschützer ihrer Volksaussaugungs-Privilegien sahen, konnte sich als blindes Werkzeug des »Beschützers« gebrauchen lassen!

Der Satzung des »Règlement organique« gemäss wurde Alexander Ghica als Fürst der Walachei und Michael Sturdza als Fürst der Moldau ernannt.

Ausschliesslich vom Gesetze ermächtigt, die Verwaltung im Lande auszuüben, waren de facto beide Fürsten aufgefordert, keinen wichtigen Verwaltungsact ohne vorherige Einwilligung der in Jassy und Bukarest residierenden Generalconsule zu vollstrecken, und die von beiden Nationalversammlungen votierten Budgets sollten erst nach einer in Petersburg vorgenommenen Prüfung in Rechtskraft treten.

Aus dem Bürgerstande der in den Hauptstädten des Landes sesshaften wohlhabenden, aber politisch unberechtigten, gebildeteren socialen Classe entstanden Gruppen, welchen sich Bojarenkinder zweiten und dritten Ranges anschlossen, in deren Programm Schulbildung des Volkes, Ausdehnung der politischen Rechte auf einen Theil der bis jetzt nicht berechtigten Bürger und das ausschliessliche Protectorat Russlands über die Fürstenthümer aufzuheben, Abschaffung der Sclaverei und Verbesserung der Lage des Bauernstandes, als eingreifendste Dispositionen enthalten waren.

Der alles niederreissende revolutionäre Strom des Jahres 1848 ergoss sich auch auf die Bevölkerung der Walachei und der Moldau. In Jassy wurde die Bewegung vom energischen Fürsten Michail Sturdza in wenigen Tagen unterdrückt, die Führer des Aufstandes auf brutalste Art körperlich misshandelt und aus dem Lande verwiesen. Mehr Erfolg hatte der Aufstand in der Walachei, denn Fürst Bibescu abdicierte und legte die Staatsgewalt in die Hände einer nationalen Regierung, welche Lieutenance Princière sich betitelte, nieder. Die Führer der Aufständischen in Jassy und Bukarest fassten ihre Wünsche in an das Volk erlassene Proclamationen, in welchen die Säcularisation der Klostergüter, die Abschaffung der Robotpflichtigkeit der Bauern und Vertheilung von Grundbesitz unter dieselben unter Ent-

schädigungszahlung, Einsetzung eines gewählten Staatsoberhauptes, controliert von einer unabhängigen gesetzgebenden, frei gewählten Volksversammlung, und endlich Beseitigung des Schutzrechtes, welches Russland usurpativ über die Fürstenthümer ausübte, gefordert ward. Die Vereinigung beider Fürstenthümer in ein einziges Staatsgebilde war von beiden revolutionären Comités als eine Conditio sine qua non angenommen.

An und für sich jeder revolutionären Volksbewegung abhold, empfand Russland umsomehr das Bedürfnis, den Aufstand mittels einer militärischen Invasion in die Fürstenthümer im Keime zu ersticken, als es daselbst ein Depot von Truppenmassen zu haben wünschte, welche zum Einmarsche in Siebenbürgen und Ungarn, um dort die ungarische Revolution zu ersticken, zu jeder Stunde in Bereitschaft sein sollten.

Die inneren Verwicklungen aller übrigen Staaten des europäischen Continentes liessen Russland freie Hand, nach Willkür in den invadierten Fürstenthümern zu schalten und zu walten. Es gelang ihm denn auch, mit der morschen Türkei die Convention zu Balta Liman vom 1. Mai 1849 zu schliessen, wonach die Rechtsverhältnisse der Donaufürstenthümer zu ihrem Nachtheile geändert, die regierenden Fürsten abgesetzt und an ihre Stelle Demeter Barbu Styrbey in der Walachei und Gregor Ghica in der Moldau als regierende Fürsten auf die Dauer von sieben Jahren eingesetzt wurden, unter der ausdrücklichen Betitelung von »hohen Beamten« (haut fonctionnaires), die der Controle eines russischen und türkischen Commissärs unterstellt waren.

Die gesetzgebenden Versammlungen in Jassy und Bukarest wurden aufgehoben, die den Versammlungen zugestandenen Rechte sollten von nun an bloss von den Fürsten ausgeübt werden und in dieser ihrer Machtvollkommenheit decretierten die Fürsten neue Agrargesetze, in welchen sich hauptsächlich eine Verfügung manifestierte, laut welcher die Landbewohner ausschliesslich als zeitweilige Pächter der von ihnen besessenen Gründe proclamiert sind und den Gutsbesitzern das Recht eingeräumt wird, nach Ablauf einer kathagraphischen Periode von fünf Jahren die Bauern aus dem Besitze ihrer Gründe zu verjagen.

Prinz Styrbey übte seine Gewalt durch seine administrativen Organe auf empörendste Weise auf das Bauernvolk aus. Er wähnte wohl, auf diese Weise im Sinne des Schutzherrn aus St. Petersburg zu handeln, indem er durch seine Massregeln dem Bauernvolke alle Träume vom Bodenbesitzrecht zu verscheuchen bemüht war.

Viel gelinder, beinahe väterlich, übte Fürst Gregor Ghica in der Moldau seine Gewalt über die Bauern aus. Unter seiner Verwaltung vermochten auch Bauern in ihren Klagen gegen Missbräuche der Gutsherren Gerechtigkeit zu finden.

Bezüglich der zu tragenden Lasten, welche der Bauer als Pachtschilling für Benützung des Bodens zu entrichten hatte, unterscheiden sich dieselben von jenen, welche in den früheren Gesetzgebungen statutiert waren, nur in wenigen Theilen; sie waren wohl viel drückender, aber der Bauer hätte sie dennoch ohne Murren ertragen können, wenn

die Verfügung seiner Expulsation von Haus und Gründen im Gesetze nicht enthalten gewesen wäre.

Die Sclaverei der Zigeuner war in beiden Fürstenthümern aufgehoben, allein Fürst Styrbey, bevor er die Zigeuneremancipation decretierte, verkaufte seine Sclaven, welche die Zahl von 3000 Familien überstieg, an seine Clienten, welche er als Staatsbeamte anstellte.

Nach Beendigung des Krimkrieges gelang es den ausgewanderten Häuptern der 1848er Bewegung in Rumänien die Gunst des damals allmächtigen Napoleon III. für ihr unglückliches Vaterland zu gewinnen. Ihre Bestrebungen, eine constitutionelle Monarchie der vereinigten Donaufürstenthümer, in welcher die Gleichberechtigung aller Bürger und die Verbesserung der Lage der Landbauern statuiert werden sollte, unter den Schutz der Grossmächte zu stellen und im europäischen völkerrechtlichen Verbande aufgenommen zu werden, fanden in Napolen III. einen warmen, uninteressierten Fürsprecher, dem es auch nicht ohne grosse Schwierigkeiten gelang, das diplomatische »Übereinkommen zur Organisation der Donaufürstenthümer vom 19. August 1858« zustande zu bringen, in welchem alle Postulate der emigrierten Patrioten, mit Ausnahme der Union und die Ernennung eines erblichen Staatsoberhauptes, inclausuliert wurden, welche die wichtige Bestimmung enthielt: »Alle Privilegien, Ausnahmen oder Monopole, deren sich gewisse Classen noch erfreuen, werden abgeschafft und es wird zum Vollzug des Gesetzes geschritten werden, welches die Verhältnisse der Grundeigenthümer zu den Bauern regelt, um den Zustand der letzteren zu verbessern.«

Die Emigranten kehrten heim, organisierten mit aufopfernder Hingebung und unglaublicher Energie eine national-liberale Partei, als Gegensatz zu der russisch-feudalen. Ein enges Einvernehmen gestaltete sich zwischen den Jassyer und Bukarester heimgekehrten Patrioten, welche, inspiriert vom Gefühle heissester Vaterlandsliebe, mit der Doppelwahl des Fürsten Cuza der verblüfften Diplomatie Europas einen Nasenstieber versetzten, zum Gaudium Napoleons und Cavours, dieser ausgesprochensten Beschützer des gallo-lateinischen Elementes an der unteren Donau!

Bevor man in Jassy zur Wahl des Fürsten schritt, boten sich der national-liberalen Partei die grössten Schwierigkeiten in der Aufstellung eines zielentsprechenden Candidaten dar. Die Candidaten Russlands, Prinz Michail Sturdza und dessen Sohn Gregor, personificierten das Princip der perpetuellen Frohndienstleistung der Bauern. Diesen gegenüber standen die Candidaten der Unionspartei, Lascar Catargiu, Vasile Alexandri, Michail Cogalniceanu und Constantin Negri.

Der feurige Unionist Lascar Catargiu aber war ein ausgesprochener Gegner der Bauernemancipation, während die übrigen in ihr die einzige Rettung des zukünftigen Nationalstaates erblickten.

Die feindselige Rivalität zwischen Sturdza Vater und Sohn, deren Anhänger die Majorität der Wahlversammlung bildeten, erleichterte das Gelingen der Candidatur der Unionspartei. Catargiu, Negri, Cogalniceanu und Alexandri zogen ihre Candidaturen zurück, und nach getroffener Übereinkunft wurde am Vorabend der Fürstenwahl Cuza zum definitiven Candidaten aufgestellt und am folgenden Tage auch gewählt.

Cuza war einer der 1848er Emigranten, welcher im Divan ad hoc sich für die Emancipation der Bauern energisch aussprach und auf Grund dieser Erklärung als gewählter Fürst der Aufgabe sich unterzog, die Emancipation der Bauern durchzuführen.

Wieder war es der gute Genius der rumänischen Nation, welcher in Bukarest die zwei Brüder, Fürst Stirbey und Fürst Bibescu, beide Candidaten Russlands und der reactionären Bojaren, feindselig sich bekämpfend gegenüberstellte, was der national-liberalen Partei die Wahl Cuzas auf den Thron der Walachei ermöglichte, welche Wahl auch am 12./24. Jänner 1859 in Bukarest einstimmig erfolgte.

Die Durchführung der Bauernemancipation konnte aber nur dann gelingen, wenn zuvor die Union der Fürstenthümer, die Säcularisation aller in den Fürstenthümern vorhandenen Klostergüter, welche den vierten Theil des gesammten Territoriums Rumäniens ausmachten, und die Schöpfung des Communal- und Cantonalwesens, gesetzliche Form erlangte.

Nicht ohne Opposition seitens der reactionären Partei gelang es Cuza, die Union zu proclamieren, die Säcularisation der Klostergüter, sowie das Communal- und Cantonalgesetz von der aus einer reactionären Majorität bestehenden gesetzgebenden Versammlung zu erlangen. Die Gesetzprojecte der Aufhebung der Robotleistung und des allgemeinen Wahlrechtes aber, welche der grosse Minister des Fürsten, Michail Cogalniceanu der Kammer vorlegte, wurde von ihr im April 1864 mit einem Misstrauensvotum beantwortet.

Um seiner Aufgabe gerecht zu werden, vollzog Cuza, nach Einholung der geheimen Zustimmung Napoleons III. den Staatsstreich vom 2./14. Mai 1864. welcher durch das Plebiscit mit 713.000 gegen 57.000 Stimmen gutgeheissen war, worin Cuza die Dictatur bis zur Eröffnung der nach der von ihm decretierten Wahlordnung gewählten gesetzgebenden Kammern vom Volke erhielt und das Gesetz der Bauernemancipation decretierte.

Am 14. Juli desselben Jahres erliess er eine Botschaft an das Volk, worin er die Anerkennung des Geschehenen durch den Sultan und die Mächte bekanntgab, und in seiner Proclamation an die Bauern vom 14. August 1864 betonte er, dass durch die Aufhebung der Robotpflichtigkeit die Jahrhunderte lang währenden Hoffnungen nunmehr erfüllt wären, die Bauern seien jetzt freie Eigenthümer des von ihnen nach den bisherigen Gesetzen besessenen Bodens und ihrer Hände Arbeit geworden, von nun an hätten sie ein Vaterland, um es zu lieben und zu vertheidigen.

Die Bauernschaft wurde in vier Classen getheilt: Die doppelhufige, einhufige und halbhufige, welche während 15 Jahren eine verhältnismässige Ablösungssumme zu bezahlen hatten, während die blossen Hausbesitzer für Haus und umgebenden Grund von beiläufig 2000 m^2 Flächenraum ein- für allemal einen Ducaten zu entrichten hatten. Die Hufe umfasste einen Flächenraum von 4 *ha* und die Ablösungssumme per *ha* betrug 100 Franken.

Als Vorsichtsmassregel gegen zukünftige Vexationen seitens der Gutsbesitzer und ihrer Pächter stipulierte der Art. 15 des Ruralgesetzes, dass die Weidegründe und Heuwiesen von Feldmessern, welche der Staat in hinreichender Zahl aufzunehmen verpflichtet ist, zu begrenzen seien.

Da das Viehweiden und das Beschaffen der Viehnahrungsmittel aus entfernten Gütern mit grossen Schwierigkeiten verbunden war und hiedurch die Nothwendigkeit für den Bauern entstand, sich den drückenden Bedingungen des Gutseigenthümers oder des Pächters unterwerfen zu müssen, um die Weide in der Nähe seiner Wohnung zu haben, so wurde vom Gesetze die Absonderung und die Umfriedung der Weide- und Heugründe angeordnet und deren Aufackern untersagt. Schliesslich wurde den Bauern das Recht der Benützung der trockenen Stämme in den gutsherrlichen Waldungen unentgeltlich eingeräumt und die Unveräusserlichkeit der Bauerngüter auf die Dauer von 30 Jahren decretiert.

Für die heranwachsenden Generationen der Landbauern ordneten die unter Capitel 5 des Ruralgesetzes enthaltenen Artikel an, jede neugebildete Bauernfamilie sei berechtigt vom Staate zu fordern, dass ihr auf den Staatsgütern ein Terrain von 6 *ha*, gegen Bezahlung von 10 Ducaten per *ha* in 15jährigen zinsfreien Annuitäten, abgetreten werde.

Diese bahnbrechende Reform hatte zur Folge, dass die Landwirtschaft von nun an sich aus freier Arbeit entwickeln konnte und im Landbauernvolk die Erkenntnis seiner Menschenwürde geweckt wurde.

Ausser der Bauernreform wurden fürstliche Decrete »für die neue Wahlordnung, das Unterrichtsgesetz, den Civil- und Criminalcodex und ihre Processordnungen, die Districts- und Communalverwaltung, die Handels- und Landwirtschaftskammern, die Depositencassen, den Staatsrath, welcher mit der Vorbereitung der Gesetzprojecte und Schlichtung administrativer Controversen betraut, die Mass- und Gewichtsordnung nach Decimalsystem, die Aufhebung der Todesstrafe und die Gründung der Universitäten zu Bukarest und Jassy erlassen, so dass es sich um eine radicale Änderung der ganzen gesetzlichen Unterlage des Landes handelte.

All diese einschneidenden organisatorischen Reformen brachten Cuza und sein grosser Minister Cogalniceanu während ihrer siebenmonatlichen Dictatur zustande, welche Reformen in ihren Grundrissen noch heute unmodificiert bestehen!

In der Eröffnungsbotschaft an die Kammern vom 18. December 1865, am Tage, an welchem er seine dictatorische Gewalt niederlegte, sagte er über die Vorgeschichte des Staatsstreiches, dass die fürstliche Autorität in allen Richtungen bedrängt war, die Gesetze keine Achtung mehr hatten und die oligarchisch gebildete gesetzgebende Kammer ihm unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt hatte, um seine nach Innen und Aussen auferlegte Mission zu hemmen.

Die monstruöse Coalition der extremen Parteien, welcher es gelang, in der Nacht vom 11./23. Februar 1866 Cuza in seinem Schlafgemache zu überrumpeln und ihn zur Abdication zu zwingen, versuchte in der

Botschaft, mit welcher die provisorische Regierung, welche nach dem Sturze Cuzas die Staatszügel ergriff, ihren Handstreich dadurch zu rechtfertigen, dass die Zuchtlosigkeit des Fürsten und seiner Umgebung jeder Moral Hohn sprach und die Sittenlosigkeit, vom fürstlichen Palais ausgehend, dem Volke eingeimpft zu werden drohte!

Aber in dieser Botschaft wurden ja Cuza sowohl die Sünden aller vorgängigen Herrscher wie auch alle jene, welche die Nachfebruàr-Regierungen zu begehen sich vornahmen, zugeschrieben!*)

Der Bauernaufstand an der Donaugrenze, welcher von der Abdankung ihres wohlthätigen Erlösers nichts wissen wollte und die von der provisorischen Regierung neuernannten Beamten fortjagte, wurde mit Gewalt unterdrückt, und um der unsichern Lage ein Ende zu machen, wurde Fürst Carl von Hohenzollern, sowohl vom Parlamente als auch durch ein Plebiscit zum erblichen regierenden Fürsten der vereinigten Donaufürstenthümer gewählt.

Die als Regierungsnorm vom Volke octroyierte Constitution in Art. 20, welcher die Unantastbarkeit des Grundeigenthumes, wie sie den Bauern im Ruralgesetze Cuzas zutheil wurde, proclamierte, sollte die Furcht der Bauern vor Revocation des Ruralgesetzes verscheuchen, in Wahrheit aber wurde dieser Artikel mehr zur Beruhigung des Grossgrundbesitzes edictiert, indem in der Nachperiode des Ruralgesetzes der Wert der Landgüter zu einer ungeahnten Höhe stieg.

Von da ab beginnt ein trauriger Zeitabschnitt für die Landbauern, welcher erst nach Beendigung des letzten Orientkrieges günstiger sich gestaltete.

Das unter der liberalen Regierung Golescu-Brătianu votierte Gesetz über die landwirtschaftlichen Verträge zwischen Bauern und Gutsbesitzern und jenes der Feldpolizei versetzten die Landbauern in einen so crassen Abhängigkeitszustand vom Gutsbesitzer und seines Pächters, dass die Bauern den Tag der Robotentlastung zu verwünschen begannen, welcher ihnen eine an Sclaverei gleichkommende Bedrückung bereitet hatte.

Diese drakonischen Gesetze, von der liberalen Partei geschaffen, wurden auch von ihren Nachfolgern, den Conservativen, mit grösster Rigorosität, aber aus ganz verschiedenen Gründen aufrecht erhalten.

Die Golescu-Brătianu'sche Partei, in der Minderzahl im Lande, war um jeden Preis bestrebt, eine regierungsfähige Partei zu werden, was nur durch eine überwiegende Wählerzahl ihrer Parteimänner möglich war.

Nach der neuen Wahlordnung, welche der Constitution vom Jahre 1866 als »Annex« beigefügt wurde, war die gesammte Wählerschaft in vier Curien eingetheilt, und zwar: die erste und zweite Curie recrutierte sich aus grossen und kleinen Landgutsbesitzern, die dritte Curie aus Hausbesitzern und handeltreibenden Einwohnern der Städte, während die vierte Curie aus Wählern des Landbauernstandes bestand.

Die Landgutsbesitzer waren in ihrer grossen Majorität Anhänger der conservativen Partei und schickten in die Kammern die von den

*) Die so schlecht beleumundete Umgebung Cuzas wurde hiedurch nicht gehindert, unter allen nachfolgenden Regierungen hohe Staatswürdenämter zu bekleiden. Ja, man fand sie sogar im Rathe der Krone, an der Seite ihrer einstigen tugendhaften Ankläger!

Conservativen aufgestellten Candidaten, das dritte Bauerncollegium, absolut unter der Zuchtruthe der jeweiligen Regierung stehend, votierte ausschliesslich die Regierungscandidaten, und so blieben der liberalen Partei günstige Wahlchancen nur im städtischen Wahlcollegium, welches grösstentheils aus Wirtshausbesitzern, Gross- und Kleinhändlern von Colonialwaaren und Handwerkern bestand, von welchen 90% transdanubischen Ursprunges waren, denen die Interessen des Bauernvolkes fremd und oft sogar diametral entgegengesetzt waren, indem die meisten Gutspächter, folglich die Bauernaussauger, dieser Classe angehörten. Die Spalten des »Monitor Official« vom Jahre 1867 und 1868 sind von Lobeshymnen dieser Gutspächter für die väterliche liberale Regierung überfüllt. In diesen Belobungszeugnissen der Gutspächter wird besonders hervorgehoben, dass Dank der Energie der Verwaltungsorgane der Regierung der Schnitt und die Fechsung des Getreides mit grösster Pünktlichkeit vollzogen worden, d. h. die Peitsche des Zapciu (Szolgabiró) ihre Pflicht that und den Bauern zur Leistung von Feldarbeiten, welche um das Doppelte ihrer Verpflichtungen sich erhöhte, imponierte.

Hier wurde das wirtschaftliche Princip: »Gib, damit ich gebe« bis zu seiner extremsten Grenze ausgedehnt. Die Liberalen gaben dem Gutspächter die unumschränkte Freiheit, den Bauern zu plündern, wofür der Pächter seine Wahlstimme und jene seiner Untergebenen zu Gunsten der liberalen Candidaten abgab. Als die conservative Partei ans Ruder gelangte, wagte sie nicht, die mächtige Pächtersippschaft in ihrem Rechte des Gesetzmissbrauches zu beschränken, aus Furcht, in dieser mächtigen Partei einen politischen Gegner sich zu schaffen. Andererseits mag auch die atavistische Aversion der einstigen Herren der Bauern gegen ihre frei gewordenen Landarbeiter beigetragen haben, den Druck der liberalen Gesetze und sogar ihren Missbrauch nicht zu erleichtern, zumal derselbe den Wert der Bodenfrüchte ihrer Güter zu erhöhen bestimmt war.

Es scheint, dass der verhängnisvolle Ausruf des Fürsten Bibescu: »Diesem Lande ist nur das Los ewiger Demüthigung beschieden«, zum Credo aller unserer Regierungsparteien wurde. Denn an die Möglichkeit einer einstigen Unabhängigkeit des Rumänenstaates, welche durch das Blut seiner Söhne auf dem Schlachtfelde erkauft werden sollte und dass diese Söhne der Nation in erdrückender Majorität dem Bauernvolke angehören, denen das Vaterland eine menschenwürdige Behandlung schulde und diese Schuld eines Tages werde abtragen müssen, daran dachte weder ein liberaler noch ein conservativer Politiker!

Als sicherer, wenn auch weniger ruhmvoller Weg zur Abschüttelung der türkischen Vasallität schien dem conservativen Ministerium die Anknüpfung nachbarfreundschaftlicher Verhältnisse mit der österreichisch-ungarischen Monarchie. Es fiengen daher die Unterhandlungen mit derselben über den Abschluss einer Handelsconvention an, in welcher Rumänien als selbständig contrahierende Partei zum erstenmale seit dem Bestande der levantinischen Capitulationen auftrat. War auch die Absicht der conservativen Regierung, einen Schritt vorwärts im Gebiete des internationalen Staatsrechtes zu machen, so ist doch nicht abzuleugnen, dass die in dieser Convention enthaltene Stipulation der zollfreien Importation des rumänischen Getreides in die österreichisch-

ungarischen Länder in erster Reihe dem Cerealien producierenden Bauern zugute kommen sollte.

Aber auch diesmal wollten die Führer der liberalen Partei nicht die Gelegenheit verpassen, alle möglichen Hemmnisse dem Ministerium zu bereiten, damit die Convention nicht zustande komme. Während der »Romanulu«, das hochofficiöse Organ der liberalen Umsturzcoalition in feuersprühenden Artikeln die Handelsconvention als »ein Hinwerfen des blutenden Cadavers der Nation zu den Füssen des Grafen Andrássy« brandmarkte, hat andererseits eine ihrer Koryphäen, Johann Ghica, einstiger Bey von Samos, in geheimer Correspondenz mit seinem Freunde Aarifi-Pascha, Minister das Auswärtigen in Constantinopel, die projectierte Convention als einen Versuch der Lostrennung der Fürstenthümer vom Vasallenverbande mit dem osmanischen Reiche bezeichnet.*)

Das Frühjahr 1876 brachte einen Regierungs- und Systemwechsel. Die von Russland bearbeitete öffentliche Meinung brachte das Cabinet Catargiu zum Sturze und an seine Stelle kam das Coalitionsministerium Epureanu-Brătianu, welches gleich nach den vollzogenen Generalwahlen einem brătianistischen Ministerium, unter Präsidium des Johann Brătianu weichen musste.

Also die personificierte 1848-er Revolution in ihrer reinsten Incarnation!

An alles wurde gedacht, nur nicht an die Verbesserung der Lage der Bauernclasse. Keine, wenn auch noch so dürftige Schulbildung, keine politische Emancipation, keinen Güterverkauf für die Bauern, wie sie der Artikel 6 und 7 des Ruralgesetzes anordnete! Auch war niemand im Parlamente, der die Machthaber an ihre 1848-er Programme, ja an ihre gesetzlichen Verpflichtungen mahnen durfte! Waren doch die Deputierten des Bauerncollegiums ausschliesslich der Bauernaussaugerclasse entnommen!

Auf den Schlachtfeldern Bulgariens verblutete eine Myriade von Bauernsöhnen; aus der von ihnen eroberten Kanone wurde die Stahlkrone geschmiedet, welche den obersten Heerführer schmücken sollte. Die halbe Milliarde russischen Goldes floss in die Taschen der Gutsbesitzer, Gutspächter, Lieferanten und unternehmender Schmarotzer aller Art, während der vom Kriegsschauplatze heimgekehrte Bauer ver-

---

*) Der österreichisch-ungarischen Internuntiatur in Constantinopel gelang es, sich in den Besitz der Correspondenz zu setzen, welche dem Baron Calice, dem damaligen österreichisch-ungarischen Generalconsul in Bukarest zur Verfügung gestellt wurde. Baron Calice theilte sie Herrn Boerescu, Minister der auswärtigen Angelegenheiten im Ministerium Catargiu mit, welcher sie in seinem Leiborgane »Presse«, die unter Leitung seines intimen Secretärs Em. M. Porumbaru stand, veröffentlichen liess. Die öffentliche Meinung verurtheilte scharf den Correspondenten Aarifi Paschas in Bukarest. Derselbe leugnete die Sache ab, und um der Ableugnung Nachdruck zu geben, schickte er seine Zeugen, M. Cogalniceanu und General Haralambie, um Porumbaru zu fordern. Porumbaru invocierte zu seiner Rechtfertigung die exceptio veritatis, indem er die Echtheit der veröffentlichten Correspondenz nachwies, so dass die Herausforderung unterblieb und die Liberalen — es vorzogen, die ganze Affaire zu vertuschen. (Siehe »Presse«, »Romanulu« und »Alegotorul Liber« vom Jahre 1875.) Hätte die solcherweise eingelullte öffentliche Meinung ein Gericht über diese Gaukler gehalten, so würden dieselben sich nicht mehr gewagt haben, das Gaukelspiel der Nationalfrage in den Jahren 1893, 1894 und 1895 in der Öffentlichkeit aufzuführen.

stümmelt, seine Familie in noch ärmerem Zustande und sein Hornvieh von der aus Bulgarien importierten Seuche hingerafft fand!

Aber noch eines brachte er heim: das Bewusstsein, dass er, der Landbauer, die eigentliche Nation und ihre wirtschaftliche und politische Grundlage bilde, für welche der Staat eine Stiefmutter blieb.

Das Volk fieng an ernstlich zu murren, ein Murren, welches in öffentlichen Klagen und in Excessen auszuarten drohte.

Man fieng an einzusehen, dass für die Bauernclasse etwas geschehen müsse, daher die unten angeführten Ruralgesetzreformen.

Resumieren wir die im Ruralgesetze enthaltenen Errungenschaften des Bauernstandes, als auch die Verletzungen und Verdrehungen dieses Gesetzes, welche sich die Regierungen und Parlamente von der Inkrafttretung dieses Gesetzes bis zur Beendigung des letzten russisch-türkischen Krieges erlaubten, um die Verbesserungen, welche aus den oben benannten Gründen als nothwendig geboten waren, zu prüfen.

Die Errungenschaften der Bauern waren folgende:

a) Aufhebung der Robotlast und aller bis jetzt bestandenen Sonderrechte (Regalien) der Gutseigenthümer in der Commune;

b) Beschränkung des Gutsherrn, von den Erzeugnissen der Wein- und Zwetschkengärten, welche auf den Gründen des Bauern sich befinden und das Mass des ihm als Eigenthum zugestandenen Bodens überstiegen, nicht mehr als den zwanzigsten Theil zu beanspruchen;

c) Benützung der juridischen Servitute durch die Bauern, aus den grundherrlichen Waldungen die gefallenen trockenen Stämme und die grünen Zweige für den Hausbedarf zu holen;

d) das Recht jener Bauern, auf ein benachbartes Staatsgut zu übersiedeln, welche in einem an ein Staatsgut angrenzenden Dorfe sich zur Zeit der Promulgation dieses Gesetzes befanden; denen jedoch, welchen die zwei Drittheile des Gutes nicht hinreichten, wurde die vollständige Hufe als Eigenthum eingeräumt. Dasselbe Recht stand auch jenen Bauernfamilien zu, welche erst nach der Promulgation des Gesetzes eine selbständige Wirtschaft begründen wollten. Dieselben hatten das Recht, auf den Staatsgütern die Vervollständigung der Hufe oder das Einräumen ganzer Hufen von der Verwaltung der Staatsgüter zu verlangen;

e) das der Regierung respective dem Finanzministerium zugestandene Recht, wenn nach Ablauf der ersten drei Jahre, vom Zeitpunkte der Vollziehung dieses Gesetzes, die Liquidationscasse, welcher die Aufgabe der Ausbezahlung der Grundentlastungsgebüren zufiel, die in Annuitäten eingetheilte, auf den Bauern lastende Entlastungssteuer nicht hinreicht, Güter des Umfanges von 100—500 Pogon (50—250 *ha*) auch an Personen, welche nicht dem Bauernstande angehören, im Wege der öffentlichen Versteigerung zu verkaufen.

Da diese concreten und facultativen Rechte der Landbauern in den Artikeln 19 und 20 der Constitution des Jahres 1866 als heilig und unantastbar anerkannt wurden, so war zu hoffen, dass diese erworbenen Rechte keine Gesetzgebung, selbst nicht eine revisionsfähige constituierende Gesetzgebung, jemals einer Änderung unterziehen werde. Dem war aber nicht so.

Schon im Gesetze vom 28. Juli 1866 verfügen die Artikel 1, 8 und 9, dass dem Staate das Recht zustehe, alle Ruralgüter, welche

nach den bestehenden Pachtverträgen einen Pachtschilling von nicht mehr als 500 Ducaten haben, auch an Nichtbauern zu verkaufen, und an Bauern, welche ganze Güter kaufen wollen, um dieselben unter sich zu vertheilen, nur solche Güter zu verkaufen, auf welchen sich keine Waldungen befinden.

Mit dieser Änderung wurde die erste Bresche in die Bauernrechte geschlagen, indem dem Staate das Verkaufsrecht auch solcher Staatsgüter, welche mehr als 500 Pogon enthalten, zugesprochen wurde und dem Käufer das Recht zustand, jeden Anspruch auf Bodenverkauf der neugegründeten Bauernfamilien zurückzuweisen.

Aber das eigentliche Ulysses-Ross, in welchem die Zerstörer der Bauernrechte in die vom grossen Cogalinceanü aufgeführte Feste drangen, bestand in der juridischen Interpretation des Artikels 7 im Ruralgesetze und des Gesetzes für die freiwilligen agricolen Verträge zwischen Bauern und Gutsherren. Diesem Artikel gemäss durfte ein Bauer sein erworbenes Besitzthum nur einer andern Bauernfamilie oder der Commune verkaufen.

Da der Staat seiner Verpflichtung, durch Feldmesser die Weidegründe der Bauern einfrieden zu lassen, nachzukommen unterliess, so entstand für den Bauer das nothwendige Bedürfnis, die Erlaubnis, auf den dem Gutseigenthümer gehörenden Weideplätzen sein Vieh weiden zu dürfen, unter unerhört harten Bedingungen zu erlangen, Bedingungen, die öfters den Wert der früheren Frohndienstleistung und Zehententrichtung überstiegen.

Die Archive des Parlaments und des Ministeriums des Innern enthalten ganze Wagenladungen von bitteren Klagen der Bauern und der Bauernfreunde; freilich hatten diese Klagen bloss die körperliche Misshandlung der Klagenden seitens der Unterpräfecten zur Folge.

Das war der Zustand der Landbauern, als am 13. Februar 1879 ein Gesetz votiert wurde, wonach alle vom Landbauern oder seinen Erben veräusserten oder in Zukunft zu veräussernden Güter, sei es in Form freiwilligen Verkaufes, hypothekarischer Verpfändung oder testamentarischer und donatorischer Verschenkungen, die nicht zu Gunsten der Commune oder eines in der Commune wohnenden Landbauern gemacht worden waren, als null und nichtig erklärt wurden, und muss die Nullität derselben vom Gerichte erklärt werden, selbst wenn die veräusserten Grundstücke von ihren früheren Besitzern nicht vindiciert sind, sowie es dem Gerichte zusteht, von rechtswegen auszusprechen, ob dem unrechtlichen Besitzer des Grundstückes eine Entschädigung gebüre.

Dies die Hauptzüge dieses Reformgesetzes, bezüglich der unrechtlich veräusserten Bauerngüter.

Alle übrigen oben erwähnten Missbräuche sollten unversehrt bleiben, bis die vom jungconservativen Ministerium im Jahre 1889 eingebrachte und vom Parlamente nicht ohne Widerstreben votierte neue Agrarreform einen radicalen Umschwung in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Bauernclasse hervorrief.

Zufriedengestellt mit dem winzigen Zugeständnisse des 1879er Gesetzes, verfielen die Bauern wieder in die ihnen eigene Apathie; die Folge war die Schaffung zweier Gesetze im Jahre 1881, welche noch schwerere Eingriffe in die erworbenen Rechte der Bauern zuliessen.

Am 12. April 1881 wurde ein Gesetz votiert, welches den Staat ermächtigte, Güter, welche bis 20.000 Franken jährlichen Pachtschilling bringen und keine grössere Forstausdehnung als bis 100 *ha* haben, ohne Beschränkung der Territorial-Ausdehnung auch an Nichtbauern zu verkaufen; und ein zweites am 24. Juni 1881 votiertes Forstgesetz verfügt im Artikel 19, dass jedweder, welcher selbstgestürzte trockene Stämme sich aneignet, mit einer Geldstrafe des dreifachen Wertes des entwendeten Holzes bestraft werde, einer Strafe, welche in dem im 1892 modificierten Forstgesetze noch verschärft wurde. Diese Gesetze annullierten einerseits das Anrecht der Bauern auf die noch bestehenden Waldungen, andererseits machten sie die Rechte der Bauern, auf Staatsgüter zu übersiedeln und daselbst Gründe zu erwerben, illusorisch, indem dem Domänenministerium das unbeschränkte Recht des Verkaufes aller Staatsgüter eingeräumt wurde.

Wohl wurde der öffentlichen Meinung Asche in die Augen gestreut, als hie und da manche Staatsgüter in kleinen Parcellen auch an Landbauern verkauft wurden, aber all die an Bauern verkauften Güter verhalten sich zur Summe jener, welche an Nichtbauern verkauft wurden, im Verhältnisse von 8 zu 100.

Unter dem Vorwande, die Bauernfamilien, welchen auf den Staatsgütern Grundparcellen abgetreten wurden, enger zu gruppieren, um neue Gemeindegebilde zu schaffen, verhängte das am 5. April 1886 votierte Gesetz die Strafe des Verlustes des Eigenthumsrechtes jener Bauern, welche im Laufe der auf den Grundverkauf folgenden drei Jahre es unterlassen, auf den erworbenen Grund zu übersiedeln.

Von dieser Zeit an bis zum Sturze der Brătianu'schen Regierung, im März 1888, trat eine Stagnation in der Agrargesetzgebung ein.

Im Jahre 1884 wurde ein Revisionsparlament zusammenberufen, welches das Electoralgesetz für die Kammer- und Senatswahlen modificierte. Dem Scheine nach sollte diese Reform einem bis jetzt nicht wahlberechtigten Theile der Bevölkerung die Zulassung zur Ausübung der Bürgerrechte statuieren. In Wirklichheit aber sollten durch diese Reform die Resistenzelemente, welche dem Brătianu'schen Systeme Hindernisse in den Weg legten, weggeräumt oder mindestens docilisiert werden. Die Conservativen und ein Theil der weitsehenderen Demokraten zogen sich demonstrativ vom Parlamente zurück und überliessen das Verdienst und die Verantwortung der projectierten Wahlreform Brătianu und seinen Anhängern.

Die Kammern wurden aufgelöst und die neuen Wahlen nach den Verfügungen des neuen Gesetzes vorgenommen. Die Altconservativen wollten sich an diesen Wahlen nicht betheiligen, indem sie die Reform als non avennue betrachteten und eine Restauration des abgeschafften Wahlgesetzes abwarteten. Aus dieser Partei sonderte sich eine Gruppe ab, die Junimisten-Gruppe, welche die Reform als »fait accompli« für gesetzlich anerkannte. Der Regierungsapparat Brătianus sorgte dafür, den Mitgliedern dieser Gruppe, die unter der Führung des P. P. Carp stand, Sitze im Parlamente zu verschaffen. Sie wurden von Brătianu gehätschelt, er bot ihnen Ministerportefeuilles an, welche Carp entschieden zurückwies unter dem Rufe: »Wir wollen die Regierung,

d. h. die Macht zur Geltungbringung unseres Systemes zwingen, nicht aber Ministerportefeuilles.«

Das System Carps bestand in seinen Hauptzügen aus folgenden Postulaten:

1. Abschaffung des von der Nationalbank eingeführten Bimetallismus, welcher aber den Silbermonometallismus bedeutete, und Einführung des Goldmonometallismus;

2. Reform des Communal- und Districtal-Gesetzes, im Sinne einer Entlastung der Commune von allen politischen und juridischen Attributen und Beschränkung der Communalautorität auf reine Verwaltung des Schul-, Sanitäts- und Communicationswesens;

3. Errichtung von Handwerkerinnungen und Schaffung von Schutzgesetzen für die industriellen Erzeugnisse dieser Corporationen, welchen auch das Recht und die Pflicht zustünde, Fachschulen zu errichten und zu leiten;

4. die Fiscalisierung des Ausschankrechtes auf den Dörfern zu Gunsten der Communen, ein Einkommen, welches zur Verbesserung der Schulen und Communicationswege in den Dörfern verwendet werden solle;

5. Errichtung von Schulen in allen Dorfgemeinden, mit einem Unterrichtsprogramm realistischer Richtung;

6. die gewissenhafte, volkserhaltende Ausführung des 1864 er Ruralgesetzes mittels einer Novelle, welche künftighin jede Veräusserung der Staatsgüter an Nichtbauern prohibiert und Vornahme sofortiger Parcellierung dieser Güter, um sie unter den Landbewohnern gegen festgesetzte, in Annuitäten zu bezahlende Verkaufspreise zu vertheilen; und

7. die Errichtung des Majorats betreffs der Bauerngüter, um der Zerstücklung, welche das Erbrecht der Nachkommen der Bauern hervorrufen müsste, vorzubeugen.

Also Occidentalisierung des Staats- und Socialwesens in Rumänien.

Diesem, unter dem Banner der Jungconservativen präconisierten Verwaltungssystem trat das catilinäre Element, welches in den letzten Jahren der Brătianu'schen Regierung die Macht an sich riss, entgegen. Brătianu stand nun unter dem Banne des langfingerigen Ministers des Innern, Radu Mihai, und des duckmäuserischen Rückschrittlers im Unterrichtsministerium. Brătianu besass keine Willenskraft mehr.

Auf dem Lande häufte sich der Zündstoff, welcher in einen allgemeinen Aufstand auszuarten drohte. Ein in Bukarest unter Führung von Cogalniceanu, Demeter Brătianu, Nikolae Fleva, Tache Jonescu und Alexander Djuvara entstandener Volksaufstand, welchen sich die Altconservativen unter Führung des Lascar Catargiu, Alexander Lahovary und einiger ihrer hervorragenden Anhänger anschlossen, nöthigte den König, das Ministerium Brătianu abzusetzen, und an seine Stelle das junimistische Ministerium unter Präsidium des Theodor Rosetti zu berufen, welches 16./28. März 1888 sich den Kammern vorstellte.

Kaum ergriff das junimistische Ministerium die Zügel, als ein Bauernaufstand in mehreren Bukarest naheliegenden Districten ausbrach. Das Losungswort der Aufständler war: »Tod unseren Aussaugern, den

griechischen Gutsbesitzern und ihren Pächtern, und Vertheilung des Bodens an uns, die wir denselben bearbeiten, die Staatscasse füllen und die Nichtbauern mästen, während wir im Elend darben müssen.«

Der Aufstand wurde im Blute der Aufständischen erstickt, die Besitzer der Latifundien und ihre mächtigen Verbündeten der Pächterclasse aber eingeschüchtert, so dass jetzt Carp sich an die Vornahme seiner radicalen Ruralgesetzreform wagen durfte.

Man schrieb diesen Aufstand den Wühlereien russischer Agenten zu, welche als Bilderverkäufer und Rossmäkler die Dörfer überschwemmten und in der conservativen Partei Helfershelfer hatten. Man behauptet, darüber authentische Beweise zu haben. Wohl möglich: aber wäre die allgemeine Unzufriedenheit im Bauernvolke nicht vorhanden gewesen, so hätte die Zerstörungspropaganda im Landvolke unmöglich solche fürchterliche Dimensionen annehmen können.

Die im Jänner 1888 unter der Brătianu'schen Regierung vorgenommenen Generalwahlen des Parlaments ergaben eine Zweidrittel-Majorität regierungsfreundlicher und ein Drittel der der vereinigten Opposition angehörenden Ablegaten. Selbstverständlich konnte das junimistische Ministerium mit diesem Parlamente keine friedliche Haushaltung haben. Die Regierung löste im Herbste 1888 die Kammern auf und schrieb Neuwahlen aus, welche eine der altconservativen Richtung günstige Majorität ergaben. Dieses Resultat ist dem Fehler zuzuschreiben, welchen die junimistische Regierung begieng, indem sie alle Brătianu'schen abgesetzten Präfecten mit Anhängern und Clienten des Lascar Catargiu ersetzte. »Bekanntlich gehören die Gewählten in Rumänien der Farbe des jeweiligen Präfecten an.« Die gleichzeitig mit der Ausschreibung der Neuwahlen von der Regierung im »Moniteur Official« veröffentlichten Gesetzprojecte, das oben skizzierte junimistische Programm enthaltend, von den Regierungsgegnern mit dem Spottnamen »Decalog« betitelt, mussten manche Modification in reactionärem Sinne erleiden. Hier eine, auf die Agrarfrage hochwichtige Modification.

Herr Carp wollte im betreffenden Projecte der Regierung das Recht einräumen, alle zur öffentlichen Versteigerung gelangten Landgüter im Concurrenzwege für den Staat anzukaufen. Carp gieng vom Principe aus, dass der Vorrath an Staatsgütern in seinem gegenwärtigen Bestande nach Ablauf einer Generation sich erschöpfen werde, so dass der zukünftigen Bauerngeneration keine Möglichkeit, Ruralgrund zu erwerben, übrig bliebe und also die sicherste Clientel des Ruralsocialismus abgeben werde. Das Recht, stets die durch Verkauf der Güter an die Bauern gestalteten Lücken mit den neuerkauften Gütern zu ersetzen, sollte diesem drohenden Übel präventiv abhelfen.

Hier stiess Carp auf eine unerschütterliche Klippe: das conservative Princip des Latifundienwesens wurde von Alexander Lahovary mit Erbitterung vertheidigt.

Der verdienstvolle Diplomat und heisse Patriot Lahovary, abgeneigt allen politischen Zugeständnissen für die nichtbesitzenden und ungebildeten Volksclassen, denen er keine Uneigennützigkeit zutraute, sah in dem Carp'schen Projecte die Zerstörung der conservativen Partei, deren Bestand auf den Pfeilern des Grossgrundeigenthumes und der höhern Schulbildung sich begründet.

Um den Rest dieses und aller übrigen seiner Reformprojecte vor Schiffbruch zu retten, gab Carp in diesem Punkte nach, und nach stürmischen Unterhandlungen im Ministerrathe gelang es ihm, sein Agrarreformgesetz vom 7. April 1889 durchzusetzen, welches in folgende Hauptverfügungen zu fassen ist:

1. Von nun an dürfen alle Staatsgüter in Parcellen von 1, 10 und 25 *ha* ausschliesslich nur an rumänische Landbauern verkauft werden; 2. die Käufer der 5 *ha*-Parcellen müssen im Laufe von 3 Jahren in die neuzubildende Commune übersiedeln; 3. von jeder Parcelle wird, bestimmt das Weichbild der Commune zu bilden, ein Viertel *ha* per Familie zur Benützung als Viehweide aller Dorfeinwohner abgesondert; 4. nur die Commune hat das Recht, die Teiche, Dämme und Schleusen anzukaufen und gemeinnützig für alle Dorfeinwohner zu gebrauchen, welche Bestimmung niemals abgeändert und niemals veräussert werden darf.

Als Gewährleistung der sofortigen und gewissenhaften Vollziehung obiger Bestimmungen enthalten die Art. 54, 55 und 56 des Gesetzes folgende Verfügungen:

1. Es wird mit einer Geldstrafe von 500—3000 Franken jeder öffentliche Beamte und Agent geahndet, welcher die obigen Bestimmungen in Betreff der Veröffentlichung der Kundmachungen und der Adjudicationen zu vollziehen unterlässt, unbeschadet den Entschädigungsansprüchen, welche der Staat oder der Particulare zu erheben das Recht hat; 2. auch werden des Betruges sträflich gezüchtigt alle diejenigen, welche als Vermittler den Bauern Versprechungen machen, durch ihren Einfluss die Vertheilung von Landgut für sie zu erwirken; 3. es wird mit einer Geldstrafe von 500—2000 Franken und Kerkerstrafe von 2—6 Monaten diejenige Person geahndet, welche Geldvorschüsse zum Ankaufe von Ruralgütern zum Nutzen unberechtiger Personen vorstreckt. Die unrechtliche Erwerbung dieser Güter ist *de jure* Null und ist es Pflicht des Staatsanwaltes, gegen solche Personen die Strafanzeige zu erstatten.«

Ohne die Nationalfarbe auf den politischen Jahrmärkten emporzuheben, wie es seine liberalen Nachfolger thaten, enthält dieses Gesetz eine incisive Begünstigung für *Rumänen* aller Herrenländer, welche als Landbauern den Willen äussern, sich als solche in Rumänien anzusiedeln. Der betreffende Gesetzartikel benennt die berechtigten Landbauern mit der Partikel »Rumänen« und insoferne keine ausdrückliche Restriction für die nicht inländischen Rumänen im Gesetze vorhanden ist, ist das Grunderwerbrecht auch diesen zugestanden. Alle diese Zugeständnisse würden aber ein platonisches pium desiderium bleiben, wenn der anzusiedelnde Bauer die Geldmittel zum Anschaffen der Utensilien und der Wohnräume nicht besässe. Daher die Verfügung, dass die vom Staate gegründete Kuralcreditanstalt jedem anzusiedelnden Bauern gegen im Gesetze fixierte Zinsen eine Summe von 600 Franken per Familie im Leihwege vorzustrecken habe.

Eine unbedeutende Modification dieses Gesetzes wurde im ersten Ministerium Sturdza durchgeführt, und nur das von kurzer Dauer bestandene Ministerium Aurelian hat ein weitgehendes, dem Ruralvolke günstiges Reformproject im Parlamente eingebracht. Das Project musste aber unter dem dem Aurelian-Cabinete folgenden Sturdza-Ministerium ad acta im Senatsarchive stagnieren.

Das leitende Princip dieses Projectes lässt sich folgendermassen definieren:

Der rumänische Staat erkennt kein Collectiveigenthum an. Niemand, sei er Bauer oder Bürger, hat das Recht, im Falle der Erschöpfung des vorräthigen Staatseigenthumes, vom Staate Grundeigenthum zu verlangen. Der Staat aber, von höheren National-Erhaltungsgrundsätzen geleitet, schulde dem Landvolke eine Creditanstalt zu errichten, wie solche zur Erhaltung der Grossgrundbesitzer und der städtischen Hauseigenthümer im Wesen des »Credit Rural« und »Credit Urban« bestehen. Das Project dogmatisierte obiges Princip in Schöpfung der »Casa Rurala«. Diese Anstalt sollte die Aufgabe haben, Obligationen zu emittieren, welche den Geldwert repräsentieren, womit man dem Gutseigenthümer den Verkaufspreis seines Gutes ausbezahlt, im Falle einer gütlichen Übereinkunft zwischen einer bestimmten Anzahl von Landbauern, welche Landgut zu kaufen wünschen, und dem Gutseigenthümer welcher sein Gut zu verkaufen beabsichtigt.

Unter den Reformpostulaten der Aurelian-Gruppe bildet die »Casa Rurala« ein Hauptpostulat, und das Widerstreben Sturdzas gegen diese Reformen, welche in dem in Jassy im Jahre 1892 proclamierten Programme der liberalen Partei enthalten waren, ist der Hauptgrund der Dissidenz dieser bedeutendsten Gruppe der Partei.

Es scheint den Jungconservativen beschieden zu sein, auch diese Reform, wenn sie zur Macht gelangen, durchzuführen, so Sturdza in der zwölften Stunde sich zum Nachgeben nicht entschliessen sollte, um doch den Namen einer national-liberalen Regierung, welchen er zu führen beliebt, zu rechtfertigen.

Nichts beleuchtet mehr die Stellung unserer regierungsfähigen Parteien zur Agrarfrage als der officielle tabellarische Ausweis über an Nichtbauern und Bauern verkaufte Staatsgüter seit dem Jahre 1868 bis April 1896 und 15. März 1897.*)

Auf Grund des von Brătianu eingebrachten und von dem ihm ergebenen Parlamente votierten Gesetzes vom 31. März 1868 wurden von 1868—1871 ausschliesslich an *Nichtbauern* 338 Staatsgüter, 77.705 *ha* enthaltend, um den Preis von 24,574.940 Franken verkauft.

Im Jahre 1871 wurde das conservative Ministerium unter Präsidium des Lascar Catargiu zur Regierung berufen. In den ersten zwei Jahren der conservativen Regierung wurde der Güterverkauf eingestellt und erst im Jahre 1873, zufolge des Gesetzes vom 22. Februar desselben Jahres, begann die Regierung Staatsgüter an Nichtbauern zu ver-

*) Die hier folgenden statistischen Daten sind dem vom Domänen- und Handelsministerium veröffentlichten Bulletin Nr. 10 und 11 vom 15. Februar und 15. März 1897 entnommen.

kaufen, welche weniger als 100 *ha* per Gut enthielten, in einer Gesammtsumme von 625 *ha* um den Preis von 214.319 Franken.

Bei allem Sträuben der conservativen Regierung, grosse Gutskörper an Nichtbauern zu verkaufen, wurde sie wegen der drückenden Schuldenlast der Annuitäten für die Eisenbahnen gezwungen, am 6. März 1875 ein Gesetz zu schaffen, welches ihr gestattete, grössere Gutskörper an Nichtbauern zu verkaufen, kraft welchem 17.138 *ha* um den Preis von 4,868.128 Franken bis zum Jahre 1877 verkauft wurden.

Innere und auswärtige Schwierigkeiten, welche der letzte orientalische Krieg nach sich zog, brachten eine Stagnation im Staatsgüterverkauf bis zum Jahre 1881, als nach Verfügung der Gesetze vom Jahre 1881, 1883 und 1884 zur Beschaffung der in den Budgets für 1883, 1884 und 1885 vorgesehenen Ausgaben für National-Constructionen (Fortificationen) der Verkauf der Staatsgüter stattfand, diesesmal aber theilweise in ganzen Gutskörpern an Nichtbauern und theilweise an Bauern. Die an Nichtbauern verkauften Güter betrugen 31.400 *ha* gegen 1733 *ha*, die an Bauern verkauft wurden, für die Gesammtsumme beider Verkaufskategorien von 11,585.891 Franken.

Gleichzeitig ordnete der Art. 2 des Gesetzes vom 8. April 1881 an, eine andere Serie von Staatsgütern theils in ganzen Körpern an Nichtbauern, theils in Parcellen an Bauern behufs Tilgung von Staatsschulden zu verkaufen. Das Ziffernresultat dieser Verkäufe ergibt, dass zu obigem Zwecke vom Jahre 1881—1889 173 Staatsgüter verkauft wurden und zwar 36.693 *ha* an Nichtbauern gegen 20.816 *ha* an Bauern, von welchen ein Gesammtbetrag von 21,150.000 Franken der Staatscasse zugeflossen sind.

Überblicken wir die Staatsgüterverkäufe in einer Anzahl von 746 grösseren und kleineren Gütern, die kraft der Gesetze vom Jahre 1868 — 1885 stattgefunden haben, so ergibt sich folgendes Resultat:

1. Der Gesammtbetrag der vom Staate eincassierten Verkaufspreise ergab 62,243.278 Franken;

2. der Flächenraum der an Nichtbauern verkauften Güter betrug 163,561 *ha*.

3. der Flächenraum der in Parcellen an Bauern verkauften Güter hatte 22.549 *ha*.

Also in einem Zeitraume von 30 Jahren, von 1868 — 1889, während welchem die National-Liberalen und die Conservativen am Staatsruder alternierten, wurden an besitzlose Bauern von den verkauften Staatsgütern 7·25% gegen 92·75% an Nichtbauern abgetreten.

Im März 1889 ergriff das junimistische Ministerium das Staatsruder, musste nach Ergebnis der Generalwahlen eine Mixtur allconservativer Elemente aufnehmen, unter welchen das Agrarreformgesetz vom Jahre 1889 zustande kam, wonach im Verlaufe der Periode von 1889—1896 541 Güter in kleinen Losen von 5 *ha* in der

Zahl von 72.754. mit einem Flächenraum von 364.419 *ha*, und in grossen Losen von 10—25 *ha* in der Zahl von 1536, mit einem Flächenraum von 20.824 *ha*, verkauft wurden, welche der Staatscasse die Gesammtsumme von 147,360.331 Franken einbrachte.

Es ist zu hoffen, dass es keine Partei mehr wagen wird, das den zur Staatswirtschaftsnorm gewordenen Güterverkauf ausschliesslich an Bauernfamilien, zu Gunsten der Nichtbauern und zur Schmälerung der nichtbesitzenden Bauern regelnde junimistische Gesetz vom Jahre 1889 abzuändern.

Selbst wenn die »Casa Rurala« als Gesetz ins Leben treten sollte, wird immerhin die Lösung einer grossen unentschiedenen Rechtsfrage der Zukunft anheimgestellt bleiben: »die äquivalente Entschädigung«, welche der Landbauernbevölkerung gebürt für die im Verkaufswege ihrer Ansiedlung entzogenen Staatsgüter und für die Prohibition des ihnen gesetzlich zugestandenen Rechtes, ihren Holzbedarf aus allen im Jahre 1864 vorhandenen Wäldern zu bestreiten.

Angesichts der Obstination der regierungsfähigen Parteien, dem Bauernstande die Ausübung seiner gesetzlich zuerkannten Rechte zu gewähren, bleiben nur zwei Wege übrig, welche zu einer Solution führen: 1. »Ein allgemeiner Bauernaufstand«, welcher von langer Hand jenseits der Grenze Rumäniens vorbereitet wird, freilich ein selbst für die Bauernclasse äusserst gefährlicher Weg, und 2. »das Machtwort Sr. Majestät des Königs«.

Es ist ein im In- und Auslande allgemein bekanntes Geheimnis, dass trotz aller constitutionellen Dispositionen, welche der Volksvertretung die Mitwirkung an der Ausübung der Regierungsgewalt garantieren, doch kein einziger, von einiger Bedeutung vorzunehmender Regierungsact vollzogen wird, wenn derselbe nicht vom königlichen Willen angeregt oder angenommen wird.

Se. Majestät hat ja nur seine allerhöchste Willensäusserung, welche in seiner Botschaft an den Ministerpräsidenten vom 18. April 1889 enthalten ist, in Erfüllung zu bringen, und die grösste politische Socialfrage in Rumänien wird von der Tagesordnung verschwinden.

In der oben angeführten Botschaft äusserte sich Se. Majestät nämlich folgendermassen:

»Ich wünsche und bin dessen sicher, dass Meine Regierung alle Massregeln zur Durchführung dieses Gesetzes ergreifen wird, welches zur Freude und zum Erblühen der Bauern fruchtbringend sein solle, damit man mit Recht sagen dürfe, dass das grosse urväterliche Gut, mit so viel Bemühungen in schwersten und stürmischesten Zeiten unversehrt erhalten, heute an die Grenze gelangt sei, wo jeder Rumäne seine Rechte, die ihn beschützen und den Boden, der ihm Nahrung gibt, besitze. Der Boden, den der Bauer durch seine Tüchtigkeit und Sparsamkeit erworben, wird seine stete Stütze bleiben: denn nur derjenige besitzt für die Dauer, welcher sein Eigenthum seiner Arbeit verdankt und auf Achtung der Gesetze es begründet.«

Wird Se. Majestät zur geeigneten Zeit sein Machtwort sprechen?

(Mitte Januar 1899.) *P. Bucoriniann.*

Bosnische Finanzen.

Die in engerem Sinne zweite bosnische Anleihe gelangte in Budapest und auf den namhafteren Geldmärkten Österreichs und Deutschlands mit bestem Resultate zur Subscription. Es ist dies die bosnisch-herzegowinische Eisenbahnanleihe im Betrage von 22 Millionen Kronen, zu deren Aufnahme die ungarische Regierung auf Grund des G.-A. XXIV : 1898, die österreichische Regierung auf Grund der kaiserlichen Verordnung vom 7. Juli 1898 (§ 14) ihre Zustimmung gegeben hat. Dazu, dass die bosnisch-herzegowinische Landesregierung eine Anleihe aufnehme, ist nämlich sowohl die Zustimmung Ungarns wie Österreichs nothwendig, nachdem die virtuelle Möglichkeit vorhanden ist, dass diese beiden Staaten genöthigt sind, für die Deckung eines in den Lasten der Verwaltung Bosniens und der Herzegowina eventuell auftauchenden Deficits zu sorgen. Ein solcher Fall ist bisher noch nicht vorgekommen; die bosnisch-herzegowinische Landesregierung vermochte noch immer aus den eigenen Einnahmen die Ausgaben zu decken.

Auf Grund der rationellen Wirtschafts- und Finanzpolitik, welche befolgt wird, darf mit Recht vorausgesetzt werden, dass binnen absehbarer Zeit auch künftig der unangenehme Fall nicht eintreten werde, dass Österreich und Ungarn genöthigt seien, zu den Verwaltungskosten Bosniens und der Herzegowina beizutragen, was bisher noch niemals geschehen musste. Gesetz bleibt aber immerhin Gesetz und so ist die bosnisch-herzegowinische Landesregierung genöthigt, in den Fragen der materiellen Belastung und der Communicationspolitik die Zustimmung der österreichischen und der ungarischen Regierung einzuholen, gleichwie auch das bosnisch-herzegowinische Budget stets zur Genehmigung den beiden Staatsregierungen, die Schlussrechnungen aber zur Überprüfung dem gemeinsamen obersten Rechnungshofe vorzulegen sind. Aus den vom gemeinsamen obersten Rechnungshofe Jahr für Jahr bewerkstelligten Revisionen geht hervor, dass das bosnisch-herzegowinische Budget, welches alljährlich den Delegationen vorgelegt wird, auf völlig reeller Basis beruht, indem die Bedeckung sämmtlicher Ausgaben stets aus den Einnahmen des Landes präliminiert wird. Es bleibt sogar in der Regel noch ein gewisser Überschuss; so im Jahre 1896 fl. 45.294; im Jahre 1897 fl. 78.577; im Jahre 1898 fl. 58.430; pro 1899 ist ein Überschuss von fl. 52.470 präliminiert, wobei zu bemerken ist, dass die Schlussrechnung gewöhnlich einen grösseren Überschuss aufweist als das Präliminare.

Der Umstand, dass der Haushalt Bosniens und der Herzegowina eine lange Reihe von Jahren hindurch — ohne Schwankungen — dieser günstigen Resultate sich erfreut, ist ein Beweis dessen, dass die Finanzpolitik der occupierten Länder auf einer soliden Basis beruht und dass sie daher des Vertrauens des Geldmarktes würdig sind; umsomehr, als diese Finanzpolitik von einer rationellen und planmässigen Wirtschaftspolitik unterstützt wird.

Wenn wir das bosnisch-herzegowinische Budget prüfen, überzeugen wir uns noch mehr von der Vertrauenswürdigkeit dieser Länder; denn die Vertrauenswürdigkeit eines Landes wurzelt vornehmlich darin,

dass für die wirtschaftliche und culturelle Entwicklung desselben in umsichtiger Weise vorgesorgt werde.

Das 1899er Budget kann getrost ein Normalbudget genannt werden; in demselben figuriert die Centralverwaltung (Sarajewo und Wien) mit 1·7 Millionen, die innere Verwaltung mit 8·1 Millionen, die Finanzverwaltung mit 6 Millionen, die Justizverwaltung mit 0·85 Millionen, die Bauverwaltung mit 2·83 Millionen Gulden. Die gesammten Ausgaben betragen fl. 19,496.780, die gesammten Einnahmen fl. 19,549.250, der präliminierte Überschuss fl. 52.470.

Als wirtschaftliche und culturelle Ausgaben können betrachtet werden: Sanitätswesen fl. 417.200, Cultus fl. 200.300, Unterricht fl. 1,033.300, Landwirtschaft fl. 395.110, Handel und Gewerbe fl. 159.110, Pferdezucht fl. 106.400, Veterinärwesen fl. 42.000, Forstpersonal fl. 201.060, andere forstwirtschaftliche Ausgaben fl. 64.450, Post- und Telegraph fl. 90.000, Tabak fl. 2,633.520, Salz fl. 400.920, Bergbau fl. 1,064.450, Landes-Druckerei fl. 129.100, Eisenbahnen fl. 2,087.100, Wasserbau und Strassenwesen fl. 629.000, zusammen fl. 11,654.220.

Es verbleiben demnach für militärische, Gendarmerie-, justizielle, im engerem Sinne genommene administrative und sonstige Zwecke fl. 7,842.560.

Der Ausgabentheil des bosnischen Budgets ist seit 1896 um fl. 5,128.496, der Bedeckungstheil um fl. 5,135.660 gestiegen; das Budget hat die Zunahme der Ausgaben ertragen, ohne dass neue Steuern eingeführt werden mussten.

Die bosnisch-herzegowinische Landesregierung ist in dieser Hinsicht, in Anbetracht der eigenthümlichen Verhältnisse des Orients, sehr conservativ. Sie weiss, dass sich die Bevölkerung an Neuerungen im allgemeinen sehr schwer gewöhnt, besonders aber dann, wenn es sich um Steuerlasten handelt. Von den Steuern stehen thatsächlich noch die nach altem System eingehobenen Zehnten mit fl. 4,135.000 an erster Stelle, und es ist sehr schwer, diese Steuergattung aufzuheben, weil sie mit den Gebräuchen des Volkes ganz verwachsen ist. Die Regierung hat sich vorderhand damit begnügt, in die Manipulation dieser in Westeuropa bereits ganz unbekannten Steuerart ein strenges System einzuführen, was schon an sich ein ausserordentlich grosser Fortschritt und eine Wohlthat für die Bevölkerung ist.

Die übrigen in Betracht kommenden Steuerarten sind:

Einkommen- und Hauszinssteuer	fl.	879.500
Kleinviehsteuer (auf Schafe, Ziegen, Borstenvieh)	»	495.000
Schanksteuer	»	60.000
Verzehrungssteuern	»	1,210.000
Stempel und Gebüren	»	818.900

Ausserdem sind die wichtigsten Einkunftsquellen:

Zollgefälle	fl.	714.000
Tabakmonopol	»	4,900.300
Salzgefälle	»	1,301.000
Bergwerksbetrieb (Kohle und Eisen)	»	1,219.940
Landes-Druckerei	»	140.800
Forstbetrieb	»	730.300
Landwirtschaftliche Stationen	»	160.000

Kunstgewerbe . . . . » 95.000
Bosnisch-herzegowinische Staatsbahnen . . . . » 2,453.000

Die meisten dieser Posten (Verzehrungssteuern, Tabakmonopol, Salzgefälle, Bergwerke, Forstbetrieb, landwirtschaftliche Stationen, Kunstgewerbe, Eisenbahnen) legen ein beredtes Zeugnis für die erfreuliche wirtschaftliche Entwicklung des Landes ab. Das stufenweise Wachsen dieser Posten von Jahr zu Jahr bietet eine Garantie dafür, dass diese Entwicklung auch weiterhin so fortschreiten wird.

Damit dieses wünschenswerte Ergebnis erreicht werden könne, setzt die Landesregierung ihre Thätigkeit, die schon bisher schätzenswerte Erfolge aufzuweisen hat, in grossem Masstabe fort. Was die Communication betrifft, hat die Regierung ausser dem Ausbau von mehreren Tausend Kilometer Strassen auch ein Eisenbahnnetz von 849·2 *km* geschaffen, so dass, während in den Balkanstaaten auf durchschnittlich 100 km^2 und 3178 Einwohner ein Kilometer Eisenbahn entfällt, in Bosnien und der Herzegowina schon auf 65 km^2 und 1706 Einwohner je ein Kilometer Eisenbahn kommt. Der Dienst auf den Eisenbahnen functioniert mit tadelloser Pünktlichkeit, der Verkehr aber nimmt in grossem Masstabe zu. Die Hauptquelle des Einkommens des Landes ist die Landwirtschaft, und deshalb wird entsprechende Sorgfalt darauf verwendet, durch landwirtschaftliche Stationen, Wein- und Obstanlagen und Musterwirtschaften ein gutes Beispiel zu geben und die Landwirtschaft auch durch Bodenameliorationsarbeiten, Wasserregulierungen, durch Vertheilung guten Saatkorns, durch Einbürgerung von landwirtschaftlichen Maschinen und Werkzeugen zu fördern. Besondere Aufmerksamkeit wird auch der Pflaumenproduction (jährlich im Durchschnitt 97 Millionen Kilogramm) und der Pflaumendörre, sowie auch dem Tabakbau (im jährlichen Durchschnitt 35.000 Centner) zugewendet. Auch im Interesse der Förderung der Viehzucht sind zahlreiche Verfügungen getroffen worden; die Racen werden veredelt, das Veterinärwesen aber auf ein möglichst hohes Niveau gebracht. Die rationelle Ausbeutung der Forste, welche einen Umfang von 2,700.000 *ha* haben, wird durch die moderne Forstwirtschaft gesichert. Die Entwicklung der Industrie fördert die Regierung durch bedeutende Begünstigungen. Ein Aufschwung zeigt sich selbstverständlich in erster Linie auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Industrie, aber auch sonst ist ein grosser Fortschritt zu constatieren. Auf dem Gebiete des Bergbaues blühen am meisten die Kohlen-, Eisen- und Salzbergwerke. Auch die Holzindustrie nimmt von Jahr zu Jahr grössere Dimensionen an.

Unter solchen Umständen konnte natürlich auch eine rasche Entwicklung der Handels- und Creditverhältnisse nicht ausbleiben. Die Einfuhr und die Ausfuhr nehmen von Jahr zu Jahr zu. Für die Besserung der Creditverhältnisse ist es der beste Beweis, dass sich der übliche Zinsfuss vor der Occupation zwischen 12 und 24% bewegte, während jetzt die Geldanstalten Wechsel mit 7—8% discontieren, die kleinen Landwirthe aber von Bezirks-Unterstützungsfonds Darlehen auf 4—6% erhalten. In Sarajewo hat die bosnisch-herzegowinische Landesbank ihren Sitz, die Unionbank hat im Lande eine Filiale und 16 Agenturen, ausserdem wirken in Bosnien und der Herzegowina drei Sparcassen (mit 2,456.792 fl. Sparcasseneinlagen im Jahre 1894). Die Concurs-,

Wechsel- und Handelsgesetze u. s. w. wie auch die gesammte Jurisdiction stehen auf ganz europäischem Niveau. Wie bereits eingangs erwähnt, ist das gerade jetzt zur Subscription aufgelegte 4½%ige Anlehen das zweite eigentliche bosnisch-herzegowinische Staatsanlehen. Das erste wurde im Jahre 1895 im Betrage von 24 Millionen Kronen emittiert und ist mit 4% verzinslich. Von diesem Betrage sind bisher 23,700.000 Kronen ungetilgt. Ausserdem schuldet das bosnische Ärar für die zum Bau der Gunja-Breskaer Eisenbahnbrücke aufgenommene 4¼%ige Anleihe 380.000 Kronen und für das 4·9%ige Bodenameliorations-Anlehen 900.000 Kronen. Die bosnische Staatsschuld beträgt demnach insgesammt 24,980.000 Kronen, und entfallen somit per Kopf der Bevölkerung 15·8 Kronen. In Österreich entfallen von der Staatsschuld per Kopf 336 Kronen, in Ungarn 260 Kronen: in den Ländern der Balkanhalbinsel entfallen in Serbien (Gesammtschuld 324,956.542 Dinar) per Kopf 146 Dinar, in Bulgarien (Gesammtschuld 290 Millionen Francs) per Kopf 90 Francs.

Von Staatsausgaben belasten pro Kopf der Bevölkerung: in Österreich 50 Kronen, in Ungarn 52 Kronen, in Bosnien und der Herzegowina 23·8 Kronen, in Serbien 29 Dinar, in Bulgarien 28 Francs. Im bosnisch-herzegowinischen Budget ist für Staatsanlehen der Betrag von fl. 1,155 257 eingestellt; darin sind die Zinsen für die neue Anleihe, die Zinsen der aus den gemeinsamen Activen bewilligten Vorschüsse und die Subvention für die Banjaluka-Doberlin-Militärbahn enthalten. Die vorstehenden Daten geben ein ebenso getreues wie günstiges Bild von dem Staatshaushalte des Occupationsgebietes, von den wirtschaftlichen Verhältnissen und deren Entwicklung, sowie von der Creditfähigkeit Bosniens. Wir haben zum Schlusse nur zu bemerken, dass die neue Anleihe ausschliesslich zum Ausbau der Bahn, die von Gabela nach Cattaro führt, dient.

Kornel v. Szokolay.

Der rumänische Staatsvoranschlag für 1899—1900.

Die Budgetvorlage des rumänischen Finanzministeriums bilanciert Einnahmen und Ausgaben des Verwaltungsjahres 1899—1900 mit Lei 228,375.000, um Lei 6,280.000 höher als im Jahre 1898—1899, für welches Eingänge und Ausgänge mit Lei 222,095.000 veranschlagt waren.

So sind namentlich die Eingänge aus der indirecten Besteuerung mit 70,790.000 um Lei 3,720.000 höher, und die aus den Staatsmonopolen mit Lei 53,965.000 um Lei 1,715.000 höher als für das laufende Staatsjahr eingesetzt, während die directen Steuern bei Lei 34,110.000 nur eine präliminierte Zunahme um Lei 310.000 zeigen. Ausserdem sind für das Jahr 1899—1900 im Vergleiche zu 1898—1899 höher angesetzt die Einnahmen des Ministeriums des Innern mit Lei 11,107.000 um Lei 933.000, die des auswärtigen Amtes mit Lei 236.000 um Lei 64.000, die des Justizministeriums mit Lei 380.000 um Lei 90.000 und endlich die »verschiedenen Einnahmen« mit Lei 11,455.000 um Lei 5000. Eine Abnahme der Eingänge wurde angenommen beim Domänenministerium von Lei 24,922.000 auf Lei 24,718.000, beim Arbeitenministerium von Lei 16,745.000 auf Lei 16,492.000, beim

Finanzministerium von Lei 4,690.000 auf Lei 4,590.000 und beim Kriegsministerium von Lei 1,415.000 auf Lei 803.000. Unverändert wurden die Eingänge des Unterrichtsministeriums aus dem Budget für 1898—1899 mit Lei 229.000 herübergenommen. — Die Steigerung der Ausgaben beträgt bei den für 1899—1900 mit Lei 85,757.479·56 angesetzten Erfordernissen der Staatsschuld Lei 3,950.406. Ausserdem steigen im Vergleich zum diesjährigen Budget die Ausgaben des Kriegsministeriums um Lei 550.000 auf Lei 45,930.000, des Finanzministeriums um Lei 800.000 auf Lei 27,421.167, des Unterrichtsministeriums um Lei 500.000 auf Lei 28,368.709, des Ministeriums des Innern um Lei 100.000 auf Lei 18,507.465, des Arbeitenministeriums um Lei 40.000 auf 5,682.070, des Domänenministeriums um Lei 327.000 auf Lei 6,939.490 und des Ministeriums des Äusseren um Lei 134.379 auf Lei 1,796.660. Unverändert wurden die Erfordernisse des Ministerrathes mit Lei 71.300 angesetzt. Eine Verminderung der Ausgaben von Lei 6,677.835 auf 6,672.676 wurde nur beim Justizministerium präliminiert. Da die angeführten Staatserfordernisse für 1899—1900 im Gesammtbetrage von Lei 227,147.341 hinter dem mit Lei 228,375.000·56 bezifferten Eingangspräliminare um Lei 1,227.658·44 zurückbleiben, konnte letzterer Betrag behufs Bilanzierung des Staatsvoranschlages als Fond für ausserordentliche und Ergänzungscredite in das Ausgabenbudget eingestellt werden.

Bulgarischer Zolltarif.

Wie man uns aus Sofia mittheilt, soll der Sobranje demnächst der Entwurf zu einem Generalzolltarife unterbreitet werden, der für jene Staaten angewendet werden soll, mit welchen ein Handelsvertrag nicht besteht oder in Kraft treten soll, falls die gegenwärtig geltenden Handelsverträge seinerzeit nicht erneuert werden sollten.

Export von Eichenschwellen in Bosnien.

Laut dem vorliegenden Ausweise betrug im Jahre 1898 der gesammte Export von Eichenschwellen via Triest und Fiume 37,671.761 Stück. Hievon giengen nach Frankreich 34,529.155 Stück, nach Italien 1,650.786, nach Algier und Tunis 428.902, nach der asiatischen Türkei 301.000, nach Spanien und Portugal 291.351, nach Holland 186.162, nach England 141.500, nach Griechenland 137.205 Stück. Der Schwellenexport ist gegenwärtig in Fiume concentriert, von welchem Platze im verflossenen Jahre 33,876.581 Schwellen ausgeführt wurden. In den letzten fünf Jahren stellte sich die Schwellenausfuhr der beiden Hafenplätze wie folgt: 1894: 54·84, 1895: 34·22, 1896: 41·91, 1897: 35·84, 1898: 37·67 Millionen Stück.

Verkauf der bulgarischen Bahnen.

Aus Sofia wird uns geschrieben: In den Verhandlungen zwischen der bulgarischen Regierung und den Delegierten der Gesellschaft der Orientbahnen wegen Ankaufs der auf bulgarischem Boden liegenden Theilstrecken der genannten Bahnen ist zwar bis heute noch kein endgiltiger Abschluss zu Stande gekommen, weil die Bulgaren augenscheinlich in ihre Ablösungsziffer die Kosten der fast fertiggestellten Drohbahn

Sarambey—Nova Zagora einrechnen, während die Orientbahnen keine Veranlassung haben, die Spesen dieser gegen sie gerichteten Concurrenz zu bezahlen. Und doch kann kaum mehr ein Zweifel darüber obwalten, dass die Bulgaren ihren stolzen Wunsch bald erfüllt sehen werden, eine eigene Transversalbahn durch das ganze Fürstenthum zu besitzen. Bezeichnend dafür, dass die bulgarischen Bestrebungen weit über das sichtbare Ziel, die Bahnerwerbung, hinausgehen, ist der Umstand, dass nicht der bulgarische Verkehrsminister, sondern sein College von den Finanzen die Unterhandlungen mit der Bahngesellschaft pflegt. Wenn nun der deutsche Markt der Geldnoth Bulgariens ein Ende machen sollte, beginnt zwar vielleicht wieder eine neue Phase in der bunten Bilderreihe des bulgarischen Werdeprocesses, zugleich aber stellt sich eine ernste Mahnung an die österreichisch-ungarische Handelswelt ein, den Bestand und die Entwicklung ihrer commerciellen Interessen am Balkan zu schützen. So bedauerlich es ist, schon von einem reinen Defensivact zu sprechen, wo die natürliche commercielle Vorherrschaft der österreichisch-ungarischen Monarchie so felsenfest schien, ist es in jedem Falle doch weit besser, der Gefahr mit offenem Auge zu begegnen. Die Kaufmannswelt neigt immer sehr dazu, der Regierung, der sie beständig Mangel an Förderung und Unterstützung vorwirft, die ganze Schuld des eventuellen Niederganges ihrer Exportgeschäfte zuzuschieben und dabei neiderfüllt auf die angeblich wirksamere Thätigkeit der deutschen Regierung hinzuweisen. Die Herren Grosskaufleute und Industriellen in Österreich-Ungarn bedenken aber nicht, dass sie, insolange der heimische Markt ihre Erzeugnisse willig aufnahm, keine besondere Weitsicht entwickelten und den kleineren Leuten das Geschäft des Exportes auf das natürliche Absatzfeld, den Orient, einfach überliessen, und heute, da der eigene Markt überschwemmt ist und der »bequeme« Verkauf aufgehört hat, natürlich ein theils ganz unvorbereitetes, theils durch die »Kleinen« gründlich verdorbenes Feld antreffen müssen; weiter vergessen die Herren, dass die Regierung doch nur etwas Bestehendes zu unterstützen vermöchte, sie aber bisher — in grösserem Style und von grossen Quellen ausgehend — gar nichts geschaffen und den Export immer nur akademisch behandelt hatten. Die Lehre, welche die österreichisch-ungarische Industrie im Orient, von den als »pedantische Theoretiker« verschrienen Deutschen empfangen hat, die, statt lange in Enquêten und Expertisen zu berathen, welcher Professor oder Titularhofrath zum Studium des Absatzbodens delegiert werden solle, frisch aus ihrer Mitte heraus Kaufleute, Praktiker hinsandten, die weniger zu studieren und zu berichten hatten, als gleich in den lebendigen Handel einzutreten, wird hoffentlich nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sein.

Bücherbesprechungen.

Povjest Hrvata. Geschichte der Croaten von Prof. Alois Klaić. I. Band. Agram 1899. Druck und Verlag der L. Hartmann'schen Buchhandlung (Kugli & Deutsch): IX. und 318 Seiten Grossquart. Preis broschiert 3 fl., gebunden 4 fl.

Vom ältesten croatischen Historiographen Ivan Lučić, der im 17. Jahrhundert als erster die Geschichte Croatiens kritisch bearbeitete, bis in die neueste Zeit, haben sich wohl viele mit der Erforschung der croatischen Geschichte befasst, aber zumeist in Monographien nur einzelne Perioden eingehend gewürdigt. Erst dem Universitätsprofessor Tade Smičiklas war es vorbehalten, im Jahre 1882 eine grossangelegte Geschichte seines Volkes in modernem Stile herauszugeben, ein Werk, das allenthalben mit Begeisterung begrüsst und bislang als massgebendste croatische Geschichtsquelle benützt wurde. Nun hat sich neuerdings Professor Klaić der dankbaren Aufgabe unterworfen, das Gesammtbild der Culturarbeit Croatiens, seiner blutigen Kämpfe um Recht und Dasein zu entwerfen, den Bildungsgrad und die Lebensführung von den Dämmerungen der Vorzeit an bis zur Tageshelle der Gegenwart im Zusammenhange geschichtlich darzustellen.

Der vorliegende Band, dem noch drei andere folgen sollen, schildert die Croaten von ihrem ersten Auftreten bis zum Jahre 1301, d. h. die Periode der einheimischen Herrscher und diejenige der Arpaden bis zu ihrem Aussterben. Schon dieser erste Band verräth den kundigen Forscher, der in einer kurzen, vom Feuer patriotischen Gefühles durchglühten Einleitung in scharfen Umrissen ein Gesammtbild entwirft, das uns ein monumentales Geschichtswerk ahnen lässt, welches sich dem Smičiklas'schen theils berichtigend, theils ergänzend würdig anschliessen wird. Fände sich doch bald auch ein deutscher Bearbeiter dieses Geschichtsbuches, damit man endlich das wenig gekannte, vielgeschmähte croatische Volk kennen lerne, welches Jahrhunderte hindurch die schwersten Schicksalsschläge überdauert, Namen, Individualität und Territorium vertheidigt und beibehalten und sich in die Reihe der Culturvölker gestellt hat!

In ihren Uranfängen liessen sich die Croaten in römischen Provinzen nieder, woselbst sich römische Cultur mit lateinischer Sprache eingenistet hatte. Es ist bezeichnend, dass germanische Völker, die in die Provinzen des altrömischen Reiches gekommen waren — Gothen, Sueven und Franken — ihrer Nationalität entkleidet wurden und sich in Italiener, Spanier, Franzosen verwandelten; nur die Croaten vermochte die römische Cultur nicht zu entnationalisiren und ist in ihrer Sprache keine Spur des lateinischen Idioms zu entdecken. Noch mehr: Die römische Bevölkerung zog sich vor den croatischen »Eindringlingen« in die festen küstenländischen Städte (Zara, Trogir, Spalato, Ragusa) zurück und heute sind diese Städte sichere Horte des Croatenthums.

Und ebensowenig vermochte die römische Cultur ihnen die christliche Lehre, die nationalen Merkmale zu verwischen. Die universelle römische Kirche, zu deren treuesten Anhängern die Croaten seit uralten Zeiten zählten, musste der Ausdauer der Croaten weichen und ihnen bewilligen, was keiner Nation weder vor- noch nachher je bewilligt wurde. Von allen Slaven römisch-katholischer Religion sind die Croaten die einzigen, in deren Kirchen das herrliche Erbe der heiligen Brüder Cyrill und Method: das slavische Wort bis heute sich erhalten hat. Freilich hatte es harter Kämpfe bedurft, bis im Jahre 1248 Papst Innocenz IV. den Croaten das Recht einräumte, ihren Gott in der Kirche in slavischer Sprache anzubeten.

Gab es verzweifelte Kämpfe für diese Errungenschaften auf culturellem Gebiete, wie viel croatisches Blut musste erst für Freiheit und Selbstständigkeit, für Recht und Gesammtheit fliessen! Seit Croatien 925 unter Tomislav als Königreich pro-

clamiert ward, es verlor während des Jahrtausends keinen Augenblick seine Continuität. Während dieser Zeit giengen alle slavischen Staaten zugrunde: es fiel das byzantinische Reich und die stolze Republik Venedig: das Königreich Croatien hat keinen Moment aufgehört zu leben. Glied um Glied ward ihm entrissen, seine Rechte wurden erst durch Schwüre verbürgt, dann mit Füssen getreten, aber der Kern des Reiches blieb stets unberührt, während sich um ihn herum die zerstreuten oder entrissenen Theile sammelten. Selbst der Halbmond, der sogar über das stolze Ofen strahlte, konnte sich Agram, seit dem 16. Jahrhunderte die Residenz Croatiens, nicht unterwerfen.

Wohl gab es eine recht traurige Zeit, in der auch daselbst die Flamme des Volks- und Vaterlandsgefühles erstorben war. Arge Kriegsdrangsale hatten die geschwächte und erschöpfte Nation an den Rand gänzlichen Verderbens gebracht. Der croatische Staat, der einst unter König Tomislav einen Flächenraum von 1100 $\square m^2$ besessen hatte, war im Momente, als man in Croatien 1527 Ferdinand I. zum König ausrief, auf ein Territorium von 125 $\square m^2$ zusammengeschrumpft: Dalmatien befand sich in der Gewalt der venezianischen Republik; Serbien, Bosnien und die Herzegowina waren türkische Provinzen, während Slavonien sich erst nach dem Karlowitzer Frieden (1699) vom türkischen Joche befreien konnte. Aber auch in dieser äussersten Nothlage verzweifelte das croatische Volk nicht. Es wachte Tag und Nacht mit der Waffe in der Hand über den traurigen Überresten seiner einstigen Macht und Grösse. Aus jedem Tropfen unschuldig vergossenen Blutes erstanden neue von patriotischem Feuer durchglühte Rächer. Und durch zähe Ausdauer und beispiellosen Opfermuth gelang es den Croaten, auch das Zeitalter der grössten türkischen Macht glücklich zu überstehen. Klaić nennt diese Periode treffend das heroische Zeitalter des croatischen Volkes. Allmählich gelang es denn auch den Croaten, die Gesammtheit des Königreiches wieder herzustellen. Das befreite östliche Slavonien wird mit dem Mutterlande vereinigt: der Flächenraum beträgt bereits 220 $\square m^2$. Ein von Westen heranbrausender Sturm fegt die alte Gegnerin Croatiens, die venezianische Republik, hinweg (1797) und Dalmatien, seit 1409 in venezianischer Gewalt, kehrt unter das Scepter des Herrschers zurück, der als König von Ungarn und Croatien regiert.

Das 19. Jahrhundert bricht heran, das Jahrhundert der Nationalitäten, eine Zeit, die den Croaten die schwersten Kämpfe auferlegt hat. Und wieder siegt ihr Opfermuth: die croatische Sprache wird als Amtssprache anerkannt. Die Militärgrenze wird in Croatien einverleibt, der Banus gebietet über einen Flächenraum von 425 $\square m^2$ und das schwergeprüfte Land hat Musse, den Culturarbeiten sich zu widmen, die ihm eine glückliche Zukunft verheissen.

Das ist beiläufig der Ideengang, den Klaić in seiner Einleitung verfolgt und, soweit es das Material des I. Bandes erfordert, in glänzender Weise auch ausführt. Klarheit des Ausdruckes, gepaart mit poetischem Schwunge, ohne in Bombaste sprachlicher Diction zu verfallen, verleihen dem Buche fesselnden Reiz. Wenn etwas zu bemängeln wäre, so ist es der Umstand, dass der gelehrte Verfasser, abweichend von der Smičiklas'schen Methode, es unterlassen hat, in jeder Periode das jeweilige Cultur- und Sittenbild des Landes zu entwerfen. In einem der späteren Bände nachgeholt, dürfte die Übersichtlichkeit merklich leiden.

Was den Wert des Werkes besonders hebt, sind die vielen prachtvoll ausgearbeiteten Illustrationen; die Klaić'sche Geschichte ist denn auch das erste illustrirte Geschichtswerk, das durch seine typographische Ausstattung der rührigen Verlagsbuchhandlung zur Ehre, durch den Inhalt aber der croatischen Nation zum Stolze gereichen kann. Was Croatien heute ist, ward es durch sich selbst, durch selbsteigene Entwicklung seiner Kraft, seiner Anlagen, seines Fleisses; es ward, was es selbst aus sich machte, nicht was ein blindes Schicksal oder blinde Vorherbestimmung aus ihm gemacht hat.

Was Croatien im Verlaufe seiner Cultur- und Sittengeschichte gelernt und gethan, gelitten und erstritten und was ohne Hast, ohne Rast noch zu thun erübrigt, muss es vor Überhebung bewahren, denn wohl einem Volke, dem das Bestehende

nur die Saat des Werdenden, die Gegenwart nur die Aufschrittsstufe zur Zukunft ist. . .

Mavro Spicer.

„Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini.“ X. 2 und 3. Sarajevo. 1898. Preis 2 fl. einzelne Hefte 80 kr.

Wie alle Hefte des in der Redaction des Hofrathes Constantin Hörmann erscheinenden vorzüglichen Organes des bosnischen Landesmuseums, enthält auch das soeben erschienene Doppelheft eine Fülle hochinteressanten und bedeutsamen Materials. Ganz besonders ragt diesmal eine Studie des ausgezeichneten croatischen Musikologen und Componisten Franz X. Kuhač hervor, der in erschöpfender Weise »die türkischen Elemente in der Volksmusik der Croaten, Serben und Bulgaren« einer Untersuchung unterzieht und hiebei von folgenden Gesichtspunkten ausgeht: Hatten die Türken als Sondernation auch in ihrer musikalischen Praxis etwas Sonderliches? Wenn nicht, von welchem Volke entlehnten sie dasjenige, was in ihrer musikalischen Praxis der croatischen, serbischen und bulgarischen Volksmusik gegenüber Sondercharakter trägt? Wann und wie beeinflussten die Türken das Musikleben der Croaten, Serben und Bulgaren?

Wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, der in seinen Resultaten auch weitere Kreise interessieren dürfte, seien hier die Conclusionen verzeichnet, zu denen der gelehrte Verfasser in seinen geistvollen Betrachtungen gelangt:

1. Den Türken mangelt es an eigenen musikalischen Traditionen: dasjenige, was sie von Musik wissen und verstehen, haben sie den Arabern abgelernt.

2. Die Slaven, die sich nach dem Einfalle der Türken in Europa zum Islam bekannten, haben wohl ihrer slavischen, musikalischen Tradition nicht gänzlich entsagt, aber der arabische rituelle Gesang hat auf die Melodisierung slavischer weltlicher Lieder dennoch mächtig eingewirkt. Er hinterliess Spuren, namentlich bei jenen bosnischen Eingebornen, die früher der Bogumilensecte angehört hatten.

3. Die mahomedanischen Frauen und Kinder hat die arabisch-türkische Melodie nicht sonderlich berührt, diese haben denn auch die slavische musikalische Tradition treulich bewahrt.

4. Die arabisch-türkische Musik befindet sich heute genau dort, wo sie vor einem halben Jahrhundert gewesen; sie ist weder fortgeschritten, noch hat sie sich vervollkommt. Daran ist nicht — wie dies von zahlreichen europäischen Gelehrten behauptet wird — die Religion schuld, sondern der Umstand, dass die Moslims die Harmonie nicht kannten: als sie dieselbe aber kennen gelernt hatten, wollten sie von ihr, weil sie von Christen stammte, nichts wissen.

5. Vieles von dem, was in der slavischen Volksmusik seitens fremder Gelehrten und Tonkünstler auf türkischen Ursprung zurückgeführt wird, ist nicht türkisch, sondern slavisch.

6. In neuerer Zeit schwindet im croatischen, serbischen und bulgarischen Volke die arabisch-türkische musikalische Tradition immer mehr, bei den Croaten und Serben überdies auch die musikalische Wirkung der christlichen Kirche, denn man ist bestrebt, die Volksmusik nach Möglichkeit von jeglicher fremden Beimischung zu reinigen.

Wie wir übrigens vernehmen, wird diese interessante Studie in den »Wissenschaftlichen Mittheilungen« des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums auch in deutscher Sprache erscheinen und so den weitesten Kreisen zugänglich gemacht werden. —i—

Über Arnauten. Von Alexander Gj. Bogosavljević. Nisch. Druckerei von Gjorgje Gjorgjević-Munc.

Über dieses eigenartige Volk, dessen Heldenhaftigkeit am Anfang des Jahrhunderts einen Byron zur Bewunderung hinzureissen vermocht hat, weiss das heutige gebildete Europa so viel wie gar nichts, es sei denn, dass man diese Naturmenschen mit wilden, unbändigen Barbaren identificiert. Und dennoch sind sie weit besser als ihr Ruf! Es geht dies aus jeder Zeile des lesenswerten Buches hervor, das berufen ist, manches über dieses Volk verbreitete Vorurtheil zu zerstreuen und unsere Sympathien für dasselbe wachzurufen.

Die Arnauten, auch Albanesen oder Skipetaren, sind ihrer Nationalität nach neben den Basken in den Pyrenäen und den Gelen in Schottland Nachkommen der ältesten bisher bekannten Völkerschaften, die in grauer Vorzeit auf dem europäischen Continent sesshaft waren. Sie sind Nachkommen der alten Illyrer, deren Sprache sich bei ihnen so ziemlich erhalten hat. Ein heldenmüthiges, kriegerisches Volk, das seine Heimat über alles liebt und jederzeit bereit ist, Gut und Blut dafür hinzuopfern, ist ihm die persönliche Freiheit das Höchste auf Erden. Und wie wenig der Arnaute das Leben seines Feindes schätzt, so wenig ist ihm an seinem eigenen gelegen. Der einzige Schatz, den er gewissenhaft bewahrt, ist die persönliche Ehre. Bogosavljević, ein serbischer Gendarmerieofficier, der während seines langjährigen Dienstes das Volk aus eigenen Erfahrungen kennen gelernt hat, entwirft in seinem Buche, trotz dessen geringen Umfanges, nebst geographischer und geschichtlicher Schilderung über die Charaktereigenschaften dieses Stammes ein breites und ziemlich vollständiges Bild.

Die Arnauten leben nach Geschlechtern. Jedes derselben (»Fis«) hat seinen Ältesten (»Starješina«), jedes Dorf sein Oberhaupt (»Kren«). Das häusliche Leben unterscheidet sich kaum von demjenigen der übrigen Balkanvölker. Das Weib ist nicht viel mehr als eine Sclavin; die Braut wird förmlich gekauft: der höchste Preis sind 80 Dinare in Gold — genau wie zu den Zeiten Homers, als man für Mädchen zwei gut gemästete Ochsen verausgabte. Hoch entwickelt ist des Arnauten Sittlichkeitsgefühl. Das ehebrecherische Weib wird von den übrigen gesteinigt. Die Arnauten sind ein kriegerisches Volk par excellence. Tag und Nacht unzertrennlich von der mörderischen Waffe. Die Agricultur befindet sich auf niedrigster Stufe, dafür ist an jedem Hause eine — Schiessscharte angebracht. Die kriegerische Manier wird auch bei Geselligkeiten nicht abgestreift und wegen der geringfügigsten Beleidigung holt der Arnaute zum Todesstosse aus. Den Gast (»Musafir«) behandelt er als Heiligen.

Das interessanteste Capitel des Bogosalvjević'schen Buches ist dasjenige, das uns mit der »Besa«, dem Gelöbnisse, einander zu hüten und zu vertheidigen, bekannt macht.

Es ist bezeichnend für das hochentwickelte Moralitätsgefühl der Arnauten, dass in die »Besa« auch zwei in Feindschaft lebende Männer eingehen, indem sie feierlich geloben, bis zu einem bestimmten Zeitpunkte sich gegenseitig nichts anzuhaben und nicht auf Rache zu sinnen.

Die »Besa« geschieht folgendermassen: Beide Gelobende küssen und berühren mit der Zunge den Daumen der rechten Hand und bringen ihn gegenseitig in Berührung, wobei zweimal »Besa-bes!« gerufen wird. — Anstatt dessen greift man auch mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand nach einem Stück Kohle und gelobt dreimal: »Wer Verrath übt, werde schwarz gleich dieser Kohle!« Welche Macht dieses Gelöbnis über die in seinem Banne Befindlichen besitzt, beweist zur Genüge die Thatsache, dass eine Mutter, dazumal in Unkenntnis dessen, wem sie die »Besa« gegeben hat, selbst dem Mörder ihres Sohnes ihren Schutz angedeihen liess.

Auch die Blutrache spielt im Leben der Arnauten eine wichtige Rolle. Dieselbe erstreckt sich auf alle Mitglieder desselben Geschlechtes und kann unter Umständen auch verziehen werden. Interessant ist die Art und Weise, wie jemand, der einen Mord verübt hat, der Verzeihung theilhaftig wird. Nach vorhergegangenen Pourparlers wird er mit verbundenen Augen, das geladene Gewehr geschultert — dasselbe mit dem er den Mord verübt hat — vor denjenigen geführt, der ihm blutige Rache geschworen und dessen Verzeihung er nun erhalten soll. Langsam, als gienge es auf die Richtstätte, schreitet er an den Ort der Versöhnung. Vor demjenigen angelangt, dem er Blut schuldet, lässt er sich auf allen Vieren nieder und verharrt in dieser demüthigen Stellung, bis ihm gestattet wird, sich zu erheben. Gewöhnlich geschieht dies sofort, zuweilen geht der »Blutgläubiger« seinem »Schuldner« auch entgegen, wobei er ihm das Gewehr abnimmt, welches er ihm entweder in die Brust oder in die Luft abfeuern kann. Daraufhin wird ihm die Binde abge-

nommen, die Gegner küssen einander, tauschen ihre Gewehre oder Kleidungsstücke, brechen ein Goldstück in zwei, gegenseitig aufzubewahrende Hälften und die Versöhnung ist vollzogen.

Der Autor hat uns durch die Veröffentlichung seines Werkchens, dessen fesselnde Schilderungen volles Lob verdienen, das rauhe Arnautenvolk jedenfalls näher gebracht: vom Standpunkte ethnographischer Forschung aber darf das Bogosavljević'sche Buch geradezu als bahnbrechend bezeichnet werden. sp.

Serbisches Wörterbuch von Vuk Stefanović-Karadžić. III. Auflage.

In der königlich-serbischen Druckerei ist soeben eine Neuauflage des Vuk'schen serbischen Wörterbuches erschienen, welches im Buchhandel schon längst nicht mehr erhältlich war und dessen Neuausgabe sich als höchst nothwendig erwies.

Vuk Stefanović-Karadžić, der mit Recht als der Begründer der modernen serbischen Literatur angesehen wird und dessen zahlreiche Werke noch lange eine unerschöpfliche Fundgrube für die kommenden Geschlechter, für Dichter, Schriftsteller und Philologen bleiben werden, hat sich mit seinem Hauptwerke, dem serbischen Wörterbuche (Wien 1818, verbessert und erweitert 1852) ein unzerstörbares Denkmal gesetzt. Die alte serbische Orthographie, welche Vuk vorgefunden, bestand in einem regellosen, sedimentär aufgebauten System: er gründete die Orthographie auf den rückhaltlosesten Grundlagen der Phonetik und folgte damit dem Beispiele der griechischen Sprache. Das geeignetste Hilfsmittel hiezu war sein Wörterbuch, ein Riesenwerk von Fleiss und Ausdauer, das aus 48.000 Wörtern bestehend, als ein Unicum in der Weltliteratur angesehen werden muss. Dasselbe ist keine schablonenhafte Sammlung von Wörtern, sondern ein Spiegel der lebendigen Volksrede in ihren Lauten, Accenten und Silben; dabei alles mit Sprichwörtern, Sagen, Räthseln und Versen aus der Volkspoesie illustriert und erläutert.

Grosses Lob gebürt deshalb auch den Redactoren der Neuauflage P. P. Gjorgjević und Ljub. Stojaković, dass sie, von pietätsvoller Liebe geleitet, weder neue Wörter aufnahmen, noch auch etwas an der bewährten Methode Vuks änderten. Es sind bloss solche Wörter aufgenommen worden, die Vuk selber noch bei Lebzeiten für eine Neuauflage vorbereitet hatte, und nur solche Änderungen vorgenommen worden, wie solche in Vuk's handschriftlichem Exemplar als Randglossen angebracht gefunden wurden. Im ganzen gibt es in der Neuauflage etwa um 700 Wörter mehr als in der zweiten Auflage und trotz zahlreicher Verbesserungen weist die jetzige Ausgabe blos um 30 Druckseiten mehr auf als die frühere, ein Umstand, der von der minutiösen Gewissenhaftigkeit der Redactoren und ihrer Ökonomie hinsichtlich des Raumes ein sprechendes Zeugnis gibt.

Der Preis von 18 Dinaren (fl. 9.60) darf für ein solch monumentales Werk, das noch lange eine unversiegbare Fundgrube für slavische Philologie bilden wird, als ein minimaler bezeichnet werden.

—c—

Bosnien und das croatische Staatsrecht. Von Dr. Petrinjensis (Agram, 1898. A. Scholz. 260 Seiten. Preis fl. 1.50).

Wenn der Verfasser einer wissenschaftlichen Studie — und als solche will auch das vorliegende Buch gelten — in den Mantel der Pseudonymität sich hüllt, so kann man stets auf eine Tendenzschrift schlimmster Art gefasst sein. Die Vermuthung, eine solche Tendenzarbeit auch in obiger »historisch-juridischen Studie« vorzufinden, erweist sich denn auch als vollauf gerechtfertigt, denn die grosscroatischen Utopien haben in Dr. Petrinjensis einen besonders eifrigen Verfechter gefunden.

Von der fälschlichen Erklärung ausgehend, die 1878er Occupation Bosniens und der Herzegowina werde als Act betrachtet, der sich lediglich mit dem mittelalterlichen Faustrechte rechfertigen lasse, indessen die habsburgische Dynastie, als Trägerin der Krone des Königreichs Croatien, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hatte, die alten croatischen Provinzen zu occupieren und mit dem Mutterlande zu vereinen, versucht der Verfasser auf Grund historischer Daten das unbestrittene Recht Coatiens auf die occupierten Länder nachzuweisen, wobei

er sich in das Gestrüppe jener sattsam bekannten staatsrechtlichen Auseinandersetzungen verirrt, die am croatischen Landtage von Seiten oppositioneller Volksvertreter jahraus jahrein ungezähltemale wiederholt werden.

Es braucht wohl nicht erst darauf hingewiesen zu werden, dass die Occupation Bosniens und der Herzegowina durch unsere Monarchie nirgends als Gewaltact gedeutet wird, der sich mittels mittelalterlichen Faustrechtes rechtfertigen liesse: ist es ja doch allbekannt, dass die österr.-ungar. Monarchie vom europäischen Concerte das Mandat zur Occupierung Bosniens und der Herzegowina und zur Sanirung der dortselbst bestandenen trübseligen Verhältnisse erhalten hat — eine Aufgabe, die bis heute schon aufs glänzendste gelöst erscheint.

Falsche Prämissen führen selbstredend zu falschen Schlüssen, und wenn einfach constatiert wird, dass infolge dessen das vorliegende Buch, das sich obendrein durch nervösen Stil und gereizte Tonart auszeichnet, kaum als etwas anderes zu deuten ist, denn als eine jener parteipolitischen Tendenzschriften, wie solche den Büchermarkt alljährlich förmlich überfluten, so hat die Kritik ihres Amtes gewaltet.

Δ

Vorläufige Berichte der Balkancommission I. Über Dialectforschung auf der Halbinsel, nach den Mittheilungen der Herren Prof. D. L. Miletić in Sofia, Dr. M. Rešetar in Wien und Dr. J. Aranza in Spalato, zusammengestellt von Hofrath Dr. V. Jagić.

In neuerer Zeit begann man die dialectologischen Sonderheiten der einzelnen slavischen Sprachen eifriger zu erforschen, wobei sich die grössten Verdienste der berühmte Slavist Dr. Jagić erwarb. Er verstand es, jüngere Kräfte um sich zu scharen, sie mit flammenden Worten anzueifern und zur Wirksamkeit auf dem den meisten Sterblichen langweiligen Felde anzuhalten. Wie viele dunkle und finstere Seiten aus der Vergangenheit der einzelnen slavischen Völker in unerwarteter Helle erstrahlen werden, und wie viele nie erhofften Belege, um die sich Historie, Ethnologie und verwandte Wissenschaften vergeblich abmühen, zutage gefördert werden dürften, wer vermöchte dies heute auch nur annähernd zu sagen? Vorläufig handelt es sich darum, dass die Forschung, von reiner Liebe zur Wahrheit beseelt, ohne Beigeschmack mannigfacher nationaler Wünsche und Tendenzen, ihres Amtes walte; und dass sie auf richtiger Bahn fortschreitet, dafür bieten Namen wie die eingangs erwähnten die sicherste Gewähr.

Prof. Miletić untersucht die östlichen bulgarischen Dialecte, indessen die südlichen Gegenden von dem bereits verstorbenen Oblak zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht worden waren. Da Miletić die Resultate seiner Forschungen zu veröffentlichen verspricht, wollen auch wir seinem bezüglichen Wirken nicht vorgreifen.

Dr. Rešetar hat Montenegro durchreist und stellt über montenegrinische Dialecte interessante Untersuchungen an, wobei er zum Resultate gelangt, dass auch das montenegrische Idiom kein einheitliches, sondern in verschiedenen Gegenden ein unterschiedliches ist. Es ist dies immerhin ein augenfälliger Umstand, den Rešetar dadurch erklärt, dass das ganze Land in zahlreiche Stämme aufgetheilt ist, die bis in die neueste Zeit ganz separiert, oft sogar in Feindschaft gelebt haben.

Die kurzen Aufzeichnungen Doctor Aranza's über sprachliche Schätze längs des Meeres und auf den Inseln sind reich an neuen, höchst interessanten Momenten.

Schon dieser erste Bericht, den Prof. Jagić auf diese Weise über die Resultate seiner eifrigen Mitarbeiter in vorliegendem Buche bietet, haftet dafür, dass dieses mühevolle Unternehmen, an dessen Spitze sich die Wiener Akademie gestellt hat, vom schönsten Erfolge gekrönt sein wird.

— r

Stanislaw Belza. Nad brzegami Bosny i Narenty. (Warschau, 1898, Gebethner und Wolf.)

Auf 307 Seiten schildert der als Reiseschriftsteller vorzüglich bekannte Pole seinen Landsleuten die Eindrücke, die er an den Ufern der Bosna und Narenta gesammelt hat. In begeisterten Worten führt er seinen Lesern die Naturschön-

heiten und culturellen Errungenschaften vor, denen auch er, gleich allen übrigen schriftstellernden Touristen, in den occupierten Provinzen auf Schritt und Tritt begegnet.

In der so reich angewachsenen Literatur über Bosnien und die Herzegowina verdient das vorliegende, auch typographisch schön ausgestattete Buch einen hervorragenden Platz.

A szent földön (Im heiligen Lande). Von Dr. Béla Erödi.

Die Erfahrung hat auf dem ganzen Erdenrunde gezeigt, dass die Germanen, speciell die Deutschen, überall die besten Colonisatoren sind, und dass, wo diese einmal in grösserer Anzahl sich niedergelassen, bald auch Ordnung, Reinlichkeit uud Gesittung, gründliche Bodenverbesserung und wohlthuende Cultur daselbst ihren ständigen Sitz aufschlagen. Mit dem werkthätigen Eingreifen des energischen Hohenzollernfürsten dürfte wohl für die deutschen Ansiedelungen von Jerusalem, Haifa, Jaffa, Sarona u. s. w. und damit für den Fortschritt der Cultur im türkischen Asien eine neue Ära angebrochen sein.

So dürfte denn auch für das so lange systematisch vernachlässigte und doch stellenweise so sehr fruchtbare biblische Land eine Zeit des mächtigen Aufschwunges gekommen sein, die unserer jüngeren Generation wahrscheinlich schon in zwanzig bis dreissig Jahren, vielleicht noch früher, ein modernes, von blühendem Wohlstand durchtränktes, in jeder Beziehung anheimelndes Zion hervorzaubern wird, in dem eine Pilgerreise, pietätvollen und religiösen Eingebungen entsprungen, zugleich eine Vergnügungstour im wahren Sinne des Wortes zu werden bestimmt ist, und in dem die Erinnerung an die Leiden, Gefahren und Entbehrungen früherer Wanderer nur noch als schwacher, kaum verständlicher Wiederhall einer längst abgethanen Zeit gelten wird.

In diesem Sinne begrüssen wir doppelt freudig ein soeben in ungarischer Sprache erschienenes, mit Illustrationen und Karten hübsch ausgestattetes Buch, das sich ausschliesslich mit dem gelobten Lande befasst. Erblickten wir doch in demselben gleichsam, in Hinblick auf das Vorhergesagte, etwas wie eine letzte Abschiedserinnerung an das Land, wie es bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts gewesen, und noch dazu von einem vielgereisten Ungar, der jene geweihte Stätte zweimal besuchte, wo der Stifter des Christenthums geboren, gelitten und ausgerungen, wo die Mutter des Christenthums, der Glaube Mosis' gegründet, und wohin die ruhmdurstigen, von religiösem Feuer durchglühten kreuzfahrenden Herrscher des Mittelalters, darunter auch unser heldenmüthiger, aber wenig glücklicher König Andreas II., so viel Tapferkeit und guten Willen, aber auch so viel Blut, Elend, Hader, und mit ihren arg disciplinierten, bunt zusammengewürfelten Heeren so viel Greuelthaten und Grausamkeiten gebracht. Der Name Dr. Béla Erödis*) hat unter denen unserer heimischen Reiseschriftsteller von jeher einen guten Klang, und mit seinem neuesten Buch (»A szent földön« [Im heiligen Lande], Budapest, 1898, Lampel-Wodianer) hat er einen besonders gelungenen Wurf gemacht.

Der Verfasser gehört zu jenen Schriftstellern, die nicht nur mit offenem Auge und klarem Blick alles, was sich ihnen unterwegs beut, sehen, sondern dasselbe auch ohne selbstgefälligen Eigendünkel, aber auch ohne gespreizte Manieriertheit, dabei fortwährend in gewählter, edler Sprache und stellenweise, wo es der Gegenstand mit sich bringt, mit wahrer poetischer Wärme zu schildern wissen. Man lese nur z. B. seine Beschreibung des ersten Anblickes der heiligen Stadt, oder seine Landung in Jaffa, dann die schwungvollen Zeilen, in denen er bei der Heimfahrt noch einmal des Durchlebten und Durchschauten voll Erhebung und mit tiefem Fühlen gedenkt.

Ein Umstand kommt unserem Autor besonders zu statten: die Beherrschung der orientalischen Sprachen, deren Studium er schon als Jüngling an der Budapester Universität (Erödi gehörte nebst Professor Ignaz Goldzieher zu den Lieblingsschülern Vámbérys) eifrigst pflegte. Ich sage immer:

*) Der bekannte Orientalist Dr. Béla Erödi ist gegenwärtig Ober-Studiendirector zu Budapest und Präsident der ungarischen geographischen Gesellschaft.

Derjenige, der ein Land bereist, dessen Sprache er nicht versteht, und mögen ihm die ausgezeichnetsten Ciceroni und Dragomans und Führer für noch so schweres Geld zur Verfügung stehen, sieht alles gleichsam nur durch einen Schleier, dessen Farbe ihm nach Belieben die grössere oder geringere Tüchtigkeit und die Gewissenhaftigkeit seines bezahlten Führers aufträgt und dessen Verdichtung oder Erhellung nur von dem Gutdünken dieses jedenfalls bloss materiell interessierten Begleiters abhängt. Lässt sich dies schon von den europäischen alten Culturländern, wo den Spuren einer uralten und ehrwürdigen Vergangenheit eifrig nachgegangen wird, von Italien, Südfrankreich, Spanien sagen, um wie viel mehr vom Orient mit seinem uns Abendländern noch immer so fremdartig erscheinenden, buntgemischten Völkerleben, den so wesentlich abweichenden öffentlichen und privaten Einrichtungen, dem ganz unverständlichen Sprachengewirr, hier griechisch, dort arabisch, dann wieder türkisch, armenisch u. s. w. Erödi selber erzählt uns in launiger Weise ein Abenteuer auf seinem Rückwege von Jerusalem nach Jaffa, wo seine Kenntnis des Arabischen und Türkischen nicht nur ihm, sondern wohl auch seinen Reisegefährten das Leben, zumindest aber Hab und Gut der ganzen Wagenkarawane gerettet hatte. (Die Fahrt durch die öde Steppe des Vorjordanlandes geschah auf primitiven Wagen, da damals von einer Eisenbahn zwischen beiden Städten noch keine Idee war.) Schon überfiel die bis auf die Zähne bewaffnete Beduinenschar den Zug der Reisenden, zum Raub und zur Plünderung und Niedermetzelung der Widerstrebenden bereit, als sich unser Reisender beherzt, mit lauten Vorwürfen in ihrer eigenen Sprache an die Wegelagerer wandte, die ausser sich vor Staunen den Retter in der Noth erst eine Zeit lang anglotzten, dann ihre Gewehre sacht beiseite legten und in echt orientalischer plötzlicher Überschnappung und mit der friedfertigsten Miene der Welt sich mit ihm ins Gespräch einliessen, um bald darauf die Reisenden gänzlich ungeschoren, ja mit Segenswünschen, was mehr: sogar mit guten Rathschlägen über die »sicherste« Route nach der Küste von dannen ziehen liessen.

Einen frischen Zug in der Darstellung des vielgewanderten Verfassers bringt uns hie und da sein gesunder Humor, was in dem Lande des »Bakschisch«, wo man gerade den Humor so bald verlieren kann, sehr angenehm wirkt. So dort, wo er von dem Einschiffen in den grossen italienischen Dampfer »Achille«, der ihn von Egypten nach Palästina gebracht, spricht. Der Sturm war heftig und die kleine Nussschale hob und senkte sich haushoch, die arabischen Ruderer hatten hart zu kämpfen. Diese Einschiffungen, bis man den oft in ziemlicher Entfernung vor Anker liegenden Dampfer erreicht, haben bei hohem Seegang bereits auf europäischen Gewässern angesichts blühender Grosstädte und intensiv cultivierter, stark bevölkerter Küsten ihre grossen Unannehmlichkeiten, manchmal selbst Gefahren. Hievon könnte auch ich von meinen europäischen Seefahrten manches erzählen, besonders was das klippenreiche Skandinavien anbelangt, und wie erst vor Jaffa, wo die scharfen, eckigen Felsenriffe, die oft kaum ein bis zwei Fuss hoch aus den Wogen hervorragen, bei stürmischem Wetter das Landen oder Einschiffen zu einem solchen Wagestück gestalten, dass die grossen Passagierschiffe zuweilen gar nicht vor dieser Stadt, sondern weiter nördlich, bei Haisa, am Fusse des mächtigen Carmelberges Anker werfen. Mit diabolischer Berechnung, freilich auch mit Todesverachtung, brüllen die braunen Ruderer gerade bei der gefährlichsten Stelle mit offener Hand nach immer neuem Bakschisch. Es sind die reinen Wucherer der Elemente, und ergötzlich liest es sich, wie Erödi eine solche Scene beschreibt und uns die saueren Gesichter der Mitreisenden schildert, mit denen sie, um nur bald über die gefürchteten Klippen hinwegzukommen, wiederholt in ihre Taschen greifen, um den schlauen arabischen Nimmersatten ungezählte Kupferstücke in die weitgeöffneten Handflächen zu drücken.

Es würde zu weit führen, die einzelnen interesssanten Capitel des neuesten Erödischen Werkes hier des näheren zu beleuchten. Er führt uns nach Ramleh und zum See Genezareth, nach dem Todten Meere und Bethlehem, nach Gethsemane und auf den Ölberg, nach Hebron, Nazareth und zum Jordan. Überall versteht er es, geographische und historische Bemerkungen

mit eigenen persönlichen Erlebnissen in fesselnder Weise zu verbinden. In seinen Anschauungen über den Islamismus sich jeder Gehässigkeit enthaltend, weicht er der für sich genug beredt sprechenden Thatsache doch nirgends aus. Schön und erhebend sind seine Betrachtungen über die unsterblichen Verdienste des Judenthums für den Gottesglauben der gebildeten Menschheit, da sich ja die neue Lehre des Heilands vom Ölberge nur auf dem alten Glauben der damals einzigen monotheistischen Religion, der des hebräischen Volkes, aufbaute und überhaupt nur dieser entspringen konnte. Rührend lesen sich die Seiten des Buches, als der Verfasser in Gestalt dämmernder Erinnerungen seiner eigenen Kinder- und Jünglingsjahre gedenkt, seiner Kämpfe, Wünsche und Ideale, von denen sich eines der brennendsten, einmal das Land der Bibel, Kanaans geweihten Boden selber betreten zu können, in so herrlicher und gelungener Weise zwiefach, im hoffnungsreichen Jünglings- und im ernsten Mannesalter, erfüllen sollte. Im dürren, spärlich angebauten Gelände unserer gediegeneren Reiseliteratur muthet dieses tiefempfundene und reif durchdachte Buch uns wie eine erfrischende Oase an, in der man gewiss eine längere Zeit Halt macht, zumindest so lange, bis man die ganze schöne Reise in Gedanken mit dem wackeren Autor mitgemacht und seine treffenden Schilderungen bis zum letzten Buchstaben durchgelesen hat.

Prof. Leop. Palóczy.

Herausgeber: Prof. Ad. Strausz.

Für die Redaction verantwortlich: Kaiserlicher Rath Carl Graeser.

Secretär der Redaction: Mavro Spicer.

K. k. Hoftheaterdruckerei, Wien, I. Wollzeile 17. (Verantwortlich: A. Rimrich.)

K. k. Hoftheaterdruckerei (verantwortlich A. Rimrich), Wien, I. Wollzeile 17.

I. JAHRGANG. 1899. 3. HEFT.

DIE DONAULÄNDER.

ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

MIT BERÜCKSICHTIGUNG VON

HANDEL, INDUSTRIE UND VERKEHRSWESEN

IN DEN

LÄNDERN DER UNTEREN DONAU.

HERAUSGEGEBEN

VON

ADOLF STRAUSZ.

AUSGEGEBEN: 10. MÄRZ 1899.



VERLAG VON CARL GRAESER.

WIEN. LEIPZIG. BUDAPEST.

BUKAREST: EMIL STORCK, KÖNIGL. RUMÄN. HOFBUCHHÄNDLER

53 Calea Victoriei.





Cultus- und Culturanfänge der Croaten.

Von Prof. **Tade Smičiklas.**

Die Croaten sind ein Zweig jenes mächtigen Stammes, der in uralter Zeit seine Wurzeln über ganz Europa ausbreitete. Der Zweig ist mit dem Stamme organisch verbunden, und man kann ihn kaum besehen, geschweige denn seine Säfte und Kräfte erforschen, bevor man nicht bis zum Lebensgrunde des ganzen Stammes gedrungen ist. Um das vorchristliche Leben der Croaten zu erforschen, muss aus dem unerschöpflichen Quell des gesammten slavischen Alterthums geschöpft werden. Freilich gab es bei einem so grossen, weit verzweigten und in so fernen, von Natur aus äusserst verschiedenartigen Gegenden lebenden Volke recht bedeutende sittliche und religiöse Unterschiede. Anders war das Fühlen und Geniessen der Natur am adriatischen und anders oben am baltischen Meere. Jahrhunderte waren vergangen, seitdem sich einzelne Geschlechter von ihrem gemeinsamen Neste losrissen und erst in Jahrhunderten nach ihrer Lostrennung erscheinen sie auf der Geschichtsbühne als culturfähige Völker. Seitdem wir aber den Beginn der Geschichte der slavischen Völker kennen, seit damals ist uns auch eine eigene Sprache jedes einzelnen Geschlechtes bekannt. Schon in geschichtlicher Zeit existieren alle noch heute bestehenden slavischen Dialecte. Und die alten Sitten und Gebräuche erhalten in jedem Geschlechte durch die Sprache ihre eigene Form. Erst in dieser eigenen Form enthüllen sich uns Glaubensbekenntnis und Bräuche.

Das Glaubensbekenntnis führe uns denn in die graue Vorzeit, denn durch dieses wird der Charakter eines Volkes zuerst erkennbar. Schwer und dornenvoll ist der Weg zur annähernden Wahrheit über Religon und Bräuche der alten Slaven. Es führen uns fremde und heimische Wegweiser dahin. Fremde waren ins slavische Land gekommen und beobachteten daselbst wichtige Ceremonien; möglich auch, dass sich dieselben nur vorübergehend unter den Slaven aufhielten. Die slavischen Ceremonien erscheinen ihnen lächerlich und wunderlich, und so trachten sie denn auch nicht, deren Bedeutung zu erforschen. Ihre Aufzeichnungen sind deshalb eher eine Caricatur, als ernstliche Schilderung. Unsere einheimischen Wegweiser: Lieder, Sagen und Gebräuche, hatten

viel von Angriffen des Christenthums zu leiden, sie erfuhren aber auch durch die Zeit selber bedeutende Veränderungen, wie sich auch das Leben und die Sprache der Nation änderte.

Aus den Sagen aller arischen Völker geht hervor, dass der Anfang aller mythologischen Begriffe im lichtvollen Himmel zu suchen sei. Diese Gottheit besitzt weder eine bestimmte Form, noch einen Tempel und dennoch ist in ihm der Quell alles dessen, was zwischen Himmel und Erde und auf Erden existiert. Der lichtvolle Himmel hat allem in der Natur Leben gegeben, und der Mensch, indem er in seinem Athem sein Leben fühlt, indem er das Werden und den Verfall von Pflanzen und Thieren beobachtet, hat mit seiner Phantasie die ganze Natur belebt, so zwar, dass der lichtvolle Himmel Mensch, Pflanze und Thier Leben verliehen hat. Nach Ansicht der meisten slavischen Mythologen hat diese Gottheit Svarog geheissen — obzwar der Glaube an sie, der bis zum Zeitalter des slavischen Nomadenthums zurückreicht, heute gänzlich geschwunden ist. In der geschichtlichen Zeit hat die höchste Gottheit zuerst zoomorphischen und erst später anthropomorphischen Charakter angenommen. Ein geschichtliches Beweisstück hiefür liefert in der Hälfte des 16. Jahrhunderts Procopius, indem er berichtet: »Einen Gott Donnerer (Fulguris effectorem) erkennen sie an als einzigen Herrn dieses Universums, ihm bringen sie Ochsen- und andere Opfer dar. . . . Sie verehren auch Bäche und Nymphen und einige andere Dämonen, und opfern auch diesen, wobei sie allerlei Zaubersprüche hersagen.«

Dieser Donnergott, croatisch Perun — ein Name, der im Volksliede häufig wiederkehrt — hat nach uralten Begriffen Bäume zertrümmert und alle Wesen erzitterten vor seinem furchtbaren Pfeile. Winde brausen, Pfeile schwirren, Gräser wachsen, der Himmel hat seine Schleusen geöffnet, alles wird erfrischt, sobald der Donnerer mit seinem Samen die Erde befruchtet. Anknüpfend an diese Gottheit wird die Erschaffung der Welt in der Volkssage folgendermassen erklärt: »Anfangs gab es nichts als einen Gott; dieser schlief und träumte. Jahrhunderte lang währte dieser Traum. Es war aber Gott beschieden, aufzuwachen. Er wachte auf, blickte um sich, und jeder Blick verwandelte sich in einen Stern. Darüber wunderte sich Gott und machte sich auf den Weg, um zu sehen, was er mit den Augen geschaffen. Die Sonne brannte. Gott hatte sich erhitzt und tauchte ins Meer unter, um sich abzubaden. Als er sich wieder erhob, blieb unter dem Fingernagel ein Sandkorn haften. Dieses Körnchen fiel hinab und das ist unsere Erde. Seine Reise fortsetzend, gelangte er auch zur Erde; er war ermüdet und der Schweiss perlte ihm von der Stirne. Da fiel ein Tropfen zur Erde, er bekam Leben und ward zum Menschen.«

Vom höchsten Gotte entstanden Sonne und Morgenröthe, Mond und Abendstern; alles dies sind herrliche Kinder des himmlischen Lichtes, der Quelle alles Lebenden und Bestehenden. Doch nimmt die Sonne unter allen Kindern den ersten Platz ein. Das Volkslied erwähnt noch ihre beiden Schwestern: die ältere ist Danica (Morgenstern), die zweite, älter als die Sonne, aber jünger als Danica, ist Zora (die Morgenröthe). Sie wird als schönes Mädchen geschildert, »mit Füssen gelb bis zu den Knien und Händen golden bis zu den Schultern«; sie ist so schön, dass sie »der Sonne die Haare flicht und dem Mond den Hausflur kehrt«. Sie ist's auch, die morgens dem Monde, ihrem Bruder, die feurigen Pferde sattelt und dieselben am Abend wieder in Gewahrsam bringt.

Beide göttlichen Schwestern bereiten die Ankunft der Sonne vor, die »von Gottes Fenster« einherschreitet, welche Benennung für den Osten üblich ist. Allen Slaven war dies der Quell des Glückes, denn überall heisst es: »auch vor unsere Thür wird die Sonne kommen«. Alle erhoffen gleichmässig ihre Gerechtigkeit, denn wieder heisst es allgemein: »Gäbe es keine Armen, würde auch die Sonne nicht scheinen«. Und ein Schwur, der bis in die älteste Zeit zurückreicht, lautet: »Bei den Strahlen der Sonne«, oder: »So dich die Sonne bescheine!«

Die Hauptgeburt der Sonne fällt in die finstere, eisige Winterszeit, wenn Wolken schon längst den Himmel verdecken und ihn den Blicken der sündigen Menschheit entziehen. Es ist dies die Zeit unserer christlichen Weihnachten. So heisst es in der Volkssage: »Man fragte den Wolfen, wann er am wildesten sei und er gab zur Antwort: »Bei der Geburt der Sonne«.

Dem Anbruche des Frühlings geht ein Kampf in der Natur voraus. Im Volksliede findet sich darüber eine Stelle, wo Zora, befragt, warum sie so bleich sei, zur Antwort gibt, sie sei gestanden und habe geschaut, wie die Vilen (Feen) mit den Wolken kämpften, bis die ersteren den Sieg davontrugen.

Dieser Kampf, der die Sonne noch nicht zu voller Kraft gelangen lässt, hört erst im Frühlinge auf. Die personificierte Sonne stellte man sich im Kampfe mit finsteren Mächten, den Wolken, vor. Die Phantasie hat eine eigene Göttin als Siegerin im Norden in der Person der Vesna, und bei uns eine goldhaarige Jungfrau, die Zora, erdacht, welche der Sonne Kraft verleiht, nachdem sie im Morgenthau sich gebadet, in wunderbarer Schönheit des Himmels Höhen zu erreichen.

Leuchtet die Sonne in ihrer vollen Kraft und befruchtet sie mit ihrem Glanze und ihrer Wärme alle Pflanzen, dann drängt sich naturgemäss der Glaube auf, der himmlische Gott sei mit der Erde im

Bunde oder vermählt. Dieser Jahreszeit haben alle übrigen Jahreszeiten zu huldigen, denn was sie Gutes besässen, stammt von jener Jahresperiode, da der himmlische Gott in seiner Ehe die Erde befruchtete. Es existiert ein herrliches Volksgedicht »Wie Gott die Erde ehelichte«, worin unter Vorführung christlicher Heiligen die uralte heidnische Hymne sich birgt, in welcher das bekannte Mysterium der Befruchtung der Erde durch den Samen des himmlischen Gottes geschildert wird, wobei alle Götter in höchster Pracht und Majestät erscheinen, um Zeugen dieses Actes zu sein.

Nach dem höchsten Glanze der Sonne bereitet sich deren Scheiden vor, welches der Erde Traurigkeit, der Welt aber Finsternis bringt. Es beginnt der Kampf mit der Finsternis, der »Mora«; es ist dies wahrscheinlich der Name jener dunklen Gewalt, welche die »Nacht, den Winter und den Tod darstellt«. Die Erde wird mit Schnee bedeckt und »mit neunfachem Eise« gefesselt sein, alle Früchte der Sonne werden zugrunde gehen. Böse Geister werden der Erde entsteigen und mit ihrem Odem die Wolken schwellen machen, und wie im Sommer aus den vom Hause Gottes entstandenen Wolken der Thau, die himmlische Nahrung des Bodens, d. h. der Regen, zur Erde fiel, so wird jetzt durch die dunklen, finsteren Gewalten, die »Teufel«, d. h. durch die Feinde des Menschen, Eis und Schnee die Erde bedecken. Wohl sendet die Sonne hie und da ihre sengenden Strahlen zu diesen Wolken und verjagt dieselben, aber alsbald gewinnen die bösen Geister die Oberhand, ihre kalt brausenden Winde machen die Wolken schwellen, diese bedecken die Erde wieder mit Schnee und halten sie in eisigen Fesseln, dass die Sonne nicht zu ihr zu dringen vermag.

Darüber, wie die Personification des Gottes der Finsternis beschaffen war, gibt es wenige Anhaltspunkte, sie muss aber sehr verschiedenartig gewesen sein. Lediglich dem Einflusse des Christenthums ist es zuzuschreiben, dass zwei bedeutende römische Kaiser, Trajanus und Diocletian, die beide auf croatischem und nachbarlichem Terrain als Verfolger der Christen in Pannonien und Dalmatien eine wichtige Rolle spielten, als Götter der Finsternis betrachtet werden. Ersterer musste vor der Sonne flüchten, die ihn schliesslich ereilte. Dies macht uns die Dunkelheit zur Sommerszeit erklärlich. Letzterer hielt die Sonne in seinen Fäusten (die grosse Dunkelheit an Wintertagen), bis sie ihm der Herr des Himmels durch seinen Gesandten auf listige Weise entwendete: es ist dies die Geburt der Sonne nach ihrer Befreiung aus den Fesseln der Finsternis.

Das oben erwähnte Wort Mora kann bei uns nur jene Bedeutung haben, die man bei den nordischen Völkern der Göttin Morana bei-

misst: den Tod. Die Mora (Alp) setzt sich zur Nachtzeit dem Menschen auf die Brust. um ihn zu würgen, wobei sie sich mit Vorliebe Jünglinge auserwählt, da deren Blut süss ist. In diesem schweren Zustande, in welchem die Circulation des Blutes stockt und des Menschen Athem stillzustehen beginnt, fühlt er eine Finsternis, die seinen Geist umnachtet. Es ist dies wie der Beginn des Todes. Deshalb ist es wahrscheinlich, dass sich in diesem Worte die alte Gottheit der Finsternis, später des Herrschers der Unterwelt, erhalten hat.

In der Zeit der Übermacht der Finsternis war es dem Menschen ein Trost, den Mond anzublicken, den man sich bei uns verschiedenerlei, zumeist als den Bruder der Sonne, erklärt. Zur Zeit des Nomadenthums war der Mond gross und mächtig, weshalb er auch im Volksliede mit Vorliebe als Hirt besungen wird:

»Gross ist die goldene Herde am klaren Himmel,
Ein einzig Hirtlein schreitet nachdenklich einher,
Um in einer Nacht den ganzen blauen Himmel zu weiden.«

Die Mondphasen scheinen in ältester Zeit ein wichtiger Bestandtheil der Gottesverehrung gewesen zu sein und die zwölf Monde wurden erst mit Einführung des Sonnensystems gefeiert. Seit damals heisst es »der Mond wärmt die Kaiserin* (d. h. die Sonne) am Abend«.

Wir glauben kaum fehlzugehen, wenn wir bloss als Metapher der Göttin Sonne die Verehrung des Feuers annehmen, welches die Gott dargebrachten Geschenke, die Opfer, zu verzehren hatte. Woraus die Opfer der alten Slaven bestanden, hat uns Procopius deutlich übermittelt und aus den restlichen Volksbräuchen der Croaten und Serben geht hervor, dass nicht nur Thiere, sondern auch Früchte aller Art, Mehl, Salz, Fett, Wein, ja sogar Geldstücke geopfert wurden, »auf dass sich, wie viel Funken im Feuer seien, so vielmal alles Lebende und Nichtlebende vermehre«. Der häusliche Herd galt dem alten Heiden als heiliger Altar, bei ihm schwor er, wie bei der Sonne, und noch heute ist der Schwur erhalten: »So möge mein Herd durch mein Blut nicht verlöschen«.

Gotteshäuser haben unsere heidnischen Vorfahren keine besessen. Wurden im Namen eines »Pleme« (Geschlecht, Völkerschaft) Opfer dargebracht, so erstieg man einen Berg, von welchem aus der ganze Sprengel des Geschlechtes überschaut werden konnte. Auf jenen Höhen loderte, gleich dem Lichtgotte über den Wolken, ein mächtiges Feuer, welches die dargebrachten Opfer verschlang, wobei das bekränzte Volk

*) Im Original heisst es »den Kaiser«, denn im Croatischen ist die Sonne nicht weiblichen Geschlechtes.

in Liedern und Spielen seinen Gott verherrlichte. Oder man begab sich zu den Quellen lebendigen Wassers, in dessen Klarheit und ewigem Laufe die Gewalt des lichten Gottes sich spiegelte, während gute Geister die Opfer umschwebten, um deren Duft vor Gottes Thron zu bringen. In stehenden oder übelriechenden Gewässern herrschte er nicht. Daselbst hauste der Gott der Finsternis, der aber in heidnischer Zeit nicht jene Gewalt besessen haben mag, wie sie uns später von christlichen Priestern geschildert wurde.

Ausser den himmlischen Göttern gab es Lichtgeister, die vorerst in den Wolken hausten und erst später zur Erde herabstiegen und daselbst im Dienste des lichtvollen Gottes thätig waren. Bei uns waren es die Vilen (Feen). Schon ihr Beiname »die Goldhaarigen« bezeugt, dass ihr Ursprung in den Sonnenstrahlen zu suchen sei, noch mehr aber spricht dafür das Eigenschaftswort »weisse« Vila, worunter immer etwas Lichtes, Klares verstanden wird. Die Vilen werden als junge, herrlich schöne, blasse Mädchen in dünnem, weissem Gewande und mit langem, aufgelöstem Goldhaare dargestellt. In diesem Haare liegt ihre Kraft, ja ihr Leben. Ihr Leib ist zart, durchsichtig und leicht, gleich dem eines Vogels, ihre Augen voll Glanz, der Ton einschmeichelnd und wohlklingend.

Dass die Vilen von den Lichtgeistern aus den Wolken abstammen, dafür haben wir zwar wenig Belege, aber die spärlich vorhandenen zeichnen sich durch grosse Schönheit aus. Das Volkslied nennt sie »Wolkenfeen«. Es heisst da:

»Weisse Vila hat sich eine Burg gebauet,
Nicht am Himmel, auch nicht auf der Erde,
Doch hoch oben auf dem Ast der Wolke.
Ganz aus Gold ist da das eine Thor ihr,
Ganz aus Perlen ist das Thor, das zweite,
Ganz aus Purpur ist das Thor, das dritte.«

Am dritten Thore sitzt die Vila selber und schaut:

»Wie der Blitz sich mit dem Donner spielet.«

Nach dem Liede einer bescheidenen Maid zu urtheilen, stehen die Vilen im Dienste des Donnergottes; sie singt nämlich:

»Bin ja keine Vila, um die Wolken zu verdichten,
Bin ein Mädchen, um vor mich zu schauen.«

Später hat die Volkssage aus den Wolken Berge und Alpen gemacht, deshalb sind »Bergfee«, »Alpenfee« und »Wolkenfee« synonyme Begriffe.

Die Wolkenfeen hatten blanke Waffen zu schmieden. Sie selber schiessen ihre Pfeile auf ihre Beleidiger ab und treffen immer tödlich

ins Herz, in den Arm oder Fuss. Die Vilen sind Heilkünstlerinnen, imstande, den Menschen wieder zum Leben zu erwecken. Sie sind auch Prophetinnen, die den Menschen ihr Geschick voraussagen.

Wohl geübt im Umgehen mit Pfeil und Lanze, sind die Vilen kriegerisch, gleich den Walküren im Norden. In ihren blutigen Kriegen glauben unsere Vorfahren auch an die Theilnahme geheimer Wolken- und Berggeister. Auch die Bergfeen bekriegen sich untereinander und dann erdröhnt der ganze Berg vom Geschrei und Lärm, und es erzittert der Erdboden. Dem Volke oder dem Helden, welchem sie wohlwollend gesinnt sind, stehen sie bei; mit letzterem schliessen sie nicht selten Bruderschaft als dessen Schwestern. Manchem Helden, so dem südslavischen Nationalhelden Marko Kraljević, reichen sie die Brust, aus der er übernatürliche Kraft saugt. Sie sind weiters Verkünderinnen der Freiheit, Inspiratorinnen zum Kriege, deshalb so manches Volkslied mit dem Satze beginnt:

»Es ruft die Vila fernher von den Bergen . . . .«

Selbstverständlich lieben die Vilen Spiel, Gesang und Musik. Der Volksgenius nimmt denn auch an, er habe durch die Vilen Gottes Stimme erhalten. In den Feenschlössern, dort oben in den Bergen der Vilen, wurde so lange dem Tanze gehuldigt, bis alle Vilen zusammenstürzten. Hegten sie Neid gegen irgend einen Helden, so wurde er in ihren Reigen geschleppt, woselbst er so lange tanzen musste, bis er seinen Geist aufgab. Sobald aber einer im Tanze Sieger blieb, ward er als Bruder aufgenommen und war, in Noth gerathen, stets ihrer Hilfe theilhaftig. Ihr Gesang war so zauberhaft, dass derjenige, der ihn einmal gehört hatte, an menschlichem Gesange keinen Gefallen mehr zu finden vermochte.

Was die Volkssage über »Wasserfeen« aufbewahrt hat, gehört grösstentheils ins christliche Zeitalter. Die Wasserfeen scheinen übrigens bloss den wirklichen Ursprung und die Bedeutung der Wolken- oder Bergfeen zu erklären, dass diese nämlich ursprünglich in den Himmelsgewässern hausten. Und als das Christenthum den heidnischen Göttern und Göttinnen dämonische Kräfte zuzuschreiben begann, die vom Teufel selber aufgebaut wurden, um den gesunden Menschenverstand zu verwirren, da hat man auch die Wasserfeen derart entstellt, dass sie, der Sage nach, aus den Wolken voll himmlischen Thaues in Sümpfe, den Sitz dunkler Gewalten der Unterwelt, hinabgestürzt wurden. Auf diese Weise entstand in christlicher Zeit aus dem Feentanze in den Wolken »der Hexenreigen«. Wer von den Menschen dahin gelangte, den haben »Teufel dahin getragen«, um oben mit den Feen

»die Wolken zu verdichten«, Hexenmeister zu werden und »bei Ungewitter, bei Sturm und Hagel die Wolken zu lenken«. An Stelle der lichten, weissen Vilen setzte das Christenthum alte Weiber oder »Hexen«. Aus dem Gotte der Sonne entstand der Lindwurm und der Drache, der die Luft durchfliegt, die Wolken lenkt und über die Saaten verheerenden Hagel bringt.

Neben den Vilen nehmen in der Mythologie den ersten Platz die »Schicksalsgöttinnen« ein. Gewöhnlich kennt die Sage deren drei Schwestern, schöne, in Weiss gekleidete Jungfrauen. Sobald das Kind geboren wird, erscheinen die Schicksalsgöttinnen an seiner Wiege mit ihren Gaben. Die beiden ersten bringen gewöhnlich Gutes, schliesslich aber geschieht dennoch das, was von der letzten beschieden wurde. Was diese drei Schwestern beschieden haben, das ist das »Schicksal«. Glück und Schicksal ist laut dem Volksliede identisch. So heisst es denn auch: »Das walte Gott und unser gutes Glück;« oder »Es begegne Ihnen das gute Glück und Gott selber, der Herr.« Vom Menschen, dem alles missglückt, heisst es: »Das böse Glück lässt ihn nicht.« Das Glück wird in der Gestalt einer herrlichen, das Unglück aber in derjenigen einer schwächlichen, zerlumpten Jungfrau personificiert. Jedermann war im Besitze der einen oder der anderen. Sobald die Menschen in Streit gerathen, springt jede dem Ihrigen zu Hilfe.

Ausser diesen Göttern und ihren dienstbaren Geistern glaubten unsere Vorfahren noch an die Hausgötter oder Pänaten, als die Schutzpatrone des Stammes oder Geschlechtes. Dieser Glaube ist so allgemein, dass einige geniale Erforscher der Culturanfänge zur Annahme gelangten, dass bei allen Völkern ihr erster und höchster Gott ihr Stammvater sei. Dass den alten Croaten schon das Wort »Grossvater« (djed) als Heiligthum galt, erhellt aus dem Umstande, dass die Bogumilen das Oberhaupt ihrer Kirche »Grossvater« nannten. In Montenegro beispielsweise herrscht der Glaube, in der Stadt Obod schlafe »ihr Grossvater Ivan«, der erwachen und Montenegro mit Cattaro und dem blauen Meere vereinigen werde. Und was bei den Russen als Glaube gilt, jedes Haus habe seinen »kleinen Gott« (»božić«), das hat sich bei uns in dem ähnlich lautenden Taufnamen erhalten. Unsere Ahnen führen heute freilich den Namen des einen oder anderen christlichen Heiligen, der dann als Hauspatron gilt. Deshalb wird auch heutzutage in Slavonien das Bild des Hauspatrons ins Fundament gelegt, ein Act, der lebhaft an die Opfer erinnert, die von unseren Vorfahren ihren Pänaten dargebracht wurden. Es waren das zumeist furchtbare Blutopfer. Am gewöhnlichsten geschah es bei Neubauten, dass man den Feind ergriff und ihn lebendig ins Fundament einmauerte, damit sein Blut unter dem Gemäuer verspritzt werde. An die uralte Zeit erinnert

die Erbauung der Stadt Scutari, wie sie im Volksliede geschildert wird. König Vukašin und dessen beide Brüder erbauen die Stadt, sie können aber das Werk nicht vollenden, denn bei Nacht zerstören die Vilen alles, was bei Tag erbaut wurde, mit dem Bemerken, die Erbauung der Stadt werde nicht gelingen, bis nicht ein Menschenpaar gleichen Namens: Stoja und Stojan gefunden und ins Fundament eingemauert würde. Das gewünschte Menschenpaar ist nirgends aufzutreiben, so besprechen denn die Brüder, dasjenige Weib Eines von ihnen solle eingemauert werden, welches als erstes das Mittagsmahl bringen werde. Die beiden älteren Brüder verrathen das Geheimnis ihren Weibern, die jüngste erfährt nichts. Sie kommt und wird eingemauert. Hier sei auch die Sage vom blutigen Stein zwischen Croatien und Krain erwähnt, woselbst als Wahrzeichen, dass hier die Grenze sei, zwei croatische Burschen und ein krainisches Mädchen lebendig begraben wurden; drei Tropfen Blutes aber, die durch den auf sie gewälzten Stein gedrungen seien, wären noch heutigen Tages sichtbar.

Derartige Opfer forderten die Pänaten bei wichtigen Bauten oder an Grenzscheiden, damit das Haus seine Weihe erhalte und die Landesgrenze von jeglichem Übel bewahrt bleibe und als Schutzwehr vor dem Feinde gelte. Zumeist wurden aber dennoch, wie dies Spuren bei allen slavischen Völkern darthun, Thieropfer dargebracht.

Mit dem Glauben an die Pänaten ist bei allen primitiven Völkern der Glaube von der Seele verbunden, die, vom Stammvater zuerst seinem Nachkommen eingehaucht, später von Geschlecht zu Geschlecht gewandert ist. Es hat auch infolge dessen jedermann die körperliche Gestalt seines Vaters, Grossvaters oder Urgrossvaters. Sieht jemand seinem Grossvater oder einem seiner Vorfahren, an welche man sich noch erinnern kann, nicht ähnlich, dann ähnelt er ganz bestimmt einem Ahnen, dessen sich freilich niemand mehr zu erinnern vermag.

Zahlreiche Bräuche bei Bestattungen weisen darauf hin, dass die Slaven an ein neues Leben jenseits des Grabes, mithin an die Unsterblichkeit der Seele glaubten. Nach der Meinung unserer Vorfahren ist die Seele ein Funke des ewigen himmlischen Feuers, jedoch in den Körper eingeschlossen, aus welchem er nach dem Tode zu seinem Ursprunge zurückkehrt. Deshalb bedeuten auch heute noch »Sternschnuppen« todte Seelen, und in »heller Flamme auflodern« heist, seine Seele in Erregung bringen. Ebenso ist »verlöschen« identisch mit »sterben«, oder »das Haus ist erloschen« gleichbedeutend mit dem Begriffe »Alles ist ausgestorben«. Die Seele ist ein Hauch,*) der dem

*) Im Croatischen haben beide Worte sogar dieselbe Wurzel: duša = Seele, dah = Hauch.

Munde entflieht. Sie ist etwas Materielles, das später in halblichtem Schatten weiter bestehen wird. Nur eine schlechte Seele wird in einen Vogel, Schmetterling oder in sonst ein fliegendes Wesen verwandelt. Erst späterhin, als infolge des Kampfes zwischen dem Heidenthum und Christenthum die Welt der christlichen Engel und Geister entstanden war und es nebst diesen auch heidnische fliegende Geister gab, trat der Glaube auf, dass auch die gute Seele die Gestalt einer Taube, also wieder eine Lichtgestalt, annehme, indessen die »schwarze« Seele, wie schon der Name andeutet, die Gestalt eines schwarzen Vogels erhielt.

Fest war der Glaube unserer Ahnen, die Seele setze auch jenseits des Grabes ein glücklicheres Leben fort. Hie und da sei sie jedoch wieder in ihre geliebte ursprüngliche Gegend zurückgekehrt, und zwar, nachdem der Verstorbene jemandem im Traume »erschienen« war. Auch sonst war der Connex der Lebenden mit den Hingeschiedenen ein sehr lebhafter, sie sahen ihre lieben Todten und nahmen deren Rathschläge an. Als die heilige »Linde« erblüht war, woselbst die Geschlechts- und Verwandtschaftsopfer dargebracht wurden, ward sie mit verschiedenen essbaren Gaben für die Todten geschmückt, indessen man in den rauschenden und winselnden Zweigen das Gemurmel der Dahingeschiedenen zu hören vermeinte. Nachher wurden die Gaben von den Lebenden selber verzehrt und auch hiermit ihr steter Verkehr mit den Todten gefeiert. Als Überbleibsel dieses alten heiligen Brauches wird auch noch heutigen Tages zu Allerseelen am gedeckten Tische ein wenig Wein und Nahrung »für die todten Seelen« zurückgelassen.

Drüben, jenseits der wolkigen Gewässer, befindet sich die Behausung der Sonne, woselbst sie von ihren weiten Reisen ausruht: das ist das Paradies. Also wurde von unseren Stammvätern jener lichte Fleck genannt, der später in den Sagen als »Glasberg« vorkommt. Dort herrscht ewiger Frühling, immer ist alles Gewächs in Sonnenglanz gebadet, die Vögel singen so herrlich, dass das ganze Leben einer Minute gleicht.

Beschwerlich, ja ungangbar und unnahbar sind die Wege dahin. Kaum hatte sich die Seele vom Körper losgetrennt, da flog sie von Ast zu Ast, d. h. von Wolke zu Wolke in Vogelgestalt, deshalb lautet auch heute noch der Wunsch: »Leicht sei ihm die Seele«, d. h. sie fliege schnell und eilig in jenes lichte Gefilde. Wehe dem, der in finsterer Winterszeit starb, wenn eisigkalte Wolken den Himmel bedecken! Dann ist der Kampf mit den bösen, finsteren Geistern ein unausgesetzter und langwieriger, die arme Seele verschmachtet vor Kälte durch jene eisigen, finsteren Geister oder Winde, mit denen sie so lange zu kämpfen hat. Daher auch der noch heute bestehende Glaube, dass, sobald die schwarze Seele einer Hexe entflieht, Winde sich erheben, und der

Himmel sich umwölke. Die bösen Geister ziehen nämlich heran, um sie an den verdienten Ort zu führen. Wen jedoch die Götter lieb hatten, den riefen sie bei schönem Wetter ab, da die Seele leicht und ungestört entfliehen konnte; die »lieblichen hellen Winde«, d. h. die lichten Geister trugen sie auf den Lichtberg oder ins herrliche Thal, welches so schön erblühte, als wäre es »eine prachtvolle Stickerei«. Die Seele wandert auf der Himmelsstrasse, »Milchstrasse«, die deshalb schön und weich, in späteren Sagen mit den Kleien des heiligen Petrus bestreut ist.

Sobald die Seele dortselbst angelangt war, sah sie sich in Gesellschaft ihrer Ahnen und jener Seelen, die aus ihrem Geschlechte erst geboren werden. Daher sammelte sich um den Sterbenden das ganze Dorf, damit jeder seinen verstorbenen Lieben Kunde zukommen lasse. Die Verwandten entboten ihre Grüsse dem Todten im Sterbezimmer, indessen die Nachbarn ihm durchs Fenster zuriefen: Grüsse mir den Paul, Markus u. s. w. Es wurden ihm auch, wie Reste in alten slavischen Gräbern darthun, Geschenke für die Dahingeschiedenen mitgegeben.

Dem Glauben an das zukünftige Leben gemäss waren auch die Funeralien. Nicht alle Slaven wurden in gleicher Weise bestattet. Die Leichen wurden theils verbrannt, theils begraben. Letzterer Fall geschah nicht an irgend einem Sammelpunkte, sondern stets in der Nähe des betreffenden Hauses. Später gieng man aufs Feld, und zuletzt auf die Spitze eines Berges. Die Männer begrub man nie allein. Noch im VI. Jahrhunderte folgten nach altem Brauche der indo-arischen Völker die Weiber ihren Männern ins Grab. Es geschah dies jenem Gesetze gemäss, wonach jenseits des Grabes das irdische Leben seine Fortsetzung fände.

Bei einzelnen Stämmen wurden die Leichen auf Scheiterhaufen verbrannt, damit die lieben Todten, von den Fesseln des Körpers befreit, leicht in die lichten Himmelshöhen zu fliegen vermöchten. Wehte ein Wind, dann konnte die Seele im Nu vor das Antlitz des Herrn des glanzvollen Himmels emporfliegen. Und vibrierte vom lärmenden Gesange der Zurückgebliebenen die ganze Luft, dann glaubte man, auch die laut Singenden machten der Seele Wind, der sie emportrüge. Hierauf wurde Asche gesammelt und ein Hügel daraus gemacht. Daraufhin ward am Grabe des Dahingeschiedenen in unbeschreiblicher Lustbarkeit der Leichenschmaus (»Karmine«) abgehalten. Fremde Schriftsteller drücken ihre Verwunderung über diese grosse Lustbarkeit auf slavischen Gräbern aus, namentlich bei jenen Stämmen, die auf den Gräbern tanzen und alles verzehren, was vom Verstorbenen zurückgeblieben. Die Slaven hielten eben an dem Glauben fest, sie hätten in dem Verstorbenen zu ihren Angehörigen einen Boten geschickt, der über

alle ihre Leiden berichten werde. Wenn nothwendig, werde er ihnen aus Gottes Schosse auch Hilfe senden. Daher denn ihr Freudenfest. Dass man übrigens den Todten nicht beweinen solle, geht aus einem Volksliede folgenden Inhaltes hervor: Eine Mutter hatte ihr einziges Kind verloren und weinte so bitterlich, dass sie auch Steine zu rühren vermocht hätte. Einst sah sie im Traume eine Schar von Kindern; jedes hielt eine Kerze in der Hand; schliesslich erblickte sie auch ihr eigenes Kind. Sein Hemdchen war ganz durchnässt, in der Hand hielt es einen Becher; es blieb hinter den übrigen zurück, denn es vermochte sich kaum vorwärts zu bewegen. Die Mutter eilte ihm zu Hilfe und umfieng es stürmisch mit ihren Armen. Da sprach das Kind: »Wie heiss ist doch der Mutter Umarmung! Aber weine nicht, Mutter, ich muss deine Thränen in meinen Becher sammeln, sieh', wie voll er ist, und auch mein Hemd ist von deinen Thränen ganz durchnässt.« Dass unsere Alten glaubten, den guten Menschen werde es nach dem Tode besser ergehen, als den schlechten, erhellt aus dem Worte »Hölle« (»pakao«), welches uralten Ursprunges ist. Noch deutlicher aber geht dies aus dem Glauben an gewisse böse Geister hervor, die noch heutigen Tages die Phantasie des Volkes beunruhigen. So der Glaube an die Wehrwölfe. Der Glaube, die schlechte Seele müsse nach dem Tode in ein Thier einziehen, ist alten Datums. Bei den Polen heisst es noch heute: nur jene Wölfe werden den Menschen zerfleischen und verzehren, denen eine Menschenseele innewohnt. Bei uns ist (nach Vuks Erzählung) der Wehrwolf ein Mensch, in den nach vierzig Tagen ein satanischer Geist gefahren ist und ihn zum Vampyren belebt hat. Demgemäss verlässt der Vampyr nachts sein Grab, würgt in den Häusern die Menschen und saugt ihr Blut aus. Der Glaube der Mahomedaner aber, dass der böse Mensch in ein Schwein verwandelt wird, dürfte auch nichts anderes sein, als die alte Form jenes Glaubens, wonach die Seele eines schlechten Menschen in ein Thier sich verwandelt.

In engem Zusammenhange mit Religion und Cultus ist die Schrift. Das älteste schriftliche Zeugnis der Slaven ist die Erwähnung eines geschriebenen Vertrages zwischen den Croaten und dem römischen Papste. Aber angenommen, diese Nachricht sei wahr, so ist sie noch keineswegs ein Beweis für slavische Schrift, denn der Banus der Croaten mochte wohl, wie so manche Barbarenhäuptlinge, schreibkundig gewesen sein, das Volk aber konnte nicht schreiben. Wahrscheinlicher ist es, dass man sich damals einer Zeichenschrift bediente, wie denn auch die Worte »pisati« und »slikati«, »schreiben« und »malen«, im Volke noch heute identische Begriffe sind.

Schliesslich sei, anknüpfend an die alte Religion, auch noch der Lieder und Sagen gedacht, die einen wesentlichen Bestandtheil der

Gottesverehrung bildeten, und auf denen wir das Bild des slavischen, namentlich des croatischen heidnischen Cultus aufbauten. »Wo es ein slavisches Weib gibt« — sagt Šafařík — »dort ist auch das Lied. Haus und Hof, Berg und Thal, Wiese und Wald, Garten und Weinberg, alles wiederhallt von ihrem Liede . . . Wir glauben, behaupten zu dürfen, es gäbe in Europa kein Volk, welches eine Naturpoesie in solcher Menge, Reinheit, Herzlichkeit und Wärme aufzuweisen vermöchte.«

Zu jener alten Zeit, als der Gott des Lichtes mit seiner Seele oder mit dem himmlischen Feuer jeder Pflanze und jeglichem Wesen Leben einhauchte, als der Mensch mit Bewunderung die Erscheinungen der Natur beobachtete, da feierte er Gott zuerst in fröhlichen Ausrufen und später in Liedern. Nachher kamen erst Opfer und Gebete. Deshalb bestehen auch die Gebete unserer Vorfahren aus lauter Liedern. Damals fanden ihre das himmlische Donnerspiel nachahmenden Lieder aus den Bergen lebhaften Wiederhall in den Thälern und machten die Herzen des ganzen, vom Gottesruhme begeisterten Stammes erbeben. Auf die Frage, was für Lieder es unter den noch heute bestehenden sind, deren Kern zumindest in die Urzeit zurückreicht, kann die bestimmte Antwort ertheilt werden, dass es rituelle Lieder gewesen sind, denn nur solche konnten sich durch Ceremonien leichter erhalten.

Dass unsere Ahnen aber auch ihre Heldenthaten besungen haben, erhellt aus dem Umstande, dass es unter ihnen Männer gab, welche die Pflege des Liedes als Beruf betrieben, wie dies aus dem Zeugnisse des Theophylaktes Simoccatto aus dem VII. Jahrhunderte hervorgeht, welcher da erzählt, dass die kaiserlichen Häscher dreier Slaven habhaft wurden, die weder in Eisen gekleidet, noch mit Kriegswaffen versehen waren. »Sie trugen bloss ihre Laute mit sich, um darauf zu spielen, denn in die Kriegstrompete vermochten sie nicht zu stossen.« Dies allein bietet uns den Beweis dafür, dass es auch Heldenlieder oder eine epische Poesie gegeben hat, denn Männer, von Beruf Spielleute und Sänger, konnten doch nur epische Lieder zum Vortrage bringen. Das lyrische, religiös-rituelle Lied war an die Hausscholle gebunden, in ferne Kreise konnten nur Lieder von Heldenthaten eines ganzen Stammes getragen werden.

Das über das Lied Gesagte hat seine Geltung auch für die Sage, nur ist diese, im Vereine mit den Räthseln, Zaubersprüchen und Sprichwörtern, ein wesentlicher Theil des häuslichen Lebens. In den Sagen säuselt auch heute noch der slavische Mythos; vieles, was in den Liedern enthalten war, erklärten die Ahnen ihren Kindern in schlichten Worten: das Lied gieng in Verlust, die Sage blieb. Mittelst Zaubersprüchen versuchte man der Natur dem Menschen nutzbringende

Kräfte zu entlocken. Zur Lösung von Räthseln bedurfte es einer besonderen Gottesgabe. Die Sprichwörter bildeten Gesetze des häuslichen Lebens gegenüber den Gesetzen Gottes und der Natur.

* * *

Und so wären wir denn zur slavischen oder croatischen Familie, diesem ersten Tempel slavischen Lebens, angelangt. Als eine lebendige Quelle für jene alte Zeit der slavischen Völker erachten sämmtliche Forscher auf diesem Gebiete die Genossenschaft (Communion), aus welcher das gesammte öffentliche und staatliche Leben der Slaven erwachsen ist. »Die Genossenschaft«, definiert Bogišić, »ist jene Familie, woselbst mehrere einzelne Menschen desselben Blutes zusammen leben und eine einzige Wirtschaft, die ihr Gemeingut bildet, unter der Leitung eines Oberhauptes, welches sie in der Regel selbst erwählen, gemeinsam betreiben. Uns, die wir an juridische Begriffe einer fremden Familie gewöhnt sind, leuchtet natürlich der innere Zusammenhang dieser Gemeinschaft nicht sofort ein.«

Der Ursprung und die Entwickelung der Genossenschaft zeigt uns den slavischen Grundbegriff vom eigenen Blute. Ein Vater hatte mehrere Söhne, es heirateten alle und blieben mit ihrem Vater unter einem Dache. Nach des Vaters Tode erwählten sie einen zu ihrem Oberhaupte und auch ihre Söhne heirateten nacheinander. Auf diese Weise entstand eine sehr grosse Genossenschaft, die sich nicht selten entzweite, wodurch eine neue Genossenschaft sich bildete. Solchermassen entstand eine grössere Häusergruppe und mehrere Familien bildeten ein Dorf, welches zumeist aus Verwandten bestand, die, als Söhne eines Stammvaters, auch einen gemeinsamen Namen führten. Bloss die Weiber verliessen das Haus, deshalb vermag aber auch das Volkslied nicht genügend zu betonen, wie das Mädchen »in die Fremde zu einem Fremden« zieht. Bei unseren Vätern bildete die Genossenschaft eine kleine Welt, deshalb die zähe Vertheidigung der häuslichen Schwelle, wobei sie als unbezwingbar erscheinen. Und ist beim Entstehen der Sprache jedes Wort ein Bild, dann geben umsomehr jene hunderte der verschiedensten verwandtschaftlichen Benennungen ein durch das Heiligthum eines Blutes illuminiertes magisches Gesammtbild. Nach unserem Dafürhalten dürften die verwandtschaftlichen Abstufungen in der Hausordnung und im Hausgesetze in alten Zeiten, als die Älteren vor den Jungen, alle aber vor dem Ältesten wichen, eine ceremonielle Bedeutung gehabt haben. Eine Ordnung aber und ein Gesetz, wonach regiert werden solle, mussten sie haben. Einer musste da sein, um den sich, wenn es hiess, am häuslichen Herde Gottes Ruhm zu verherrlichen, alles scharte; der

in den »Rath« der gesammten Kammer entsendet werden sollte. Das war der Starješina oder Herr.

Es darf vorausgesetzt werden, dass die Wahl dieses Oberhauptes unter besonderen Feierlichkeiten stattgefunden habe. Eine Spur hievon ist noch in den Volksgebräuchen vorhanden. In der Herzegowina treten nach dem Tode des Hausherrn alle Hausgenossen zusammen. Der Älteste unter ihnen spricht dann: »Brüder und Kinder! Das Haupt des Hauses haben wir verloren, aber nach Gottes Gesetz hat unser Vater (Oheim) uns an seinerstatt zurückgelassen, um seine Nachfolger zu sein; an uns ist es, seinen Ruf und sein Ansehen vor der Welt zu wahren; können wir das nicht, dann ist unser die Schande und Sünde. So lasst uns denn brüderlich besprechen, wen wir an seine Stelle wählen.« Nun ergreift der Zweitälteste das Wort: »Es bedarf keiner Besprechung, denn auf altem Boden wollen wir kein neues Gesetz einführen, dein ist das Recht, du regiere und leite uns, und wenn es Gottes Wille ist, wird er uns beistehen! Sieh', ich erkenne dich als erster für unser Oberhaupt an und küsse dir die Hände!«

Dass die Wahl des Hausherrn mit besonderen Ceremonien verbunden war, erhellt auch aus dem Umstande, dass sich bis heute noch der Brauch für jenen Fall erhalten hat, wenn sich der Hausherr als unfähig erweist und das Haus hiebei zugrunde geht. Es geschieht dies am Weihnachtstage, an welchem, wie bereits erwähnt wurde, die Geburt der Sonne gefeiert wird. Der Brauch an und für sich ist heidnischen Ursprungs. Der Hausherr selber bereitet am Weihnachtsmorgen einen Weizenkuchen zu, in welchem er ein Silberstück, ein Weizen-, Mais- oder Bohnenkorn u. s. w. einknetet. Beim Mahle, wenn alles um den Kuchen herum das Gebet verrichtet, theilt ihn der Hausherr in so viele Stücke auf, als zur Leitung des Hauswesens befähigte Männer da sind. Wer in seinem Stücke das Silberstück u. s. w. findet, der ist von nun an der Hausherr.

Erwies sich die Genossenschaft zur gemeinsamen Führung eines Hauswesens als zu gross, so erweiterte sie sich zur Bruderschaft. Haus an Haus ward das väterliche Erbe unter gemeinschaftlichem Familiennamen weiter verwaltet. Mehrere solche Bruderschaften bildeten eine Gemeinde (»župa«). Der Vorsteher, »župan«, legte sich den Titel »Herzog« (»vojvoda«) bei, aus den Gemeindekindern ward ein »Heer« (»vojska«). Aus dem Herzoge ward später der »Banus«, ein Ausdruck, den manche aus dem avarischen Worte »bajan«, oder aus dem griechischen βᾶν oder βοᾶν ableiten wollen. Dass diese Würde übrigens eine alte ist und aus der vorchristlichen Zeit stammt, erhellt aus zahlreichen, ihrem Inhalte nach ins heidnische Zeitalter zurückweisenden Volksliedern. Der Banus war das Oberhaupt eines croatischen Stammes,

wie das auch aus einer alten antivarischen Chronik hervorgeht, woselbst es heisst: »posuit duces, id est banos.« Mehr ahnend und mit Zuhilfenahme der geschichtlichen Analogie, als durch Forschung, hat Gfrörer die wahre Bedeutung des croatischen Banus errathen. Er sagt: »Als die Croaten nach Dalmatien kamen, hatten sie einen obersten Führer, der die Macht eines deutschen Herzogs genoss. Dieser hiess Banus, was slavisch oder croatisch so viel als »Herr« heisst. Diese Würde bestand auch späterhin, in Friedenszeiten. Der Banus war zwar nur der erste unter seinesgleichen, d. h. unter den Županen, aber anstatt einer verwaltete er drei Gemeinden und übte königliche Gewalt aus.«

Es ist wahrscheinlich, dass jeder Stamm seinen Banus hatte. Kaiser Mauritius behauptet nämlich: »Nachdem viele unter ihnen Prinzen und untereinander uneinig sind, wird es nicht übel sein, einige von ihnen mit Versprechungen und Bestechungen herüberzulocken, damit sie nicht unter ein Commando gelangen.« Weiter heisst es dann: »Einer will des anderen Botmässigkeit nicht anerkennen.« Hierunter ist jedenfalls der gegenseitige Wettstreit unter den Stämmen zu verstehen, und der hieraus erwachsende Hass, wie ihn die Weltgeschichte in hunderten von Beispielen verzeichnet. Solange sich aber in Neid und Gehässigkeit ein Stamm neben dem andern zu erhalten vermag, insolange gibt es kein Staatswesen und keine Nation und es vergiengen Jahrhunderte, bis sich Stammeseigenarten der Staatsidee unterworfen haben. Und in Stammessonderheiten blühte jene »slavische Zwietracht«, auf welche sämmtliche griechische Schriftsteller hinweisen, und woraus namentlich die Deutschen folgerten, es läge dies in der Natur des slavischen Stammes selber, denn sie besässen keine staatsschaffende Kraft.»

Dass es bei den alten Croaten auch trotz der Namenssonderheiten Gesetze gab, dafür zeugt das Wort selber, welches ein allgemein slavisches ist und einen heiligen Brauch bedeutet. Nur in diesem Sinne können die Worte des Volksliedes gedeutet werden:

»Sarajewo, magst zu Asche werden,
Weil so schnöd' in dir Gesetze walten.
Um die Lieb' von Türkenwitwen buhlt man,
Und verlassen werden hübsche Jungfrau'n.«

Geschriebene Gesetze gibt es keine, aber die Bräuche sind so vielfach und bis auf den heutigen Tag erhalten, dass aus ihnen die Grundgesetze, wie sie in alter Zeit bestanden und gewiss nur allmählich entstanden, geschöpft werden können. Für die Staatsgeschichte ist natürlich das erste Gesetz dasjenige, wonach der Stammführer oder Banus zur Macht gelangte. Der alte deutsche Schriftsteller Johann

Viktring berichtet hierüber — um nur ein analoges Beispiel aus dem benachbarten Krain anzuführen — Folgendes:

Unterhalb Karnburg, in der Nähe der Kirche des heil. Petrus, befindet sich ein Stein, auf dem ein Frohnbauer platznimmt. Um diesen ist, den Herzog erwartend, das Volk versammelt. Dieser, umgeben vom Adel und von den Rittern, legt seine Prunkgewänder ab und Bauernkleider an. Also angekleidet und mit einem Stocke in der einen Hand und an der anderen einen Ochsen und ein Pferd von gleicher Farbe führend, begibt er sich zu jenem Steine, und hinterher folgt der ganze glanzvolle Tross. Sobald der am Steine sitzende Bauer den Fürsten erblickt, fragt er: »Wer kömmt von dort?« Worauf das Volk die Antwort ertheilt: »Das ist der Herzog.« Der Bauer: »Ist er ein gerechter Richter? Liegt ihm das Wohl des Landes am Herzen? Ist er adeligen Geschlechtes? Ist er der Beschützer des wahren Glaubens?« »Er ist's und wird es bleiben!« lautet die einhellige Antwort des Volkes. »Aber mit welchem Rechte kann er von mir diesen Platz fordern?« »Er wird ihn dir um sechzig Dinaren abkaufen und mit jenem Vieh, das er herbeiführt und mit den Kleidern, die du an seinem Leibe siehst, und er wird dich und dein Haus vom Tribut befreien, ihr werdet frei sein?« Darauf versetzt der Bauer dem Fürsten einen leisen Schlag und erhebt sich vom Steine. Der Fürst nimmt seinen Platz ein, schwingt das blosse Schwert nach allen vier Seiten und gelobt dem Volke, ein gerechter Richter sein zu wollen. Nachher nimmt er zum Zeichen seiner und seines Volkes Mässigung einen Trunk Wasser aus dem bäuerlichen Hute. Darauf wird zur Kirche, dann zur Mahlzeit gegangen und zuletzt nimmt am Rasen der Herzog dem Volke den Schwur ab.

Der Banus war der höchste Richter und er schöpfte seine Urtheile aus den heiligen Gebräuchen oder aus den Gesetzen. In der richterlichen Gewalt verblieb auch weiterhin der höchste Machtbegriff, denn die Urtheile wurden im Namen der gerechten Götter erbracht. Die slavischen Gesetze waren gegen Diebe und Mörder geradezu drakonisch. Tödtete jemand beispielsweise einen Räuber, der auf frischer That ertappt worden war, so konnte er von niemandem zur Rechenschaft gezogen werden. Es gab aber in heidnischer Zeit auch schon Gottesgerichte mit Feuer und Wasser, aber da dieselben erst später wesentliche christliche Formen annahmen, so vermag man das echt heidnische nur schwer abzusondern.

* * *

Auf die Frage, wie das äussere Leben der Croaten ausgesehen haben mag, lautet die Antwort: Sie waren in ein Land

gekommen, das noch zahlreiche Spuren der alten glanzvollen Blüte römischer Cultur aufwies. Viele Gegenden sind zwar so verwüstet, dass kaum eine Seele mehr daselbst wohnt, aber überall gibt es noch lebendige Tradition und sprechende Denkmäler.

Das alte croatische Haus war, laut griechischen Aufzeichnungen, nicht glänzend. »Sie wohnen,« heisst es bei Mauritius, »an Sümpfen, Bächen, Wäldern und Seen; der Zugang dahin ist sehr schwer. An ihren Häusern bringen sie mehrfache Ausgänge an, und zwar wegen der mannigfachen Unannehmlichkeiten, denen sie ausgesetzt sind. Ihre Nothbehelfe halten sie unter der Erde verborgen.

Dennoch werden sie bei den alten Schriftstellern von denjenigen unterschieden, die keine Häuser bauen. Ihr Haus bestand aus der Schwelle, den Wänden, einem Fenster, einem Thor, Giebel und Dach. Von Möbelstücken ist die Wandleiste und der Tisch bekannt; es fehlte auch der Ofen mit dem Ofenwinkel nicht. Alles war klein und unbedeutend. Wenn es ums Haus herum nur an Vieh nicht mangelte! Dieses allein bildete ihren Reichthum. Solches aber war in grossen Mengen vorhanden. In jeder Gemeinde erbauten sie auch an erhabener Stätte eine Burg, woselbst sie Rath hielten und wohin sie Weib und Kind in Gewahrsam brachten, wenn es galt, die Gemeinde vor dem Feinde in Schutz zu nehmen.

Schon hieraus ist ersichtlich, dass die Croaten ein ackerbautreibendes Volk auf stabilen Heimstätten war. Für ihr friedliches Feldarbeiterleben sind glänzende Beweise vorhanden. Abgesehen davon, dass Slaven die Cultivatoren deutschen Bodens um Fulda, Würzburg, Bamberg und Bayreuth herum, also im Herzen Deutschlands, gewesen sind und dass nach der Meinung der Brüder Grimm das Wort »Pflug« slavischen Ursprunges ist — all das kann sich ja auf die Nordslaven beziehen — so steht es von den Croaten fest, dass sie Weizen, Gerste, Hafer, Korn und Hirse säeten. Das Getreide wurde am Mühlsteine in Mühlen gemahlen; aus dem solchergestalt gewonnenen Mehle ward Teig, Brot und Kuchen zubereitet. Seit ältester Zeit waren Grütze, Bohne, Linse, Rübe, Zwiebel und Knoblauch ihre Nahrung. Ihre Feldarbeit selber ist schon ziemlich vorgeschritten, sie ackern in Furchen, säen, ernten, mähen, binden in Garben und dreschen auf Tennen. Das Stroh wird in Schobern aufbewahrt, am Felde bleiben Stoppeln, die im künftigen Jahre abermals aufgeackert werden. Der Pflug bestand nicht nur aus einem Holzstücke, mittelst welchem, wie dies gewöhnlich am Beginne der Agricultur geschieht, die Erde aufgewühlt werden sollte, sondern es werden auch einzelne Bestandtheile des Pfluges, wie Sech, Sterze, Rödel u. s. w. genannt. Es werden auch noch andere Wirtschaftsgeräthe erwähnt, so die Sense, die Sichel, die Haue, die Schaufel.

Zur Einfuhr der Frucht dient der Wagen, man hat aber auch Handwagen und Schubkarren. Bemerkenswert ist der Umstand, dass man schon den Unterschied zwischen Sommer- und Wintersaat kannte. Und dass ein Theil des Ackers brachgelegt wurde, zeugt für den Beginn einer rationellen Bearbeitung des Feldes. Helle Lust gab sich kund, wenn Bienen die Blumenau belebten, noch hellere aber, wenn Honig und Wein gedieh.

Es ist klar, dass unter solchen Umständen auch die Hausindustrie in Blüte stand. Man baute kleine Schiffe, verfertigte Mulden, Fässer, Bottiche, Löffel, schmiedete Hufeisen, Kessel und Töpfe. Zu Hause wird emsig gesponnen und gewebt, Leinwand wird erzeugt und daraus werden Hemden und Hosen verfertigt.

Infolge dieses günstigen Standes der Industrie und Landwirtschaft wird uns auch die ausserordentliche Gastfreundschaft begreiflich, wie sie uns der Slavenfeind Kaiser Mauritius, der ein Jahrzehnt lang mit den Slaven Krieg führte, und später Leo der Weise schildert:

»Gegen Fremde,« sagt Mauritius, »sind sie sehr gnädig und geben sich viel Mühe, dieselben, ihnen sicheres Geleite gebend, unbehelligt an das Ziel ihrer Reise gelangen zu lassen. Sie werden dem nächsten Nachbarn übergeben, und stosst dem Fremden durch seine — des Nachbars — Unachtsamkeit ein Übel zu, dann wird diesem der Krieg erklärt, denn es wird als heilige Pflicht erachtet, seinen Gast zu rächen. Ihre Gefangenen bleiben es nicht ewig, wie bei anderen Völkern; werden sie losgekauft, dann können sie heimkehren, widrigenfalls verbleiben sie bei ihnen als Freie und als ihre Freunde.« Und als wollte er das slavische Tugendbild vervollständigen, fügt er noch hinzu: »Ihre Weiber sind rein und den Männern über alle Massen treu, so dass sich viele von ihnen nach des Mannes Tode mit dem eigenen Tode trösten, indem sie lieber sterben, als allein zurückbleiben.« Das Weib war den alten Croaten das Um und Auf, dem Range nach aber weit unter dem des Mannes. Dass man sich das Weib oftmals durch Raub holte, kann aus den heute noch bestehenden einschlägigen Volksbräuchen als sicher angenommen werden.

Diesen Lebenstugenden unserer Väter sei noch die Wahlbrüderschaft und -Schwesterschaft beigefügt; beides ist im Volksliede hundertfach besungen. Hier knüpft die Vila Bruderschaft mit dem Helden, dort der heimkehrende Krieger mit seinem Schwerte; hier der Flüchtling mit seinem Rosse, dort das Mädchen mit der Sonne, damit es den Weg zum Geliebten finde. Es sind all das bloss Bilder und Übertragungen von Wahlverwandtschaft, aber dennoch lebendige Zeugen, dass eine solche existiert hat. Jeder Wahlbruder musste das innig geknüpfte Band mit einigen Tropfen Blutes bekräftigen, daher unsere

Redewendung: »Ich würde mein Blut für ihn hergeben«. Auch mussten, wie zahlreiche Beispiele im Volksliede dafür sprechen, die Wahlbrüder für einander blutige Rache nehmen.

Dass die Wahlgeschwisterliebe eine reine gewesen, geht aus dem Volksliede vom Peter Bugarin hervor, der sich an seine Wahlschwester Mara zu nahe herangewagt hatte und im selben Augenblicke vom Blitze aus heiterem Himmel getödtet wurde:

»Bitter flucht drauf Maria, die Jungfrau:
Jedem Helden sei der Tod beschieden,
Der in Lieb' entbrennt zu seiner Schwester!«

In Betreff der Kriegführung und Kriegstüchtigkeit unserer Ahnen müssen wir fremden Spuren, den Aufzeichnungen der ihnen feindlichen Schriftsteller folgen, denn unsere Sprachdenkmäler erwähnen bloss croatische Waffen. Eine der ältesten war die Lanze, die auch in der Morgensonne als Höhenmesser verwendet wurde. Es fehlte auch der Speer nicht, und der Bogen ward sogar auf den Himmel übertragen, indem man von einem »Himmelsbogen« sprach. Als Geschosse standen die Pfeile in Verwendung. Des Kriegers Schmuck bildete der Schild; der alten Sage gemäss hat selbst der Himmel einen solchen: die Wolken, um die von der Erde aufsteigenden bösen Mächte abzuwehren.

Wenn der alte croatische Hausherr seinem Gesinde gerne die Bezeichnung »mein Heer« beilegte, so wollte er damit nichts anderes gesagt haben, als dass sie alle bereit waren, zum Schutze der Nation und des Landes sich zu erheben.

Was Kaiser Mauritius über die Kriegführung der Slaven berichtet, bezieht sich offenbar auf seinen zehnjährigen Krieg, als seine Truppen unzähligemale die Donau überschritten und unsere friedliebenden Vorfahren überrumpelten, die oftmals gezwungen waren, in die Wälder zu flüchten, dort sich zu sammeln und den Störenfried anzugreifen. Die nahe an Gewässern oder Sümpfen Wohnenden vermochten sich bei derartigen Überrumpelungen nur durch einen Sprung ins Wasser zu retten, wobei sie, um nicht zu ertrinken, mittelst aus dem Wasser herausragenden Schilfrohrs Luft einathmeten. Im Winter, meint der Kaiser, sei es günstig, sie anzugreifen, denn da bietet ihnen der Wald keine Zufluchtsstätte. Seine ganze Schilderung lässt eine veritable Hetzjagd auf die Slaven vermuthen.

Ganz anders schildert ein Augenzeuge aus Thessalonich die Belagerung seiner Vaterstadt durch unsere Ahnen. »Am andern Tage«, heisst es, »wurden Geräthe zur Einnahme der Stadt herbeigeschafft: zuerst eiserne Ballen, mit denen Steine geschleudert wurden, darauf aber sogenannte Schildkröten, die sie mit trockenen oder auch frisch

abgezogenen Ochsenhäuten verdeckten; letzteres, damit ihnen die Belagerten die Schildkröten nicht mit heissem Peche in Brand steckten. Nachdem auf diese Weise alle Anstalten getroffen waren, wurde am dritten Tage mit dem Schleudern der Steinmassen begonnen. Ihre Pfeile sausten durch die Luft, dass sie von der Menge verdunkelt ward und dass es schien, als hätten sich über der Stadt Winterwolken zusammengezogen. Niemand hätte sich hervorgewagt, um zu schauen, wie der Feind vor den Mauern der Stadt mit seinen zerstörenden Maschinen operiert. Auf diese Weise näherte sich der Feind den Mauern der Stadt, indessen sein Belagerungswerkzeug im Erdboden herumwühlte, dass die Wälle in ihren Grundfesten erzitterten.«

Unsere Vorfahren waren demnach tüchtig und wild im Kriegsspiele, wie denn auch die Menge ihrer Pfeile und ihr jäher, unerwarteter und stürmischer Angriff nicht selten das römische Heer in Verwirrung brachte. Eine unschätzbare, alle, auch die grössten Entbehrungen erduldende Ausdauer, besondere Raschheit im Angriffe, mannigfache Kriegslisten, das sind Tugenden, die viele Völker zu kosten bekamen, Tugenden, die vom Ahn als Erbe auch auf den Enkel übergiengen.

Die slavischen Sagen über Opfern des eigenen Kindes.

Von **Mich. Dragomanow.**

(Schluss.)

In der Ukraine (Bezirk Vinick, Gouvernement Podolsk) gibt es eine Legende, die darüber handelt, wie Christus über einen Acker geht, auf dem ein reicher Mann Frucht säete. Als ihn Christus fragte: »Gedeiht hier Frucht?« antwortete der reiche Mann also: »Wie sollte auf diesem Felde Frucht nicht wachsen! Hier wächst sie auch ohne den Herrn!« Später schritt Christus über den Acker eines armen Mannes hinweg und wiederholte seine Frage. »Wie Gott es gibt, so wird es sein,« antwortete der arme Mann. Christus sagte ihm nun, dass er schon am nächsten Tage in der Früh die Frucht ernten solle; und dann setzte er auch noch hinzu, dass morgen nach der Ernte die Juden da vorübergehen und ihn fragen werden, ob nicht da ein so und so beschaffener Mensch vorübergezogen sei, worauf er antworten solle, ja, er sei vorübergegangen. Am nächsten Tage sah jedermann, dass auf dem Acker des reichen Mannes nur dort Frucht gewachsen war, wo Christus gegangen, auf dem ganzen Felde des armen Mannes aber die Frucht überall zur Ernte reif war. Es kamen die Juden und als sie nach dem Verfolgten fragten, da antwortete der Ernter, dass gestern ein so und so beschaffener Mann da vorübergegangen sei, als er den Roggen gesäet habe. Die Juden sprachen: »Es ist nicht wahr! Es ist ja schon ein Jahr vorbei, seit du gesäet hast!« (Tschubinskij, Trudi expedicii I., 152—153).

Diese Legende kann als Beispiel dafür dienen, welche Form die Volkssagen annehmen können, besonders diejenigen, die nicht localen, sondern fremden Ursprung haben. Diese Legende enthält zwei Märchen: 1. Der übermüthige Reiche und der religiöse Arme; 2. Christi Wunderthat, der vor den Juden flieht. Das erste Märchen finden wir vom zweiten auch getrennt vor (s. Tschubinskij a. a. O. II., 340—341): s. die Geschichte über das Essen bei Luzel, Légendes chrétiennes de la basse Bretagne I., 6—8; Dragomanov M. N., Prepdania Nr. 9, die Geschichte des Wolfes). Uns interessiert jetzt nur die über die Wunderthat handelnde Sage, die wir auf den ersten Augenblick der

Episode über die Kindheit Christi und seine Flucht mit seiner Mutter vor Herodes anreihen, trotzdem diese Sage aus der Ukraine von Christus als erwachsenem und alleinfliehendem Menschen spricht. Viel schöner ist dies in einer in Galizien aufgezeichneten Sage bewahrt (Golovacki, Pesni galickoi i Ugorskoi rusi, II., 9—10, Nr. 13). In diesem Koleda-Liede flieht die heilige Muttergottes mit ihrem kleinen Kinde auf dem Arme vor den Juden, vor den Judenfrauen und vor den Judenmaiden und bittet einen armen Ackersmann, er solle ihren Verfolgern sagen, sie sei dann an seinem Acker vorübergegangen, als er gepflügt und gesäet. Der Bauer sagte dies und setzte noch hinzu: »Und ich habe erst jetzt zu säen angefangen« (selbstverständlich geschah auch hier ein Wunder). Die Juden kehrten um (vgl. Bezsonov, kali ki Perehozie, IV., S. 117).

Ein dieser Koleda ähnliches Lied hat man in Mähren aufgezeichnet (Sušila, Moravské Narodní Pisne, 19, Nr. 16) und bei den Lužicer Serben (Smolar, Pjesnički horn. a doln. lužiskich serbov). Bei den Bulgaren erzählt man sich eine ähnliche Sage, nicht über die Flucht Christi, sondern des Zaren Ivan Šišman, bei dem das Wunder nicht mit dem Weizen, sondern mit den Melonen geschieht. Es ist sehr glaublich, dass es eine der ukrainischen, mährischen und Lužicer in Versen verfassten Legende ähnliche gegeben hat oder vielleicht auch noch jetzt in Bulgarien existiert. Indessen ist jedenfalls der Theil, welcher in der dritten Variante des über die Aufopferung des Kindes handelnden Märchens bezüglich des wunderbaren Emporwachsens der Rebe enthalten ist, in den Märchenkreis der über Christi Wunderthaten bekannten Sagen zu rechnen.

Dergleichen, nur unter anderen Umständen, vollbrachte Wunder finden wir in dem Apokryph-Evangelium über die Kindheit Christi und in den Überlieferungen der kleinasiatischen und ägyptischen Christen und Mahomedaner. So wird in den griechischen und lateinischen Apokryphen, die unter dem Titel Geburt Mariä und Kindheit des Heilandes bekannt sind (Historia de Nativitate Mariae et de Infantia Salvatoris XXXVI) und in dem Buche über den Ursprung der hl. Maria und die Kindheit Christi (Liber de Ortu beatae Mariae et de Infantia Salvatoris l. XXXIV, s. Codex D, Blatt XXXVI) und auch in Thomas' Evangelium (XII) erzählt, dass, als Josef säen gieng, auch Christus, das Kind, für sich eine Hand voll, oder auch nur ein Korn Frucht säete, das in demselben Augenblicke hervorwuchs, reif ward und reiche Frucht trug (Tischendorf a. a. O. 151, 175, 104., Thilo a. a. O. 303, CXII, nota 108). Den Überlieferungen der ägyptischen und syrischen Christen gemäss, die im Mittelalter und im XVII. Jahrhundert aufgezeichnet worden sind, pflanzt das kleine Kind einen Hirtenstab ein, der

in demselben Augenblicke Wurzel fasst und Früchte trägt (Thilo a. a. O. XXXVII. 28, XL). Diesen Wunderbaum zeigte man viele Jahrhunderte hindurch den Reisenden, sowie auch die Wunderquelle, welche Christus deshalb aus der Erde hervorgebracht hatte, um den Durst seiner Mutter zu löschen, als sie nach Ägypten flohen.*)

Ähnliche Märchen, wie sie in mündlicher Überlieferung von einem Volke zum anderen gelangten und dabei natürlich auch ihr Äusseres veränderten, gelangten auch auf slavische Erde in der Form jener Legenden und Lieder, deren wir oben gedacht haben. Aus den über die Kindheit Christi handelnden und anderen ähnlichen Sagen lösten sich auch die Grundformen der über Kindopfer handelnden bulgarischen Sagen, deren Varianten von dem Apokryph über die Kindheit Christi heute schon wohl etwas ferne stehen, aber doch viele Züge bewahrt haben, welche auch in diesen Apokryphen enthalten sind.

Die dritte Gruppe der über Kindopfer handelnden Legenden: die von Kostomarov gefundenen kirchenslavischen, grusischen und bretagneschen, hat schon nicht solche Züge, die schon von sich selber die Verbindung mit den Evangeliengeschichten nachweisen könnten, — mit Ausnahme der Erwähnung des Wirtshauses in der grusischen und in der kirchenslavischen Sage. Deshalb müssen sie eben mit Rücksicht auf ihre Verfassungszeit für die späteste Verzweigung dieser Geschichte gehalten werden. Diese haben nur das der zweiten Form der Geschichte entnommene Motiv der Heilung der Kranken durch Aufopferung des Kindes aufgearbeitet und zwar ganz selbständig und an verschiedenen Stellen ganz abweichend. Wenn wir dem Anfange nach urtheilen, in welchem die Rede vom Wirtshause ist, wo der Wirt jedermann unentgeltlich bewirtet, so müssen wir unter den verschiedengestaltigen Legenden dieser Gruppe die grusische für die älteste halten, dann die kirchenslavische; die französische hingegen weicht am meisten von der alten Grundform ab.

Das Studium der über Kindopfer handelnden slavischen Sagen führt uns eben nach Vorderasien, als in eine Gegend, aus welcher die Grund-

*) Die Geschichte dieser Wunderquelle erzählt auch das arabische Apokryph-Evangelium c. XXIV. Vergleiche damit das Wunder der bulgarischen und ukrainischen Legende. Auch nach mahomedanischen Überlieferungen stützte sich Maria, als sie Christum gebar, auf einen dürren Stab, der sogleich Blüten und Früchte trieb und neben dem eine Quelle entsprang (Thilo a. a. O. XVIII; Brunet, Les Evangilis apokryphes, 100, nota 3). Möglich, dass diese Sagen auf jene Buddha-Sage Bezug nehmen, in welcher Maria, als sie den grossen Lehrer gebar, sich an einen blühenden Baum stützte, und die Götter neben demselben eine Quelle entspringen lassen, und in welcher Sage überall, wohin das Wunderkind tritt, blühender Lotus hervorspriesst (Ph. Ed. Foucaux, Lalita, Vistara, in: Annales du musée Guimet, t. VI. 77, 78; R. Spencer Hardy, A Manuel of Buddhisme, 145).

züge dieser Legende zu den Slaven gelangt sind. Wenn wir aber nach der Urheimat derjenigen Elemente forschen, denen diese Legenden, wenn auch nicht in ihren heutigen Formen entsprossen, so können wir uns in Kleinasien und seinen historischen Religionen festsetzen: bei den jüdischen — bei den späteren monotheistischen Formen nach der babylonischen Gefangenschaft — der christlichen und mahomedanischen. Auf die Legende über die Befreiung des Moses aus dem Feuer, die augenscheinlich der Legende von der barmherzigen Frau und der mit ihr verwandten Erzählungen in den Apokryphen zu Grunde lag, stossen wir in der späteren jüdisch-biblischen Geschichte des Moses nicht. Wohl aber stossen wir auf Gottes Reise auf Erden in verschiedenen Gestalten, wenn auch dies den monotheistischen Ideen der Juden, Christen und Mahomedaner widerspricht. Diese Idee stammt entweder aus einer älteren (animistischen und späteren anthropomorphistischen) Religionsperiode (wie die Sagen über die Reisen der griechischen Götter), oder sie gehört einer noch späteren pantheistischen Weltanschauung an, die nach ihrer eigenen Art und Weise die Sagen aufarbeitet, die sie aus älterer Culturzeit gesammelt hat.

Am meisten gleicht diese Idee der Weltanschauung der Buddhisten, die in ihrer pantheistischen Weltauffassung das Herumwandeln der Götter auf Erden in verschiedenen Formen aufgearbeitet haben in den Sagen, die alle über das Erscheinen der Gottheiten in verschiedenen Gestalten handeln. welche Gottheiten vorher durch Vorbereitungsstadien hindurchgehen, und in den Sagen, welche die Sendung der Brahma-Gottheit behandeln, in denen eben Buddhas Thaten verherrlicht werden.

Auch die moralische Idee der Aufopferung des eigenen Kindes*) im Interesse des Nebenmenschen stimmt nicht mit den monotheistischen Lehren der vorderasiatischen Religionen überein, die, wenn sie auch den Altruismus zulassen, so doch nicht in einem solchen Grade, und jenes Recht des Menschen nicht anerkennen, demgemäss er über sein und das Leben eines anderen verfügen könne und dies Leben unmittelbar der Verfügung Gottes anheimstellt. Andererseits kennt der Buddhismus nicht die Grenzen der Selbstverleugnung, denn es befiehlt ja Buddha mit seinen eigenen Lehren, dass der Mensch sein eigenes

*) Bezüglich der Aufopferung Isaaks. welche einige Gelehrte. die sich mit der Sage vom treuen Knecht befasst haben. deren wir später auch gedenken. mit dieser Sage in Verbindung brachten. müssen wir bemerken. dass diese Aufopferung, wie so viele andere in der biblischen Geschichte, aus der ältesten Zeit der jüdischen Cultur stammt, da bei den Juden sowie bei anderen Völkern Menschenopfer noch in Brauch waren. Abraham schickt sich nicht aus Altruismus an. den Isaak zu schlachten, sondern auf Gottes Befehl. Der Schluss der Sage stammt aus der Zeit her. als die Menschenopfer eingestellt wurden.

Fleisch, sein Weib, sein Kind, selbst das erstgeborne, demjenigen hingebe, dem er begegnet, selbst wenn dieser ein Räuber ist. Die unbarmherzige Consequenz indischer Philosophen, ihre lebhafte Phantasie, ebenso der Barbarismus der in und ausserhalb Indiens lebenden Völker, unter denen der Buddhismus verbreitet ist, haben über dieses Thema solche Sagen verfasst, in denen die altruistische Idee der Selbstverleugnung in die grösste Unmenschlichkeit ausartet.

Wie bekannt, sind viele buddhistische Sagen nach Westen gebracht worden. Dies ist um so natürlicher, als es ja auch jetzt noch in Mesopotamien Secten gibt, deren Lehren augenfällig mit buddhistischem Glauben gemengt sind. Unter diesen Sagen gibt es auch Legenden über die Wanderungen Buddhas, die man dann auf Christus und Moses übertrug.*) Dies alles vor Augen haltend, ist die Voraussetzung ganz natürlich, dass die Sagen, mit denen wir uns hier befassen, wenn wir sie auch nicht unmittelbar aus buddhistischer Überlieferung herübergenommen haben, so doch aus dem Gemische buddhistischer Ideen und Sagen sich gebildet haben, die in Westasien entstanden sind. Wir führen hier nur einige indische Sagen vor, aus denen die Züge ersichtlich sind, die in mancher Beziehung an die Sagen dieser unserer Abhandlung erinnern.

So finden wir das Insfeuerwerfen des Kindes dem Gaste zu Liebe und die spätere Wiederbelebung des Kindes — zwar nur als Episode — in einer Erzählung der indischen Geschichte, unter dem Titel: »Vapir, fünfundzwanzig Erzählungen« (Vatalapan čavincati), über welche Sammlung Benfey der Ansicht ist, dass sie auch aus buddhistischer Quelle herrühren könne, aber auch aus einer abgesonderten Redaction, wie wir sie ja auch thatsächlich bei den mongolischen Buddhisten vorfinden.**)

---

*) Bei Seite gelassen die gemeinsamen Züge der Buddha-Legenden, die über die Geburt des Moses handelnden Überlieferungen und die Apokryphen über Christus, deren wir zum Theil schon gedacht haben, erwähnen wir hier aus der Volksliteratur nur die Legende, wie da Buddha mit seinem Fleische einen Raubvogel nährt, um vor ihm die Taube zu retten; eine Legende, die auch auf Moses übertragen wurde (Benfey, Pantschatantra 389—392; Pertsch, Zeitschrift d. d. morgenländ. Gesellschaft XXI. 527; Rosen, Tuti-Nameh II. 32); ebenso die Buddhas Geschenk erzählende Legende (endlose Leinwand u. s. w.), die auch nach Europa herübergekommen ist und an Buddhas Stelle Christum auftreten lässt (Benfey. Pantschatantra I. 497—498; Veselovski, Salomon 20, Kitovras 183—184; die Legende aus der Ukraine bei Dragomanov 49 lässt die endlose Leinwand durch den Teufel schenken).

**) Benfey, Pantschatantra I. §. 5. Die mongolische Redaction ist auch ins Russische von Gomboi übersetzt und im Druck erschienen im »Etnografič. sbornik« VI. Bd.; eine bessere deutsche Übersetzung hat Jülg geliefert (»Kalmükische Märchen«, Leipzig 1866, und »Mongolische Märchen«, Innsbruck 1868).

Dass der Mensch sein eigenes Kind dem Willen des Almosen verlangenden Menschen anheimstellt — bringt eben am besten den buddhistischen Zug zum Ausdruck, welchen wir in der Sage vom Zarensohn Vessantara vorfinden, die überall verbreitet ist, wo der Buddhismus, vom stillen Ocean bis zum Lande der Kalmüken, vorherrscht. Vessantara, Buddha-Sakija-Munja in letzter Verwandlung in Bodisatvas Gestalt willigte aus Selbstverleugnung ein, Sakijamunjas, des Zarensohnes Gestalt anzunehmen.

Vessantara gibt vor allem den Völkern der Nachbarreiche, bei denen Dürre herrschte und die zu ihm bitten kamen, ein weisses Ross, welches die Eigenschaft hatte, dass es Regen brachte. — »Warum verlangen sie nicht von mir auch meine Augen, mein Fleisch?« fragte der barmherzige Zarensohn. Seinen Landsleuten und seinem Vater gefiel diese grosse Selbstaufopferung nicht, deshalb vertreiben sie den Zarensohn, der nun mit seiner Gattin und seinen beiden Kindern in Wäldern herumirrt. Trotzdem vertheilt er überall unter die Armen seine Rosse, seine Wagen und auch noch seine Kinder; der Brahmine, der seine Kinder ihm abverlangt hatte, quälte dieselben bis auf das Blut. — »Ich werde Buddha«, rief der Zarensohn aus, »noch mehr Werke der Selbstaufopferung versprechen«. — »Dass der Mensch Buddha werde, ist mehr wert als 100.000 Kinder«, spricht zu ihm seine Gattin, als sie erfuhr, dass ihre Kinder einem hässlichen Brahminen übergeben worden sind. Schliesslich nimmt der Gott Szekra (Indra) die Gestalt eines alten Mannes an, und begehrt von Vessantara seine Gattin, damit diese ihm diene; und als er auch seiner Gattin entsagt, nimmt der Gott seine ursprüngliche Gestalt an und gibt dem Zarensohne kund, dass er nach der Umwandlung, die er sogleich durchlebt, die Benennung Buddha erlangen werde.*)

Trotzdem die Geschichte Vessantaras sehr verbreitet ist, wurde sie in ihrer ganzen Gestalt doch nur bei den buddhistischen Völkern aufgezeichnet. Eine andere indische Geschichte aber, die einen Anschluss an eine andere Erzählung von Buddhas Verwandlung in die Gestalt eines Zarensohnes enthält, den man gleichfalls aus seiner Heimat vertreibt,**) ist beinahe mit allen ihren kleinen Episoden, auch die Aufopferung des Kindes mitgerechnet, nicht nur im Osten Asiens, sondern auch in Vorderasien und sozusagen in ganz Europa verbreitet. Dies ist

*) The Wessantara, Jataka, bei Hardy, A Manuel of Buddhisme, 116—124; Uphan, The History and doctrine of Buddhisme, 36—38; Koeppen, Die Religion des Buddha, I. 324—326.

**) The Asadrisa Játaka, bei Hardy, A Manual of Buddhisme 114; Benfey, Pantschatantra, I. §. 168.

die Geschichte des wahren Viravara, die auch in mehreren Redactionen der fünfundzwanzig Märchen zum grössten Theil enthalten ist. Ihre ältere und zu den indischen Sagen näher stehende Form befindet sich in der indischen Sammlung Hidopodesa.

Viravara (der beste Held) steht im Dienste eines Zaren, mit grossem Gehalt, den er aber ganz unter die Götter und Armen vertheilt. An einem Abend hört die Zarin Weinen und schickt Viravara, nach dem Grunde des Weinens zu forschen. Der trifft im Friedhofe eine weinende Frau an und erfährt von ihr, dass sie die Urisnica (Fee) des Zaren sei und deshalb weine, weil es Beschluss der Göttin Druga sei, der Zar müsse, im Falle er nicht seinen eigenen Sohn als Opfer für die Göttin tödte, nach drei Tagen sterben. Der treue Diener bringt mit Einwilligung seiner Gattin und seines eigenen Sohnes dieses Opfer. Seine Tochter gibt aus Liebe zu ihrem Bruder auch ihr Leben hin und die Mutter stirbt im Schmerze. Viravara wird Selbstmörder. Da wollte der Zar, der von ferne seinem Diener gefolgt war und die Worte der Urisnica gehört hatte, diese Familie nicht überleben; aber die Göttin hindert ihn am Selbstmord, bringt Lebenswasser und erweckt die vier Todten zum Leben (Lancereau, Hiopadesa III. Nr. 9; Luber, Der Vatalapančaviri, çati 35 u. s. w.; Oesterley, Baital Pachisi, Nr. 3 und Anmerkung).

Diese Geschichte, die nach Benfeys genügend begründeter Voraussetzung (Pantschatantra I. §. 168) eine Fortsetzung der über die Verbannung des Zarensohnes Asadrisa handelnden Legende ist, die in buddhistischer Redaction bewahrt worden und die ganz den Charakter buddhistischer Moral an sich trägt, wurde aus Indien auch nach dem Westen übertragen. Sie ist sozusagen ohne Abänderung in der persischen und türkischen Sammlung enthalten, die den Titel Papageienbuch führt — Tuti-Nameh — (Pertsch, Über Nachschabis Papageienbuch, Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, XXI, 1867, 516—517; Rosen, Tuti-Nameh, I, 12—60). Möglich, dass diese Geschichte, wie sie eben auf dem Wege mündlicher Überlieferung nach dem Westen, nach Kleinasien, in den Kaukasus und nach Osteuropa kam, Einfluss geübt hat auf die von uns hier behandelten Sagen.

Jedenfalls aber stossen wir beinahe in ganz Europa auf die Sage, deren ursprünglicher Grund, freilich mit Vertauschung der Gestalten, die didaktische Viravara-Sage ist. Benfey erklärt eine indische Redaction dieser Geschichte, welche in der grossen, geheimen, heiligen Geschichte enthalten ist und die auch ins Deutsche übersetzt ist, aber jetzt nicht zu unserer Verfügung steht. Ihre mündlichen Varianten sind in Indien aufgezeichnet worden (Lal Behari Day, Folk Tales of Bengal, Nr. 2; Miss Frere, Old Decan, Days, Nr. 5). In diesen verschiedenen

Varianten vollbringt der treue Diener eine Reihe von Thaten; so z. B. findet er für seinen Herrn und Freund eine Braut, rettet ihn aus einer Reihe von Gefahren, zuletzt aber nur unter der Bedingung, dass gewisse Geheimnisse bewahrt werden sollen; infolge des Misstrauens seines Herrn ist er zum Verrathen der Geheimnisse gezwungen, worauf der treue Diener zu Stein wird; später erwacht er nur durch Aufopferung des Kindes seines Herrn zum Leben; später kehrt das Leben auch in das Kind zurück.

Varianten dieser Sage, die sich von einander nur in Partien zweiten Ranges unterscheiden, finden sich auch in Ost- und Mitteleuropa vor. So z. B. in Russland (Atanasiev, R. Nar. Skazki Nr. 93; Hudjakov III. Nr. 116), in der Ukraine (Tschubinskij II. 321—322, 354—355; Dragomanov 267; Rudčev II. 74—78); in Polen (Kolberg, Lud. VIII. 66—68); in Deutschland (Grimm Nr. 6 und Anmerkung; Wolf D., Hausmärchen 283—289). Die osteuropäischen Varianten werfen die gemeinsamen Züge der Sage mehr durcheinander, bewahren aber die Verwandlung in Stein und die Erweckung des Dieners (s. die rumänische Sage bei Schott, Walachische Märchen, Nr. 11; die griechische bei Hahn, Griechische und albanische Märchen I. Nr. 29; die italienische in Basil, Pentamerone Nr. 39; vergl. die venetianische Sage im »Jahrbuch für romanische Literatur« 1866, 130—134). Mit weniger Abweichung in den allgemeinen Zügen, in den Einzelheiten indessen mit grösseren Abänderungen, ist diese Sage in der fernen Bretagne aufgezeichnet worden (Lusel, Contes populaires de Basse Bretagne, 1887. I. 368—402). Interessant wäre es, aus den erwähnten verschiedenen Varianten zu erschliessen, auf welche Weise die Erzähler zur heutigen Kindertödtung gelangt sind, wie sie dieses Thema verdorben haben — dies würde aber meinen Beitrag in die Länge ziehen. Es genügt zu bemerken, dass in der einfachen volksthümlichen Redaction die Sagen, die zur Unterhaltung erzählt werden, mehr vom Motiv der Kindertödtung abweichen, als die didaktischen Legenden, die unter kirchlichem Einfluss entstanden und zu Lehrzwecken verbreitet wurden. Jedenfalls steht es fest, dass eine Variante dieser einfachen Volksmärchen über die Aufopferung des Kindes zu Liebe des Freundes aus Indien bis an den atlantischen Ocean überführt worden ist. Deshalb war es dann auch leichter, ähnliche Sagen bei treuerer Bewahrung ihres didaktischen Charakters aus Indien nach Vorderasien zu überführen, wo sie dann nur auf die endgiltige Redaction derjenigen Sagen Einfluss nahmen, die uns hier beschäftigt haben.

Unsere kurze Abhandlung hier schliessend, wollen wir nur noch bemerken, dass wir vor allem das vor Augen gehalten: auf die Quelle dieser Legenden zu stossen, auf die Quelle, die aus einer Gegend in die

andere, von Volksstamm zu Volksstamm hinübergeflossen. Die Unterschiede nationalen Charakters bei mehreren Gestalten der Legende aber entdeckt der Leser von selbst und unwillkürlich. Ein solcher ist z. B. die Umänderung des Grundmotivs bei der Aufopferung des Kindes um Gottes und des Glaubens willen im grossrussischen Verse; aus Liebe zu den Armen bei den Bulgaren, in der Ukraine, bei den Serben und in den Sagen der Bretagne; als Belohnung für Dienste im Grusischen; als dem Freunde zu leistende Dienste im französischen Thema. Das Studium dieses Unterschiedes zwischen diesen internationalen Charakter besitzenden Sagen kann schönen Stoff zum Studium nationaler Psychologie bieten. Doch müssen wir in den Folgerungen sehr behutsam sein, denn wir können es ja noch nicht bestimmt wissen, ob nicht ein in den gegebenen Sagen festgestellter Unterschied oder irgend ein charakteristischer Zug, der bei einer gewissen Nation festgestellt worden ist, nicht auch bei einem anderen Volke verzeichnet ist.

Die Jele oder bösen Geister im rumänischen Volksglauben.

Von **Lasar Saineanu.**

(Fortsetzung.)

IV.

Die Identität der „Jelele" mit den „Vîntoase" und den „Frumosele". Ihre Existenz bei den macedonischen Rumänen.

»Vîntosă« bedeutet allerlei Wirbelwind zu Land und Wasser. Der personificierte Wirbelwind bedeutet solche Wesen der Einbildung, welche nachts die bösen Geister verfolgen.*)

So berichtet Jay Slavici in seiner Sage »Zîna Zorilor«: Sie machten sich auf den Weg (Peter und sein Ross) wie Gespenster, wenn die Vîntosele gehen und die Popanzen verfolgen.« Dann: »In der Wüste waren viele Gespenster zu sehen, vor ihm, hinter ihm, rechts und links um Peter herum.« — »Fürchte dich nicht!« sprach das Ross; »dieses sind die Töchter der Vîntosele, die in der Luft spielen und die Gespenster erwarten.**)

Und dann haben die Vîntosele im allgemeinen den Namen von zauberhaften Luftwesen erhalten. Die Vîntosele, die auf eine ausserordentliche Weise sich bewegen und die Welt kreuz und quer durchziehen, um dieselbe zu durchforschen, sind mächtige Wirbelwinde, welche jedes ihnen in den Weg kommende Hindernis vernichten können. Sie bringen jene furchtbaren Orcane hervor, die wirbelnd einherbrausen.

Densușanu tr. schildert dieselben folgendermassen (Negr. S. 11):

». . . . Die Vîntosele sind Gefährten, schrecklich schwarze Zauberinnen. Höre nicht ihren Namen, selbst im Traume nicht . . . In der Tiefe liegt ein Thal, das ringsum viele Eichen und Berggipfel umgeben, die bis zum Himmel emporragen . . .

Hier liegt das Reich der schrecklichen Vîntose verborgen . . .

So stehen sie zwischen den Bergen. Und die Menschen der Welt benannten sie Vîntose. Denn sie treiben sich und wirbeln im tiefen Thale umher, verfolgen, jagen einander und schlagen sich mit ihren Flügeln, zerreissen sich einander mit ihren Krallen, stürzen Berge um;

---

*) Lex. Bud. S. 749.

**) Convorbiri Literare VI. S. 100—101.

in die Höhe strebt der Wirbelwind und weit bis zu den Wolken reichen sie hinan.

Obige Rolle übernehmen in der von Slavici angeführten Sage die Vîntosele, in welcher ein rüstiger Jüngling, eines mächtigen Königs Sohn, einen schauerlichen Kampf beginnt, um nur in die Burg der Fee der Morgendämmerung zu gelangen und von dorther Wasser bringen zu können, »denn wer von diesem Wasser trinkt, der verjüngt sich wie die Rose und das Veilchen«. Nach schweren Kämpfen gelingt es ihm, seinen Topf zu füllen, aber die Fee, darüber erbost, dass man ihr Wasser gestohlen, setzt die Welt in Bewegung . . . Aber der rüstige Jüngling war schon über die Grenze hinweg und jeder Versuch, ihn zurückzubringen, schlug fehl, weshalb denn die Fee den strengen Befehl erlässt, »dass keine Fee mehr lächle, keine Blume mehr dufte, der Wind nicht wehe, der Bach nicht rausche, klares Wasser nicht fliesse, der Sonnenstrahl verdunkle«, bis jener nicht zurückkehrt, der aus dem Brunnen Wasser gestohlen. Schleier der Dunkelheit lassen sich auf die Erde herab, durch die der Sonnenstrahl nicht dringt. Und als der heilige Freitag sah, dass kein Licht sei, »sandte er die Vîntosele aus, um die Dunkelheit zu zerstreuen und der Helle einen Weg zu bahnen.«

Von hier angefangen, geben wir es wörtlich: »Die Vîntosele brachen auf, eine wüthender als die andere, schrecklich und zornerfüllt . . . wie werden die Vîntosele nur vorgehen? Du würdest glauben, dass sie die Welt in ihren Kopf nehmen und mit ihr nicht mehr stehen bleiben . . . Sie gelangen zum Schleier . . . sie gehen drauf los . . . und wie? . . . Der Schleier bewegt sich nicht! . . . Die Vîntosele gehen von neuem drauf los . . . dann wieder von neuem . . . etwa dreimal hintereinander . . . Und weiter giengen sie nicht mehr drauf los . . . Sie sahen, dass der Schleier fester stand auf seinen Fersen . . . Einige Augenblicke rasten sie; stehen dort . . . beschämt kehren sie dann zurück.« Der heilige Freitag befiehlt dann noch strenger, sie mögen todt oder lebendig denjenigen bringen, der der Verursacher der Dunkelheit sei. Drei Nächte und drei Tage lang ruhten die Vîntosele nicht . . . Dreimal rissen sie die Bäume sammt den Wurzeln heraus, dreimal änderten sie die Richtung des Flusses ab; dreimal zerbröckelten sie, an die Felsen schlagend, die Wolken; dreimal kehrten sie den Grund des Meeres aus und dreimal vernichteten sie die Farbe der Erde. Alles vergeblich!« . . . .

Ebenso in Pompilius Sage »Ileana Cosinseana«: »Nichts ist mehr sichtbar aus dem herrlichen Garten, als einige verbrannte Blätter, die hoch emporstiegen in der von den Vîntosele aufgewühlten Luft«.*)

*) Ebenda, VI. 25.

Schliesslich identificierte man die Vîntosele mit den Jelelen als Luftfeen, indem man deren Eigenschaften auf sie übertrug. »Die Vîntoasele scheinen dieselbe Bedeutung mit den Frumosele zu haben. Das Volk in Siebenbürgen — und vielleicht auch anderwärts — glaubt, dass es Luftfeen seien, die besonders nachts in der Luft umherfliegen, und im Stande wären, den Gedankengang der Menschen zu ändern und auf mannigfache Art zu schlagen.«*)

In einem von Pater Marian in der Bukowina aufgezeichneten Zauberliede gegen Augenstar haben die Feen eine schädliche Macht über das Auge, aber, wie wir bald sehen werden, ist ihre Rolle im allgemeinen derjenigen der Jelele gleich.

Dies der Anfang des Zauberliedes: »N. gieng fort . . . er machte sich auf den Weg . . . von daheim . . . vom Tisch . . . auf den Weg, auf den Steg . . . feist, schön . . . geröthet, lustig . . . als er aber auf halbem Wege war . . . trafen ihn die Vîntosele und Frumoasele an . . . kamen ihm entgegen . . . warfen ihn zu Boden . . . machten aus ihm einen schwarzen Fetzen . . . deckten ihn mit Erdschollen zu . . . zogen ihm eine Haut über die Augen . . . nahmen ihm das Augenlicht . . . liessen ihn blind zurück . . .

Die Mutter des Herrn dauerte der Leidende: »Aus dem Himmelsthore . . . liess sie eine goldene Leiter herab . . . auf dieser stieg sie hinab . . . kam dem N. entgegen . . . ergriff ihm die rechte Hand . . . kehrte ihn der Sonne zu . . . gieng weg, machte sich davon . . . auf Adams Weg . . . zur Quelle des Jordan . . . und fand hier die drei Schwestern der Sonne . . . mit drei Besen . . . mit drei Rechen . . . mit drei Dienern und drei Ellen Seide . . .

Dann betraut die Mutter des Herrn die drei Schwestern der Sonne, N.'s Augen vom Star zu lösen, auf dass sie rein seien, wie pures Silber.«

Auch für die von den Vîntoselen Beschädigten gibt es ein Heilverfahren der alten Weiber, welches der erwähnte eifrige Sammler des Volksglaubens in seinem Werke: »Botanica popolară Română« folgendermassen schildert: »Die jungen Sprösslinge des Rosenstrauches sind gut für diejenigen, welche die Vîntosele geschädigt haben, und die demzufolge von Schwindel erfasst zu werden pflegen. Die Zauberfrau, welche diese heilt, steht zeitlich vor Sonnenaufgang auf; an einem Fastentag, wenn der Mond im Abnehmen begriffen ist, nimmt sie Brot und Salz zu sich und geht zu einem Rosenstrauch. Dort angekommen, legt sie Brot und Salz unter den Rosenstrauch auf die Erde, dann sich dreimal vor ihm verneigend, nöthigt sie ihn mit Brot

*) Budai-Deleanu Ţiganiada. II. 76.

und Salz, und spricht: »Heile du den N., gib ihm Arznei, Gesundheit, Leben!« Dann nimmt sie fünf oder sieben Zweiglein, trägt sie heim, schneidet sie in kleine Stückchen und kocht diese in unberührtem Wasser. In diesem Wasser badet sich dreimal der Kranke, und zwar in der Frühe vor Sonnenaufgang, vor dem Frühstück (zwischen 8 und 9 Uhr) und abends vor Sonnenuntergang.«*)

Wie der Name einer durch die Dînsele entstandenen, oben beschriebenen Krankheit entstanden ist, die De-dînsele, so ist auch aus Vînt ein einen gewissen, unangenehmen Zustand charakterisierendes Begriffswort, De-vînt, entstanden.

In einem Zauberliede aus Prahova heisst es darüber: »Hat sich jemand erkältet und hat er Fieber, so wird er besungen, wobei gesagt wird, dass ihn De-vînt erfasst habe.«**)

Eine ausführlichere Erklärung und die Art und Weise der volksthümlichen Behandlung des Zustandes des von De-vînt Behafteten theilt Todorescu mit: »Denjenigen hat De-vînt erfasst, den der Kopf schmerzt und dessen ganzen Körper Fieber schüttelt. Nach drei Tagen werden seine Lippen, seine Nase wund, wie beim kalten Fieber. Zur Zeit dieser Krankheit ist es Brauch, von den vier Ecken irgend eines Bildes je ein Spänchen zu schneiden und diese, mit an gewissen Tagen gesammelten Blumen vermengt, in die Glut zu werfen und damit den von der De-vînt befallenen Kranken zu räuchern. Den Aschenrest muss man in den Wind werfen, den Kranken reiben, dann ihm Thee geben, damit er athme.«***)

Vînt's (des Windes) Sehnsucht.
Aus De-vînt
Weiche von der Erdoberfläche:
Mit dem Winde kamst du.
Zieh' du mit dem Winde.
Und komme nicht wieder! . . .

Die Frumoasele lähmen den Menschen; den Siebenbürgern gemäss ist diese Lähmung der Schmerz der Hand, des Fusses oder eines anderen Gliedes, welcher Schmerz nur so aus dem Himmel kommt, den Menschen trifft . . .

Doch glaubt man, der Mensch werde besonders dann so gelähmt, wenn er an böser Stelle gesessen, geschlafen, oder auf eine solche getreten war. Eine böse Stelle aber ist besonders der Kreuzweg, Stellen, welche die Jelele passieren, die man anders auch Măestre, Puternice (Mächtige), Frumoase, Frumusele, Fetele, Câmpului (Wiesen-Maide) und Fetele codrului (Maide der Berge) nennt.†)

*) Ebenda, III. 283.
**) Tocilescu, Revista, III. 387.
***) Poesii pop. rom., S. 376.
†) Marian, Desc. pop. rom. succna 1886, S. 342.

Nun auch das Lied gegen die Lähmung.*)

Ich gieng aus dem Hause ... Machte mich auf weiten Weg ... Gelangte bis zu des Weges Mitte. Doch siehe, in der Hälfte des Weges, der Strasse ... begegne ich den Frumoaselen ... mit vielen, kleinen ... Und als mich die Frumoasele erblickten ... da schossen sie mit Pfeilen auf mich ... durch mein Gehirn, durch meine Nasenflügel, durch mein Antlitz, durch mein Gehör, durch mein Augenlicht, durch meinen ganzen Körper hindurch — — — sie nahmen mir die Kraft; sie warfen mich an des Weges Rand ... sie machten mich zu einer Leiche ... — bete heilige, reine Mutter des Herrn — dass sie mir die Kraft lassen — wie sie die Sonne und die Sterne stehen lassen — den Mond auch immer — denn ich kann sie nicht ertragen — kann sie nicht bewirten. — Die heilige, reine Mutter des Herrn sprach das grosse Wort: »Ihr Frumoasele, kleine, viele, kommet wie der Sturm so schnell — vom Wege — mit Stroh — mit Gürtel — mit rothem — auf eiserner Kutsche, und lasset dem N. die Kraft — denn N. kann euch nicht tragen — kann euch nicht bewirten — denn wenn ihr diesem die Kraft lasset — so wie ihm diese Gott gegeben — und ihn erschaffen hat — trage ich euch fort — auf blumiges Feld — auf schönen Berg, — zu schönen Burschen — und Geigen-, Flötenklang höret ihr — findet dort — gedeckten Tisch, — brennende Kerzen, — volle Becher — und dort trinkt ihr, — unterhaltet euch. Wenn ihr ihm aber keine Kraft gebt, wie ihm Gott sie gegeben, — trage ich euch an schreckliche Orte — in tiefe Thäler, — auf öde Felder, — wo kein Hahn kräht, — kein Hund bellt, — der Priester nicht die Klapper schlägt, — wo keine Glocke tönt, — dort werden euch Hirsche und Rehe zertreten, — und dort werdet ihr zugrunde gehen! ...

Auch Marian sagt, der Name der Frumoasele sei gleichbedeutend mit dem der Vîntosele; wie er dies in der oben erwähntem Zauberliede gegen den Augenstar beigefügten Anmerkung sagt: »Diese beiden Benennungen, die »Vîñtoase, Frumoase«, passen dem Zauberlieder singenden Weibe gemäss auf dieselbe mythologische Gestalt.«

Andererseits sind die Frumoasele auch als Beinamen der Jele bekannt, mit denen sie oft irrthümlich verwechselt werden.

Bezüglich der Bukowina bezeugt Budai-Deleanu: »Die Jelele zu besingen ist so viel, als jemanden zu besingen, den die Feen, (sinele) oder die Schönen (Frumoasele), die man auch Jele nennt, bezaubert haben.« An anderer Stelle: »Die bösen Geister, die Gespenster und Schönen (Frumoase), d. h. die Luftfeen (sine), welche die Menschen schädigen.« **)

*) Marian. Desc. pop. rom. sucena 1886, S. 336.

**) Buciumul. II. S. 124 und 358.

Mit Bezug auf Siebenbürgen sagt Schmidt*): »Auf dem zertretenen Grase lassen sich die Tanzspuren der Jele und Frumoase sehen, welche den Sänger locken: Ein Becher Wasser, den sie neunmal um ihren Kreis herumtragen, heilt denjenigen von jeder Krankheit, der davon trinkt.«

Bezüglich Rumäniens heisst es: »Die Jele sind auch die vom Volke Ale Frumoase genannten Feen, die, begleitet von einem Dudelsackpfeifer, singend in der Luft schweben. Bisweilen tanzen sie auf der Erde; wenn dann irgend ein Mensch auf diesen Ort tritt oder sich setzt, so erkrankt er und dann sagt man, dass die Dînsele ihn geschlagen haben oder dass er auf den Tisch der Ale-Frumoase getreten sei.**)

Die Identität der Frumoasele mit den Jelelen beweist auch Cantemir in seiner über die ersteren gegebenen Beschreibung. Der gelehrte Fürst bemerkt in seiner Studie über die unbekannten und gespenstischen Gottheiten der heidnischen Daker, die man in der Moldau in Gesängen verehrt, besingt, Folgendes: »Den Moldauern gemäss sind die Frumoasele Maide der Luft und verlieben sich oft in schöne und junge Burschen.« Wenn deshalb den jungen Mann eine Schwäche befällt, dann sucht man die Quelle des Leidens in den Frumoasele. Und man sagt, dass diese ihre Liebe in Hass verwandelnd und die Dînsele beneidend, sich auf diese Weise rächt.***)

Der von Cantemir erwähnte Charakterzug, dass die Frumoasele in schöne, junge Burschen sich verlieben, findet sich auch in Densușianus »Codrilor Frumoase« vor (S. 164), indem dieselben der schöne Hirtenbursche:

Mit Tannenflöte zum Tanze lockt,
Anfeuert, narrt und dann ihren Tanz belacht.

Dasselbe haben wir in der oben angeführten »Mogărzea«-Sage bezüglich der Jele gesehen.

Diese Feen also bringen den Menschen nicht immer Schaden und Verderbnis. Bisweilen bekommt sie auch der Mensch in seine Gewalt, wobei er sie dann oft hänselt, ja ihnen auch Schaden beibringt.†) Bei anderer Gelegenheit, wenn sie mit ihrer reizenden Weisse den Hirten bezaubern, dessen Gesang so sehr auf sie einwirkt, dass sie, um ihn herumtanzend, auch ihren Verstand verlieren, küsst er, sie in seine Gewalt bringend, endlos lange den Busen der Jele.

*) Schmidt, Das Jahr und seine Tage im Glauben und Brauch der Rumänen Siebenbürgens. S. 28.

**) Hasdeu, Elim. Magn. Rum. unter dem Worte: ale.

***) Cantemir, Descriptio Moldaviae, S. 124. Papins Ausgabe.

†) S. Mogărzeas Densușianus Epopäe und das Gedicht des weiter unten angeführten Bolintineanu.

Denn wer sie küsst, dem geben sie gerne,
Was sein Auge wünscht, wonach sein Herze lechzt.*)

Diese ihre wohlwollende, bis zu einer gewissen Grenze naive Eigenschaft hielt sich Bolintineanu in seinem schönen, »Jelele« betitelten Gedichte vor Augen:

Am Rand des kühlen Waldes
Steigen vom Himmel die Jele herab,
Von den Flügeln streuen sie
Weisse Strahlen in die Lüfte;
Und voll ist mit weissen Rosen
Ihr weisses Silberhemd,
Mit weissen voll ihr Gürtel,
Den um den glänzenden Leib sie legen.
Aus ihrem Haargeflechte aber
Goldfeur'ge Strahlen strömen
Und süsse Thauestropfen
Blinken auf ihrem Busen.
Ihr Tanz schwebt unablässig
Rings um den weissen Hirten,
Der thut, als ob bezaubert
Im Grase Duft er schlürfe.

Ebenfalls unter dem Namen Frumoase oder Mușatile sind diese Feen bei den Macedo-Rumänen bekannt.

In der französichen Übersetzung Bolintineanus fügt der Verfasser obigem Gedichte die Bemerkung an: »Les Formoses ou les Belles, appelées en Roumanie Iele, sont des esprits inventées par la crujance populaire chez des Roumains de Macédoine. Méchantes et d'une rare beauté, elle exercent une grande puissance sur toute la vie de l'homme, auquel elles ont en mains les le bonheur ou le malheur. Elles ont en mains les bras paralyse, c'est qu'il s'est assis sous un arbre hauté par les Formoses.«**)

M. Intzu, ein junger Mann aus Krusowa, sandte folgende aufklärende Daten ein, die er bei verschiedenen Familien Macedoniens gesammelt hatte: »Die Albile oder Mușatile sind Feen, die nachts um die Dachtraufe der Häuser herumgehen. Diese sträfen mit Krankheit diejenigen, welche sich nachts rings um das Haus herum aufhalten oder um ihren Ort herum sudeln. Daher die bekannte Redensart: »Schlage nicht Wasser ab unter die Dachtraufe, denn man schlägt dich!« Von einem, der an irgend einem verdächtigen Übel leidet, sagt man: »Er ist weiss und freut sich, wenn er kommt, weiss und gutgelaunt gehe er!«***)

---

*) Bolintineanu, Jelele.

**) Bolintineanu, Brises d'Orient, S. 364.

***) In Rumänien hausen nämlich die Jele unter der Dachtraufe. Vacarescu J. Jelele, II. Theil, sagt also:

Zu Weihnachten Mutter Neksa,
So erzählt man, also sagt man:

Weiland Andreas Bagav theilte mir Folgendes mit: »Bei den macedonischen Rumänen ist der Name der Jelele nicht Muşatile sondern Albile überall. Der Volksglaube gibt ihnen dieselben böswilligen Eigenschaften wie den Jelele, d. h. das Lähmen einiger Körpertheile, des Gesichtes und auch des Gehöres. Die zur Charakterisierung der von Seiten der Albile kommenden Krankheiten gebrauchten Ausdrücke sind:

»Von den Albile geschlagen« oder »von den Albile genommen«. Das Epitheton Muşatele (die Schönen) hat eher eine bittende Bedeutung. Wenn jemanden die Albe geschädigt, dann kommen die sachverständigen alten Weiber, und nachdem sie alles verrichtet, was zur Heilung nöthig ist, lassen sie sich mit diesen Wesen gleichsam in ein Gespräch ein, und bitten dieselben, sie mögen aus dem Körper des Kranken herausgehen, schmeicheln ihnen auf alle Art und Weise, z. B.: »Kommt heraus, ihr Schönen« (lea muşate), »ihr Guten« (lea bune) und dergleichen Beinamen. Ihre Wohnungen sind, wie es scheint, unter freiem Himmel: die Seen, Wälder, aber besonders die Friedhöfe und Dachtraufen. Der Aberglaube, der ihnen übermenschliche Kraft zuschreibt, verursacht, dass die Kinder abends oder nachts sich nicht getrauen, über den Friedhof zu gehen und es nicht wagen, den Ort unter der Dachtraufe zu verunreinigen, denn sie fürchten, dass jeder Tropfen davon für sie schädlich, gefährlich sei, gerade als ob sie ihnen begegnen oder sie sehen würden. Ihre Kleidung pflegt, wie dies auch ihr Name zeigt, aus Flachs zu sein, mit welchem man jemanden in dem Augenblick bedeckte, als er starb.*)

Schliesslich Lecanta Lazarescu, macedonischer Professor (in Prilep), diente auch mit einigen ergänzenden Anmerkungen, welche er von einer alten Frau aus Gopes gesammelt hat: »Die Dzînele, Dultele, Muşatele, Albele sind solche Beinamen, mit denen die macedonisch-rumänischen Weiber die Jelele belegen. In Achrida nennt man sie ausserdem auch Arghiandele; wenn nämlich grosser Sturm ist und der Wind pfeift, pflegt man zu sagen, dass die Arghiandele herumgehen. In Bitolien, Prilep, Veles und noch in einigen Gegenden,

Geht die Kunde, dass verlassen
Jele nicht ins Dorf mehr kommen,
Seit ein altes, altes Männchen
Hat gelehret den Rumänen,
Geb' er ihnen nicht Geschenke
Gröss're als das Rad des Wagens,
Wie man einst zu geben pflegte
Unter eines Hauses Traufe.

Überhaupt pflegen die Dachtraufen die Wohnungen böser Geister zu sein.

*) Vgl. Belimac's Gedicht in der »Macedonia« I. S. 17—20 und 44—45.

wo sich Rumänen mit den Bulgaren berühren, werden sie auch Samovilen genannt. Wenn ein rumänisches Weib den Sohn verflucht, sagt sie ihm: »Schmettere dich Kikuta nieder!« (Kikuta s' ti agudească), d. h. der Schlaganfall; denn sie glauben, dass die Feen unter den Dachtraufen der Häuser sind, woher der Regen herabtröpfelt. Deshalb achten die Mütter gar sehr darauf, dass ihre Kinder so gefährliche Orte nicht verunreinigen. Wenn jemanden Paralysis befallen hat, so sagt man, der Kikuta habe ihn niedergeschmettert. Wenn Weiber an Augenweh, Ohrenschmerz oder Rheuma leiden, suchen sie Arznei dafür beim Brunnen der Feen und zwar (wenn sie nicht bettlägerig krank sind, sondern noch zu gehen imstande sind) also: Die Leidenden besuchen, von mehreren ihrer gesunden Gefährten begleitet, von Gründonnerstag bis zum Heil.-Kreuz-Erhebungstage (26. September) jede Woche zweimal den Brunnen der Feen, der eine halbe oder dreiviertel Stunden weit von der Stadt entfernt ist. Aus ihrer Wohnung brechen sie gut ausgerüstet, zeitlich in der Morgendämmerung, mit einem weissen Tuche auf dem Kopfe auf; ausserdem tragen sie auch Lebensmittel mit sich (Eier, Käse und Gebäck). Ungefähr zwanzig Schritte vom Brunnen entfernt bleiben sie stehen, legen alles, was sie bei sich haben, nieder, dann ziehen sie in grosser Stille am Wasser vorbei und beten also:

Ihr Weissen, Schönen,
Ihr Weissen, ihr Süssen,
Maria zum Guten euch wende!
Verzeihet uns nun,
Denn Hennen sind wir, blind,
Nicht wissend, wo wir treten;
Was ihr uns habt genommen,
Gebet zurück uns wieder (d. h. die Gesundheit),
Und was ihr gabt, das nehmt euch wieder (d. h. die Krankheit).
Wir können's nicht ertragen,
Sind ja getaufte Christen.

Hierauf waschen sie sich im Wasser und trinken davon, und machen dann vom Brunnen einige Schritte nach rückwärts. Nach der Waschung wirft jeder ein Silbergeldstück, dann einen gelben Wachskerzenhälter ins Wasser; auch lassen sie daselbst einige Blumen zurück; manche pflegen auch einige Wollfäden dort zurückzulassen. Nachdem sie dann einen Imbiss verzehrt, gehen sie alle heim, damit sie noch vor Sonnenaufgang zu Hause anlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Das Agramer Nationaltheater.

Die Überschrift könnte richtig auch »Das croatische Nationaltheater« heissen, denn die Bühne des Agramer Musentempels ist gleichzeitig die einzige ständige Bühne des Landes. Allerdings ist sie eine solche, die ihrer hehren Bestimmung vollauf Rechnung trägt und dem Lande zum Stolze gereicht.

In seinem Äussern präsentiert sich das von den bewährten Theaterbaukünstlern Hellmer und Fellner, mit einem Fassungsraume für 1300 Personen erbaute Theater als ein Meisterwerk moderner Architektur, dessen Inneres, eine Fülle von Pracht und Glanz, das Auge des Beschauers förmlich berückt. Zu den herrlichsten Sehenswürdigkeiten zählt der vom croatischen Maler Vlaho Bukovac grossartig ausgeführte Theatervorhang. Es ist dies keine bei Theatervorhängen übliche affectierte Allegorie, sondern ein Bild, dem die zugrunde liegende national-culturelle Idee, abgesehen von der technisch-vollendeten Ausführung, besondere Bedeutung verleiht. Links die Contouren Ragusas, der Wiege der croatischen Literatur, rechts diejenige Agrams, der neuerblühten Landeshauptstadt. Vergangenheit und Gegenwart vereinigen sich, um dem Dichterfürsten Ivan Gundulić zu huldigen. Lebensgetreue Porträts croatischer Geistesgrössen, Nationalcostüme, Toiletten und halbverschleierte allegorische Gestalten sind zu einem farbenprächtigen Bilde, einem geistreichen Ensemble vereint, über das die pietätvolle Glut seines Schöpfers sich ergiesst. Der vielseitige Meister, ein talentvoller Cabanel-Schüler, der sich sowohl als brillanter Porträtist, wie auch als phantastisch-kühner Freilichtmaler bereits vielfach hervorgethan, führt uns da mit einem coloristischen Aufbau hochmodernen Schlages in sein Reich der Farben, in welchem uns aus jedem Pinselstriche Schimmer und Glanz entgegenlacht.

Es war das ein denkwürdiger Freudentag für die croatische Nation, als am 14. October 1895 unter den glückverheissenden Auspicien des geliebten Königs Franz Joseph I. das neue prachtstrotzende Musenheim eröffnet und der Sieg der Culturarbeit des croatischen Volkes durch die Anwesenheit des vom tausendfachen Jubel der Bevölkerung umbrausten erhabenen Monarchen gekrönt und das Culturstreben Croatiens geehrt und ermuthigt worden ist.

Und es bedarf einer Ermuthigung gar sehr — namentlich auf dramatischem Gebiete — in einem Lande, wo jeder Novität croatischer Factur eine beträchtliche Dosis von Skepsis und Misstrauen entgegengebracht wird. Durch fremde Kost verwöhnt, verlangt das Publicum

nach Werken, für welche die croatischen Dichter, deren Wirken ein stetes Aufstreben und Nachlassen, ein Vorwärtsdrängen und Rückwärtsweichen, ein Gelingen und Fehlen in buntem Wechsel ist, den richtigen Ton nicht zu finden vermögen. Das Publicum will auf der Bühne moderne Menschen, moderne Probleme sehen, es will auch nicht mehr tragisch erschüttert werden, sondern bloss einen wohllüstigen Wehmuthskitzel empfinden. Auch in Croatien will man das Dogma der Internationalität der Literatur predigen hören. Was Wunder, dass unter den Pflegern der jungfräulich-naiven, von der »Moderne« weit entfernten Literatur Croatiens nur selten einer auf das dramatische Gebiet sich wagt und nur wenigen der dramatischen Muse ermunternder Blick zugewendet erscheint.

Immer war dem freilich nicht also und es gab eine Zeit, da auch in Croatien die dramatische Kunst in hoher Blüte stand. Wie bei den meisten Culturnationen, ist auch der Ursprung des croatischen Schauspiels in den theatralisch-religiösen Darstellungen des Mittelalters zu suchen, als die Cultur im allgemeinen mehr empfangend und nachbildend als originell und mustergebend war. So finden wir denn in den ältesten dramatischen Werken nebst Nachahmung und Übersetzung nicht wenig Selbständiges. Es sind das zumeist Dichtungen localen und provinzialen Charakters, romantisch zugestutzte Gegenstände aus der mittelalterlichen und antiken Sagenwelt behandelnd, derart, dass einzelnen darunter selbst Jahrhunderte nichts anzuhaben vermochten. So das Schäferspiel »Dubravka« von Ivan Gundulić (1588—1628), der bedeutendsten Gestalt der dalmatinischen Literatur, welches Drama, ein von Leben strotzendes, die Freiheit Ragusas verherrlichendes Werk, worin Naivetät, Humor, Gefühl und Reflexion zu einem poetischen Ganzen wunderbar zusammenfliessen, noch heute, also nach drei Jahrhunderten, auf dem Repertoire sich erhält, ohne auch nur das Geringste von seinem Reize eingebüsst zu haben.

Dann brach aber eine trübe Zeit heran. Auf Croatien lastete Jahrhunderte lang das türkische Joch und eine Spur von Kunstdichtung ist erst wieder gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wahrzunehmen. Und sind die Producte der dramatischen Literatur auch da zumeist keine Originalschöpfungen, so sind sie auch keine mechanischen Nachahmungen, sondern vielmehr freie, durch Nationalisierung des Gegenstandes den Sitten und Auffassungen des Volkes genau angepasste Bearbeitungen.

Wahres Leben pulsiert in der croatischen Dramenliteratur erst seit etwas mehr als einem halben Jahrhunderte. Am 10. Juni 1840 war es, als in dem bereits verfallenen Musentempel am Agramer Markusplatze Thalien zum erstenmale in croatischer Sprache gehuldigt wurde. Man gab das Drama »Juran und Sofia« von Ivan Kukuljević, dem ein begeisterter und begeisternder Prolog des gefeierten Dichters und nachmaligen Banus Ivan Mažuranić vorangegangen war. Es war das die Zeit des Illyrismus, die Zeit höchster idealer Begeisterung, ein blütenreicher Frühling im Leben der croatischen Nation, welche allen Südslaven voranstand mit einer grossen Schar von Dichtern, unter denen sich nicht wenig begabte Dramatiker befanden. Allen voran Dr. Dimitrija Demeter (1811—1871), der eigentliche Begründer des

croatischen Dramas sowohl als auch des Theaters. In diese Periode fällt auch das Wirken des in Belgrad lebenden Dichters Matija Ban (1818), dessen Drama »Mejrima« bis auf den heutigen Tag als das kräftigste croatische Bühnenwerk gilt.

Heute, wie gesagt, vermag sich auf dramatischem Gebiete nur wenig Heimisches auf dem Repertoire zu behaupten. Eines oder das andere Samenkorn fiel wohl auf fruchtbares Erdreich, nur keimt es zunächst im Verborgenen und entzieht sich so der Beachtung. Das heutige Repertoire besteht zumeist aus Übersetzungen fremdländischer Werke, obzwar nicht geleugnet werden kann, dass es der croatischen Literatur, also auch der dramatischen, an Leben und Bewegung nicht fehlt. Im Gegentheile: es bethätigen sich reiche Kräfte, Strömungen und Richtungen folgen einander mit ganz moderner Geschwindigkeit; nur ist es ein wirres Durcheinander von allerlei Richtungen, die sich kreuzen und verschlingen; es sind viele ganz achtungswerte Dichter, aber keine wahren, in sich selbst fertigen Grössen, keine vollen imponierenden Persönlichkeiten. Ganz natürlich! Steht ja unser ganzes Jahrhundert nicht mehr unter dem Zeichen der »grossen Persönlichkeiten«; das Individuum tritt mehr und mehr in den Hintergrund gegenüber der Bedeutung der Masse, der Organisationen, der staatlichen und socialen Neubildungen.

Einzelne Stücke können immerhin aufgebracht werden, die, wenn auch nicht Welt- und Menschenleben im grossen und sub specie aeterni, so doch einzelne Kreise der Gesellschaft, das Volk, aber auch höhere Classen und gewisse moderne Krankheiten, künstlerischen Ansprüchen genügend, darstellen; kein einziges Werk jedoch ist dem Volke ans Herz gewachsen, kein dramatischer Dichter ist bisher hervorgetreten, der wirklich Boden in der Nation gewonnen hätte.

Allerdings kann mit der eingangs erwähnten Eröffnung des neuen Theaters von einem neuen Geiste, der ins neue Haus einzog, und vom Beginn einer neuen Epoche des croatischen Schauspielwesens gesprochen werden. Weder konnten in den armseligen Räumen des baufälligen alten Hauses Dramen- oder Opernvorstellungen zur Geltung kommen, noch vermochte die damalige Leitung aufs Künstlerpersonal belebend einzuwirken. Mit dem neuen jugendlichen Intendanten Dr. Stefan von Miletić, der mit patriotischer Begeisterung und seltenem Geschicke seines mühevollen Amtes zu walten begonnen, schien auch die dramatische Kunst als eine der schönsten Nationalthätigkeiten aus trauriger Beschränkung und Verkümmerung zu Freiheit und Leben emporwachsen zu wollen und aus dem Halbschlafe erwacht zu sein, in dem sie allzulange geruht. Nun ist auch die von wirklichen Kunsterfolgen reiche Ära Miletić zu Ende und das neue Regime Hreljanović lässt ein endgiltiges Urtheil über seine Thätigkeit noch nicht zu. Es steht dem kunstverständigen Intendanten und einstigen Opernsänger Ivo v. Hreljanović immerhin eine auserlesene, von Patriotismus und hingebungsvoller Ambition durchdrungene Künstlerschar zur Seite und auch der bewährten Stützen des heimischen Repertoire ist er sicher. Häufige Preisausschreibungen, wie sie vom gewesenen Intendanten Miletić, ebenfalls einem Dramatiker, dessen zahlreiche in Buchform erschienenen Bühnenarbeiten die Lampenprobe noch nicht bestanden

haben, bereits eingeleitet wurden, dürften auch fernerhin erspriesslich wirken und vielleicht ist der Zeitpunkt nicht mehr allzuferne, da das im Jahre 1840 gesäete winzige Samenkorn seine Früchte zeitigen und auch das croatische Schauspielwesen nach mannigfachem Ungemache und langem erfolglosen Ringen eine rühmliche Stufe der Vollendung erreichen wird.

Bis jetzt gibt es nur Weniges, was über Bühnenversuche hinausragt. Nebst einigen Volksstücken Josef Eugen Tomić', einzelnen Dramen von Dr. Derenčin, Eugen Kumičić und Ivo Conte Vojnović, haben in letzter Zeit Srgjan Tucić und zwei junge Damen, Frl. Ida Fürst und Camilla Lucerna, kräftigere Ansätze und Talent zur Lösung ernster Probleme gezeigt. Dramatiker aber, welche die Tiefen des Seelenlebens eröffnen und die Tragik des Herzens ergründen, harren noch der Entdeckung. Ein Dichter, der das Menschenherz zu enthüllen vermöchte in allen seinen Trieben, allen seinen Conflicten mit dem menschlichen Leben, uns über die Erde zu erheben, und unsern Blick dorthin zu lenken, wo das Ewig-Ideale wohnt, aus dessen Sphäre der wahrhaft dichterische Geist uns mehr empfinden lässt, als er zu enthüllen vermag, scheint den Croaten noch nicht erstanden zu sein.

So geht denn ein Zug der Sehnsucht durch die croatische Bühne, durch das croatische Theater. Es sehnt sich nach Zugstücken, nach Werken bedeutender Dichter, aber diese Sehnsucht wird nicht gestillt. Vorläufig muss sich die Theaterleitung begnügen, nebst dem Besten der Weltliteratur mittelmässige Originalstücke in musterhaften Aufführungen und abgerundeten Darstellungen zu geben. Der Intendant muss es ja fühlen, dass der heimischen dramatischen Kunst hehre Aufgaben harren: Förderung der nationalen Entwicklung, Verbreitung der croatischen Sprache, Sanctionierung überlieferter Gewohnheiten, Anbahnung von Achtung und Wertschätzung der nationalen Sitten. Das croatische Nationaltheater muss denn auch wie das einzige Kind gehütet, aber nicht verzärtelt werden. Es ist ja in Sachen des croatischen Schauspielwesens vorläufig unser Eins und Alles, unsere Gegenwart und Zukunft.

Mavro Spicer.

Aus der Ungarischen ethnographischen Gesellschaft.

Im Beisein eines zahlreichen distinguierten Publicums, worunter sich besonders viele Damen befanden, hielt letzthin im Akademiesaale zu Budapest die Ungarische ethnographische Gesellschaft ihre Monatssitzung ab, in welcher der Präsident der Gesellschaft, Ministerialrath Emerich von Szalay, den Vorsitz führte. Unter den in grosser Zahl anwesenden Mitgliedern bemerkte man den Fürsten Odescalchi, den Grafen Eugen Zichy, den Geheimrath Albert v. Berzeviczy, Dr. Béla Erödi u. v. a.

Den interessantesten Gegenstand bildete ein sehr beifällig aufgenommener phonographischer Vortrag Dr. Béla Vikárs über seine Sammlung Somogyer Volkslieder. Von den übrigen Punkten der Tagesordnung sei an dieser Stelle bloss des Referates des Generalsecretärs

Dr. Julius v. Sebestyén gedacht, welcher im Laufe seiner Rede die Gelegenheit wahrnahm, die erfreuliche Mittheilung vom Erscheinen der neuen ethnographischen Zeitschrift »Die Donauländer« zu machen, wobei Redner in warmen Worten der Anerkennung das überaus geschickte redactionelle Arrangement der Zeitschrift hervorhebt, welche berufen erscheint, nicht nur den Interessen der Donauländer, sondern auch der ungarischen Wissenschaft erspriessliche Dienste zu leisten. Er beglückwünscht das anwesende Ausschussmitglied, Adolf Strausz, als den Herausgeber dieses schönen Organs, und gibt seiner Überzeugung Ausdruck, das Unternehmen gehe einer sicheren Zukunft entgegen.

Nun erhob sich der Präsident, Ministerialrath Emerich von Szalay, um, wie er erklärte, nicht als Präsident der Ethnographischen Gesellschaft, sondern als Director des Nationalmuseums der Redaction der »Donauländer« für die objective Würdigung zu danken, deren das seiner Leitung anvertraute Institut bereits im I. Hefte der »Donauländer« theilhaftig ward, und gibt seinerseits dem Wunsche Ausdruck, die Zeitschrift, die berufen ist, der Wissenschaft bislang ungeebnete Pfade zu bahnen, möge sich einer steten Prosperität erfreuen, wie er denn auch selbst bestrebt sein wird, dieser bedeutsamen Zeitschrift moralische Unterstützung angedeihen zu lassen

Der Herausgeber Adolf Strausz dankte hierauf in bewegten Worten für die schmeichelhafte Anerkennung, die geeignet erscheint, einen mächtigen Ansporn für sein ferneres Wirken zu bilden und bittet die Gesellschaft, ihn in seinem Bestreben thatkräftig zu unterstützen. Nach den Beifallskundgebungen, welche diesen Worten folgten, übergieng man zur Verhandlung des nächstjährigen Budgets und der zur demnächst stattfindenden Generalversammlung nöthigen Vorkehrungen.

Die Kisfaludy-Gesellschaft in Budapest.

Die Kisfaludy-Gesellschaft versammelte auch in diesem Jahre, wie alljährlich am Sonntag der Sterbewoche Karl Kisfaludys, wieder ihre Mitglieder von fern und nah und ein zahlreiches distinguiertes Auditorium von Freunden und Freundinnen der nationalen schönen Literatur im Prunksaale des Akademiepalastes zu der die jährliche Generalversammlung abschliessenden feierlichen Vortragssitzung. Im Hintergrunde war das von Balló gemalte wohlgetroffene Porträt des heute von Andor Kozma in einer brillanten Denkrede gefeierten, im Vorjahre dahingeschiedenen Dichters Ladislaus Arany in einem Boskett immergrüner Gewächse aufgestellt. Auf der Estrade nahmen rechts ein distinguierter Damenflor, links die Mitglieder und zahlreiche angesehene Gäste Platz. Unter den letzteren bemerkte man den Unterrichtsminister Dr. Julius Wlassics, Akademie-Secretär Koloman v. Szily, General Arthur Görgey, Museumdirector Emerich Szalay, Polytechnikums-Professor Vincenz Wartha; von Mitgliedern u. a. den Altmeister Lorenz Tóth, den serbischen Dichter Anton Hadžić, den ungarischen Dichter Josef Lévay, die neugewählten Mitglieder Albert Berzeviczy, Bernhard Alexander, Zoltán Ambrus, Gustav Jánosi, Michael Szabolcska etc.

Die Witwe des in der Denkrede gefeierten Dichters Ladislaus Arany sass in der vordersten Reihe des Parkets. Kurz nach 10 Uhr nahmen die Präsidenten und Secretäre am Präsidialtische Platz und gleich hierauf begann die Festsitzung mit der Eröffnungsrede des Vicepräsidenten Karl Szász, die wir kurz resumieren:

»Geehrte Versammlung! »Der Alten zu gedenken« ist immer gut und nützlich, weil sie immer Lehren hinterlassen. Seit der Constituierung der Kisfaludy-Gesellschaft sind 62 Jahre verflossen. Nach Karl Kisfaludys Tode sammelten zehn seiner Freunde zur Verewigung seines Andenkens einen grösseren Fond, der ihnen nicht nur die Herausgabe seiner Werke und die Errichtung seiner Statue ermöglichte, sondern auch die Gründung einer seinen Namen tragenden Gesellschaft, welche in erster Linie durch ästhetische und schönliterarische Preisconcurrenzen die jungen Talente zur Pflege der theoretischen und praktischen schönen Literatur aneifern sollte. Die Gesellschaft constituierte sich mit 20 Mitgliedern. Diese Zahl vermehrte sich mit dem Wachsen der schönen Literatur und der Entwicklung der Gesellschaft von Zeit zu Zeit auf 30, dann 40, endlich 50. Die Gesellschaft förderte anfangs die schöne Literatur nur durch Preisausschreiben in theoretischer und praktischer Richtung, sowie durch Herausgabe ihrer Jahreshefte, während sie später mit der langen Reihe und dem reichen Inhalte ihrer selbständigen Editionen eine ganze Bibliothek begründete. Die Kisfaludy-Gesellschaft ist seit ihrem 62jährigen Bestande nie von ihren ursprünglich festgestellten Aufgaben abgewichen; sie erweiterte und vertiefte ihr Bett nur in derselben Richtung. Der 1848/49er Freiheitskampf und die darauf folgende traurige Zeit unterbrachen für elf Jahre die Thätigkeit der Gesellschaft. Auch bei deren Wiederaufnahme änderte sie principiell nichts an ihrer ursprünglich festgestellten Aufgabe und Organisation, wenn sie dieselbe auch mehr präcisierte. Die neuerlich (1860, 22. November) bestätigten Statuten bestimmen: »Philosophische, historische und kritische Arbeiten aus dem Bereiche der Ästhetik zu bieten« — »das Erscheinen bedeutenderer schönliterarischer Werke zu ermöglichen« — endlich »Preise für literarische Arbeiten im Bereiche der Ästhetik, der rhetorischen Kunst und deren Geschichte auszuschreiben«. So war die Gesellschaft anfangs gleichsam eine schönliterarische Bildungschule und ihre Besten waren theils praktische, theils theoretische Lehrer an derselben. Die damalige Beschränktheit unserer Literatur erforderte dies. Die Gesellschaft veranstaltete anfangs nicht so regelmässig Vortragssitzungen wie heute; damals hielt bloss bei der jährlichen Generalversammlung ein hervorragendes Mitglied einen Vortrag. Der Haupttheil der Thätigkeit der Gesellschaft bestand nicht in Vortragssitzungen und im Vorträgehalten, sondern in der Preisaufgabe, Kritik der Concurrenzwerke und Edition der Jahreshefte. Nach der 12jährigen Nothpause erhöhten die 1862er Statuten die Mitgliederzahl schon auf 40 und systemisierten die monatlichen Vortragssitzungen. In den seitdem verflossenen 36 Jahren hob sich die Mitgliederzahl auf 50, in den äusseren und inneren Literaturverhältnissen aber erfolgte eine grössere Veränderung. Die Presse verschlang die poetische, besonders erzählende, Roman- und Novellenliteratur und

machte sie zur Feuilletonliteratur, so dass sie grossentheils unvollendet, in tagweise angefertigten Partien in die Presse geht.

Auch der Wert der Theater- und Dramenkritik sank erheblich in der schnell arbeitenden Manier unserer heutigen Journalistik. Wir bekommen nur ausnahmsweise gründliche Kritiken zu sehen. Solche Wandlung der Literatur nöthigt mit ihrer Eile auch die Fähigsten mehr weniger zur Oberflächlichkeit; sie wirkt bemerkbar auch auf das Personal unserer Gesellschaft. Das bei ihrer Gründung 1837 und bei ihrem Wiederaufleben 1862 bestandene Zahlenverhältnis zwischen Dichtern und Ästhetikern verlor bei den neueren Wahlen das Gleichgewicht. Unsere Gesellschaft hat deshalb jetzt für die Besetzung der erledigten Stellen eine Regel festgestellt, welche dieses Gleichgewicht wieder herstellen soll. »Der Alten zu gedenken«, so begann ich meine Rede, so will ich sie auch schliessen. Unser einziger aus der Gründungszeit der Gesellschaft überlebender Genosse ist Lorenz Tóth, der sich mit vielseitigster und unermüdlichster Thätigkeit unverjährbare Verdienste auf dem Gebiete unserer schönen und wissenschaftlichen Literatur erworben hat. Ich schliesse meine Rede mit dem Ausdrucke der Verehrung für diesen unsern ältesten Genossen und mit dem Wunsche, dass wir ihn noch lange in unseren Reihen sehen. (Lebhafte Éljenrufe.) Zugleich begrüsse ich unsere neuestens gewählten Genossen, und da unser Präsident heute die Vortragstribüne in Anspruch nimmt, habe ich die Ehre, in seinem Namen die Sitzung zu eröffnen.« — Die Eröffnungsrede fand lebhaften Beifall.

Nun folgte der nachstehend kurz resumierte Jahresbericht des Generalsecretärs Zsolt Beöthy:

»Geehrte Versammlung! Die Kisfaludy-Gesellschaft nennt die Sitzungen, zu denen sie alljährlich ihre Gründer, Gönner und alle Freunde der ungarischen schönen Literatur ladet, feierliche und betrachtet sie wenigstens für sich als feierliche. Aber wem gilt die Feier? In den ersten Jahren unserer Thätigkeit war es die Persönlichkeit Karl Kisfaludys, des Reformators unseres literarischen Lebens, des Begründers der Pflege des ungarischen Geistes in den Formen des europäischen Geschmacks. Diese bildete den Charakter seiner Laufbahn, diese wurde das Streben seiner Freunde und ist das Programm der Kisfaludy-Gesellschaft. Seine Freunde, unsere Gründer, feierten unter der lebendigen Erinnerung an seine Persönlichkeit, im Schmerze über seinen frühen Verlust, in ihren Zusammenkünften in der ersten Zeit ihn selbst, dann aber verkündeten sie, was sie von ihm gelernt und immer lernen konnten. Seitdem zollen wir immer, und so auch mit der heutigen Feier, seinem Andenken Ehre. In seinem Namen feiern wir die Blume der Vereinigung des nationalen und dichterischen Ideals, des patriotischen Gefühls und guten Geschmackes, die Entwicklung des ungarischen Kunstsinnes, an dessen Aufblühen, Förderung und Ausbreitung unsere Gesellschaft seit 60 Jahren wirkt. Wir begehen heute wieder eine Feier, und die Feiertage sind nicht bloss Ruhetage, sondern auch Tage der Abrechnung mit uns selbst und der Kraftsammlung für die Zukunft. Die sicherste und reichste Quelle der Kraft ist aber das beruhigende Ergebnis der Abrechnung mit uns selbst. Ist diese unsere Abrechnung

über die jüngste Thätigkeit unserer Gesellschaft beruhigend? Sind wir bestrebt gewesen, würdige Nachfolger Karl Kisfaludys und seines Kreises zu sein? Verstehen wir die aus der Zeitenferne zu uns tönenden Worte? Folgen wir dem im Dämmer der grossen Zeiten auftauchenden Fingerzeig? Haben wir das Band mit dem Leben, mit dem grossen ungarischen Publicum in der rechten Weise gepflegt, verwertet? Jene Verbindung, deren mustergiltige Goldspangen die Werke des Meisters selbst sind? Wir können auch diesmal auf die nicht nur beruhigende, sondern auch ermuthigende Erscheinung hinweisen, dass wir die Opferwilligkeit, Theilnahme, Sympathie unseres Publicums für unsere Ziele und Strebungen auch in diesem Jahre zu erwerben gewusst. Ausser dem 1000-Gulden-Vermächtnisse unseres Genossen Balthasar Horváth erhielten wir Gründerbeiträge von 100 bis 300 fl. von der Pester Ersten Vaterländischen Sparcasse, von den Selbstbildungsvereinen der Oberrealschule des ersten Budapester Bezirkes und des Kis-Ujszálläser reformierten Collegiums, von Sigmund Ritoók und Adolf Barabás, denen wir hiemit Dank sagen. Mit Dank müssen wir auch der 1500-Gulden-Spende gedenken, mit welcher die Legislative einen der ältesten Zweige unserer Thätigkeit, unsere Sammlung von Volksdichtungen, fördert. Wir können diese Spende, mit deren Hilfe wir drei Fachmänner, Josef Bartha, Béla Vikár und Dr. Julius v. Sebestyén, die noch wenig ausgebeuteten Gegenden jenseits der Donau durchforschen lassen konnten, der Initiative unseres begeisterten Culturfreundes, des Unterrichtsministers Dr. Julius Wlassics, verdanken. Dieselbe Spende ermöglichte uns auch die Herausgabe des Schlussbandes der ungarischen Melodiensammlung unseres eifrigen Genossen Stefan Bartalus. Die allgemeine Theilnahme konnten wir überdies an dem stets zahlreichen distinguierten Auditorium unserer monatlichen Vortragssitzungen wahrnehmen, in welchen wir 34 poetische und 9 prosaische Vorlesungen unserer Mitglieder und 6 Gastvorträge boten. Die Richtung, in der wir fortzuschreiten strebten, war der Geist des Ungarthums vereint mit dem Geiste der Bildung. Ausser den Sitzungen boten wir unseren Gründern fünf Prämienbände, sowie »Őszi hajtás« von Árpád Berczik und G. Elliots berühmten Roman »Romola«. In diesem Jahre werden wir eine zweibändige Anthologie neuer französischer Lyrik in der Übertragung unserer besten Übersetzer bieten, ferner den 32. und 33. Band unserer Jahreshefte. Leider wurde unsere Arbeitsfreude durch das Hinscheiden mehrerer Mitglieder getrübt. Wir verloren am Anfang des Jahres das correspondierende Mitglied Eduard Sayous, dann von unseren Notabilitäten: Ludwig Abonyi, Anton Zichy, Béla Szász, Ladislaus Arany, Balthasar Horváth. Segen ihrem Andenken! Ihre erledigten Plätze besetzten wir in unserer Wahlsitzung (am 1. Februar) mit würdigen Nachfolgern, indem wir Albert Berzeviczy, Bernhard Alexander, Zoltán Ambrus, Gustav Jánosi und Michael Szabolcska als ordentliche und Franz Brábek, der als Prager Universitätsprofessor unsere schöne Literatur bekannt macht, als correspondierendes Mitglied wählten. Der Pietät brachten wir unseren Zoll durch unser Erscheinen bei den Enthüllungsfeiern von Denkmälern für Peter Vajda, Johann Garay, Gabriel Szarvas, beim 100jährigen Jubiläum des

Debrecziner Theaters, beim 50jährigen Jubiläum der Siebenbürger Union und bei der Budapester Fünfzigjahrfeier des 15. März. Mit derselben Pietät gedenken wir heute der fünfzigsten Jahreswende des Todes Petöfis, dessen Erinnerung wie ein Schatten durch unsere von seinem Ruhm erfüllte Seele zieht.

Der Jahresbericht wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Hierauf folgte die glänzende Denkrede auf den Dichter Ladislaus Arany von Andor Kozma, die mit brausendem Beifall aufgenommen wurde. Hierauf folgte das wirksamste Stück des Programms, das durch die gegenwärtigen Parlamentswirren veranlasste Gedicht: »Am Jahresschlusse 1898, 31. December« von Paul Gyulai, in welchem der über den politischen Parteien stehende Dichter seinem Schmerz über den Kampf der Parteien Ausdruck gibt und eine eindringliche Mahnung an die Nation richtet. Das energisch vorgetragene patriotische Gedicht machte so tiefen Eindruck, dass aus dem Auditorium während des Vortrages stürmischer Beifall erscholl, welcher sich am Schlusse noch lebhafter wiederholte.

Hierauf las Zsolt Beöthy die Novelle »Der Verwandte« von Koloman Mikszáth.

Den Schluss der Vorträge bildete »Die Liebe«, Gedicht von Emil Ábrányi. Das schöne Gedicht erntete brausenden Beifall.

Endlich verkündete der Secretär Julius Vargha das Resultat der diesjährigen Preiswerbungen, von denen nur eine, die Vigyázó'sche, mit einer poetischen Erzählung Erfolg hatte.

Hierauf schloss der Präsident mit einigen Dankesworten an das Auditorium die feierliche Sitzung.

Das »Athenaeum«.

Im Herzen der ungarischen Metropole, inmitten der belebtesten Strasse Budapests, in welcher bei Tag und Nacht das regste Leben pulsiert, erhebt sich ein weit helleuchtender Palast, gold- und marmorschillernd, gekrönt mit der Statue der Pallas-Athene.

Es ist dies das neue Heim einer der grössten literarischen und Druckerei-Unternehmungen Ungarns: die Verlags- und Druckerei-Actiengesellschaft »Athenaeum«. Zur Jahreswende hat das »Athenaeum« sein Heim gewechselt, das erstemal seit dessen Bestande, nachdem es dreissig Jahre in der innern Stadt, am Franciscanerplatze, gelebt und gewirkt hat.

Die wahre Kritik des vergangenen Wirkens besteht in dem Erfolge, der die Zukunft sichert. Von dem neuen glanzstrotzenden Palaste streift unser Blick unwillkürlich zurück in die Vergangenheit, zu den Anfängen, aus denen sich durch rastloses Mühen, durch ehrliches Streben die goldene Zukunft entwickelte. Für den, der die Verhältnisse der Entwicklung Budapests nicht kennt, ist es schwer begreiflich, dass das alte einstöckige, vom Zahne der Zeit angefressene Gebäude auf dem Franciscanerplatze noch vor einigen Decennien eines der monumentalsten Gebäude der ungarischen Hauptstadt gewesen ist. Dieses heute so bescheiden sich abseits drückende, von vierstöckigen Monumentalbauten

umringte, altehrwürdige Denkmal der Baukunst vom Anfang dieses Jahrhunderts, repräsentierte noch vor einem halben Jahrhunderte selbst einen Palast, in dessen Mauern das nationale Streben, geistig und politisch, geschaltet und gewaltet. Es ist noch nicht gar so lange her, dass die erwachende nationale Cultur Ungarns an dieser Stätte ihren Mittelpunkt hatte. Das öffentliche Leben Ungarns spielte sich sozusagen zwischen den Mauern dieses Gebäudes ab. Hier concentrierte sich die Politik, die Presse, die Literatur Ungarns; von hier strömte belebendes Licht aus, und hieher strömte das erwachende Nationalgefühl zurück. Heute, da in Budapest genau ein viertel hundert Tagesjournale die öffentliche Meinung Ungarns repräsentieren und die meisten dieser Journale ihr eigenes Heim besitzen, heute, wo die Politik und die Literatur in modernen Clubs sich nach europäischem Muster bethätigen, erscheint es schier als Märchen, dass noch vor dreissig Jahren das graue Haus am Franciscanerplatze das Um und Auf des öffentlichen Lebens der Ungarn bildete.

Nun das Wahre zum Märchen und das Märchen zur Wahrheit geworden, gebürt ein rühmliches Gedenkblatt demjenigen Unternehmen, das sein Bestes dafür einsetzte, um dieses Wunder zu bewirken. Ehrerbietig grüssen wir jeden Stein dieses der Vernichtung anheimgegebenen Gebäudes, dessen Pforten sich einst den Geistesheroen des zu neuem Leben erwachenden Ungarns: Franz Deák, Baron Sigmund Kemény, Anton Csengery öffneten. Der Culturhistoriker wird dereinst, wenn schon der letzte Stein des alten »Athenaeum«-Gebäudes verbröckelt sein wird, andächtig den Blick über den Platz schweifen lassen, der in ihm die Bilder einer dreissigjährigen, epochemachenden Nationalcultur wachruft.

Aus kleinen Anfängen entwickelte sich das heute so imposante Unternehmen. Den Grund dazu legte die »National-Buchhandlung« Gustav Emichs sen., der im Jahre 1841 das Geschäft gründete und bis zum Jahre 1867 führte. Im Jahre 1860 verlegte er die Buchhandlung in jenes Gebäude, welches dem »Athenaeum« bis nun eine patriarchalische Heimstätte am Franciscanerplatze geboten. Die Gründung der Emichschen Buchhandlung fällt in jene Ära, in welcher das ungarische Nationalgefühl sich noch kaum zu regen begann. Es dürften zu jener Zeit kaum so viel ungarische Leser gewesen sein, als es heute ungarische Schriftsteller und Journalisten gibt. Der opferfreudigen Hingebung Gustav Emichs gelang es, die Hindernisse, die sich seinem Unternehmen entgegenstellten, zu beseitigen und nur seiner kraftvollen Energie, seinem kaufmännischen Scharfblicke und seiner warmen Vaterlandsliebe konnte es gelingen, sein Unternehmen zu einem blühenden zu gestalten. Emichs Buchhandlung war Mitte des Jahrhunderts der Mittelpunkt der geistigen Bewegung Ungarns. Wahre, aufrichtige Freundschaft verband ihn mit den führenden Politikern und Schriftstellern jener Zeit, mit Baron Kemény, Toldy, Baron Eötvös, Jókai. Politiker und Schriftsteller waren zu jener Zeit ein und dieselben Personen und alle standen im Dienste der Journalistik, die damals erst den ersten Flügelschlag wagte. Und Gustav Emich, der erste Verleger Petőfis und Jókais, war auch der Verleger der ersten ungarischen Zeitung, des im Jahre 1850 gegründeten Pesti Napló. Eine ganze Schar journalistischer Producte folgte bald

und damit entstand eine ganze Schar journalistischer Kräfte, welche die ungarische Cultur zu verbreiten bestrebt waren. Neben den Genannten sahen die Mauern des alten »Athenaeum« gar oft den Weisen der Nation, Franz Deák, zu Gaste, und der berühmte Osterartikel entstand zwischen diesen Mauern.

Als im Jahre 1868, nach dem Ausgleich, die Actiengesellschaft »Athenaeum« gegründet ward, übernahm dieselbe schon ein weitverbreitetes, consolidiertes Unternehmen aus den Händen Emichs, der sich nun nach ehrlicher, langer Arbeit, die ihm die Freundschaft und Achtung der hervorragendsten Männer und die allerhöchste Anerkennung seiner Verdienste erwarb, zur Ruhe setzte.

Das »Athenaeum« blieb den Traditionen seines Vorläufers treu. Es entstand im Zeichen der Nationalcultur und es bewahrte und mehrte das Pfand, welches es übernommen. Das nationale Leben regte sich überall, es entfaltete mächtig seine Adlerschwingen und die geistige Gegenwirkung machte sich bald auch in materieller Beziehung bemerkbar. Das Unternehmen wuchs und gedieh, anfangs zwar in langsamem Tempo, zu Beginn dieses Decenniums jedoch mit kaum geahnter Rapidität.

Dieses mächtige Emporblühen verdankt das »Athenaeum« demselben Namen, dessen Träger die ersten Steinchen zum mächtigen Bau zusammengetragen hatte. Gustav von Emich jun., der Sohn des Gründers, wurde 1891 zum leitenden Director des Unternehmens berufen. Die Erfolge, die das »Athenaeum« unter seinem Regime aufzuweisen vermochte, übertreffen alles, was die Gründer der Actiengesellschaft je ahnen konnten. Eine gründliche Bildung, ein wirklich europäischer Geist, tüchtige Geschäftskundigkeit und rastlose Arbeitskraft vereinen sich in der Person Gustav v. Emichs, der mit kindlicher Liebe am Werke seines berühmten Vaters weiterarbeitete und mit weitem Blicke den Anforderungen der Moderne Genüge zu leisten bestrebt ist. Die Editionen des »Athenaeums« sind hiefür ein beredtes Zeugnis; am meisten das Riesenpalais, welches er zur Heimstätte des Unternehmens geschaffen.

Das Riesengebäude auf der Kerepeserstrasse umfasst ein Areale von 1250 Quadratklaftern und besteht aus drei prachtvollen Bauten: 1. der Centrale mit der Front auf die Kerepeserstrasse, wo die Direction, die Zeitungsredactionen, die Administration und die Buchhandlung untergebracht sind: 2. der Druckerei, drei Stockwerke hoch, mit einem riesigen Hofe und Souterrain. Mehrere hundert Setzer arbeiten Tag und Nacht in den riesigen, den höchsten hygienischen und technischen Anforderungen entsprechenden Sälen. 30 Buchdruckpressen (darunter 2 Rotationsmaschinen) werden elektrisch betrieben, wie denn überhaupt überall elektrischer Betrieb und elektrische Beleuchtung eingeführt ist. 6 Lithographiepressen, 2 Lichtdruckpressen, 4 Kupferdruckpressen stehen zur Verfügung und eine modern eingerichtete Buchbinderei. Das dritte Gebäude ist ein Zinspalais, welches der Actiengesellschaft eine ständige Rente abwirft.

Mit solchen Mitteln lässt sich Vieles und Grosses erreichen. Und das »Athenaeum« nützt auch seine Mittel zu Vielem und Grossem aus. Zu Tausenden zählen die Ausgaben, die es im Laufe von 30 Jahren veranstaltete. Es erscheinen im Verlage des »Athenaeum« drei Tages-

zeitungen (das Amtsblatt Budapesti Közlöny und die politischen Zeitungen Nemzet und Magyar Ujság), mehrere Fachschriften, das älteste Witzblatt Borsszem Jankó, das älteste Jugendblatt Kis Lap, beide redigiert von Dr. Adolf Ágai, so auch das vornehmste ungarische Modejournal unter dem Titel Magyar Bazár.

Von den Nationalausgaben seien erwähnt: Eine Geschichte der ungarischen Literatur (von Zsolt Beöthy) in 2 Bänden, eine illustrierte Prachtausgabe, die schon in zweiter Ausgabe erschienen ist: zwei ethnologische Prachtwerke: Die Vergangenheit und Gegenwart des ungarischen Bauernstandes und Die Sagen- und Märchenwelt Ungarns (beide aus der Feder Alexius Benedeks), sowie die Krone der Editionen: Die Geschichte der ungarischen Nation in zehn Riesenbänden, ein gigantisches Werk, woran die Elite der Geschichtsforscher Jahre hindurch mit aufopfernder Hingebung und Liebe arbeitete (Redacteur Alexander Szilagyi). Es ist dies ein Werk, welches aus Anlass des Millenniums entstanden ist und zum geistigen Denkmal dieser Epoche ward. Ein Meisterwerk auch in typographischer Hinsicht, umfasst es circa 500 Druckbogen mit 3000 Illustrationen und über 400 theilweise farbigen Kunstbeilagen.

Ein gigantisches Werk sondergleichen sind auch die Schriften Kossuths aus der Emigration; 10 starke Bände, von welchen bisnun 6 erschienen sind.

Für die patriotische Wirksamkeit des »Athenaeum« zeugen die Ausgaben von Petöfis Gedichten. Das »Athenaeum« veranstaltete deren eine Menge. Eine Album-Prachtausgabe mit Illustrationen von Barabás, Benczur, Böhm, Greguss, Lietzenmayer, Lotz, Wagner, Michael Zichy u. a., eine kritische Grossoctav-Ausgabe in sechs Bänden, viele volksthümliche Ausgaben zu 2 fl. und eine zu 1 fl. Die letztere umfasst 50 Druckbogen in Prachtband und ist eines der billigsten Bücher am Weltmarkte. Das »Athenaeum« huldigte den Manen des grossen Poeten aus Anlass der Feier, welche die Petöfi-Gesellschaft im vorigen Jahre veranstaltete, dadurch, dass es ein Petöfi-Album schuf, welches alles auf Petöfi Bezughabende, von den besten Schriftstellern und Zeitgenossen desselben, umfasst.

Madáchs Tragödie des Menschen erschien auch in mehreren Ausgaben, darunter in einer Prachtausgabe mit 20 Heliogravur-Illustrationen Michael Zichys. Zwei willkommene Gaben für die Culturforscher bilden Béla Thóts Werke Szájrul-szájra (Geflügelte Worte, eine Art ungarischer Büchmann) und Mende-Mondák, die Coulissengeschichten der Weltgeschichte enthaltend.

Nicht unerwähnt darf bleiben Heines Buch der Lieder in der classischen Übersetzung Endrödys, in Prachtband mit 122 Illustrationen Thumanns, und die Frithjof-Sage Tegners in der Übersetzung Wilhelm Györis, ein Prachtwerk, welches vor kurzem die zweite Ausgabe erlebte.

Ungezählt sind die übrigen kleineren und grösseren literarischen Werke, die im Verlage des »Athenaeum« bis heute erschienen sind. Erwähnenswert ist die Romanbibliothek des »Athenaeum« (Athenaeum olvasótár), eine Sammlung ausgezeichneter Romane des In- und Auslandes ähnlich der Engelhorn'schen Romanbibliothek.

Das »Athenaeum« ist heute unbestritten eine der allerersten Verlagsunternehmungen Ungarns, welche den Vergleich mit ausländischen Verlagsanstalten nicht zu scheuen braucht. Es ist ein Culturfactor in Ungarn, stets getreu seinem Programme: im Geiste des Gründers den Anforderungen des Zeitgeistes entsprechend fortzuschreiten.

Politische und wirtschaftliche Rundschau.

Der Parlamentarismus und die Zukunft der ungarischen Race.*)

Der Parlamentarismus ist anderwärts eine Regierungsform der Volksvertretung. Bei uns ist er gleichzeitig eine nationale Institution. Er gehört zu den die Zukunft unserer Nation, unseres Stammes sichernden Institutionen und hängt mit unserer Existenzbasis eng zusammen. Der Verfall des Parlamentarismus hat also in Ungarn eine ganz andere Bedeutung als anderwärts. Er würde nicht bloss den Sturz der Freiheit, sondern zugleich den der nationalen Sache bedeuten.

* * *

Die ungarische Nation ist leider noch nicht über die Periode ihrer Gestaltung, und somit auch nicht ihres Daseinskampfes hinaus. Tausend Jahre hat sie im Gebiete der vier Ströme verbracht, und ihre endgiltige Erstarkung ist noch immer ein Problem der Zukunft. Sie hat in ihrem ersten Millennium Grosses vollbracht: sie vertheidigte die Civilisation barbarischen Invasionen gegenüber, und wurde selber auch Theilhaberin und Gründerin der durch sie vertheidigten Civilisation. Und was die Hauptsache ist: neben den germanischen und lateinischen Racen war sie allein im Stande, in Europas Mitte und an der Grenze des Ostens einen Staat zu gründen.

Das Slaventhum des Westens war nicht fähig, eine haltbare und feste Gestaltung anzunehmen. Es war nicht imstande, zu einer Nation und zu einem Staate zu erstarken, auch im Gebiete der vier Ströme nicht; und als die Ungarn hier einen Staat gründeten, halfen sie einem europäischen Bedürfnisse und Mangel ab. Die böhmische Staatsgründung war lückenhaft und schwankend, deshalb musste sie stürzen, um nie wieder aufzuerstehen. Ja, auch dem Slaventhum des Ostens gelang es nur in der Form des Despotismus, sich zu einem Staate zu verdichten und in concentrischer Einheit sich zu erhalten. Sobald in Russland das Zarenthum aufhörte, würden die unter seiner Macht vereinigten, zumeist slavischen Stämme trotz der Übermacht des Grossrussenthums sofort sich auflösen. Das Slaventhum als Ethnos ist einer Concentration nicht fähig. Das, was ihm als Race seiner Ausbreitung zum Nutzen gereicht, ist ihm vom Standpunkte der Staatsbildung und Consolidierung umso nachtheiliger.

Das Ungarnthum hingegen hat auch als Race zu jeder Zeit einen ganz bestimmt ausgedrückten Charakter zur Consolidierung und zum Staatbilden bekundet, was es besonders seinem Selbstregierungsgeiste

---

*) Die geistvollen Ausführungen des hervorragenden ungarischen Publicisten erscheinen durch die jüngsten politischen Ereignisse in Ungarn, welche einen totalen Situationswechsel schufen, theilweise überholt; nichtsdestoweniger halten wir den gehaltvollen Aufsatz für höchst actuell. D. Red.

zu verdanken hat. Dieser Geist, in seiner Beziehung zur höheren Staatsregierung, fehlt den Slaven und Rumänen ganz und gar. Deshalb sind diese zur Bildung eines modernen Staates nicht geeignet, sondern höchstens nur zur Bekleidung niedererer Stufen im Staatsgefüge. Die unteren Formeln des Föderalismus vermögen die Westslaven sich anzueignen, wie die Böhmen und die Croaten; die vollständig ausgebaute Staatsorganisation aber fällt ausserhalb der Grenze der politischen und socialen Eignung des westlichen Slaventhums.

Ungarn kann also nie von der Gefahr bedroht werden, dass an Stelle der Herrschaft des Ungarnthums ein anderer, namentlich ein slavischer Staat zustande käme. Was die Einheit der ungarischen Nation und des ungarischen Staates erschüttern könnte, das ist nur die Entwickelung des Slaventhums und Rumänenthums auf den Stufen unterer Gebilde. Der höhere Staatsverband kann im Gebiete der vier Flüsse nie ein anderer sein als ein ungarischer. Wohl aber können schwere politische Fehler oder der Abgang eines planmässigen nationgründenden Programmes in unserer nationalen und staatlichen Organisation eine solche Zerrüttung zustande bringen, die für immer das Zustandekommen des ungarischen Nationalstaates ausschliesst und der Zukunft der ungarischen Race einen schweren Schlag versetzt.

Der ungarischen Staatseinheit entspricht nämlich noch nicht vollständig die nationale Einheit. Letztere bildet nicht die feste Basis der ersteren. Die ungarische Race füllt nicht den Rahmen des ungarischen Staates aus. Selbst in dem im engen Sinne genommenen Ungarn bildet es nur eine kleine Majorität; im Reiche des hl. Stephan aber ist es in der Minorität. Um den subjectiven Begriff des Staates zu gewinnen, mussten wir uns unter solchen Umständen und Verhältnissen zur Fiction der politischen Nation wenden. Die politische ungarische Nation umfasst nicht nur die ungarische Race, sondern zugleich auch die mit dieser eine Staatseinheit bildenden übrigen Racen.

Eine um wie vieles mächtigere Kraft würde bei dieser Fiction sich darin bergen, wenn die die ungarische politische Nation bildenden Racen zu einer engen Einheit verschmolzen wären. Slovaken, Rumänen, Serben, Croaten, Ruthenen und Deutsche kommen mit dem staatbildenden ungarischen Stamm nicht nur in politische, sondern auch in ethnische Berührung. Ob sie nun mit der ungarischen Race sich verschmelzen, oder ob der betreffende Stamm mit dem ungarischen zusammen ein neues Volk mit Beibehaltung des ungarischen Charakteristikons bildet, welch eine mächtige und starke Nation gäbe es dann heute im Gebiete der vier Ströme! Das Verschmelzen bringt stets die hervorragendsten Eigenthümlichkeiten der mit einander sich verschmelzenden Racen zur Geltung. In die Racenkraft, in die politischen, militärischen und anderen Fähigkeiten des Ungarenthums hätte sich slovakische Sanftmuth und Fleiss und die unerschütterliche Racenausdauer des Rumänenthums gemengt, jene Eigenschaft, derzufolge das Rumänenthum fremde Stämme in sich aufzunehmen vermag, selber aber zum Verschmelzen nicht geeignet ist. Als anthropologisches Inviduum, wie interessant und mächtig wäre das infolge der Verschmelzung nun zustande gekommene Ungarnthum. Seine hervorragenden Eigenschaften hat es ja übrigens auch seinen alten Mischungen zu danken. Die neue Ver-

mischung ist nicht gelungen oder beschränkt sich nur auf ein minimales Gebiet. Das Slaventhum und Rumänenthum ist im Reiche des hl. Stephan beinahe unberührt geblieben, ja breitete sich sogar nicht selten auf Kosten des Ungarnthums aus. Die neue Verschmelzung können nur Jahrhunderte zustande bringen; bis dahin aber kann die ungarische nationale Sache nicht warten. Je eher muss unsere Nation vor der gefährlichen Auflösung gesichert werden. Dies aber kann nur durch die culturelle und numerische Überlegenheit, sowie durch die unangetastete Aufrechterhaltung der politischen Übermacht der ungarischen Race verwirklicht werden.

In unserem alten aristokratischen Organismus können die inneren Gegensätze der ungarischen politischen Nation nicht in den Vordergrund treten, und zwar nicht nur deshalb, weil die Nationalitätenfrage damals sich noch nicht vollständig zugespitzt hatte, sondern auch infolge des diplomatischen Charakters der lateinischen Sprache nicht. Die heterogenen Bestandtheile der ungarischen politischen Nation waren damals durch starke Bande aneinander verknüpft. Diese Bande waren nicht bloss politische Institutionen, sondern auch die ganze Nation durchspinnende sociale Fäden. Der Adel war das zusammenhaltende Band zwischen den verschiedenen Racen, und da die Nation aus dem Adel bestand, war auch ihre Einheit eine vollkommen feste. Dies bildete den Hauptgrund, dass in den vergangenen Jahrhunderten unsere Nation keine Versuchung in Gegenlager von Racencharakter getheilt hat. Zur Zeit des Freiheitskampfes Rákóczys kämpfte Ungar gegen Ungar; auch die türkische Invasion zertheilte unsere Nation; Racenkämpfe aber kannten wir nie, solange unsere aristokratische Staats- und Gesellschaftsorganisation bestand. In dem Augenblick, als diese Einrichtung zusammenstürzte, trat der Racengegensatz in der ungarischen politischen Nation sofort auf. Széchényis prophetischer Geist befürchtete deshalb eine demokratische Umformung seiner Racen und seiner Nation.

Unsere demokratische Umgestaltung indessen erfolgte nothwendigerweise und wird noch zu weiteren Entwicklungen führen; wenn wir aber klug sein werden, nicht zu Verwicklungen. Die die verschiedenen Stämme vereinigenden, aristokratischen Institutionen hätten wir ersetzen sollen und müssen sie in Zukunft durch andere ersetzen. Drei Jahrzehnte jedoch liessen wir verstreichen, ohne dass wir für einen Ersatz gesorgt hätten. Guten Verwaltungs- und Rechtsinstitutionen wohnt eine mächtige, vereinigende Kraft inne. In Preussen bilden nicht die politischen, sondern die Verwaltungsinstitutionen das zusammenschweissende Mittel. Wir indessen haben die Reform unserer Verwaltung versäumt. Uns blieb nichts anderes, als der Parlamentarismus, und auch gegenwärtig besitzen wir nichts anderes. Auch die Entwirrung kann nicht anders geschehen, als im Wege des Parlamentarismus. Und die Art und Weise der Entwirrung ist eben nur die bereits erwähnte, nämlich die culturelle und numerische Überlegenheit und die Erhaltung des politischen Übergewichtes der ungarischen Race.

* * *

So lange durch den Zusammensturz der aristokratischen Constitution die Einheit der Nation im politischen Sinne nicht zerrüttet

ward, insolange genügten auch unsere socialen und politischen Einrichtungen unseren Zielen vollends. Der Landtag und der Municipalismus lösten gemeinsam die allernothwendigsten Fragen und Aufgaben. Die Entwirrung der nationalen Zukunft auf neuer Basis beanspruchte indessen andere Mittel, und darunter nimmt in erster Reihe der Parlamentarismus eine Stelle ein. Die parlamentarische Regierungsform ist das einzig mögliche Mittel, mit dessen Hilfe wir unsere auf neuer, demokratischer Basis ruhende Consolidation zustande bringen können. Durch ihn allein ist das Zustandebringen eines nationalen Staates möglich, der nicht anders als durch die mächtige Entwicklung des Ungarnthums entstehen kann.

Der Parlamentarismus indessen bildet nur dann ein erfolgreiches und mächtiges, ja ein Mittel überhaupt zur Lösung des ungarischen Problems, wenn er in Wirklichkeit ein Parlamentarismus ist. Hemmt Anarchie oder irgend ein anderer Grund dessen Wirksamkeit, dann wird er zur unnützbaren, gebrechlichen Waffe.

Die dreissigjährige Geschichte unseres Parlamentarismus bietet überhaupt Grund zu schweren Befürchtungen. Sie würde diese Befürchtungen auch in dem Falle rechtfertigen, wenn die gegenwärtige unglückselige Lage auch nicht eingetreten wäre. Der Qualm des Parteizornes hat nicht nur einmal unsere nationalen Ziele verdunkelt, und die parlamentarischen Convulsionen haben nicht nur einmal unsere Entwicklung schweren Erschütterungen ausgesetzt. Die Resultate dreier Jahrzehnte sind eben deshalb sehr lückenhaft und mangelhaft. Das Ungarnthum hat beiweitem nicht jene Evolution erreicht, die es hätte erreichen müssen, wenn nach dem Sturz der alten aristokratischen Constitution durch Erweiterung der Racenbasis unsere nationale und staatliche Einheit und Zukunft gesichert worden wäre. Auch ohne die gegenwärtige Krise müssten wir ernste Befürchtungen hegen, ob unser parlamentarisches System seiner Bestimmung entspricht. Die gegenwärtige Krise aber stellt das Problem in seiner ganzen drohenden Gestalt auf.

Gibt es ein anderes Mittel und eine andere Möglichkeit, unser nationales Ziel zu erreichen, das da eng zusammenhängt mit der mächtigen Entfaltung der ungarischen Race; ist ein anderes und neues Mittel im Falle des eventuellen Sturzes des Parlamentarismus denkbar?

Diese Frage stellt die besorgte Vaterlandsliebe auf und diejenigen mögen sie beantworten, welche die parlamentarische Krise heraufbeschworen haben, soweit, dass bereits die Existenzfrage des Parlamentarismus aufgeworfen werden muss. Der besorgte Patriotismus kann derart übertrieben sein, dass er die Zukunft der Nation nicht untrennbar mit dem Parlamentarismus verbindet. Überhaupt lässt sich ein solcher Wärmegrad des Parlamentsgefühles und der Vaterlandsliebe denken, in welchem alles Papier der Theorie in Rauch aufgeht und jedes System zugrunde geht, und in welchem alle über den Parlamentarismus, über Demokratie, Aristokratie, Liberalismus u. s. w. gebildeten Begriffe zerstieben. Machiavelli hat einer der grössten Geister des Jahrhunderts Recht gegeben, und es ist möglich, dass der treueste

Anhänger verfassungsmässiger Freiheiten gleichfalls in den durch den Patriotismus verursachten Irrthum verfällt.

Nicht nur die Feinde des Vaterlandes können sich ins Fäustchen lachen, da der ungarische Parlamentarismus einen schrecklichen Kampf zu bestehen hat. So mancher Patriot kann an ein, heute bloss noch flüsternd ausgesprochenes Gespenst, an den Absolutismus, denken. Ja, diejenigen, die unseren Parlamentarismus sich abnützen lassen, können der Abrechnung und der Zwangslage nicht entgehen, dass sie, wenn unser Parlamentarismus zugrunde geht, an den Absolutismus zu denken haben. Ein Zustand ausserhalb des Gesetzes — dies zu betonen ist übrigens ganz überflüssig — ist noch kein Absolutismus. Er würde es auch dann nicht sein, wenn bis zur Herstellung der parlamentarischen Ordnung noch Monate verstreichen würden.

Aber bezüglich der nationalen Wirkung des Absolutismus befinden sich nicht nur die übereifrigen Patrioten im Irrthum, sondern auch die unseren heutigen Parlamentarismus demolierenden Stürmer. Selbst der nationale Absolutismus wäre kein geeignetes Mittel zur Sicherung der Zukunft des Ungarnthums, das heisst des Aufbauens des ungarischen Nationalstaates. Die absolute Regierungsform vermag auf kurze Zeit die Kraft der Völker zu concentrieren; besteht sie aber längere Zeit, dann enerviert und lockert sie. Sie entwöhnt die Gesellschaft der Selbstthätigkeit; und dies ist der Grund, dass sie selbst im Dienste nationaler Ziele nur ephemere Erfolge aufzuweisen vermag. Ein umso grösserer Sturz folgt ihr. Der National-Absolutismus Napoleons III. führte nach Sedan. Russland wird vom Despotismus geschwächt. Die österreichischen Deutschen können deshalb dem Slaventhum nicht standhalten, weder im Kampfe der Constitution, noch im Racenkampfe, weil der Absolutismus sie verweichlicht und sie jeder Selbstthätigkeit entwöhnt hat.

Der ungarische National-Absolutismus, wenn er auch möglich wäre, würde gerade die inneren Kräfte der ungarischen Race abschwächen. Er würde sie ganz und gar des Geistes der Selbstthätigkeit und Autonomie berauben, der das Ungarnthum ein Jahrtausend hindurch aufrecht erhalten hat. Er würde sie gerade zu dem unfähig machen, was seinen Beruf bildet und wodurch allein das nationale Ziel verwirklicht werden kann: zur mächtigen Racenentwickelung.

Einen äusseren nationalen Anstrich könnte der ungarische Absolutismus wohl schaffen, aber gerade den Träger der Nationalidee, die ungarische Race, würde er träge und zu Thaten unfähig machen. Dem glänzenden nationalen Absolutismus des Königs Mathias folgte allsogleich für Jahrhunderte der Sturz der ungarischen Sache.

Diejenigen, die leichtsinnig mit dem Feuer spielen und den Teufel waghalsiger Würfelspiele an die Wand malen, irren, wenn sie hinter dem rothen Schleier des heutigen Kampfes den nationalen Absolutismus vermuthen; oder, besser gesagt, sie haben nicht so sehr Furcht vor ihm, als sie das heutige parlamentarische System hassen. Es täuschen sich aber natürlich auch die im Patriotismus Übereifrigen. Der Parlamentarismus ist unbedingt ein besseres Mittel, als welche nationale Form des Absolutismus immer.

Der Absolutismus kann also in Ungarn kein nationaler sein oder vermag nicht lange national zu bleiben. Eine absolutistische Regierung kann nur in einer nationalen Monarchie den nationalen Zielen dienstbar sein. Bei dem gegenwärtigen Verhältnis Ungarns und Österreichs ist ein dauernder ungarischer nationaler Absolutismus undenkbar. Unbedingt fest steht das Axiom, dass in Ungarn entweder nur eine parlamentarische Regierungsform oder nur ein fremder Absolutismus möglich ist.

Und welche Ziele der fremde Absolutismus verfolgt, das hat die auf unseren Freiheitskampf folgende Schreckensherrschaft und fremde Autokratie schauerlich dargethan.

Es möge denn die Parteileidenschaft auf ihrem verhängnisvollen Wege innehalten. Der alles aufs Spiel setzende Hass denke an die Schrecknisse der jüngsten Vergangenheit, an die kaum ergrünten Grabhügel und an die erst jüngsthin vernarbten Wunden zurück.

In diesen verhängnisvollen Minuten blicke in feierlicher Stille der vielleicht beruhigte und auf Minuten besänftigte Zorn durch den Schleier der Jüngstvergangenheit und der Zukunft. In den zur letzten Überlegung gegebenen Stunden rechne jedermann mit der Thatsache ab, dass Ungarn nur mittels einer parlamentarischen Regierungsform aufrecht erhalten werden kann. Ohne diese Regierungsform vermag sich das Ungarnthum nicht zu entwickeln, ohne sie hat unsere Race keine Zukunft. Die ungarische Nation und der Parlamentarismus sind für ewig mit einander verschmolzen. Wer in Ungarn den Parlamentarismus stürzt, der bringt gleichzeitig die ungarische Nation zu Falle.

Und wird auf diesem schauerlichen Absturze die Politik und Lawine des Würfelspiels dennoch weiter kollern?

Gustav Beksics.

Der Cabinetswechsel in Ungarn.

Von einem Reichstagsabgeordneten.

Die Demission Bánffys und die Ernennung Koloman v. Szélls zum Ministerpräsidenten bedeutet nicht nur einen Personen-, sondern einen wirklichen Situationswechsel. Der scheidende Cabinetschef, von der Kundgebung der Huld und Gewogenheit der Krone begleitet, zieht sich von der Handhabung der Macht zurück, aber nicht auch vom öffentlichen Leben, und jedenfalls sind es bleibende Spuren, die er in letzterem hinterlässt. Ereignisse von dauernder historischer Bedeutsamkeit, wie z. B. die Affaire Kálnoky-Agliardi, knüpfen sich an die Wirksamkeit des Baron Bánffy, und trotzdem bleibt zu constatieren, dass durch seinen Rücktritt der Parlamentarismus vor weiteren schweren Kämpfen und Krisen bewahrt wird. Ja, auch die Epoche findet ihren Abschluss, welche mit der allzu scharf prononcierten Herrschaft der liberalen Partei, respective der intransigenten Parteipolitik gleichbedeutend war.

Die von Koloman Széll inaugurierte Epoche bedeutet voraussichtlich eine Friedensära von längerer Dauer; in jedem Falle nehmen die Parteivelleitäten und persönlichen Kämpfe ihr vorläufiges Ende. Die Spannung, die so lange Zeit hindurch das Verhältnis zwischen den

Parteien verdarb, findet nunmehr ihre glückliche Ableitung. Dieser Umstand hat auch seine natürlichen und logischen Folgen. Zwar gieng die liberale Partei, ohne erniedrigt oder gesprengt worden zu sein, unversehrt aus dem Kampfe hervor, aber ihre einseitige Herrschaft ist durch den Kampf, wenn auch nicht total zerstört, so doch erheblich verringert worden. Ihre Schranken haben sich für alle zu ihrem Programme sich bekennenden liberalen Factoren des Parlaments geöffnet. Unter Verkündigung des Principes der »offenen Thüren« übernahm Herr v. Széll die grosse Mission, deren Zweck darin besteht, das Parlament wieder actionsfähig zu machen, der ungarischen Politik ihr verloren gegangenes Gleichgewicht zurückzugeben und das öffentliche Leben durch Ausmerzung der persönlichen Gehässigkeiten auf ein edleres und höheres Niveau zu erheben. Bei dem »Programme der offenen Thüren« bedingt dieser Zweck nothwendigerweise eine wesentliche Neugestaltung des Verhältnisses zwischen den Parteien und folglich auch der ganzen parlamentarischen Lage. Es gilt als feststehend, dass die Nationalpartei sich der Regierungspartei anschliessen, respective in dieselbe eintreten werde.*) Nachdem der sofortigen Rückkehr der »Dissidenten« in den Verband der liberalen Partei keinerlei Hindernis im Wege stand, so haben diese Abgeordneten bereits einhellig ihre Rückkehr in den Schoss der liberalen Partei ausgesprochen und vollzogen.

So wollen wir uns denn auch nicht des näheren mit der von den Secessionisten angewendeten Taktik befassen und nicht erörtern, ob es ihrerseits nicht richtiger gewesen wäre, aus Anlass der lex Tisza aus dem Parteiverbande gar nicht auszutreten, sondern in der Parteiconferenz den Kampf aufzunehmen und dort die Tisza'sche Vorlage sowohl, wie das Cabinet zu stürzen. Wenn Baron Bánffy schon durchaus seinen Posten verlassen musste, so hätte es den Anforderungen des Parlamentarismus und der Würde der liberalen Partei viel besser entsprochen, wenn sein Sturz durch die Majorität und nicht durch die Minorität herbeigeführt worden wäre, davon gar nicht zu reden, dass in diesem Falle auch der ganze, so sehr traurige zweimonatliche Kampf, sowie die Entstehung des aussergesetzlichen Zustandes unterblieben wäre, welch letzterer in der Geschichte des Constitutionalismus für ewige Zeiten ein trauriges Capitel bedeuten wird. Ohne Desider Szilágyi und den Grafen Albin Csáky kann man sich die liberale Partei gar nicht recht vorstellen; dort, wo man das Banner des Liberalismus hochschwingt, dürfen diese Koryphäen nicht fehlen. Ein beträchtlicher Theil der Dissidenten gehört zum nothwendigen Contingent der intellectuellen Kraft der liberalen Partei. Und dieses Contingent wird nur eine weitere Vermehrung durch den in Aussicht stehenden Anschluss der Nationalpartei erfahren. Diesbezüglich wollen wir zwei Bemerkungen vorausschicken. Die eine besteht darin, dass dieser Anschluss keine Fusion bedeutet, sondern lediglich als naturgemässe Folge der principiellen Einheitlichkeit zu betrachten ist, als eine Consequenz, welche vom Grafen Apponyi und seiner Partei schon längst hätte abgeleitet werden müssen. Es hätte das namentlich nach dem Sturze Tiszas oder im Anfange des kirchenpolitischen Kampfes, spätestens aber nach dem Rücktritt des Cabinets

*) Ist bereits geschehen! Anm. d. Red.

Wekerle geschehen sollen. Also findet die 1875er Fusion keine Wiederholung. Die liberale Partei bleibt weiter auf der Grundlage ihres Programmes und sie nimmt bloss die verwandten Elemente in sich auf, aber keineswegs capituliert sie vor einem siegreichen Gegner. Unsere zweite Bemerkung bezieht sich darauf, dass es für das Wesen der Sache ziemlich gleichgiltig ist, ob die Nationalpartei nur theilweise oder ganz, ob sie sofort oder erst etwas später dem Verbande der liberalen Partei beitritt.

Dieses jedenfalls in naher Zukunft zu gewärtigende Ereignis ist dazu berufen, im ungarischen Parlamentarismus eine Umgestaltung von unabsehbarer Tragweite zu bewerkstelligen. Es wird das eine noch grössere Änderung sein, als diejenige, welche im Jahre 1875 durch die damalige Fusion geschaffen wurde. Damals blieb nicht nur die Unabhängigkeitspartei ausserhalb der Fusionssphäre, sondern auch die regierungsfähige Opposition, die Sennyey'sche conservative Gruppe, welche, nachdem die sechzig Mitglieder zählende Lónyay'sche Fraction sich aufgelöst und acht Mitglieder derselben sich Sennyey angeschlossen hatten, dreissig Mann hoch wurde.

Wenn die Mitglieder der Nationalpartei und die Parteilosen mit Ausnahme einiger prononciert antiliberaler Abgeordneter alle zur Regierungspartei übergehen, so wird diese Partei noch grösser oder zumindest ebenso gross werden, wie sie es nach der Tisza'schen Fusion war. Damals aber, und zwar gleich nach den auf die Fusion folgenden Wahlen, zählte die Partei 329 Mitglieder. Ihr gegenüber standen die etwa 40 Mann hohe Unabhängigkeitspartei, die auf 20 Mitglieder herabgeschmolzene Sennyey'sche conservative Fraction und die 24 nationalistischen Abgeordneten. Jetzt hingegen werden sich nach der Vereinigung bloss die Unabhängigkeits- und die Volkspartei auf den Oppositionsbänken befinden und höchstens noch einige Abgeordnete, denen der Eintritt in die liberale Partei nicht nach ihrem Geschmacke sein wird. Aus diesem Zukunftsbilde ist ersichtlich, dass, abgesehen von der durchaus confessionellen Volkspartei, welche mit der Sennyey'schen Gruppe nicht zu vergleichen ist, der riesig angewachsenen Regierungspartei nur die staatsrechtliche Opposition gegenüberstehen wird. Schon durch diesen Umstand erscheint gleich auf den ersten Blick die durch die Vereinigung herzustellende Neugestaltung abnorm und unhaltbar. Doch wollen wir nicht einmal den Versuch unternehmen, ein Bild der entfernteren Zukunft und der in ihr zu gewärtigenden Constellationen zu zeichnen. Auch mit der Erörterung dessen möchten wir uns jetzt nicht befassen, dass die Neugestaltung eine Rückwirkung auf die Unabhängigkeitspartei zur natürlichen Folge haben wird, indem voraussichtlich ein Theil dieser Partei die durch die Einschmelzung der auf staatsrechtlicher Basis stehenden Opposition entstandene Lücke ausfüllen wird. Auch wollen wir es bei dieser Gelegenheit unerörtert lassen, dass der Charakter der zu entstehenden gemässigteren Opposition davon abhängig sein wird, was für Elemente früher oder später aus der liberalen Partei ausscheiden, ob es die fortschrittsfreundlichen Liberalen oder die conservativer Gesinnten sein werden.

Von all diesen für die ungarische Politik hochwichtigen und eventuell ganz interessanten Zukunftserörterungen absehend, wollen wir

auf die Grundlage der Realität zurückkehren, die fürs ganze Land von unmittelbarem Werte ist. Auf dieser Basis wird die Gestaltung in der allernächsten Zukunft erfolgen, die Gestaltung, in welcher der numerisch so sehr überwiegenden Regierungspartei eine verschwindend geringe Opposition gegenüberstehen wird. Ergänzt wird das Bild der parlamentarischen Lage durch die nunmehr zu erhoffende conciliante und ruhige Stimmung. Wie lange aber diese Epoche des Friedens und der Ruhe dauern wird, darüber lässt sich vorderhand keine Combination aufstellen. Hingegen lässt sich mit Gewissheit annehmen, dass Herr v. Széll die Zeit der Ruhe und des Friedens in geschickter Weise ausnützen wird. Er wird diese Ära nicht nur zur Regelung der zwischen Ungarn und Österreich obschwebenden Angelegenheiten, sondern auch für die Zwecke innerer Consolidierung benützen, zur Verwirklichung von Institutionen und Reformen, welche zur nationalen und staatlichen Festigung Ungarns geeignet sein werden.

Handelsminister Alexander Hegedüs.

Der nunmehr vollzogene Cabinetswechsel hat für eines der wichtigsten Ressorts eine Änderung von unverkennbarer Tragweite und Bedeutung gebracht. An die Spitze des Handelsministeriums ist ein neuer Mann getreten, von nun ab wird Alexander Hegedüs dem wirtschaftlichen Leben Ungarns, der ungarischen Verkehrs- und Handelspolitik die Bahnen weisen. Indem wir Abschied nehmen von dem bisherigen Träger des Portefeuilles, fühlen wir die Verpflichtung, anzuerkennen, dass Baron Ernst Daniel für die Aufgaben seines Amtes den besten Willen mitgebracht hat, dass er sich den täglich wachsenden Anforderungen nie verschloss, während und nach der Millenniums-Ausstellung für Industrie und Gewerbe ebenso, wie später für die Ausgestaltung der Staatsbahnen wirkte. Wir unterschätzen nicht die directe Förderung der commerziellen und gewerblichen Entwickelung und sind billig genug, anzuerkennen, dass nur die ausserordentlichen Umstände, namentlich aber die Absorbierung aller Kräfte durch die Ausgleichsaction mit Österreich, daran Schuld tragen, wenn bleibende Schöpfungen mit dem Namen des abtretenden Ministers nicht verknüpft sind. Die Ungunst der Zeit, die nicht zu bannende ökonomische und finanzielle Stagnation kann nicht einem einzigen Manne zur Last geschrieben werden, dessen Streben gewiss nach dem Besten gerichtet war.

An das Erscheinen Alexander Hegedüs' im ungarischen Handelsamte knüpfen sich ganz aussergewöhnliche Erwartungen, und mit vollem Rechte. Noch nie ist in Ungarn ein Minister in das Amt eingetreten, welcher für die seiner harrenden Arbeiten mehr Wissen, mehr Erfahrung, mehr Kenntnis von Welt und Leben mitgebracht hätte als eben Alexander Hegedüs. Noch keiner seiner Vorgänger hat sich in der Weise von der Pike auf emporgerungen, hat die modernen Bewegungen, das ganze wirtschaftliche Getriebe praktisch in solcher Weise innegehabt, wie eben er, dem nichts fremd ist auf dem Gebiete des Verkehrs, des Bankwesens, des Eisenbahn- und Montanwesens, der Versicherungen, der Sparcassen und der Finanzen überhaupt. Seit nahezu dreissig Jahren steht der neue Handelsminister im öffentlichen

Leben, bewunderungswert durch seinen Fleiss, seine Ausdauer, seine Versiertheit und durch die Hingebung, mit welcher er stets diejenigen Pflichten erfüllte, die er auf sich genommen hatte. Seine aufsteigende Lebensbahn inmitten der grossen Zahl der Mitstrebenden wird durch diese Eigenschaften erklärt. Hegedüs hat viel Arbeit auf seine Schultern genommen, nie ist er im Rückstande geblieben und stets hat er ein Ganzes geleistet. Nun, da er einzieht in das Handelsministerium, begrüssen wir ihn mit vollster Sympathie und mit der Achtung, die ein Mann verdient, welcher seine privaten Interessen den Pflichten gegen die Gesammtheit vollständig unterordnet und von dem wir auf Grund der Vergangenheit Bedeutendes für die Zukunft zu erwarten berechtigt sind. Wir verstehen darunter keinen Wechsel des Systems, der Richtung und der leitenden Ideen. Davon kann bei demjenigen keine Rede sein, der seit beinahe einem Vierteljahrhundert als Generalreferent des Finanz-Ausschusses sich identificiert hat mit den Regierungen, die innerhalb dieser Periode am Ruder gestanden, deren Politik er so oft und mit dem Aufgebote von Geist und Kraft so erfolgreich vertreten hat. Auf wirtschaftlichem Felde können wir einen Wechsel des Systems auch gar nicht brauchen, denn derselbe würde, insbesondere wenn gewisse retrograde Strebungen darunter gemeint sein sollten, dem Lande nur zum Nachtheile gereichen. Die freie Bewegung, die natürliche Entwickelung darf nirgends gehindert werden; an diesem Grundsatze muss festgehalten werden, und Alexander Hegedüs wird an demselben festhalten. Wir rufen uns seine Schriften in Erinnerung, namentlich die Berichte des Finanz-Ausschusses, in denen wir in diesem Betracht sehr wertvolle Erklärungen des neuen Handelsministers finden. Stets würdigte er voll und ganz den Wert der culturellen und wirtschaftlichen Entwickelung, und war ein Gegner jener fiscalischen Politik, welche zur Stagnation oder zu einem Rückfalle führt. Er befürwortete zeitweilig sogar die Mehrausgaben, denn »er beugt sich vor den Anforderungen der wirtschaftlichen und industriellen Entwickelung« und bezeichnet es »als eine das Ziel verfehlende Politik, die internationale Concurrenz und die begonnene Ausbreitung der Industrie im Lande selbst zu ignorieren; wir dürfen auf keinem Gebiete zurückbleiben, die Entwickelung übt eine physische Pression bei der Feststellung der Ausgaben aus«. So sehr war Hegedüs ein Vertreter der freien Bewegung, dass er sich nur langsam zur Verstaatlichung der Eisenbahnen bekannte, die nicht als Selbstzweck betrachtet werden könne, und dass er angesichts der Vermehrung der staatlichen Industrien ausdrücklich schrieb: »Aber auf diesen Gebieten müssen die Grenzen beachtet werden, welche die Ausbreitung der Privatindustrie und deren Förderung durch staatliche Begünstigungen der staatlichen Thätigkeit ziehen.« Die Monopolisierungstendenzen, sowie das Eingreifen des Staates in die private Thätigkeit kann ein Staatsmann nicht vertreten, welcher sich bisher so energisch gegen dieselben gewendet hat, und welcher in der Lage gewesen ist, das Getriebe so nahe kennen zu lernen, die Einzelarbeit nach ihrem wahren Werte zu schätzen.

Ebenso wenig befürchten wir, dass Alexander Hegedüs in Bezug auf die Fragen des Handels und des Verkehrs auch nur eine Spanne

Raum jenen Tendenzen gewähren wird, welche die Zurückdrängung des Handels und die Einführung beschränkender Verfügungen zum Zwecke haben. Ihm sind nicht nur die treibenden Motive solcher Tendenzen bekannt, er weiss auch die Quellen dieser Art ökonomischer Weisheit auf ihren wahren Gehalt zu schätzen und ist ein Verfechter der unbehinderten Bewegung auf wirtschaftlichem Gebiete. Wir haben den Bericht über die vor zwei Jahren abgehaltene Börsen-Enquête vor uns, an welcher Hegedüs ebenfalls theilgenommen hat. Der Angelpunkt der damaligen Discussion war und blieb die Frage, ob der Getreide-Terminhandel aufrechtzuerhalten, oder ebenso wie in Deutschland zu verbieten sei. Der nunmehrige Handelsminister hat sich damals principiell für die Aufrechterhaltung des Terminhandels und aus Opportunitätsgründen dafür erklärt, dass keinerlei beschränkende legislatorische Verfügungen zu treffen seien; denn wenn im Auslande Experimente unternommen werden, wird es gut sein, erst die nach längerer Zeit sich äussernden Resultate derselben abzuwarten. Dabei sprach er sich in unanfechtbarer Weise über das Wesen der Preisbildung aus, indem er betonte, dass wir uns diesbezüglich nicht verschanzen und die internationalen Preisfluctuationen ihrer Wirkung auf unsere Verhältnisse nicht berauben können. Hegedüs hat sich auch gegen die Börsensteuer auf Warengeschäfte erklärt, weil er sehr richtig voraussah, dass der Preis hiefür von den Landwirten gezahlt werden müsste.

Wir haben nur diese markantesten Stellen aus dem ungeheueren Material hervorgehoben, welches die politische und publicistische Wirksamkeit Alexander Hegedüs' bietet. Es wäre uns nicht schwer gefallen, aus den Referaten über mehr als dreihundert Gesetzentwürfe — denn nicht weniger hat Hegedüs im Reichstage vertreten —, aus seiner Schrift über die finanzielle Selbstverwaltung, aus seinen Zeitungsartikeln noch weit mehr hervorzuholen, um ein vollständiges Bild des geistigen Inhaltes dieser Persönlichkeit zu geben. Wir erachten dies jedoch für überflüssig; es genügt, zu wissen, dass der neue Minister Einfluss genommen hat auf die Finanzpolitik des Landes, dass er die Conversionen, die Valutaregulierung, die Eisenbahnpolitik, die Correctionen der Flüsse und Ströme, die Bankpolitik und vornehmlich die culturellen Bestrebungen vertreten und empfohlen hat. Und in diesem Betracht dürfen die Verdienste der leitenden Männer nie und nimmer unterschätzt werden. Wohl haben wir sehr oft, und zwar von oppositioneller Seite, hören müssen: die Regelung der Finanzen, die Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte, die Reformen und Fortschritte seien nur der Opferwilligkeit der Nation zu danken. Dies ist ohne Zweifel wahr und richtig, aber es schmälert nicht die Bedeutung der Leistungen derjenigen, deren Politik und deren aus derselben entspringenden positiven Vorschläge die Nation befähigt haben, die Lasten zu ertragen. Im Jahre 1879 referierte Alexander Hegedüs über ein Ausgabenbudget von 253 Millionen, bei welchem sich ein Deficit von 30 Millionen ergab, für das laufende Jahr zeigt der Voranschlag bei Ausgaben im Betrage von 503 Millionen einen Überschuss. Die Einnahmen haben sich also innerhalb zwanzig Jahre von 230 auf 503 Millionen gesteigert. Diese kolossale Steigerung ist nur möglich geworden durch die Politik, welche die Eisenbahnen verstaatlichte, die indirecten Steuern

reformierte, den öffentlichen Credit hob, die Hindernisse der Schiffahrt beseitigte, die Entwickelung der heimischen Industrie und des Handelsverkehrs förderte. Die Erfolge sind nicht mit einem Schlage, nicht an einem Tage erzielt worden — wie wäre dies auch möglich gewesen! Das Land und die leitenden Männer mussten durch viele Erfahrungen hindurchgehen, ehe das Resultat erreicht wurde, aber dass es erreicht werden konnte, muss diesen, und unter denselben in vorderster Reihe Alexander Hegedüs, hoch angerechnet werden.

Der neue Handelsminister tritt in einem bedeutungsvollen Moment sein Amt an. Der Ausgleich mit Österreich wird in einer oder der anderen Form zu den bekannten Bedingungen abgeschlossen und hiemit die Ungewissheit bezüglich der wichtigsten wirtschaftlichen Beziehungen auf fünf Jahre gebannt sein. Dann aber beginnt erst die eigentliche Arbeit. Es wird sich darum handeln, auf Basis der anerkannten und unanfechtbaren wirtschaftlichen Selbständigkeit Ungarns die ökonomische Zukunft des Landes aufzubauen. Wir stehen vor der enormen Aufgabe, die Industrie und das Gewerbe zu einer gesunden Fortentwickelung zu bringen, die Fragen der Industriebegünstigung, des gewerblichen Fachunterrichtes, der Revision des Gewerbegesetzes, der Ausbildung und der Wohlfahrt der Arbeiter zu lösen. Wir müssen nach der Expansion unseres Handels, nach der Erschliessung neuer Absatzmärkte streben und müssen zu diesem Behufe die Vorbereitungen für die Regelung unserer internationalen Handelsbeziehungen, für den Abschluss neuer Handelsverträge mit den Auslandsstaaten beginnen. Es thun uns Gesetze über das Bergwerkswesen, das Versicherungs- und Sparcassenwesen noth, die Revision des Handelsgesetzes und des Actienrechtes sind unaufschiebbar, wir brauchen ein gutes Gesetz über Localbahnen, kurz es ist eine Riesenarbeit zu bewältigen, die sich auf Jahre hinaus vertheilen wird. Die Hauptsache ist aber der Geist, in welchem die Reformen eingeleitet und durchgeführt werden. Nicht verschlossen den modernen Strömungen und Ideen, in richtiger Erkenntnis der Bedürfnisse des Landes und bei Beobachtung der Wechselwirkung aller productiven Factoren aufeinander, wird sich das Richtige, das Zweckmässige finden lassen. Handelsminister Alexander Hegedüs wird sich gewiss von jenen Principien leiten lassen, welche die freie Entfaltung der Kräfte gewährleisten, er wird nicht abweichen von den Lehren, denen er bisher angehangen und wird für Verkehr, Handel und Industrie die Bürgschaften der freien, kraftvollen Bethätigung sichern. Die Interessen der Landwirtschaft sollen und müssen in jedem Betracht gewahrt werden, wir dürfen aber solchen agrarischen und anticapitalistischen Experimenten nicht Raum geben, welche nicht einmal der gesammten Landwirtschaft, sondern fast ausschliesslich dem Grossgrundbesitz dienen, und wir müssen an dem Beispiele der grossen Culturnationen lernen, die ihre Kraft, ihr ganzes politisches Gewicht in die Wagschale werfen, um dem Handel und der Industrie freie Bahn zu sichern. Wir haben in den letzten Jahren vieles verabsäumt, vieles unwiederbringlich verloren, aber eine zielbewusste Handelspolitik kann noch immer reiche Früchte bringen. Diese Politik erwarten wir vom neuen Handelsminister, und — wir sind dessen überzeugt — er wird diese Erwartungen nicht täuschen.

A. Deutsch.

Der ungarische Landes-Industrierath.

Der neuorganisierte ungarische Industrierath hat letzthin die erste meritorische Berathung abgehalten. Handelsminister Baron Daniel eröffnete die Sitzung mit einer grossangelegten Rede, in welcher er den Beruf des Industrierathes in Verbindung mit dem gewerblichen und industriellen Programm der Regierung erörterte. In folgerichtigem Nacheinander entwickelte der Minister die industriellen Aufgaben der nächsten Zukunft, und es wird in der Reihe derselben nichts von Wesenheit vermisst werden. Nach wie vor strebt die ungarische Regierung das Ziel an, die industrielle Entwicklung im Lande zu fördern; sie will die einzelnen Unternehmungen moralisch und materiell unterstützen, die Heranbildung tüchtiger technischer Kräfte und eines kräftigen Arbeiterstockes ermöglichen. Sie dehnt ihre Fürsorge auf die Arbeiter aus, jedoch nur bis zu jener Grenze, bei welcher die directe Schädigung der Industrie beginnen würde. Dem Kleingewerbe wird die intensivste Aufmerksamkeit gewidmet und, um die Bedürfnisse desselben klar feststellen zu können, soll die genaue statistische Aufnahme der Gewerbe ehestens in Angriff genommen werden. Im Interesse der Industrie ist die Frage der Kohle und des Eisens in Erwägung zu ziehen, und bereits demnächst wird die Angelegenheit der staatlichen Industriebegünstigungen zur Discussion gestellt werden, da die Geltung des bestehenden Gesetzes Ende dieses Jahres aufhört. Baron Daniel blieb hier noch nicht stehen, er betonte die Nothwendigkeit der Revision des Gewerbegesetzes, die Reorganisation der Handels- und Gewerbekammern, die Regelung der Baugewerbe, die Errichtung von gewerblichen Versuchsstationen, und kam dann auf die Erwerbung neuer Absatzgebiete zu sprechen. Nicht minder reichlich ist das socialpolitische Programm ausgestattet, es umfasst die Arbeiterstatistik, die Unfallversicherung, die Alters- und Invaliditätsversicherung, die Regelung der Kinder- und Frauenarbeit und die Revision des Gesetzes über die Arbeiter-Krankencassen. Weit gestreckt ist demnach das Arbeitsgebiet des Handelsministeriums, die Zahl der zu lösenden Fragen ist gross und bedeutsam, und es wird gewiss des Zusammenwirkens aller Kräfte bedürfen, um das Ziel zu erreichen, welches darin besteht, Ungarn in industrieller Beziehung auf eine hohe Stufe der Entwicklung zu bringen.

Unter den schwierigen Verhältnissen — sagte der Minister —, unter welchen sich unsere Volkswirtschaft und besonders unsere Industrie seit nahezu drei Jahren befindet, obliegt der Regierung und den Interessenten die Pflicht der Entwicklung und Pflege in gesteigertem Masse. Die Aufgabe der Regierung ist es, die Richtung anzugeben, die Privatthätigkeit zu unterstützen, die Hindernisse der Entwicklung zu beseitigen, die bestehenden Übel zu erkennen und nach Möglichkeit zu sanieren; die Aufgabe der Interessenten aber ist, die unmittelbare Thätigkeit und Unternehmungen zu initiieren. Die Interessengemeinschaft dieser beiden Factoren offenbart sich im Ziel: der Schaffung einer starken, lebensfähigen vaterländischen Industrie bei möglichst wirksamer Sicherung sämmtlicher wirtschaftlicher Interessen. Diese Interessengemeinschaft offenbart sich auch in der Organisation des Landes-Industrierathes, dessen Mitglieder der Minister herzlich begrüsst.

Der Landes-Industrierath vertritt die Gemeinsamkeit der verschiedenen wirtschaftlichen Factoren, der Industrie, des Handels, der Urproduction und der Arbeit, und dies gibt die Richtung an, welche sowohl bei der Gewerbeförderungsaction der Regierung, als auch bei der Thätigkeit des Industrierathes eingehalten werden muss. Unter unseren wirtschaftlichen Verhältnissen muss eine richtige Gewerbepolitik die Interessen der Industrie und der Urproduction verknüpfen und gestützt auf den patriotischen Handel den Erfolg zu sichern trachten. Nebstdem ist dann noch die Selbständigkeit in der Thätigkeit, die Befriedigung der Interessen aus eigener Kraft, durch eigene Unternehmung das wichtigste Erfordernis eines gesunden Fortschrittes, welchen die Staatsgewalt mit wohlwollender moralischer und, wenn es sein muss, materieller Unterstützung fördern kann und fördern wird.

Während hier die Selbstthätigkeit die stärkste Triebfeder ist, tritt der Arbeiterclasse gegenüber die Aufgabe der directen Beschützung seitens des Staates mehr in den Vordergrund. Auch dieser Aufgabe will die Regierung in vollem Masse nachkommen, und sie rechnet dabei sowohl auf die vernünftige Mässigung der directen Interessenten, als auch auf die wohlwollende Unterstützung der indirecten Interessenten. Man darf jedoch im Arbeiterschutz nie so weit gehen, dass die Interessen der Industrie darunter leiden, denn dies wäre auch für die Arbeiter selbst der grösste Nachtheil. Zu der möglichst vollkommenen Verwirklichung dieser Principien obliegt dem Landes-Industrierathe die Aufgabe der Mitwirkung auf Grund der Erfahrungen des praktischen Lebens. Unaufschiebbar ist die systematische Unterstützung der Klein-Industrie und die Feststellung der Mittel, welche hiezu dienen. Da eine gesunde Gewerbepolitik ohne detaillierte Kenntnis des Standes der Industrie des Landes unmöglich ist, sind gründliche und detaillierte Aufnahmen über die Lage der einzelnen Industriezweige nöthig, im Dienste dieser aber muss eine die praktischen Zwecke vor Augen haltende Gewerbestatistik stehen, welche unsere ganze Industrie in ihrer Wirklichkeit darstellen muss. Dieses Material müssen wir für jene Zeit vorbereiten, in welcher die meisten mit den auswärtigen Staaten bestehenden Handelsverträge ablaufen werden, damit wir uns dann auf positive Daten zu stützen vermögen.

Wir müssen uns ferner mit den Fragen der beiden wichtigsten Materialien der Gewerbeproduction, der Kohle und des Eisens befassen, da deren Preis die Concurrenzfähigkeit der meisten Industriezweige beeinflusst, und wir müssen uns schon demnächst auch mit der Frage der dem Gewerbe zu gewährenden staatlichen Begünstigungen befassen, da die Wirksamkeit des bezüglichen Gesetzes demnächst abläuft und unser Gewerbe dieser Unterstützung noch keineswegs entbehren kann. Es muss sodann auch die Frage des für die vaterländischen Fabriken heranzubildenden ungarischen technischen Personals und eines ungarischen Arbeiterstammes verhandelt werden, denn der in dieser Hinsicht zutage tretende Mangel ist ein Hindernis der Kräftigung zahlreicher Zweige unserer Industrie. Der Lösung harrt ferner die Frage der Regelung des Baugewerbes, mit welcher sich über Aufforderung des Ministers die interessierten Corporationen bereits beschäftigen.

Die Angelegenheit des industriellen Versuchswesens, welches bei uns mit Ausnahme von einigen Zweigen — insbesondere der Baumaterialien — noch auf sehr primitiver Stufe steht, ist vom praktischen Standpunkte der Industrie sehr wichtig. Früher oder später werden auch die Fragen der Revision des Gewerbegesetzes und der Handels- und Gewerbekammern in den Vordergrund treten, welche umsichtige Sorgfalt und gründliche Vorbereitung erfordern. Gesteigerte Thätigkeit müssen wir auf dem Gebiete des Exports unserer landwirtschaftlichen und gewerblichen Production — beziehungsweise unserer Bergwerksproducte — entfalten; damit die Lage dieser Productionszweige auf den vaterländischen Märkten günstiger sei, muss man mit den betreffenden Producten auch die entlegeneren Consumtionsmärkte aufsuchen und im vorhinein dem natürlichen Umstand Rechnung tragen, dass die Orientstaaten — bisher die wichtigsten Absatzmärkte für unsere Gewerbeproducte — immer mehr die Schaffung einer selbständigen Industrie anstreben. Wir müssen also unseren Handel organisieren, und zwar durch Vereinigung der Interessenten. Vom Standpunkte des Arbeiterschutzes steht an erster Stelle die Organisierung der Arbeiterstatistik, ohne welche wir mit jeder Thätigkeit auf diesem Gebiete im Finstern herumtappen würden. Diese Frage muss man lösen, um an die Fragen der Unfallversicherung und eventuell der Invaliden- und Altersversicherung heranzugehen. Zur Vorbereitung der Revision des Gewerbegesetzes müssen wir die Regelung der Frauen- und Kinderarbeit durchführen und müssen uns auch mit der Frage der eventuellen Revision des Krankenunterstützungs-Gesetzes befassen. All dies sind Fragen, welche sowohl die Arbeiterclasse als auch die industriellen Interessen sehr nahe berühren. Aus dem Rahmen dieser Verhandlungen können aber auch die Arbeiterwohlfahrts-Einrichtungen nicht ausgelassen werden, durch welche auch die unmittelbaren materiellen Interessen der Arbeiter gefördert werden.

Der Minister gedenkt, sich auch in Zukunft mit all diesen Fragen zu befassen und wird bezüglich ihrer, sowie auch bezüglich anderer aus der Administration fliessender Fragen die Ansicht des Landes-Industrierathes einholen.*) Zum Schlusse gab der Minister der Hoffnung Ausdruck, dass er in der angedeuteten Richtung auf die Unterstützung des Landes-Industrierathes rechnen könne und erklärte sodann den Landes-Industrierath für constituiert und die Sitzung für eröffnet.

Alexander Wekerle dankt als Präsident des Landes-Industrierathes im Namen sämmtlicher Mitglieder dieser Corporation dem Minister für die Creierung des Industrierathes und für seine soeben gesprochenen Worte. Redner glaubt, dass die weite Organisation des Industrierathes in seiner heutigen Form eine Bürgschaft für die erfolgreiche Thätigkeit desselben bildet. Der neuen Organisation zufolge wird der Landes-

*) Das Handelsportefeuille hat mittlerweile einer der bedeutendsten Publicisten Ungarns, Alexander Hegedüs, übernommen, an dessen Erscheinen im ungarischen Handelsamte allenthalben ganz ausserordentliche Erwartungen geknüpft werden. Siehe vorstehenden Artikel. D. Red.

Industrierath nicht bloss Ansichten abgeben, sondern auch zur Initiative berufen sein, und hierin liegt eine Garantie dafür, dass auch die Männer der Praxis für die Thätigkeit dieser Körperschaft ständig Interesse an den Tag legen werden. Der Umstand aber, dass der Industrierath in seiner gegenwärtigen Organisation ausser den Vertretern der Industrie auch Vertreter der anderen Factoren der Volkswirtschaft unter seinen Mitgliedern zählt, bildet eine Gewähr dafür, dass im Wege der Thätigkeit des Industrierathes das Interesse der Industrie mit den Interessen der anderen Zweige der Volkswirtschaft in engen Zusammenhang kommen wird. Das vom Minister gegebene Programm ist so umfassend, dass es die Thätigkeit des Industrierathes für lange Zeit in Anspruch nehmen wird, worüber Redner nur seiner Freude Ausdruck geben kann. Heute kommt es unter unseren Verhältnissen nicht mehr in Frage, dass die Pflege der industriellen Interessen die Grundlage der vaterländischen Volkswirtschaft bilden muss. Redner ist daher der Überzeugung, dass nicht nur die industriellen Kreise im engeren Sinne, sondern alle volkswirtschaftlichen Factoren mit Freude bereit sein werden, im Interesse der Entwicklung der ungarischen Industrie mitzuwirken. Redner dankt dem Minister noch einmal für die Bildung des Industrierathes und gibt der sicheren Hoffnung Ausdruck, dass jedes einzelne Mitglied des Industrierathes mit Hingebung und Bereitwilligkeit mitwirken wird, um die Aufgaben des Industrierathes der Verwirklichung entgegenzuführen.

Dann gelangte der erste Punkt der Tagesordnung: »Die Pausen während der Arbeit« zur Verhandlung:

Referent Sectionsrath Josef Szterényi skizzierte die Antecedentien der Frage. Er weist darauf hin, dass die Bestimmung des § 117 des Gewerbegesetzes, nach welcher den Fabriksarbeitern vor- und nachmittags eine Pause von je einer halben Stunde zu gewähren ist, seitdem die Gewerbe-Inspectoren die Einhaltung dieser Bestimmung streng controlieren, öfter zu Klagen Anlass gegeben hat. Man sagte, es sei unmöglich, sie buchstäblich einzuhalten. Da dem Ministerium mehrere concrete Fälle zur Kenntnis kamen, hat sich schon 1892 der damalige Gewerbesenat mit einer Lösung der Frage befasst, welche den Anforderungen des praktischen Lebens entsprechen sollte; doch konnte die damalige Vereinbarung den Klagen kein Ende machen. In der jüngsten Zeit haben sich sogar die Arbeiter über die strenge Durchführung der erwähnten Bestimmung beschwert, da sie in der Accordarbeit dadurch geschädigt werden und weil viele Arbeitgeber die Arbeitszeit um eine halbe Stunde verlängern. Nun hat sich die im Handelsministerium systemisierte Commission für Arbeiterwesen mit dieser Frage befasst, deren Vorschläge dann von der vorbereitenden Commission des Landes-Gewerberathes umgearbeitet wurden. Nach diesen Vorschlägen soll die fragliche Bestimmung in der Praxis nicht schroff angewendet werden. In concreten Fällen aber ist dahin zu wirken, dass die Pausen derart eingetheilt werden, dass die Arbeiter selbst dann durch fortwährende überaus lange Beschäftigung nicht ausgebeutet werden, wenn die Vereinbarungen bezüglich der Arbeitspausen im Einverständnisse der Arbeiter und der Arbeitgeber zustande kamen, vorausgesetzt, dass diese nicht gegen ein humanitäres oder gegen ein höheres staat-

liches Interesse verstossen. Die Gewerbe-Inspectoren sollen die Beschwerden der Arbeiter mit besonderer Sorgfalt prüfen und darüber Bericht erstatten, ob bezüglich des erwähnten Paragraphen eine interpretative Verordnung nothwendig ist. — Diese Vorschläge wurden einstimmig angenommen.

Bei dem zweiten Punkt der Tagesordnung »Arbeitsvermittlung« wurden nach dem Referat Szterényis die Grundprincipien der Commissionsvorschläge punktweise verhandelt. Diese Vorschläge sind:

1. Der Wirkungskreis der Anstalt für Vermittlung gewerblicher Arbeit erstreckt sich auf alle bei irgend einer gewerblichen Arbeit beschäftigten Personen, also auch auf die Handelsangestellten, auf die Bergwerks- und Hüttenarbeiter u. s. w., ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters.

2. Die Anstalt ist mit staatlicher und communaler Unterstützung, wie auch mit Unterstützung seitens der Handels- und Gewerbekammern und anderer interessierter Körperschaften unter staatlicher Aufsicht, aber nicht mit staatlichem Charakter zu errichten.

3. Die Centrale ist im Zusammenhange mit der Budapester Handels- und Gewerbekammer, mit dem Landes-Industrieverein u. dgl., aber unabhängig von diesem zu errichten, welches Princip auch auf die Provinzanstalten entsprechend anzuwenden ist. Vor allem ist die Centrale zu errichten, welche dann die Organisation der Provinzinstitute in die Hand nehmen wird.

4. Bei jeder Anstalt besteht ein Ausschuss, von dessen Mitgliedern je ein Drittel aus der Reihe der Arbeitgeber, der Arbeiter und von diesen unabhängiger Männer zu wählen sind. In dem Ausschusse der Centrale müssen auch die Hauptstadt und die Handels- und Gewerbekammer vertreten sein.

5. Die Vermittlung ist vorläufig unentgeltlich.

6. Über alle Anstalten übt der Handelsminister das Aufsichtsrecht.

7. Es ist wünschenswert, dass die zu schaffenden Institute mit den schon bestehenden Vermittlungsanstalten in Verbindung treten. Zwischen der Centrale und den Provinzinstituten ist ein organisches Band herzustellen, auch sind für die Vermittlung einheitliche Normen zu schaffen. Ebenso soll eine Verbindung mit allen landwirtschaftliche Arbeit vermittelnden Anstalten hergestellt werden.

8. Die Anstalten sollen ihre Thätigkeit auch in Fällen von Strikes und Arbeitsausschluss fortsetzen.

Der Entwurf wurde, nachdem Alexander Matlekovits, Béla Lukács, Leo Lánczy, Berthold Weiss, Andreas Thék, Barcsay, Peter Szakács, Eugen Deil und mehrere andere sich geäussert hatten, mit unwesentlichen Modificationen angenommen.

Handelsminister Baron Daniel dankte hierauf den Mitgliedern für ihr Erscheinen und schloss die Sitzung.

Bücherbesprechungen.

Sämmtliche zur Besprechung einlangende Bücher, Zeitschriften etc. finden in der Reihenfolge ihres Einlaufes an dieser Stelle bereitwilligste Aufnahme.

Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena. (Sammelbuch für Volksleben und Sitten der Südslaven.) Jährlich zwei Bände. Abonnementspreis 2 fl.

Bereits im vorigen Hefte unserer Zeitschrift haben wir der folkloristischen Sammlung Erwähnung gethan, die, unter der Ägide der südslavischen Akademie für Wissenschaft und Künste herausgegeben, geeignet ist, eine fühlbare Lücke in der Pflege der heimischen Folkloristik auszufüllen und der Volkskunde reichlichen Stoff zu weiteren Forschungen zu bieten.

Die Aufgabe des geschmackvoll ausgestatteten Sammelwerkes, alles auf das Volksleben der Croaten und der ihnen stammverwandten Balkanvölker Bezughabende zu sammeln und derart wissenschaftlich aufzuarbeiten, dass die Schrift- und Sprechweise gleichzeitig ein treues Spiegelbild der betreffenden, Gegenstand der Schilderung bietenden Gegend liefere, erscheint — soweit dies die bisher vorliegenden drei Bände darthun — durch das tüchtige Arrangement des auf der Höhe seiner Aufgabe stehenden Redacteurs Dr. Anton Radić aufs glücklichste gelöst.

Indem der erste Band bis ins kleinste Detail gehende Anordnungen und Erläuterungen enthält, in welcher Weise die Mitarbeiter bei der Zusammenstellung ihrer Berichte vorzugehen haben und was eigentlich Gegenstand des von ihnen zur Aufarbeitung zu liefernden Materiales bilden möge, finden wir bereits im zweiten und dritten Bande eine Fülle auserlesenster, mit zahlreichen erläuternden Illustrationen geschmückter Lecture über Volksgebräuche und Sitten einzelner Gegenden Croatiens und Slavoniens.

Männer, die, im Volke aufgewachsen, nun auch ihren Berufspflichten unter dem Volke nachzukommen gezwungen sind und somit reichlich Gelegenheit haben, das Volksleben von der Wiege bis zum Grabe in all seiner Buntheit und Mannigfaltigkeit, mit all seinen Eigenarten, Fehlern und Tugenden zu beobachten, thaten sich zusammen, um ein anschauliches Bild über das Schalten und Walten der breiten Volksmassen in und ausser dem Hause zu entrollen und uns mit der Lebensweise, den Anschauungen und Äusserungen der Volksseele vertraut und mit den Sitten und Gebräuchen in den verschiedensten Lebenslagen bekannt zu machen. Feld und Flur, Haus und Hof, Wald und Wiese werden da von J. Lovretić und B. Jurić in fesselnder Weise geschildert; jedes Handwerk, jedes einzelne Hausgeräth seiner Bestimmung nach eingehend gezeichnet; Sitten und Gebräuche bei den verschiedensten Anlässen, alle Lebensbedürfnisse, Nahrung, Kleider; alle Krankheiten, Freud und Leid, Klagelied und Lustgesang und tausend anderes anziehend besprochen. Eigenen Reiz gewährt es, wenn Leuten aus dem Volke das Wort ertheilt wird, die dann in ihrer urwüchsigen Ausdrucksweise, mit origineller Accentuirung das eine oder andere Wissenswerte zum besten geben. So begegnen wir im zweiten Bande Mittheilungen der Bäuerin Marica Brnatović und des Bauern Pavo Subašić aus Otok (in Slavonien) und im dritten Bande ist's die Bäuerin Kata Janjčer aus Trebarjevo (einem Dorfe bei Sisek), deren Schilderungen über Natur-, Boden- und Lebensverhältnisse ihrer Heimat zwei Drittheile des Bandes ausfüllen.

Ausser gehaltvollen Besprechungen erschienener Werke der einschlägigen Fachliteratur begegnen wir im dritten Bande dem Anfange einer äusserst interessanten Studie Ludwig Kubas über »Nationale Musikkunst in Dalmatien«, sowie kleineren Beiträgen von Muhamed Fejzi Beg Ku-

linović (»Mahomedanische Heiraten in Bosnien«) und Ivan Zovko (»Das Croatenthum in der Herzegowina«).

Es ist ein nicht genug hoch zu schätzendes Verdienst der Akademie, ihr Bestreben auf die Erhaltung unermesslicher Volksschätze gerichtet zu haben. Die schönen und alten Volksgebräuche schwinden immer mehr, die alten Ideale sterben allmählich aus und neue Strömungen, die die leidige »Moderne« am Gewissen hat, verdrängen Althergebrachtes, das sich im Volke festgesetzt hat, sein Heiligthum bildet, unantastbar ist und im Laufe der Jahrhunderte kaum eine Änderung erfahren hat.

Die lebhafte Volksseele kehrt sich ja an alles, was um sie herum geschieht; was sich ums Volk her tagtäglich ungesucht seinen Sinnen darbietet, das setzt sich in ihm fest, das lagert sich als ruhige Anschauung in ihm ab, das wird in ihm ein lebendiges Bilderbuch der Natur.

Nun ist aber unsere Welt die homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Denken und Empfinden ungefähr ein und dieselbe Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Heute nehmen Gewinnsucht, Luxushascherei und die Sucht nach materiellen Genüssen, nach äusserem Schein und übertriebener Verfeinerung des Lebens in erschreckendem Masse überhand; im Zeichen des crassen Materialismus droht das literarische Unkraut die wahren Blumen der Posie, die im Stillen dahinblühen, zu überwuchern. Die naive Volksseele wird auf die Dauer kaum fähig sein, den aufdringlichen städtischen Manieren standzuhalten und mit der neuen Cultur werden unter das Volk neue Lehren getragen, die leider nicht immer auch die besseren sind.

Vermag denn auch die rührige südslavische Akademie durch die Herausgabe ihrer folkloristischen Sammlung im schlimmsten Falle nichts anderes zu bezwecken, als dass die späteren Nachkommen daraus erfahren mögen, wie ihre Väter gelebt und gestrebt, und wie ihr Denken und Sinnen beschaffen gewesen, so darf sie auch hiefür auf warmen Dank und ungetheilte Anerkennung Anspruch erheben. Wer weiss, ob nicht nach uns wieder einmal eine Zeit heranbricht, in der man zu den alten Idealen zurückgreifen und aus der Rumpelkammer abgelegter Culturartikel längst vergrabene Schätze einer reinen Volksseele mit Wohllust hervorholen wird . . . .

Mavro Spicer.

Die Haggadah von Sarajewo. Von David Heinr. Müller und Julius v. Schlosser. Nebst einem Anhange von Prof. Dr. David Kaufmann. — Wien 1898. Alfred Hölder.

Die mannigfachen religiösen Ceremonien der Juden anlässlich hoher Festtage erfordern naturgemäss ein eindringliches Studium seitens der executiven Personen, und deshalb sind auch die wichtigsten Gebräuche durch Druckwerke den weitesten Kreisen zugänglich gemacht. Eines der bedeutendsten Bücher dieser Gattung ist die »Haggadah«, worin die Befreiung der Juden aus der egyptischen Knechtschaft geschildert, alle damals durch Moses vollführten Wunder aufgezählt und sämmtliche Ceremonien und Gebräuche am Vorabende des Passahfestes erläutert werden. Dieser Vorabend, ähnlich dem Christabende des norddeutschen Evangelikers, trägt rein jüdisch-familiären Charakter zartester Art und heisst »Seder«. Deshalb ist auch die »Haggadah« bei den Juden ein äusserst beliebtes und viel gebrauchtes Buch, nebstbei das einzige religiöse Werk, das bereits seit altersher illustriert erschien. In bedeutenden Bibliotheken, so im British-Museum in London, im Nationalmuseum in Nürnberg, in der Nationalbibliothek in Paris, im hebräisch-theologischen Seminar in Breslau findet sich je ein wertvolles Exemplar dieses alterthümlichen Buches vor; eines der schönsten und interessantesten Exemplare aber befindet sich im Besitze des bosnischen Landesmuseums in Sarajewo.

Die Herren Dr. Müller und Schlosser unterwarfen sich der mühsamen Aufgabe, diese »Haggadah« in prachtvollem Gewande der Öffentlichkeit zu übergeben. Dieselbe stammt aus dem XVI. Jahrhundert und scheint westlichen, wahrscheinlich holländischen Ursprunges zu sein. Nach Bosnien gelangte sie über Italien und ward im Besitze einer spanisch-jüdischen Familie in Sarajewo zufällig durch den gelehrten Hofrath Constantin Hörmann entdeckt, der ihren grossen

Wert sofort erkannte und dieselbe fürs Museum ankaufte.

Die beiden genannten Gelehrten versahen die »Haggadah« mit gründlichen Erläuterungen und deshalb erscheint diese Publication, die auch durch ihre glänzende Ausstattung hervorragt, als für die Wissenschaft besonders wertvoll. Dieselbe besteht aus zwei Theilen: Der eine enthält nebst den Abhandlungen der beiden obengenannten Gelehrten und ausser dem Anhange des Prof. Dr. David Kaufmann den ganzen Text der Sarajewoer »Haggadah« und zahlreiche Illustrationen aus den im Besitze obenangeführter Bibliotheken befindlichen Exemplaren. Der zweite Theil bringt ausschliesslich Illustrationen der Sarajewoer »Haggadah« in meisterhaft ausgeführten Reproductionen.

Das bosnische Landesmuseum darf mit Stolz auf die Acquisition dieser wertvollen Antiquität blicken, welcher die Wissenschaft eine so interessante Publication, wie es die »Haggadah von Sarajewo« ist, zu verdanken hat. —c—

Orientreise des Kaisers von Russland als Grossfürst-Thronfolger 1890—1891. Im Auftrage Sr. Majestät verfasst von Fürst E. Uchtomskij. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Hermann Brunnhofer. Zwei Bände. F. A. Brockhaus, Leipzig. In Prachteinband mit Goldschnitt Preis 110 Mk.

Es ist selbstverständlich, dass ein Buch, welches im Auftrage eines regierenden Monarchen geschrieben wird, erhöhten Anspruch auf allgemeines Interesse stellt. Vorliegendes Werk aber erregt gesteigerte Aufmerksamkeit durch die Persönlichkeit des gekrönten Auftraggebers, der als damaliger Thronfolger mittlerweile den Thron Russlands bestiegen und in letzter Zeit durch sein energisches Vorgehen in Asien, durch die kraftvolle Entwicklung seines Reiches und ganz besonders durch sein epochales Friedensmanifest das Interesse der Welt in Anspruch genommen hat.

Die Ideen, welche Fürst Uchtomskij in diesem grossartigen Werke im engsten Anschluss an die Gedanken seines Kaisers im Rahmen von Reiseschilderungen äussert, sind darum von mehrfacher Bedeutung.

Es gibt kaum ein zweites einschlägiges Werk, welches wie das vorliegende die Völker des Orients, ihre Geschichte, die Religionen, Sitten und Gebräuche, Kunst und Natur dieser Wiege der Menschheit in wissenschaftlicher und doch verständlicher, in historisch getreuer und dennoch poetischer Weise an dem Auge des Lesers vorbeiziehen lässt.

Eine Welt der Wunder wird vom Verfasser in prächtigen Bildern entrollt. Griechenland, wo die deutschen Ausgrabungen in Olympia das meiste Interesse der Reisenden erregten; das alte und moderne Egypten, das Land der Pharaonen mit den unvergänglichen Schöpfungen egyptischer und arabischer Kunst; Indien mit seinen Wunderbauten, seiner grandiosen Natur und den zahlreichen Stätten einer eigenartigen Cultur; das paradiesische Ceylon; die Smaragdinsel Java mit den unheilschwangeren Feuerbergen, die heute in tropischer Fülle der Vegetation prangen und vielleicht morgen schon in Trümmern liegen und meilenweit Tod und Verderben verbreiten; das feenhafte Siam, das heitere Reich der weissen Elephanten; das ungeheuere und dennoch wohlorganisierte China; das heiter-schöne Japan, wo der wissensdurstige Thronfolger durch die Rettung seitens des Prinzen Georg von Griechenland, des gegenwärtigen Obercommissärs von Kreta, dem Todesstosse eines fanatischen Meuchelmörders nur mit knapper Noth entkam; und schliesslich das unermessliche Sibirien, dessen wirtschaftlicher Erschliessung durch die Reise des Thronfolgers ein kräftiger Anstoss gegeben ward.

Auf Schritt und Tritt eröffnen sich Bilder, die von allem bisher Geschauten und Gehörten vollständig abweichen und allen jenen eine genussreiche Lectüre bieten, die für Geographie und Ethnographie, für Culturgeschichte und Kunst, für die philosophische und politische Behandlung eines interessanten Stoffes Verständnis haben.

Die Anziehungskraft der Schilderung selbst ist durch reiche Illustrierung wesentlich gesteigert; auf Papier und Druck ist die grösste Sorgfalt verwendet worden; kurz, alles ist geschehen, um das Prachtwerk zu einer aussergewöhnlich bedeutsamen Erscheinung zu machen. \

Tableaux anciens de la Galerie Charles I, Roi de Roumanie. (Die Gemäldecollec-

tion alter Meister des Königs Carol I. von Rumänien.) Von L. Bachelin. Paris, Braun & Comp. 1898.

Mit dem vorliegenden stattlichen, mit 76 vorzüglichen Heliogravuren geschmückten Bande sind durch den Bibliothekar des kunstsinnigen rumänischen Königspaares bisher unbekannte Schätze weiten Kreisen zugänglich gemacht worden. Die Sammlung von Gemälden alter Meister der italienischen, holländischen, vlämischen, deutschen, spanischen, französischen und englischen Schulen trägt den Stempel der Reichhaltigkeit und hoher künstlerischer Qualität. Der erläuternde Text verräth den kundigen Fachmann. Die Ausstattung des schönen Bandes gereicht der weltbekannten Kunstanstalt Braun & Comp. zu hoher Ehre.

Die Geschichte der Sicherheitstruppen und der öffentlichen Sicherheit in Bosnien und der Herzegowina von 1878—1898. Herausgegeben von der Landesregierung für Bosnien und die Herzegowina. Wien 1898.

Nicht nur dem Fachmanne, sondern auch dem grossen Publicum gewinnt das unter obigem Titel soeben erschienene Werk erhöhtes Interesse ab. Es wird darin die Entwicklung der öffentlichen Sicherheit in Bosnien und der Herzegowina erschöpfend geschildert, von dem Zeitpunkte an, als unsere Occupationstruppen die »Zaptieh«, die ottomanischen Gendarmen, daselbst antrafen, bis heute, wo auch die Gendarmerie der occupierten Provinzen unter der Leitung des Generalmajors Emanuel Cvjetičanin, der friedlichen Culturarbeit sich zuzuwenden vermag.

Es liegt in der Natur der Sache, dass sich die Schilderungen im Buche auch auf das Heiduckenleben und ausgebreitete Räuberunwesen erstrecken mussten, welches dazumal in Bosnien und der Herzegowina in höchstem Flore stand, und dürfte dieser, der phantastischen Romantik nicht entbehrende Theil des Buches das meiste Interesse der Leser erwecken. Zahlreiche gefürchtete Heiducken gaben den Behörden und der Bevölkerung viel zu schaffen, und es war um so schwerer, ihrer habhaft zu werden und sie unschädlich zu machen, als sie im Volke stets auf ausgiebige Hilfe und thatkräftige Unterstützung rechnen konnten. Zudem war die erste bosnisch-herzegowinische Gendarmerie mit schlechten Waffen versehen, aufs kärglichste besoldet und bestand aus Leuten, die keinerlei militärische Abrichtung erhalten hatten. Und wie die Gendarmerie, so waren auch die Arreste primitivster Art und es war keine geringe Aufgabe der Behörden, der Heiduckenwirtschaft ein Ende zu machen. Strebsame, tüchtige Officiere, für deren Pflichteifer es kein Hindernis gab, vorzügliche Commandanten, vor allen der gewesene Commandant Oberst (heute General) Tomičić, sowie der gegenwärtige Commandant General Cvjetičanin, welcher schon 1878 mit der Aufstellung des Serežanencorps — des heutigen Gendarmeriecorps — betraut ward, brachten das fast unmöglich Scheinende zuwege. Sie gestalteten aus dem Chaos, aus dem Chor der Rache, ein Elitecorps, das zum Schrecken der zahlreichen, aus dem Unterschlupfe Montenegro immer wieder hervorbrechenden Räuberbanden geworden, diese ausrottete und Ordnung und Sicherheit in dem Lande herstellte, das solche eigentlich niemals vorher gekannt hatte.

Das Werden dieses Gendarmeriecorps also und seine Thätigkeit in den ersten zwei Decennien seines Bestandes ist in dem vorliegenden Buche vollkommen objectiv und ohne jede Kritik detailliert geschildert. Dem auf Grund amtlicher Berichte zusammengestellten Werke kommt jedoch auch ein entschieden culturgeschichtlicher Wert zu, indem es in die Natur der zahlreichen Räuberbanden Einblick gewährt, welche von altersher das Land unsicher machten. Aber auch in politischer Beziehung enthält das Buch manches Interessante, wie beispielsweise hinsichtlich der Agitation seitens Montenegros und Serbiens, besonders zur Zeit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Bosnien und der Herzegowina, als man flüchtig gewordene (und später gehenkte) Räuber überredete, den Namen »ustaši« (Insurgenten) anzunehmen und zum Wiedereinbruche nach Bosnien aufmunterte.

Es hat viel Arbeit gekostet, bis die Gendarmerie Bosnien und die Herzegowina von den gefürchteten Räuberbanden gesäubert und Ruhe und Ordnung ins Land gebracht hat. Heute im wahren Sinne des Wortes ein Elitecorps, das aus 52 Officieren und 2300 Mann besteht, geniesst

die Gendarmerie die Achtung aller friedliebenden Kreise im Occupationsgebiete und bildet wie immer den Schrecken der Unbotmässigen. Fest organisiert, anständig besoldet, in ihren Ruhe- und Versorgungsgenüssen gesichert, dankt die Gendarmerie, deren Dienstesverhältnisse bis ins Detail präcisiert sind, diese Fortschritte ihrem unermüdlichen, aufopfernden Diensteseifer, dann aber auch ihrem energischen Commandanten und ihren tüchtigen Officieren.

— r.

Vjestnik kr. hrv.-slav.-dalm. zemaljskog arkiva. (Organ des königl. croat.-slav.-dalmat. Landesarchivs.)

Das erste Heft einer neuen Zeitschrift für croatische Geschichte liegt vor uns. Vier Bogen Grossoctav stark, mit mehreren Facsimiles geschmückt, präsentiert sich dieses vom königl. croatischen Landesarchiv herausgegebene und vom Archivar Dr. Ivan Bojničić redigierte Organ als culturgeschichtliches Schatzkästchen mit einer Fülle hochinteressanten und lehrreichen Lesestoffes. Wenn man bedenkt, dass der Historiker, in dessen Werkstätte Klio unermüdlich an der Arbeit ist, seit jeher Documenten und Urkunden das grösste Interesse entgegenbringt und in den meisten Fällen auf Grund solcher allein seine Thesen aufzubauen gezwungen ist, so wird man das Erscheinen einer Zeitschrift, die solche im Archive und wohl auch im Besitze vieler Privaten vergrabene Schätze ans Tageslicht zu fördern berufen ist, aufs freudigste begrüssen. Es erscheinen in Croatien wohl mehrere archäologische Blätter, an einer Zeitschrift für Geschichte mangelte es bisher gänzlich. Die von der südslavischen Akademie herausgegebenen historischen Schriften können als solche nicht gezählt werden, denn dieselben erscheinen unregelmässig und bringen nur systematisch bearbeitete grössere Abhandlungen, indessen sie auf kleinere Artikel, historische Berichte, Recensionen geschichtlicher Werke keine Rücksicht nehmen.

Das Organ des Landesarchivs hat sich nun die Aufgabe gestellt, die Organisation und Verwaltung des croatischen Landesarchivs und der übrigen öffentlichen und Privatarchive im Lande, deren Geschichte und das Wirken ihrer verdienstvollen Archivare zu schildern, über wichtigere Arbeiten in diesen Archiven zu berichten, ihre innere Einrichtung und Bestimmung darzustellen, das Publicum mit dem Inhalte derselben vertraut zu machen, knappe, aber erschöpfende Auszüge aus den Repertorien und Regesten zu liefern, wichtigere Urkunden, Handschriften und Kartenwerke, Porträts u. s. w. zu veröffentlichen, Beiträge zur Geschichte der Südslaven, zur vaterländischen Heraldik, Genealogie und Sphragistik zu liefern, grössere selbstständige historische Abhandlungen über heimische Geschichte, sowie der Culturgeschichte der Südslaven, endlich auch interessante Nachrichten historischen Inhaltes, Recensionen heimischer und auf heimische Geschichte bezughabender fremder historischer Werke zu bringen.

Nach dem Inhalte des ersten Heftes zu schliessen, dürfte es der Umsicht des auf historisch-archivalischem Gebiete vielverdienten Redacteurs Dr. Bojničić gelingen, dieses umfangreiche Programm zur Geltung zu bringen.

Nach einem Einführungsartikel aus der Feder des Redacteurs enthält das vorliegende Heft eine kurze orientierende Geschichte und Darstellung des königl. Landesarchivs von Emil Laszowski, einen interessanten Artikel des Historikers Alois Klaić über den Ursprung der Banalwürde in Croatien; diesem folgt ein Beitrag zur Geschichte des croatischen Adels von Bojničić; weiters schildert Laszowski gewohnheitsrechtliche Theilungsbestimmungen in der adeligen Gemeinde Turopolje. Bojničić veröffentlicht einige Urkunden des Landesarchivs aus dem XII. Jahrhundert und Laszowski bringt Auszüge aus türkischen Documenten, betreffend die Klöster in der Fruška gora. Der Historiker Ivan Tkalčić schildert die Gründung der Pfarre zu St. Clara in Zaprudje im Jahre 1366. Kleinere Aufsätze von Mirko Sporčić (zwei Originalurkunden des Banus Peter Šubić, sowie ein Originalschreiben des Kaisers Josef II.), Laszowski (das Banalsiegel vom Jahre 1598), ein Recept gegen die Pest aus dem XV. Jahrhundert und eine bibliographische Übersicht vervollständigen das auch typographisch geschmackvolle Heft, das den Beginn einer erspriesslichen Thätigkeit auf historischem Gebiete in Croatien bilden möge.

Das Organ erscheint in der croatischen Landesdruckerei in Agram und kostet jährlich 3 fl. —i—

Ethnographia. Zeitschrift für Volkskunde. Organ der Ungarischen ethnographischen Gesellschaft.

Im 3. Hefte des Jahrganges 1898 der ungarischen Zeitschrift »Ethnographia« bildet Josef Balassas Studie »Über die Entstehung der magyarischen Dialecte« den einleitenden Aufsatz. Der Verfasser ist bestrebt, die Frage zu lösen, ob in der Anzahl der gegenwärtig unterscheidbaren acht selbständigen magyarischen Dialect-Gebiete es nicht auch Entwickelungen neuerer Jahrhunderte gibt, und ob nicht an ihrer Stelle es früher weniger mochte gegeben haben. Nachdem Dialecte besonders durch Vermischung mit fremden Völkern zu entstehen pflegen, müsse man, um der gestellten Aufgabe gerecht zu werden, in erster Reihe mit den Gebietsveränderungen der allerletzten Jahrhunderte rechnen, wie denn auch auf einem bedeutenden Gebiete des Landes die Lage der magyarischen Bewohnerschaft sich thatsächlich bedeutend verändert hat. Dabei muss auch untersucht werden, welche charakteristischen Eigenthümlichkeiten einzelner Dialect-Gebiete neuerer Entwickelung sind und welche als originelle und wahrhaft charakteristische Eigenthümlichkeiten zu gelten haben. Bei der Bestimmung dieser Eigenthümlichkeiten kommt uns die Literatur der Codexe zu Hilfe, denn unsere Codexe sind wahrhaft dialectische Texte; zur Zeit ihrer Entstehung gab es noch keine einheitliche Literatursprache, sondern jeder Schriftsteller schrieb in seinem Dialecte. Die Sprache der Codexe mit den heutigen Dialecten vergleichend, können wir ersehen, wie unsere Sprachdialecte im XV. und XVI. Jahrhundert beschaffen waren. Von diesen Special-Aufgaben behandelt das erste Capitel die infolge türkischer Unterwerfung eingetretenen Gebietsveränderungen des Magyarenthums im Tieflande (Alföld) und den auf die Bildung des Alfölder Dialect-Gebietes ausgeübten Einfluss derselben. Das Hauptnest des Magyarenthums, das Gebiet der Donau und Theiss, litt am meisten in den traurigen Jahrhunderten der Türkenherrschaft. Infolge türkischer, kuruzischer, labanzischer, deutscher und slavischer Verwüstungen sehen wir zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts nur die Ruinen der alten ungarischen Bewohnerschaft im Alföld (Tiefland) und jenseits der Donau. Mit dem Abzuge der Türken begann im Laufe des XVIII. Jahrhunderts in der öden und leer gebliebenen Gegend eine neue Völkerwanderung. Serbische, deutsche, italienische, spanische, französische, bulgarische, slovakische Bewohnerschaft lässt sich im Alföld nieder und neben ihnen strömt auch das Ungarenthum von den verschiedensten Gegenden zusammen. Auf den Gebieten mit verschiedenen Sprachen vollzieht sich langsam auch eine sprachliche Umbildung; die slovakische und croatische Einwohnerschaft magyarisiert sich an mehreren Orten; hingegen walachisieren sich viele magyarische Gemeinden in der östlichen Hälfte des Tieflandes (des Alföld). Nach einer länger als ein Jahrhundert hindurch dauernden Völkerwanderung und Vermischung setzt sich das heutige, in Wirklichkeit bunte, ethnographische Bild dieser Gegend fest. Vier Dialectgebiete vermischen sich miteinander in der Donau- und Theissgegend und am stärksten im Pester Comitat, das voll ist mit Dialectinseln. Wählen wir die alte Bewohnerschaft zwischen den neueren heraus, so ergibt es sich, dass der ursprüngliche Dialect der südlichen Hälfte des Tieflandes (Alföld) das **ö-zö** war, welches daselbst von palozischen und transdanubischen Dialectinseln gesprenkelt ward, die Einwanderung aus solchen Gegenden aber ist historisch erweisbar. Aus der Vermengung der aus verschiedenen Gegenden stammenden Magyaren und aus der Magyarisierung der Slovaken, Croaten, Deutschen entstand das Dialectgebiet, das wir heute das Donau-Theissgebiet nennen. Diese Art seiner Entstehung ist auch am Dialect ersichtlich, der keine bestimmten charakteristischen Züge aufweist, die ihn zu anderen Dialectgebieten in Gegensatz brächten; im Gegentheil, er schmiegt sich eher überall an das benachbarte andere Dialectgebiet an. Zwischen der Donau und der Theiss ist er einigermassen **ö-zö**; jenseits der Theiss hingegen stimmen viele seiner Eigenthümlichkeiten mit dem Dialect an der oberen Theiss überein. Vor der Zeit der türkischen Unterwerfung hatte das im

Alföld lebende Magyarenthum einen gemeinsamen Dialect, dessen gerade Fortsetzung der im südlichen Theile jenseits der Donau in den Comitaten Somogy und Baranya bis heute gebräuchliche ö-zö-Dialect ist. Diesen gebrauchte einst auch das Magyarenthum jenseits des Drauflusses, wie dies die Sprache der bestehen gebliebenen vier ungarischen Gemeinden in Slavonien unzweifelhaft beweist. Jenseits der Theiss verkehrten die obere Theiss- und Alföld-Sprachgebiete unmittelbar miteinander und der Fluss Körös mag zwischen ihnen die Grenze gewesen sein.

Die zweite Mittheilung bildet das Capitel »Über den Stammbaum der Magyaren« aus einer Abhandlung von Samuel Krausz »Über biblische Bezüge unserer Nationalchroniken.« Den Stammbaum der Magyaren passt man auch auf fünffache Art und Weise in die biblische Völkertafel hinein, und zwar: 1. Derart, dass die Magyaren von Nemrot stammen, der zwei Söhne hatte: Hunor und Magor, von denen letzterer der Ahne der Magyaren ist (so auch die Pressburger und Ofener Chronik, und Kézai); 2. Die Magyaren stammen von Magor, dem Sohne Jafets. (Bilder- und Dubnizer Chronik); 3. Die Magyaren stammen von Magog, dem ersten König Scythiens, vom Sohne Jafets (so Anonymus mit wenig Abweichung vom vorhergehenden); 4. Die Magyaren stammen von Nemrot, der indessen nicht Chamite (wie in der Bibel), sondern Jafetite ist, derart, dass Cham zum Sohne Jafets gesetzt ist (Bonfinius); 5. Die Magyaren stammen von Togarma, dem Sohne Gomers, der ein Sohn Jafets ist (Josephons jüdische Chronik). Diese Ansichten zusammengefasst, sehen wir, dass die Abstammung der Magyaren von Jafet eine allgemein angenommene Ansicht ist: denn selbst diejenigen, die sie von Nemrot abstammen lassen, halten Nemrot nicht für einen Chamiten, sondern für einen Jafetiten. Schon der jüdische Geschichtschreiber Josephus vertritt die Ansicht, dass die **Sittyer** durch Magog von Jafet abstammen. Josephus folgt auch in diesem Punkte, wie in vielen anderen, nicht der jüdischen Überlieferung, sondern den hellenischen Schriftstellern, die dem heidnischen Berossus folgen. Auch Isidorus lässt die **Sittyer,** wie die Gothen, von Jafets Sohne, Magog, abstammen, was, nachdem zwischen den Namen **Scythe** und Magog gar keine Ähnlichkeit besteht, kaum einen anderen Grund haben kann, als dass Isidorus ein solches **sittysches** Volk kennt, dessen Namen thatsächlich dem des Magog ähnlich ist, und dies kann kein anderer sein, als derjenige des Magor der Chroniken. Demgemäss lassen nicht nur das **sittysche** Volk im allgemeinen, sondern speciell auch das magyarische Volk selbst nicht magyarische Schriftsteller von Jafet abstammen. Die interessante Geschichte, wie Nemrot in die Familie Jafets gelangt, ist die, dass Nemrot von den Septuaginta- und hellenischen Schriftstellern Gygas genannt wird; der Sibylla gemäss aber sind Titanen (oder was diesem gleichkommt: Gyganten): Kronos, Titan und Japetos. Hier stimmt der Name des letzteren Riesen mit dem des biblischen Jafet überein. Leicht war also bei den hellenischen Schriftstellern die Annahme, der biblische Riese Nemrot sei der Sprosse dieses Riesen. So wird Nemrot Jafetite, nicht Chamite, und können die Ungaren vom Riesen Nemrot abstammen und doch Jafetiten sein. — In der Rubrik »Volksglauben und Volksgebräuche« berichtet Johann Kovács über die in den Szegediner Hexenprocessen vorkommenden Zauber- und Hexenwerkzeuge. Die grösste Rolle spielt in diesen Zaubereien der Hexen die Wegnahme und der Verkauf der Fruchtbarkeit der Erde, »des Fettes des Landes«, desgleichen das »Binden des Regens« und dadurch Hervorbringung der Dürre. Die Wegnahme der Fruchtbarkeit der Erde geschah in der Weise, dass sie von der Frucht mit Leintüchern den Thau entzogen, dann, diese auswindend, den Thau in Krüge gossen, und denselben in Teig hineinkneteten: andere machten Fett daraus und rieben sich damit ein. Das »Binden des Regens« geschah durch Vergraben des Schädels eines lebenden Menschen oder Thieres in die Erde. — Ebenda berichtet Georg Matthaeides über die Slovaken des Bács-Bodrogher Comitates, M. Stefan Richter über Gebräuche und Aberglauben in Német-Próna; schliesslich Leo Singer (Székely) über den Aberglauben jenseits der Donau. —

In der Rubrik »Kleinigkeiten« (Apróságok) ist ein Beitrag Samuel Krausz' »Über die Rolle des Hufeisens im Aberglauben«; ein anderer Aufsatz bietet Beiträge zum Glauben an Gespenster; zu letzterem gab der Umstand Anlass, dass in Fenes, einer Gemeinde im Unter-Weissenburger Comitate, das Volk das Grab eines siebzigjährigen Landwirtes nachts geöffnet, den Leichnam mit Äxten zerstückelt, das Haupthaar ausgerissen, die Zähne eingeschlagen, den Sarg zertrümmert hat, und dann alles in das Grab zurückwarf und dasselbe wieder zuscharrte.

Unter den Mittheilungen über »Angelegenheiten der Gesellschaft« finden wir die Berichte der am 20. April 1898 abgehaltenen ordentlichen Jahresversammlung der »Ungarischen ethnographischen Gesellschaft« (Magyar Néprajzi Társaság). Im letzten Jahre traten in die Gesellschaft 22 neue gründende Mitglieder, 131 neue ordentliche Mitglieder und Abonnenten ein. Die Zahl der Mitglieder beträgt gegenwärtig 560, darunter sind 48 gründende und 7 Ehrenmitglieder. Die Summe der Fonde beläuft sich auf 2360 fl.; die Summe der Einnahmen auf 4012 fl., die Ausgaben belaufen sich ebenso hoch. Für das Jahr 1898 waren 3824 fl. zur Ausgabe präliminiert.

* * *

„Nada“ (Hoffnung). Illustrierte Zeitschrift für Belehrung, Unterhaltung und Kunst. Sarajewo.

Die literarische Production in Bosnien und der Herzegowina kann — wenn wir die kurze Spanne Zeit seit ihrer Begründung berücksichtigen — als nennenswert bezeichnet werden. Die wissenschaftliche und belletristische Literatur schreitet rüstig vorwärts und beide Zweige culturellen Strebens haben bereits namhafte Erfolge zu verzeichnen. Eine neue Epoche im literarischen Leben Bosniens und der Herzegowina brach übrigens erst durch das Erscheinen der illustrierten Halbmonatsschrift »Nada« an, die, von der bosnischen Landesregierung am 1. Jänner 1895 ins Leben gerufen, gegenwärtig im 5. Jahrgange steht und sowohl ihrem Inhalte, als auch der Ausstattung gemäss dem Besten zur Seite gestellt werden darf, was in ähnlichem Genre bei den culturell fortgeschrittensten Nationen zu finden ist.

Die Gründe, durch welche sich die bosnische Landesregierung bewogen fand, das Blatt herauszugeben, mochten mannigfacher Natur gewesen sein. Hauptsächlich sollte wohl durch diese Zeitschrift den Lesern eine gesunde, von keinerlei Tendenz beeinflusste literarische Kost geboten, der ästhetische Geschmack durch gute Illustrationen geweckt und veredelt, und ein Brennpunkt für productive, geistige Thätigkeit der südslavischen Publicistik geschaffen werden. Das Bestreben des wackeren Redacteurs Hofrath Constantin Hörmann, dem ein auserlesener Stab tüchtiger Mitarbeiter zur Seite steht, ist aber auch darauf gerichtet, auf neutralem, nationaler und confessioneller Gehässigkeit fernem Boden Gutes zu schaffen und, alle Gebiete des literarischen Lebens umfassend, ein die deutschen illustrierten Zeitschriften ergänzendes Organ zu bilden, das sich der Welt als treuer Spiegel der gesammten geistigen Cultur der südslavischen Völker zu präsentieren, alle culturellen Erscheinungen der Slaven sowohl, als auch der übrigen civilisierten Nationen getreulich zu verzeichnen und die einzelnen Glieder der mächtigen Slavia näher aneinander zu bringen vermöchte.

Diese Aufgabe scheint schon heute glänzend gelöst. Träger wohlklingender Namen croatischer und serbischer Dichter und Schriftsteller füllen die Spalten der vornehmen Zeitschrift mit ernsthaften, tüchtigen Arbeiten aus; Roman und Novelle, Poesie und Drama wechselt in reicher Fülle; belehrenden Aufsätzen aus allen Gebieten der Wissenschaft und aus allen Gefilden geistigen Fortschrittes begegnen wir in jeder Nummer in ergiebiger Menge. Grösste Sorgfalt ist der überaus reichen Illustrierung gewidmet. Jede Nummer ist nicht nur voll künstlerisch ausgearbeiteter, den Text erläuternder Voll- und Streubilder, sondern jedem Hefte ist noch überdies eine von heimischen Meistern ausgeführte Kunstbeilage beigegeben. Das ist aber noch nicht alles. Um dem Blatte Leserkreise in allen Schichten der heimischen Bevölkerung und auch bei den übrigen Balkanvölkern zu sichern, erscheint dasselbe in zwei gleichlautenden Ausgaben in lateinischer (croatischer) und cyrillischer (serbischer) Schrift und kann

dasselbe in dieser Weise füglich als einziges südslavisches Familienblatt bezeichnet werden.

Dasselbe erscheint zweimal monatlich im Formate der »Leipziger Illustrierten«, zwanzig klein gedruckte Seiten stark und ist durch die Expedition des Blattes sowohl ,als auch durch alle Buchhandlungen um den minimalen Jahresbetrag von 6 fl. zu beziehen. Papier und Typen sind bosnisches Fabrikat und bieten ein Zeugnis mehr für die immensen Fortschritte, denen man in den occupierten Ländern auch auf dem Gebiete des Gewerbes und der Industrie schrittweise begegnet. sp.

Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini.

Von diesem vorzüglichen, unsererseits bereits gewürdigten Organe des Landesmuseums für Bosnien und die Herzegowina (Redacteur Hofrath Constantin Hörmann) ist soeben der 4. Band des Jahrganges 1898 mit reichem Inhalte erschienen. Unter anderem bringt der stattliche Band den Schluss einer hochinteressanten Abhandlung von Prof. Dr. L. Jelić über das älteste kartographische Denkmal der römischen Provinz Dalmatien; weiters den Bericht Dr. Ćiro Truhelkas über eine Inschrift des Banus Kulin und des Prof. Alois Celestin über ein römisches Glasfläschchen, gefunden in der Nähe der slavonischen Hauptstadt Essek. Vejsil Čurčić berichtet über die japodischen Flachgräber in Ribić bei Bihać; die Professoren Strobl und Protić liefern Beiträge zur Fauna und Flora der occupierten Provinzen.

Die treffliche Zeitschrift, die jedermann aufs beste empfohlen wird, kostet jährlich 2 fl. Einzelne Bände sind um 80 kr. erhältlich.

Dom i Sviet (Haus und Welt). Illustrierte Zeitschrift. Agram 1899. Verlag der Hartmann'schen Buchhandlung (Kugli & Deutsch).

Diese von Stephan Kugli erfolgreich redigierte populäre Halbmonatschrift ist mit 1. Jänner in den 12. Jahrgang getreten und reiht sich ihren Vorgängerinnen, sowohl was den gehaltvollen Text, als auch die zahlreichen Illustrationen betrifft, würdig an. Dieselbe bringt Romane, Erzählungen, wissenschaftliche Aufsätze, Humor und Satire und ein ausgiebiges »Allerlei« in bunter Fülle. Sie erscheint im Formate des »Graphic« am 1. und 15. jeden Monates. Preis ganzjährig 6 fl.

Herausgeber: Prof. Ad. Strausz.

Für die Redaction verantwortlich: Kaiserlicher Rath Carl Graeser.

Secretär der Redaction: Mavro Spicer.

K. k. Hoftheaterdruckerei, Wien, I. Wollzeile 17. (Verantwortlich: A. Rimrich.)

DIE DONAULÄNDER.

HERAUSGEBER:
Prof. Ad. Strausz
in Budapest
VII. Alsó erdősor 1.

ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Für die Redaction verantwortlich:
Kaiserlicher Rath CARL GRAESER.

VERLAG:
Carl Graeser
in Wien IV.
Starhemberggasse 26.

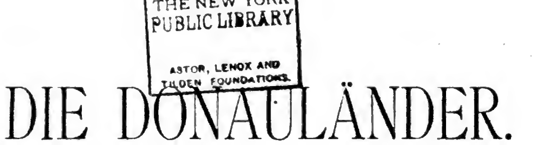
Monatlich 1 Heft, Lexikon-Octav, 5—6 Druckbogen.

Preis pro Jahrgang für Österreich-Ungarn ö. W. fl. 12.—, für das Deutsche Reich 24 Reichsmark, für die Länder des Weltpostvereines 30 Francs.

Inhalt des 3. Heftes:

K. k. Hoftheaterdruckerei (verantwortlich A. Rimrich), Wien, I. Wollzeile 17.

I. JAHRGANG. 1899. 4. HEFT.



DIE DONAULÄNDER.

ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

MIT BERÜCKSICHTIGUNG VON

HANDEL, INDUSTRIE UND VERKEHRSWESEN

IN DEN

LÄNDERN DER UNTEREN DONAU.

HERAUSGEGEBEN

VON

ADOLF STRAUSZ.

AUSGEGEBEN: 20. APRIL 1899.



VERLAG VON CARL GRAESER.

WIEN. LEIPZIG. BUDAPEST.

Die Donauländer.

HERAUSGEBER:
Prof. Ad. Strausz
in Budapest
VII. Alsó erdősor 1.

ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

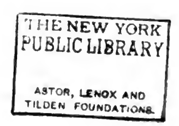
Für die Redaction verantwortlich:
Kaiserlicher Rath CARL GRAESER.

VERLAG:
Carl Graeser
in Wien IV.
Starhemberggasse 26.

Monatlich 1 Heft, Lexikon-Octav, 5—6 Druckbogen.

Preis pro Jahrgang für Österreich-Ungarn ö. W. fl. 12.—, für das Deutsche Reich 24 Reichsmark, für die Länder des Weltpostvereines 30 Francs.

Inhalt des 4. Heftes:



Die Anfänge der ungarisch-slavischen ethnischen Berührung.

Von **Dr. Bernhard Munkácsi.**

Seitdem die slavischen Elemente der ungarischen Sprache Gegenstand systematischer Untersuchung geworden sind, ist die allgemein acceptierte Ansicht der Fachgelehrten, dass dieselben in ihrer Hauptmasse von einem mit keiner einzigen der lebenden slavischen Sprachen identificierbaren und in Ermangelung von Sprachdenkmälern mit Sicherheit keineswegs bestimmbaren Dialecte herrühren, auf dessen Eigenheiten jedoch annähernde Schlüsse zu ziehen uns die Möglichkeit immerhin geboten ist, und zwar auf Grund jener mit ihm in enger Verwandtschaft stehenden Sprache, welche die alte Kirchenliteratur der slavischen Völker bewahrt hat und welche die Wissenschaft unter der Bezeichnung »kirchenslavisch«, »altbulgarisch« oder »altslovenisch« kennt. Als allgemein gilt die Auffassung, dass diesen mit dem Altslovenischen innigst verwandten Dialect jene Slaven gesprochen, welche zur Zeit der Eroberung Ungarns durch die Magyaren auf dem Gebiete dieses Landes wohnten und gleich in den ersten und folgenden Jahrhunderten bis zur letzten Spur mit dem Magyarenthum sich verschmolzen, ein Andenken ihrer Existenz bloss in den slavischen Elementen der ungarischen Sprache und in einigen Ortsnamen zurücklassend. Die Zeit der ungarisch-slavischen Lehnwörter kann sich dieser Annahme gemäss höchstens bis in das zehnte Jahrhundert erstrecken und der Schauplatz ihrer Übernahme mochte das Gebiet des heutigen Ungarn gewesen sein.

So vollständig auch die Sicherheit sein mag, mit welcher wir den ersten dieser Sätze aufstellen können, welche namentlich die allernächste Verwandtschaft der ungarisch-slavischen Lehnwörter bestimmt, ebenso starke Zweifel machen sich in den verschiedensten Richtungen geltend bei der Bemessung des wissenschaftlichen Wertes des letzten Satzes, welcher die Art der Abstammung dieser slavischen Lehnwörter, den Ort und die Epoche derselben erklärt. Sprachwissenschaft, Volkskunde und Geschichte, diese Hauptquellen der Erforschung uralter ethnischer Gestaltungen, liefern gleichviel Gegenbeweise in grosser Zahl und weisen auf die Annahme hin, dass wir die Anfänge der ungarisch-slavischen ethnischen, beziehungsweise sprachlichen Berührung in einer etwas älteren Epoche, als derjenigen der Landnahme und demzufolge auch

deren Schauplatz nicht in Pannonien, sondern in den früheren Wohnsitzen der Ungarn zu suchen haben.

Hieher gehört — um sofort mit sprachlichen Facten zu beginnen — die consequente formelle Gleichartigkeit der ungarisch-slavischen Lehnwörter, d. h., von einzelnen, ungarische Dialecte charakterisierenden und den ganzen Sprachschatz durchdringenden Lautänderungen, sowie von einzelnen spärlichen Abweichungen neueren Datums abgesehen, erscheinen die ungarischen landläufigen Wörter slavischen Ursprungs im allgemeinen in ein und derselben Form von der Leitha bis zum Seret, von den Karpathen bis zur Adria überall. So sehen wir z. B., dass die ungarischen Wörter medve (Bär) und jegenye (Pappel), verglichen mit ihren slavischen Originalen (altslovenisch, russisch medvêdь, neuslovenisch medved, böhmisch medvěd, polnisch miedźwiedź, dann altslovenisch jagnędъ, neuslovenisch, serbisch jagnjed, böhmisch jehněda, slovakisch jehněd) in ihrem Endlaute eine Verkürzung aufweisen; wir sollten demnach füglich erwarten, dass von den hier eliminierten Consonanten »-d«, »-nd« in den Sprachdenkmälern oder Mundarten irgend eine Spur übrig geblieben sei, doch gibt es kein einziges Winkelchen des ungarischen Sprachgebietes, woher wir hievon Kenntnis besässen. Dagegen zeigt das ungarische Wort kormány (Steuer) offenbar infolge der analogen Einwirkung des ungarischen Formativs -mány, -mény (hagyo-mány »Überlieferung«, vete-mény »Saat«) gegenüber der slavischen Form kъrma (altslovenisch krъma, neuslovenisch, serbisch krma, russisch korm, korma) in seinem Auslaute eine Erweiterung. Mit der Annahme des neueren Datums sollten wir auch da zumindest dialectisch die ursprüngliche kürzere Form vorfinden, dieses jedoch woher immer nachzuweisen, ist bislang noch nicht gelungen. Aus dem gemeinslavischen dvorъ (Haus, Hof), hätte nach Art der Formenbildung der ungarischen Wörter kór (Krankheit, böhmisch, russisch chvoryj), túr (Iltis, neuslov. tvor), hála (Dank, slavisch hvala), szabad (frei, altslov. svobodь), szent (heilig, altslov. svętъ) stellenweise irgend ein den Laut »v« eliminierendes dor, dúr, oder auch im Vergleich zum ungarischen kovász (Sauerteig, altslov. kvasъ) die Form dovar entstehen sollen; und dennoch lautet vollkommen consequent die gemeingebräuchliche ungarische Form: udvar (Hof). Die ungarische Copie des slavischen činiti (machen) ist im allgemeinen csinál und hieraus csënál, csiál, csëál, csál, aber nirgends hört man oder lässt sich aus alter Zeit nachweisen: csinël (ähnlich dem ungar. keresztël, taufen = altslov. krьstiti; perzsël, sengen = serbisch pržiti; treffel = treffen), obgleich letzterer Klang dem Geiste der ungarischen Sprache besser entspricht. In den ungarischen Formen kolbász (Wurst, altslov. klъbasa), beszéd (Rede, altslov. beséda),

lapát (Schaufel, altslov. lopata), szombat (Samstag, altslov. sąbota) ist der Endvocal überall verschwunden, obwohl dies nach dem Zeugnisse der ungarischen Ausdrücke taliga (Schubkarren, altslov. telêga, serbisch taljiga), laboda (Spinat, slavisch loboda, lebeda), palota (Palast, altslov. polata), vecsernye (Abendmesse, slavisch večernja) nicht unbedingte Lautforderung der ungarischen Sprache ist. Aus allen diesen Erscheinungen geht unzweifelhaft hervor, dass der slavische Einfluss in der ungarischen Sprache älter ist, als ihre Auflösung in Dialecte; letztere indessen hängt mit der Niederlassung und der territorialen Dislocierung des Ungarnthums eng zusammen, ja sie wurzelt sogar gewiss schon im alten Stamm- und Nationalsystem des Ungarnthums.

Ein anderer in Betracht kommender sprachlicher Umstand unseres Themas ist der, dass ein bedeutender Theil der ausserordentlich grossen Anzahl der slavischen Lehnwörter im Ungarischen den Gemeinschatz der ganzen ungarischen Sprache bildet, auf dem ganzen Gebiete derselben, in allen ihren Dialecten bekannt ist, und noch dazu, ohne dass diese allgemeine Verbreitung die Natur des Begriffes von selbst begreiflich machen würde. Diese Thatsache ist nur noch im Kreise der uralten, besonders der iranischen und türkischen Übernahmen der ungarischen Sprache wahrnehmbar, aber nur auf einige Fälle beschränkt, z. B. bei den aus dem Deutschen herübergenommenen ungarischen Wörtern, wie föld (Feld), rét (Ried), csür (Scheuer), fuvar (Fuhre), példa (Beispiel), drót (Draht) und vielleicht bei noch einzelnen ähnlichen, namentlich solchen allgemein gebräuchlichen Wörtern, welche durch Vermittlung höherer Gesellschaftskreise, der Regierung, der Ämter, der Kirche, des Handels und Gewerbes, also gewissermassen künstlich Verbreitung fanden (z. B. bakter, Wächter; czimer, Schild; czukor, Zucker; papir, Papier; font, Pfund; gyémánt, Diamant; pléh, Blech; tallér, Thaler; krajczár, Kreuzer; torony, Thurm u. s. w.). Doch kann keineswegs behauptet werden, dass der Einfluss der deutschen Sprache jüngeren Datums sei, als jener der pannonischen Slaven. Die Hienzen, die Deutschen der Comitate Mosony, Sopron (Ödenburg) und Vas (Eisenburg) sind wahrscheinlich ältere Bewohner des ungarischen Gebietes als die Ungarn (siehe Marczalis Geschichte des ungarischen Volkes, S. 91). Zur Zeit der Landnahme gehörte überhaupt das Gebiet jenseits der Donau als Theil der Ost-Markgrafschaft in den Wirkungskreis der fränkischen Herrschaft, woselbst das Salzburger Erzbisthum, das Passauer Bisthum und die baierischen Abteien schon früher grosse Besitzthümer erworben hatten und um die Einbürgerung des Christenthums und einer civilisierten Lebensweise eifrig bemüht waren. Bekanntlich bestand überall in den ungarischen Städten die erste Ein-

wohnerschaft zum grössten Theile aus Deutschen, die auch überdies an der Regelung der staatlichen und socialen Verhältnisse Ungarns lebhaften Antheil nahmen. Hätte sich also der Einfluss der slavischen Sprache gleichzeitig mit jenem der deutschen geltend gemacht, dann wäre der so auffallende Unterschied einer Menge ihrer allgemein gebräuchlichen Wörter ganz und gar unbegreiflich, was nur in der Weise erklärbar ist, dass, während der slavische Spracheinfluss das Ungarnthum auf irgend einem kleineren Gebiete und wahrscheinlich zur Zeit des Zusammenseins in geringerer Anzahl getroffen, es der deutsche Einfluss schon auf ansehnlichem Gebiete zerstreut, in untereinander nicht in directem Verkehre stehenden Ansiedlungen gefunden hat; mit anderen Worten: jener machte sich in einer unentwickelteren Periode der nationalen Gestaltung auf dem Gebiete der südrussischen Heimat, dieser hingegen auf dem Gebiete des heutigen ungarischen Staates nach der Landnahme mit der ständigen Niederlassung geltend.

Hiefür spricht auch die Erscheinung, dass sich unter den ungarisch-slavischen Lehnwörtern in grosser Zahl auch solche, primitive Culturbegriffe kennzeichnende Wörter befinden, nebst welchen die früher zweifellos für existierend voraussetzbaren — ursprünglichen, beziehungsweise in den Kreis älterer (iranischer oder türkischer) Entlehnungen gehörigen Benennungen ohne in Dialecten und Sprachdenkmälern auffindbare Spur endgiltig verschwunden sind. Um nur auf einige naturwissenschaftliche Bezeichnungen hinzuweisen, können wir uns unmöglich vorstellen, dass die Ungarn des IX. Jahrhunderts, zu deren Urbeschäftigungen — was nachzuweisen ich schon wiederholt Gelegenheit hatte — Fischerei und Jagd gehörte, und die recht gut kannten und mit eigenen Ausdrücken zu benennen vermochten Thiere, wie: Fuchs (róka), Dachs (borz), Zobel (nyuszt), Steinmarder (nyest), Eichhorn (evet), Luchs (hiúz), Hermelin (hölgymenyét), Spitzmaus (cziczkány), Biber (hód), Hase (nyúl), Maus (egér), nicht auch das hervorragendste Wild des Waldes, den bei ihren Sprachverwandten auch noch heute göttlicher Verehrung theilhaftigen Bären (medve) gekannt und irgendwie benannt hätten. Wir können es uns nicht denken, dass nebst den Thieren: Rabe (holló), Krähe (varju), Adler (sas), Falke (sólyom), Geier (keselyű), Habicht (ölyü), Specht (harkály), Amsel (rigó), Gans (lúd), Storch (gólya), Reiher (gém), Kranich (daru), Waldhuhn (fajd), Huhn (tyúk) u. s. w., in ihrer Sprache die Bezeichnungen: Sperling (veréb), Ente (récze), Taube (galamb) gefehlt hätten oder dass nebst dem Weissfisch (keszeg), Barsch (süger), Sterlet (söreg), der Name des Hechtes (csuka) gemangelt hätte: dass sie ferner vom Gewürme bloss die Ameise (hangya), Fliege (légy), Gelse (szúnyog), Bremse (bögöly), Blindfliege (pöcsik), Raupe (hernyó), Falter (lepke), Biene (méh), Wespe

(darázs), nicht aber auch den Floh (bolha) gekannt hätten; dass ihnen schliesslich von den Feldfrüchten nur Weizen (búza), Gerste (árpa), Erbse (borsó), Hirse (köles), Hanf (kender) bekannt gewesen wäre, von Roggen (rozs) und von dem auch wild gedeihenden Hafer (zab) aber nicht gewusst hätten. Medve, veréb, récze, galamb, csuka, bolha, zab aber sind slavische Wörter, deren ursprünglichen Ausdruck wir in allen ungarischen Sprachquellen vergeblich suchen, was umso auffälliger ist, als ja der Name des Löwen (oroszlán) und des Kameels (teve) auch noch heute allgemein gebräuchliche uralte Wörter sind, obgleich diese Thiere nahezu seit anderthalb Jahrtausenden dem alltäglichen Gesichtskreise des ungarischen Volkes entrückt sind. Auch dieses räthselhafte Factum kann nur auf die Weise erklärt werden, dass die Übernahme und Einbürgerung der erwähnten slavischen Wörter in eine ältere Zeit, als in die der Landnahme versetzt werden muss, aus deren Ferne — wie wir dies auch bei der Übernahme mehrerer, an Stelle der ureigenen finnisch-ungarischen Ausdrücke getretener iranischer und türkischer Wörter sehen — die Verdrängung und das endgiltige Verschwinden der ursprünglichen Begriffsbezeichnungen begreiflicher erscheint.

Obgleich in unserer Frage als kein Beweis von entscheidender Bedeutung, sei dennoch erwähnt, dass auch bereits die ältesten ungarischen Urkunden die allgemeine Verbreitung der slavischen Lehnwörter erscheinen lassen. Auch die erst anderthalb Jahrhunderte nach der Landnahme, im Jahre 1055 entstandene Stiftungsurkunde von Tihany enthält fünf allgemein bekannte slavische Wörter, und zwar: széna (Heu; petre zenaia hel rea), bálvány (Götzenbild; usque ad baluuan), lyuk (Loch; ruoz licu), berkenye (Vogelbeere; ultra fyzeg ad brokina rea) und halom (Hügel; ad serne holma, luazu holma), ja letzteres Wort ist auch mit dem selteneren Ortsnamensuffix »-d« vorhanden (ad holmodi rea, gnir uuege holmodia rea).*) Wäre der slavische Einfluss im Ungarischen bloss das Resultat des pannonischen Zusammenlebens, dann wäre dessen so frühe und verhältnismässig grosse Ausdehnung (unter 58 Wörtern deren fünf) um so auffallender, weil ja der die ungarische Sprache gut beherrschende Verfasser dieses Stiftungsbriefes — bei Aufrechterhaltung der erwähnten Hypothese — statt der von ihm jedenfalls noch für fremd empfundenen Wörter széna (Heu), lyuk (Loch), halom (Hügel), leicht hätte die entsprechenden Stammwörter (z. B. fü, Gras; odu, Höhle; domb, Hügel u. s. w.) gebrauchen können; an Stelle des Wortes bálvány (Götze) aber hätte er, mit Rücksicht darauf, dass zu seiner Zeit unter den Ungarn der

---

*) Stephan Szamota: Stiftungsbrief der Abtei zu Tihany aus dem Jahre 1055. (In den ungarischen »Sprachwissenschaftlichen Mittheilungen« XXV.)

Götzendienst noch bestand, schon gar sich des ursprünglichen Ausdruckes bedienen können.

Von der Untersuchung der sprachlichen Thatsachen auf jene der ethnographischen Verhältnisse übergehend, fällt es vor allem auf, dass jene grosse Masse des Slaventhums, das sich zur Zeit der Landnahme einer mit dem Altslovenischen verwandten Sprache bediente, dass jene Masse also, aus deren äusserer Berührung oder Verschmelzung sich der oben dargestellte aussergewöhnlich grosse und auf dem ganzen Gebiete der ungarischen Sprache mit ausserordentlicher Schnelligkeit sich geltend machende slavische Spracheinfluss erklären liesse, auf ungarischem Gebiete nirgends zu finden ist. Es ist schon von vornherein recht absonderlich, wie ein massenhaftes, auf entwickelterer Stufe der Civilisation stehendes Slaventhum im Ungarnthum ohne jede historische Spur verloren gehen konnte; wie von ihm, abgesehen von den die Grenzen des Reiches umgebenden Nationalitäten, wenn auch nicht bis auf unsere Tage, aber doch wenigstens bis zur Zeit der ungarischen Chroniken, nicht irgend welche Bruchstücke oder ein selbständiger kleinerer nationaler Körper, wie z. B. die Petschenegen (Bissener), Jazygen, Kumanier, Sachsen, Hienzen es gewesen, übrig geblieben. Auch die zeitgenössischen ausländischen Aufzeichnungen wissen nichts von einem solchen Slaventhum an der Hauptniederlassungsstätte der Ungarn auf der grossen ungarischen Ebene. Regino nennt dieses Land »die Wüsten der Pannonier und Avaren« (Pannoniorum et Avarum solitudines), durch welche die Ungarn drängend im Jahre 889 im Westen erschienen, und auch aus Alfreds des Grossen geographischen Aufzeichnungen geht hervor, dass von Kärnten ostwärts Heideland folgt, welches sich bis Bulgarien hinzieht. (Schafarik, Slavische Alterthümer, II., 672.) Dies bestätigt auch die Bedeutung des deutschen Namens der vor der Landnahme gegründeten Stadt Sopron (Ödenburg). Im Gebiete zwischen der Donau und der Theiss, als auch jenseits der Theiss war nach der allgemeinen Ansicht der Geschichtsschreiber die Bevölkerung besonders schütter und politisch unorganisiert, mit der die Ungarn kaum einen ernsten Kampf zu bestehen haben konnten. Siebenbürgen kann in unserer Frage überhaupt nicht in Betracht kommen; wie neuestens von Joh. Karácsonyi überzeugend nachgewiesen wurde, begann hier die Landnahme erst in der Hälfte der Regierungszeit Stephans des Heiligen*), und erst 1—2 Jahrzehnte nachher kann der Einfluss der slavischen Sprache bereits in seiner vollen Geltung im Stiftsbriefe der Abtei Tihany auch als Sprachdenkmal erwiesen werden.

*) »Die Landnahme und Siebenbürgen«, Sonderabdruck aus »Katholikus Szemle« (Katholische Revue), 1896, III. Heft.

Übrigens war Siebenbürgen, sowie die Gegend der Nordkarpathen zu jener Zeit sozusagen unbewohnte Waldung. Ernstere Erwägung verdiente bloss die westliche Landesgrenze, wo sich bekanntermassen Svjatopolks grosses mährische Reich befand. Haben aber diese mährischen Slaven einer altslovenischen Sprache sich bedient, oder müssen dieselben nicht vielmehr als Vorfahren der heutigen Mährer oder wenigstens für einen mit ihnen in engem sprachlichen Verbande stehenden Stamm angesehen werden? Und vorausgesetzt — was indessen mit Bestimmtheit kaum bewiesen werden kann — dass sie wirklich ein eine Art altslovenische Sprache redendes Volk gewesen, ist wohl von ihm nach der Landnahme auf dem Gebiete Ungarns eine so grosse Masse übrig geblieben, wonach der in der ungarischen Sprache sich offenbarende riesige Einfluss sich erklären liesse? Hören wir, wie uns bezüglich dieser Frage der »in Purpur geborene« Kaiser unterrichtet: »Nachdem sie (seine Söhne) nach dem Tode des Sfendoplokos ein Jahr im Frieden zugebracht hatten, brach unter ihnen Gehässigkeit und Unglück aus, worauf sie dann gegeneinander den Bruderkrieg begannen; da kamen die Turken (Magyaren), vernichteten und eroberten ihr Land, in welchem sie auch jetzt noch wohnen; diejenigen aber, die aus dem Volke übrig geblieben, verstreuten sich, indem sie zu den Nachbarvölkern, den Bulgaren, den Turken, Croaten und anderen Völkern flüchteten.*) Wir können uns auch nicht auf das vom Plattensee nach Süden zu um Mosaburg (ungarisch: Szalavár) herum sich im IX. Jahrhundert erstreckende slovenische Herzogthum stützen, denn dieses wurde schon früher durch mährische Eroberung verwüstet. »Einige wurden in Sclaverei abgeführt» — heisst es in der an den Papst im Jahre 900 gerichteten Anklageschrift des baierischen Bischofs —, »andere wurden ermordet, andere wieder im Kerker durch Hunger und Durst getödtet, unzählig viele wurden vertrieben, edle Männer und vornehme Frauen in Sclaverei geschleppt, Gotteshäuser in Brand gesteckt, Bauten zerstört, so dass in ganz Pannonien keine einzige Kirche mehr besteht. Bezeugen können dies auch die von Dir ausgesandten Bischöfe: wie viele Tagereisen sie durch verwüstetes Land ziehen mussten.« (Marczali, Geschichte der ungarischen Nation; S. 117.) Von ähnlichen Verwüstungen geben uns bezüglich der nach Pannonien im Jahre 894 eingebrochenen Magyaren die Fuldaer Jahrbücher Kundschaft: »Dort ermordete man Männer und alte Frauen, nur die jungen führten sie mit sich und verwüsteten von Grund auf das ganze

*) De Administ. Imp. Capit. 41: Καὶ οἱ ὑπολειφθέντες τοῦ λαοῦ διεσκορπίσθησαν προσφυγόντες εἰς τὰ παρακείμενα ἔθνη, εἴς τε τοὺς Βουλγάρους καὶ Τούρκους καὶ Χρωβάτους καὶ εἰς τὰ λοιπὰ ἔθνη.

Gebiet.« (E. d. S. 112.) Übrigens kann die Sprache dieser in Rede stehenden, im südwestlichen Theile des ungarischen Vaterlandes wohnenden Slaven wohl kaum eine andere gewesen sein, als die kärntnerisch-slovenische, die, wie es das Freisinger Sprachdenkmal darthut, schon im X. Jahrhundert nur wenige Spuren der die slavischen Elemente der ungarischen Sprache und das Altslovenische kennzeichnenden Nasallaute bewahrt hat. Die in den ungarischen Wörtern Pest (Ofen), mostoha (Stiefmutter), rozsda (Rost), mesgye (Furche) enthaltene, das Altslovenische zusammen mit dem Bulgarischen von sämmtlichen anderen slavischen Sprachen unterscheidende und eigenthümlich charakteristische Lautformation »št«, »žd« aber (vgl. das obige ungarische Wort mostoha; altslov. und bulgarisch mašteha; russisch mačiχa; neuslov. mačiha; croat.-serbisch maćeha; böhmisch maceχa; polnisch, slovakisch macoχa; dann das ungar. Wort rozsda; altslov. und bulg. rъžda; russisch rža; neuslov. rja; croat.-serb. rdja; böhmisch rza u. s. w.) hat sie niemals gekannt; der in der ungarischen Sprache sich offenbarende Einfluss der slavischen Sprache also musste jedes Grundes entbehren.

Jener auffälligen Thatsache gegenüber, dass auf dem vom Ungarnthum besetzten Gebiete weder die aus der Zeit der Landnahme stammenden, noch aber die späteren Geschichtsquellen eine so grosse Masse des Slaventhums kennen, welche den slavischen Spracheinfluss auf das Ungarische plausibel machen könnte, geschieht gewöhnlich mit Berufung darauf, dass die uralten Ortsnamen der ungarischen Gegenden reichliche Beweise slavischen Ursprungs liefern, wie etwa: Pest, Debreczen, Szoboszló, Szolnok, Csongrád, Visegrád, Kanizsa, Pusztaszer und noch viele andere, welche die Folgerung zuliessen, dass das eingewanderte Ungarnthum in den betreffenden Niederlassungen slavisches Element vorfand. Für besonders wichtig wird der Ortsname Pest gehalten, der mit seinem auf »št« endigenden Doppelconsonanten gleichzeitig darzuthun hätte, dass das betreffende Slaventhum in seiner Sprache thatsächlich sich zum Altslovenischen bekannt hatte. Besitzt nun dieser Ortsname in der That jene Beweiskraft? Wenn ja, dann sollten wir füglich denken, erwähnte Ortschaften wären auch heute noch von Slaven bevölkert, wie ja deren Namen auch noch heute geradeso den Stempel der slavischen Abkunft an sich tragen, wie zur Zeit der Landnahme. Gleichwie jedoch Neapel keine griechische Stadt ist, obzwar sein Name aus den griechischen Wörtern Neo-poli (Neu-Stadt) gebildet ward; wie Breslau nicht slavisch ist, trotzdem es auch den Namen Vratislav trägt; und gleichwie die Donau kein keltischer Strom ist, obgleich vermuthlich Kelten ihr den Namen gegeben, ebenso folgt auch nicht unbedingt aus den slavischen Ursprung verrathenden

Namen Pest, Szolnok und Debreczen, dass dortselbst zur Zeit der Einwanderung der Ungarn slavische Bevölkerung angetroffen worden war, sondern höchstens, dass Slaven die ersten waren, welche den betreffenden Ortschaften obige Namen beilegten. Allgemeiner Anschauung nach hatte nach dem Sturze der hunnischen Herrschaft unter den Germanen — also im V. und VI. Jahrhundert — der unbemerkte Einzug der Slaven in das Gebiet des späteren Ungarns begonnen. Vorausgesetzt nun, dieses Slaventhum wäre höchstens im Laufe von anderthalb Jahrhunderten in das auf grossem Gebiete verstreute, an Zahl verhältnismässig geringe und überdies durch fortwährende Kriege merklich zusammengeschmolzene Ungarnthum aufgegangen: wer kann uns verbürgen, dass selbes nicht schon seitens der Avaren geschehen, die durch drei Jahrhunderte in diesem Lande als mächtige Herrscher ansässig waren, so dass die Ungarn in den von Slaven gegründeten Ortschaften Debreczen, Szolnok, Csongrád u.s.w. nicht mehr Slaven, sondern Avaren vorgefunden hatten, die daselbst Ansiedler mit ruhiger Beschäftigung oder auch den Ungarn gerne sich anschliessende stramme Nomaden gewesen sein mochten? Bezüglich Pests und vielleicht einiger anderer, später noch zu entdeckender Ortsnamen mit ähnlicher Lautbildung sei bemerkt, dass es eine jener spärlichen Niederlassungen gewesen sein konnte, welche im IX. Jahrhundert von den aus dem mährischen Reiche nach Osten sich ausbreitenden Bulgaren gegründet wurden. Paul Hunfalvy zieht zwar im Gegensatze zu Schafarik (Slavische Alterthümer II., S. 175, 201) die Herrschaft der Bulgaren im späteren ungarischen Alföld in Zweifel; die Thatsache jedoch, dass König Arnulf im Jahre 892, als er gegen Svjatopolk zu Felde zog, an den bulgarischen König Laodomir Ablegaten schickte mit der Bitte, die Ausfuhr von Salz aus seinem Reiche an die Mährer nicht zu gestatten, bezeugt, dass die bereits durch die Römer betriebenen siebenbürgischen, vielleicht sogar die Marmaroscher Salzbergwerke in den Händen der Bulgaren waren.*) Dies berücksichtigend, können wir auf den aus der Lautform des Ortsnamens Pest gezogenen Schluss, das zur Zeit der Landnahme in der Gegend sesshafte Slaventhum sei jedenfalls ein altslovenisches gewesen, nicht besonders bauen. Denn vorausgesetzt, dass wir diesen problematischen Volksstamm vom Altbulgarischen abzusondern vermögen — eine schwierige Frage, über die bekanntlich gegenwärtig gestritten wird — kann Pest dem Wortlaute nach auch ein bulgarisches Wort sein; das ungarische Wort kemencze (Kamin, Ofen) nämlich heisst auch im Bulgarischen pešt, indessen das neuslovenische peć, croatisch und serbisch peć, russisch

*) S. Marczali: Geschichte der ungarischen Nation. S. 90.

pêč, dieselbe Lautveränderung zeigt, wie das altslovenische peštь. Wie immer es aber auch sein mag, ob noch Slaven in den von ihnen benannten ungarländischen Ortschaften gewohnt haben oder nicht, und welchen Dialect auch immer sie gesprochen haben mochten: das eine steht immerhin fest, dass ihre Zahl nach der Landnahme viel zu gering gewesen sein konnte, als dass sie geeignet gewesen wären, jenen mächtigen sprachlichen Einfluss auszuüben, der sich in den slavischen Elementen der ungarischen Sprache kundgibt.

Einen wertvollen Beitrag zur Bestimmbarkeit des Schauplatzes und des Zeitalters des slavischen Spracheinflusses liefert die Székler-Frage. Bekanntlich hat schon Paul Hunfalvy den Zusammenhang dieser beiden Punkte ungarischer ethnologischer Forschungen wahrgenommen. »Das Széklerthum« — schreibt er (in seiner Abhandlung »Die Székler«, S. 30) — »konnte sich gewiss erst dann vom Ungarnthum losreissen, nachdem die (slavisch-ungarische sprachliche) Amalgamierung perfect geworden, und als die gewissen slavischen Wörter schon vollständig zur Herrschaft gelangt waren, wie z. B. asztal (Tisch), ablak (Fenster), ebéd (Mittagmahl), vacsora (Nachtmahl) u. s. w., deren entsprechende ungarische Bezeichnungen gewiss vorhanden waren, aber durch die slavischen Wörter aus dem Gebrauche verdrängt wurden. Denn jene Erscheinung in der Székler- und (Moldauer) Csángó-Sprache, dass darin dieselben slavischen Wörter diejenigen nothwendigsten und im alltäglichen Leben am häufigsten vorkommenden Dinge bezeichnen, die auch in der ungarischen Sprache ein und dasselbe bedeuten: das beweist am unzweideutigsten, dass die Székler-Sprache erst damals sich von der grossen ungarischen losriss, als diese sich durch Aufnahme slavischer Elemente bereits entwickelt hatte.« So sicher dies aber auch ist, ebenso unbedingt sicher ist auch das, dass die alten Besitzverhältnisse, Rechte und Einrichtungen der Székler — wie dies Karl Szabó nachgewiesen und nach ihm auch andere diese Thatsache specialisierten — von denen des gesammten übrigen Ungarnthums sich scharf unterschieden; was wieder nur dadurch erklärt werden kann, dass sie nicht durch königliche Verleihung, sondern durch vom übrigen Ungarnthum abgesonderte avitische Besitznahme sich das von ihnen bewohnte Land erworben hatten. Zu welcher Zeit diese abgesonderte Landnahme der Székler vor sich gegangen, diesbezüglich weichen die Ansichten von einander merklich ab. Während die Einen, deren Vertreter Géza Nagy ist, die Behauptung aufstellen, — und so lautet auch die Überlieferung der Székler — sie wäre vor der ungarischen Landnahme vor sich gegangen, so dass die einwandernden Ungarn dieselben als schon früher losgerissene, ansässige »székes« (residenziale; was auch das türkische säke, ung. szék »Stuhl, Bank« und das mit

dem türkischen nom. possessoris »-li« gebildete Wort székely bedeuten mag) Brüder hier, wenn auch nicht gerade in Siebenbürgen, so doch im Alföld vorfanden, vertreten Andere, darunter Ladislaus Réthy und Karl Tagányi, die Ansicht, sie hätte sich nach der ungarischen Landnahme abgespielt, und zwar derart, dass die Székler »entweder ein Zweig der Petschenegen oder ein im Etelköz draussen gebliebener ungarischer Volksstamm gewesen sind, welcher zur Zeit der kumanischen Einfälle mit den Petschenegen gemeinsam durch die Pässe von Ghimes, Ojtos, Tömös nach Siebenbürgen kam, dort im Gebirge zurückgezogen unbekannt lebte, bis das ungarische Königsthum zur Zeit der Colonisation Siebenbürgens es auffand und in seine Machtsphäre zog«. (S. die ungar. ethnographische Zeitschrift »Ethnographia«, Bd. I.) Immerhin ist es unzweifelhaft, dass das Széklerthum auf dem Boden der gegenwärtigen Heimat stets ein abgesonderter, und diese Sonderstellung als oberstes Lebensinteresse mit ganzer Energie vertheidigender nationaler Körper am Busen des Ungarnthums gewesen ist, dessen gemeinsame Sprachentwicklung mit dem Ungarnthum in die Gegenden der südrussischen Heimat zu verlegen ist. Zu den Thatsachen dieser gemeinsamen Sprachentwicklung jedoch gehören auch die ganz gleichen slavischen Elemente der Székler- und ungarischen Sprache, deren Übernahme also gleichfalls nur in der früheren Heimat geschehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spässe des Hodža Nassreddin.

(Ein Beitrag zur Kenntnis der türkischen Volksliteratur.)

Von **Ignaz Kúnos.**

Es gibt kaum ein Land im mahomedanischen Oriente, woselbst der aus Kleinasien stammende Name Nassreddin nicht zu den bekanntesten gehören würde. Der possierliche Hodža (lies: Hodscha) ruft dem Orientalen die drolligsten Spässe und Anekdoten ins Gedächtnis, und alle diese unter dem Namen Lataif (Scherz) bekannten Anekdoten, die auch heutzutage ihre erheiternde Wirkung nicht verfehlen, knüpfen sich an den Lächeln erweckenden Namen Nassreddin. Die allmählich bereits legendär gewordene Gestalt des gelehrten Hodža ist in der Geschichte in tiefes Dunkel gehüllt. Manche ziehen die Existenz des Hodža überhaupt in Zweifel und schreiben diese stark prononcierte Gestalt des Volkslebens, zusammen mit den dazugehörigen Traditionen, der Volksphantasie und Volksschöpfung zu. Thatsache ist, dass dessen biographische Daten äusserst mangelhaft sind und auch das wenige Bekanntgewordene ist nicht ganz verlässlich.

Eine ferne orientalische Tradition berichtet über ihn, er habe zur Zeit des Harun-al-Raschid gelebt und sei als Muhammed Nassreddin einer der grössten Gelehrten seiner Zeit gewesen. Wegen seiner Lehren, die als Verletzung der damaligen religiösen Auffassung galten, wurde er angeblich zum Tode verurtheilt, und um sein Leben zu retten, verstellte er sich als geistesgestört, als Halbnarr. Mannigfache Umstände sprechen dafür, dass dieser auch sonst nicht sehr verbreitete Glaube in verhältnismässig neuerer Zeit entstanden ist. Als wollte man hiemit bloss die zahlreichen einfältigen Spässe rechtfertigen, die sich kaum zur Anpassung an die übrigen, an den Namen des Hodža sich knüpfenden Anekdoten eignen. Mehr Wahrscheinlichkeit spricht dafür und es lässt sich auch leichter der Beweis dafür erbringen, dass des Hodža Wiege in Kleinasien, nach Einigen im Angoragebiete, in Sivri-hissar, nach anderen Angaben in Ak-schehir gestanden.*) So viel ist gewiss, dass er seine Tage in Ak-schehir verbracht hat und dass seine Überreste ebendaselbst modern.

---

*) Im Feuilleton einer Kasaner Zeitung heisst es vom Hodža, die Überlieferung bezeichne als Geburtsort des Hodža bald Smyrna, bald Adrianopel, bald die Insel Rhodus. Das orientalische Türkenthum scheint den osmanischen Schalkmeier, der als Hofmann, als des Sultans Belustiger gehalten wird, lieber aus dem fernsten Westen abstammen zu lassen. (Kazanskij Telegraf, Nr. 1847 vom 16./28. Jänner 1899.)

Die Tradition, die seiner bis auf den heutigen Tag nicht vergessen hat, lässt ihn hauptsächlich in jenen Zeiten eine Rolle spielen, als der lahme Timur, alias Timur-lenk, in Anatolien herumschweifte. Nach unserer Zeitrechnung kommen in den ersten Jahren des XIV. Jahrhunderts in den an den Namen des Hodža sich knüpfenden Scherzen zumeist die Ortsnamen Ak-schehir, Sivri-hissar, Konia und Jeni-sehir vor; unter denjenigen jedoch, die in der Geschichte eine Rolle spielen, sind es die Namen: Sultan Ala-eddin, Schah Timur-lenk und Bajazid. Es sind dies lauter Orts- und Personennamen, unter denen, wie wir später sehen werden, der bewusste und causale Zusammenhang ein unzweifelhafter ist.

Das damalige Kleinasien bestand aus mehreren, von einander unabhängigen Fürstenthümern, sogenannten Beyliks oder Beyschaften. Ein solches Fürstenthum war Karamania mit der Hauptstadt Konia, der Hauptort einer seiner sieben Provinzen war Ak-schehir, der häufigste Mittelpunkt der an den Namen Hodža sich knüpfenden Spässe. Hieher gehörten auch die beiden anderen Städte. Einer der Fürsten des Karamanstaates war Schah Ala-eddin, ein Herrschergenosse Nassreddins, welchem der blitzschnelle Bajazid in mehreren blutigen und in ihren Folgen wichtigen Schlachten gegenüberstand. Einmal eroberte er vom Schah die Städte Konia und Ak-schehir, später besetzte er das ganze Reich und unterjochte es der türkischen, respective osmanischen Herrschaft. Dies bedeutete das Ende des Seldschuker Reiches. Als Timur-lenk erschienen war, befand sich Karamania bereits im Besitze Bajazids und gerade zu den Zeiten des Hodža geschah es, dass dieser tatarische Eroberer, wenn auch nur auf kurze Dauer, der osmanischen Eroberung ein Ziel setzte, und Bajazids Herrschaft vernichtete. Bekanntlich eroberte Timur im Jahre 1402 Karamanien, dessen Vergangenheit eine so wechselvolle gewesen. Auch seine Herrschaft war nicht von langer Dauer, denn bereits im Jahre 1464 befand sich das ganze Karamanreich wieder in osmanischen Händen und an das einstige grosse Reich erinnert höchstens das volksgebräuchliche Karamangebiet. Das osmanische Reich war damals kaum älter als hundert und etliche Jahre. Das neue Gebiet mochte mit den übrigen Reichstheilen nur locker zusammenhängen und auch die Sultanwürde umstrahlte nicht der spätere Nimbus des Kalifats. Das Zusammengehörigkeitsgefühl war schon gar nicht entwickelt, am allerwenigsten in den südlichen Theilen Kleinasiens, woselbst die Macht der Stammhäupter noch grösser sein mochte, als diejenige der im Reiche Rums thronenden Sultane.

In diesen bewegungsvollen Zeiten, in den Zeiten der sich stets abwechselnden Nationalitätenherrscher lebte der Hodža. Zuerst als Unterthan Ala-eddins, des unabhängigen Fürsten von Karaman, später als

Untergebener des Osmaniden Bajazid und zuletzt am Hofe des Tataren Timur, zu dessen Lebzeiten er wahrscheinlich auch starb. Unterschieden sich aber diese Herrscher auch von einander in Bezug auf Race und noch mehr hinsichtlich ihrer Eroberungsbestrebungen, in der Religion waren sie eins und in sprachlicher Beziehung standen sie nahe zu einander. Die Seldschuker oder karamanische Sprache mochte sich damals noch kaum von der osmanischen unterschieden haben und auch Timurs Tatarische wies viel Ähnlichkeit der Grammatik und des Sprachschatzes auf. Hieraus ist es erklärlich, dass der Hodža überall zur Geltung kommen konnte und dass sein in der Sprache wurzelnder Humor nirgends verloren gieng, obzwar er infolge seiner Sprache und seiner karamanischen Abkunft dennoch nur zu Bajazid am nächsten stehen mochte. Schon seine Beschäftigung war danach, ihm einen vornehmeren Platz sichern zu können. In der mahomedanischen Hierarchie nimmt der Hodža, der in kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten gleichmässig sein Urtheil abgebende Gesetzes- und Religionskundige, einen hervorragenden Platz ein. Hodža, das heisst Kirchner, war auch Nassreddin, gewissermassen eine Art Richter und Lehrer in einer Person, in seiner Gemeinde der Führer in allen möglichen geistigen Angelegenheiten. Mehr als eine Tradition knüpft sich an ihn, denn so oft die eroberungslustigen Despoten der Reihe nach die kleinasiatischen Ortschaften belagerten, immer war es der im Rufe der Spitzfindigkeit stehende Hodža, der auserkoren ward, in Vertretung der Stadt vor das schimmernde Antlitz des Herrschers zu treten. Zu jener Zeit begann der Einfall der Tataren und die glanzvolle Reihe der Siege Timurs. Gross mochte der Schrecken der Ortschaften gewesen sein, als man von Timur-lenks Kommen oder Nahen Wind bekam. Ohne Widerstand unterwarfen sich ihm die kleinen Beyschaften Anatoliens, und glücklich pries sich jene Gegend, die von ihm nicht dem Erdenstaube gleich gemacht wurde. Sein Kommen machte sie im vorhinein zittern und Parlamentäre wurden ihm entgegengeschickt, um seinen unerbittlichen Zorn auch nur einigermassen zu lindern. Auch Nassreddins Gemeinde wurde vom Schicksale ereilt. Als schriftkundigen Menschen stellt die Überlieferung den Hodža in die Schranken, und er wurde mit der keineswegs leichten Aufgabe betraut, mittelst seiner bewährten List und oratorischen Gabe der Verderbnis bringenden Gefahr Einhalt zu thun. Mehr als einmal gedenkt seiner die Schrift, welcher Finten sich bei solcher Gelegenheit der Hodža bediente und auf welche Weise er es verstand, die bedrängten Gemeinden und deren Bewohner zu retten. Ich hatte Gelegenheit, folgende Überlieferung aufzuzeichnen: Der gefürchtete Eroberer zog gegen Ak-schehir und die zu Tode erschrockenen Stadtbewohner wandten sich an den Hodža, er möge mit



der Waffe der Rede sich entgegenstellen und irgendwie die Gnade des Schahs gewinnen. Der Hodža leistete der Bitte Folge und traf seine Vorkehrungen. Um den Kopf wickelte er einen riesigen Turban, zog sich nackt aus und setzte sich ausserhalb der Stadt auf den Rand des Weges, woher man Timurs Ankunft gewärtig war. Der Eroberer liess nicht lange auf sich warte. Kaum erblickte er den sonderbar gekleideten Hodža, stellte er an die Umgebung die Frage, was sie wohl über diesen Menschen wisse. Mehrere aus seiner Suite kannten den Hodža schon und diese bedeuteten dem Schah, es sei dies Nassreddin, der Mann der schönfliessenden Sprache und schnurrigen Rede. Der Herrscher stieg vom Pferde, trat auf den Hodža zu und richtete an ihn die Frage: »Wer bist du?« Der Hodža nannte sich einen Gott, der deshalb hier sässe, damit er hin und wieder etwas erschaffe. Der Schah lächelte, winkte ein kleinäugiges Männlein heran und befahl dem Hodža, falls er thatsächlich über diese Schöpfungskraft verfüge, diesem Manne die Augenöffnungen zu vergrössern. Der Hodža redete sich damit aus, er sei bloss Gott der Erde, und seine Macht reiche demnach nur bis zum Nabel. Darüber hinaus vermöge er nichts zu thun, aber die unterhalb des Nabels befindlichen Öffnungen — so dies der Padischah befiehlt — könne er vergrössern. Dem Herrscher gefiel die pfiffige Antwort, nahm den Hodža in Gnaden auf und dadurch liess er auch der Stadt und ihren Bewohnern Schonung angedeihen.

Die Begegnung des Hodža mit Timur ist mehrfach verewigt. Unter anderen in Verbindung mit solchen Geschichten, deren Copie aus einer Zeit stammt, die älter ist, als der Hodža, ja sogar bei ganz fremden Völkern zu finden ist. Wie wir denn auch solchen Spässen begegnen werden, die sozusagen international sind, und die erst in neuerer Zeit mit dem Hodža in Verbindung gebracht werden konnten. Hieher gehört auch die folgende, auf den Hodža und Timur übertragene Tradition: Der Hodža, willens, dem grossen Eroberer sich gefällig zu erweisen, befragte sein Weib um Rath, was er Timur zum Geschenke bringen solle, Feigen oder Quitten. Das Weib brachte Quitten in Vorschlag, denn diese wären schöner geformt und auch grösser, als Feigen. Des Hodžas Princip jedoch war, niemals den Rath eines Weibes zu befolgen und gerade deshalb entschied er sich für — Feigen. Er trug das Geschenk dem grossen Despoten hin, beugte vor ihm Knie und Haupt, rieb das Antlitz an seines Kleides Saum und überreichte die Gabe. Timur, dem das winzige Geschenk keineswegs Gefallen abgewinnen konnte, fand die wohlfeile Aufwartung derart verletzend, dass er jede einzelne Feige ergriff und der Reihe nach das kahle Haupt des Hodža damit bewarf. »Allahs Segen über dich«! — rief der Hodža allemal aus, so oft eine Feige sein Ohrläppchen oder den Schopf seines Kopfes

traf. Diese sonderbare Danksagung erregte ausserordentlich Timurs Neugierde, und, die Strafe einstellend, forderte er vom Hodža die Erklärung seines Benehmens. »Deshalb Allahs Segen über dich,« erwiderte der Hodža, »weil ich meines Weibes Rath nicht befolgt habe. Hätte ich ihren Worten gefolgt und statt Feigen Quitten gebracht, so wäre mein Kopf schon längst in Brüche gegangen.«*)

Die an die Person Timurs sich knüpfenden witzreichen Traditionen sind ohne Zahl, wie denn auch in mehr als einem Schwanke auch das bizarre, sonderbare Verhältnis verewigt ist, in welchem der offenherzige Hodža zum Spass verstehenden, aber auch in seinen Scherzen strengen Despoten gestanden, als wären sie aufeinander angewiesen gewesen, namentlich der Schah Timur auf den Hodža, in dessen Antworten niemals die Aufrichtigkeit fehlte, und der auch dann das Wort zu ergreifen sich getraute, als ein anderer vielleicht mit seinem Kopfe gespielt hätte. Er unterhielt ihn mit seinen spasshaften Anekdoten und hie und da zotenhaften Redensarten und zerstreute ihn mit seinen gelungenen Antworten, die selten eines tiefen Sinnes und einer verborgenen Anspielung entbehrten. Traf es sich, dass er hin und wieder die Grenze des Vertrauens überschritt, was dem gesprächigen Hodža oftmals passieren mochte, so wurde ihm strenger Tadel, ja zuweilen auch empfindliche Strafe zutheil. So kam er einstmals mit seinen Gurken, die ebenfalls zum Geschenk bestimmt waren, schlimm davon. Timur nahm dieselben auch an und belohnte den Eifer des Hodža mit zehn Stück Ducaten. Dem Hodža schwoll darob der Kamm und nach Verlauf von wenigen Tagen stellte er sich mit einer ganzen Fuhre im Palaste ein. Dies war Timur denn doch zu viel und um dem habsüchtigen Hodža die Lust zu vertreiben, dictierte er so viele Stockstreiche auf dessen Fussohle, als Gurken vom Wagen abgeladen wurden. Man zählte sie ab, es waren ihrer fünfhundert Stück. Als ihm die Hälfte der Hiebe bereits appliciert worden war, erbat er sich vom Herrscher die Erlaubnis, die andere Hälfte der Strafe dem Hauptportier zukommen lassen zu dürfen, mit dem er bereits früher die Halbierung der für die Gurken entfallenden Belohnung vereinbart hatte. Der Padischah liess demselben auch wirklich die anderen zweihundertfünfzig Hiebe auftheilen. (Hammer: Geschichte des osmanischen Reiches, I, 630.) — Aber auch der Hodža liess sich die ihm sich darbietende Gelegenheit nicht entgehen, sobald es sich darum handelte, dem Despoten einen Schabernack zu spielen oder dessen

*) Einer anderen Variante gemäss brachte der Hodža zuerst Zwetschken zum Geschenke und erst nachher beabsichtigte er, Rüben zu verabreichen. Als er schon mit den Rüben unterwegs war, rieth ihm ein Bekannter, anstatt der Rüben lieber Feigen zu nehmen. Camerloh: Meister Nassredins Schwänke. — Eine ähnliche Anekdote fand Köhler in einer hebräischen Geschichte, worin die Stelle des Hodža ein galiläischer Greis, diejenige Timurs Kaiser Hadrian einnimmt (Orient und Occident).



empfindlichen Stolz zu verletzen. Einmal lud ihn der Schah zu einer Jagd ein und wies ihm ein störriges Pferd zu. Da entlud sich ein Regen und alles galoppierte von dannen, bloss das Pferd des Hodža wollte sich nicht vom Platze rühren. Da half er sich in der Weise, indem er sich seiner Kleider entledigte und dieselben in den Sattel unter sich legte. Sobald der Regen aufgehört hatte, kleidete er sich wieder an und holte die Jagdgesellschaft ein. Wie erstaunte aber der Khan, als er sah, dass der Hodža trocken geblieben war. »Dieses Ross ist so unbändig,« sprach Nassreddin, »dass es mit mir nur so dahinflog, daher wurde ich auch nicht nass.« Kaum heimgekehrt, liess der Schah das Pferd des Hodža in seinem prächtigsten Stall placieren. Bald darauf ward wieder eine Jagd veranstaltet; diesmal bestieg der Schah selber das Pferd und als sich wieder ein Regen herabliess, stob alles davon, nur er allein ward am störrigen Pferde durchnässt. Da erboste er über den Hodža, beschied diesen am nächsten Tage zu sich und warf ihm vor, dass er infolge seiner unpassenden Lüge nass geworden. »Warum zürnst du?« — meinte der Hodža; — »wärest du klug gewesen, dann hättest auch du deine Kleider unter dich gegeben und wärest gewiss nicht nass geworden.«

Wir wissen aus den Überlieferungen, dass Timurs blutige Kriege den Hodža nicht zu entzücken vermochten. Konnte auch damals von einem Nationalitätsgefühl keine Rede sein, fühlte er dennoch mit seinem gesunden Instincte heraus, dass Timurs Belagerungen nichts weniger als segensreich genannt werden konnten. Und wo es nur angieng, dort hielt er auch mit seiner diesbezüglichen Meinung nicht hinter dem Zaune. Einst erbat er sich von Timur zehn Ducaten, um sich eine Art Denkmal setzen zu lassen. In gewohnter Freigebigkeit, aber auch einigermassen neugierig, erfüllte der Schah die sonderbar scheinende Bitte des Hodža. Um die zehn Ducaten liess er sich ein Turbet (Grabmal) errichten, dessen drei Seiten offen standen und nur eine Seite von Norden durch eine Mauer geschützt war. In diese Mauer liess er eine Thür einsetzen, die er mit einem grossen Anhängschlosse (asma kilid) versah. Das Turbet ward von vier Holzsäulen getragen und von einem viereckigen Holzdache bedeckt, um darunter seine in der Erde ruhende Grabstätte herrichten zu lassen. Für das sonderbare Bauwerk, welches er im Ak-schehirer Mezerlik (Friedhofe) aufführen liess, gab er folgende Erklärung ab: Durch Timurs gewaltige Steinmauern wird die Nachwelt lediglich zu Thränen gerührt werden, indessen Nassreddins Turbet auf tausend und abertausend Lippen ein frohes Lächeln zaubern wird. Und so geschah es auch in der That. Mit der Zeit wurden die Überreste des Hodža in dieses Turbet gebettet, und die Pilger unserer Zeit können sich eines Lächelns nicht erwehren,

so oft sie pietätvoll zu dem als heiliges Grab geltenden bizarren Denkmal wallfahren.*)

An dieses Grabmal knüpft sich auch eine Tradition aus neuerer Zeit, die ich von einem Augenzeugen der Begebenheit aufzuzeichnen Gelegenheit hatte. »Nach eurer Zeitrechnung« — hub der Erzähler an — »geschah es im Jahre 1832, als wir unter der Führung des Egypters Ibrahim Pascha nach Kleinasien zogen, um die Unruhen im Konia-Gebiete zu unterdrücken. Unter anderem mussten wir auch Ak-schehir passieren. Unser Weg führte uns am Gottesacker vorbei und es entgieng dem Blicke des Pascha nicht, dass, als die Soldaten einen Blick auf das Turbet des Hodža warfen, kein einziger von ihnen das Lachen zurückzuhalten imstande war. Der Pascha commandierte »Halt!« (dur) und als er der Sache auf die Spur gekommen war, liess er den Soldaten verlautbaren, derjenige, der ohne zu lachen das Turbet des Hodža passieren könne, werde einer Belohnung theilhaftig werden. Viele thaten es auch und das Lachen gewaltsam unterdrückend, bestanden sie die Probe. Nun kam die Reihe an einen albanischen Krieger, der um jeden Preis seinen Ernst zu bewahren trachtete. Schon war er dem Grabe nahe, kaum aber erblickte er das sonderbare Turbet, kam ein so gewaltiger Lachreiz über ihn, dass er, seine Lippen und Zähne aneinanderpressend und die Augen fest zudrückend, in der Pein der Zurückhaltung plötzlich einen Wind gehen liess. »Es ist das ein solcher Kauz, dieser Hodža« — gestand er später — »dass er den Menschen, wenn schon nicht oben, so doch unten zum Lachen zwingt.« **) Dieses Grabmal ist noch heute eine der Hauptmerkwürdigkeiten Ak-schehirs, welches seit einigen Jahren zu einer auch mittelst Eisenbahn zugänglichen Stadt Anatoliens geworden ist.

Nassreddins Ruf mochte übrigens schon zu dessen Lebzeiten ein verbreiteter gewesen sein, als man noch seine drolligen Abenteuer und von Volkshumor schwellenden Aussprüche zuerst unmittelbar, später aber im Wege mündlicher Überlieferung zu hören bekam. Wer so oft fremdem Übel abhalf, wer so schlagende Antworten auf alles zu ertheilen

*) Zu diesem Grabe des Hodža, welches am Haupteingange des Ak-schehirer Friedhofes noch heute besteht, wird geradeso, wie zu jedem andern, im Rufe eines Heiligen stehenden Manne gepilgert. Am Kopfe der Grabstätte ist ein grosser Turban (scharik) des Hodža angebracht, am Mauergitter aber hängen jene Lumpen herab, die von den kranken Wallfahrern dahin gehängt werden, auf dass die Wunder wirkende Kraft des im Turbet Ruhenden ihre Leiden heile. Die ältesten und späteren Geschichtsschreiber erwähnen oft dieses übriggebliebene Denkmal Nassredins. Hiebei verabsäumen sie es nicht, im Zusammenhange mit diesem Turbet des Hodža die eine oder andere Anekdote zum besten zu geben. In der Volksausgabe der »Lataif«-Sammlungen ist auch die Abbildung des Turbet enthalten.

**) Den Originaltext siehe in meinem in der Ausgabe der Akademie erscheinenden Aufsatze.



vermochte und dessen Rath selbst Fürsten befolgten, der durfte wohl die Bezeichnung »der gelehrte (bilgič) Hodža« beanspruchen. Auch ansonsten umgibt die Hodža-Würde der Nimbus des heiligen und weisen Mannes. Jedes ausgesprochene Wort wird für bedeutungsvoll, jede That für nachahmenswert gehalten und widerstrebt auch seine schalkhafte Possenreisserei der eher still beschaulichen Natur der türkischen Race, so passte die beinahe bis zur Einfältigkeit gehende Naivität seines Humors und das Treffende seiner Worte dennoch ganz zur charakteristischen Gemüthswelt seiner Race. In seinem Humor lag ja stets eine belehrende Tendenz und seine Spässe mochte er nur dann improvisieren, wenn es ihm darum zu thun war, daraus eine Wahrheit abzuleiten. Wie viel Wahrheit lag doch in seinen Witzeleien, wie viel Ernst in seinem Humor! So konnte er zu dem nur gottesfürchtigen Männern gebürenden Rufe gelangen, der das legendäre Andenken des Hodža noch heute umgibt. Seine Gestalt ist nicht so sehr in der Literatur, als im Gedächtnisse des Volkes eingemeisselt, wie denn auch jede Kunstart, die hauptsächlich seine Individualität geschaffen, Volksproduct von volksthümlicher Färbung ist. Seine Aussprüche wurden zu folkloristischen Worten verfeinert, seine Gestalt ward zum Helden eines Legendenkreises, derart, dass er noch heutigen Tages als der reinste Typus des kleinasiatischen Türkenthums und der sprachlichen Offenbarung dieses Türkenthums gilt. Dadurch ist die beliebte Popularität erklärlich, welche die an seinen Namen sich knüpfenden und unter seinem Namen bekanntgewordenen Schwänke zum Gemeinschatze des Volkes machte, als sähe in ihm seinen eigenen Gedankengang, seine eigene Denkungsweise der bäuerische Mahomedaner, den der heutige osmanische Türk mit seinem verfeinerten Geschmacke wörtlich Türke, aber in übertragenem Sinne Bauer höhnt. Aus dem Hodža spricht ja auch in erster Reihe dieser Türk, wie denn auch bäuerlich türkisch seine Aussprache, seine Diction und die mannigfache Offenbarung seines Humors ist.

Mehr als eine charakteristische und zeitbildliche Originalität ist in Nassreddins Spässen zu finden, obzwar es andererseits zweifellos erscheint, dass wir — wie schon erwähnt — darin Elementen neueren und auch älteren Datums begegnen und dass diese auch in einem Theile jener Schwänke, die sich scheinbar auf bestimmte Personen beziehen, auch in den Überlieferungen anderer Völker zu finden sind, und zwar bei Völkern, die in Bezug auf Sprache sowohl, als auch auf Ursprung, ja sogar hinsichtlich der geographischen Lage ferne von einander leben. Aber es ist gar nicht nothwendig, in allen Fällen die Theorie der Übernahme anzuwenden. Mag sein, dass sie zum Theile aus gemeinsamer Quelle, deren Spur verloren gegangen, stammen; es

ist aber auch möglich, dass sie unabhängig von einander entstanden sind, wie denn ja der Humor derartige gemeinsame Züge haben kann, die sich, selbständig von einander, in den mannigfachen Stadien der Entwicklung des Volkslebens gleichmässig offenbaren konnten. So unter anderem das Motiv der Beantwortung der drei Fragen. Man kennt die Anekdote vom Erscheinen der drei Weisen. Die Nassreddin'sche Variante lautet folgendermassen: Die drei Weisen erscheinen auch in Anatolien, natürlich in Ak-schehir. Hier muss der Hodža in die Schranken treten, um die Fragen, deren Lösung auch mit einer Belohnung verbunden ist, würdig zu beantworten.

Auf die erste Frage, wo der Mittelpunkt der Welt sich befände, weist der Hodža mit seinem Stocke auf einen der Vorderfüsse seines Esels als auf den Mittelpunkt der Welt. Falls sie ihm's nicht glauben — bedeutet er den Fragestellern — so mögen sie nur selber nachmessen. Die zweite an ihn gestellte Frage lautete, wie viele Sterne es wohl in Ak-schehir gäbe, worauf er zur Antwort gab: »Gerade so viel, als in des Esels Schweife Haare sich befinden. Wenn sie's nicht glauben, mögen sie nachzählen.« »Wenn wir schon bei den Haaren halten,« hub der dritte Weise an, »so sage mir, guter Hodža, wie viele Haare ich in meinem Barte habe?« »Gerade so viel,« erwiderte Nassreddin, »als mein Esel am Schweife.« Der langbärtige Weise schüttelte zweifelnd den Kopf. »Wenn du's nicht glaubst, komm', wir wollen sie abzählen. Wir reissen einzeln jedes Haar aus deinem Barte und aus des Esels Schweife und sofort erhellt die ganze Wahrheit.« Die Varianten dieser Erzählung, zu denen auch Bürgers »Kaiser und Abt« gehört, wurden von Köhler in seiner oben citierten Abhandlung nachgewiesen. Ebenso stellte er mehrere solche »Lataifs« zusammen, deren Varianten auch in den Ländern des Occidents bekannt sind. Um nur einige davon zu erwähnen, sei vorerst der Fall verzeichnet, als der Hodža Wasser schöpfte und, in den Brunnen hinabblickend, den Mond darin gewahrte. »Der Mond ist in den Brunnen gefallen«, rief er aus, nahm ein mit einem Haken versehenes Seil und liess es in den Brunnen hinab. Er strengte sich so lange an, bis der Haken an einem Steine hängen blieb und wie er so mühsam denselben losbekommen wollte, fiel er rücklings zu Boden; und als sein Blick auf den Himmel fiel, sah er darauf den Mond. »Allahs Segen,« stiess der Hodža seufzend hervor, »ich habe mich lange geplagt, aber deshalb gelangte auch der Mond auf seinen Platz.« — An den deutschen »Claus Narr« und ähnliche Genossen erinnert jener Fall des Hodža, als ihn nächst einer rieselnden Quelle Harnnoth befiel und er, der Quelle Geriesel verwechselnd, einen Tag und eine Nacht lang in seiner Stellung verharrte. Im Westen wird dies eher Betrunkenen zugeschrieben. Bekannt sind auch zahlreiche Varianten jener

Anekdote, wonach der Hodža unter sich den Baum fällt, oder der Geschichte vom Diebe, der sich an den Mondesstrahlen herablässt; an ein Grimm'sches Märchen wieder erinnert der Einfall des Hodža, den Teichfröschen Geld hinabzuwerfen, damit sie sich dafür Süssigkeiten einkaufen. Ebenso ausgebreitet ist auch die Verwandtschaft des Juden Nassreddins, dem er nicht nur tausend Ducaten, sondern auch einen Esel und einen Pelz entlockte, oder seines berühmten Esels, der gerade in dem Augenblicke zu schreien beginnt, als ihn dessen Herr verleugnen will. Auch das passierte nicht Timur allein, dass die zum Geschenke erhaltene Gans bloss einen Fuss hatte, sowie andere Abenteuer des Hodža, die, nach den zahlreichen Varianten beurtheilt, erst nachträglich an den Namen des Hodža geknüpft werden konnten. Und dies mochte umso wahrscheinlicher gewesen sein, weil doch diese Schwänke systematisch noch nicht gesammelt waren und nur von Mund zu Mund, vom Vater auf den Sohn übergiengen. Hie und da noch verrathen die Varianten die Hand, respective den Mund des Laien. Nur einzelne kleine Hefte, der Volkslectüre zugedachte Pfundproducte über die Abenteuer des Hodža kennen wir, die in der Regel von unkundigen Leuten verfasst wurden. Auf Grund derselben entstanden dann jene fremdsprachigen Überarbeitungen, mit denen in der Weltliteratur unter dem Titel »Türkischer Eulenspiegel« oder »Der türkische Äsopus« der Volksweise von Ak-schehir bedacht ward.*) Der Vergleich des deutschen Eulenspiegels mit dem Hodža stammt vom grossen Gelehrten Schott. Vollkommen berechtigt halten wir Köhlers Ansicht, diese analoge Bezeichnung, die seitdem traditionell auf den Hodža angewandt wird, sei nicht genügend begründet. Der schlaue Eulenspiegel gibt sich niemals zu so naiven und einfältigen Handlungen her, wie der Hodža; er ist vielmehr bestrebt, andere zu verspotten und in Zorn zu bringen. Wir können Nassreddin aber auch nicht für einen etwaigen »Claus Narr« halten, wie dies Köhler thut. Die scheinbare Einfältigkeit des

---

*) Die erste türkische Sammlung der Schwänke des Hodža erschien in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts um das Jahr 1837 in Stambul. Seither folgten nacheinander mehr weniger verlässliche Ausgaben, von denen die sorgfältigste unter der Aufsicht Mehemed Tevfiks im Jahre 1883 erschienen ist. Eine deutsche Übersetzung derselben erschien in der Universalbibliothek (Nr. 2735) von Müllendorf. Im Manuscripte werden die uncontrolierbaren Schwänke des Hodža in mehreren Bibliotheken Europas aufbewahrt. L. Decourdemande: Les plaisanteries de Nassreddin hodja, Paris et Bruxelles. Von den westlichen Sprachen sind es die deutsche, französische, italienische, rumänische und neugriechische, in denen die Nassreddin-Ausgaben erschienen. Unter den letzteren verdient die meiste Aufmerksamkeit die athenische Ausgabe (1896), die von Valvani mit einer ziemlich gehaltvollen Einleitung versehen ist. In Vorbereitung ist auch eine illustrierte englische Ausgabe, die von Konstantinidi veranstaltet wird. Ausserdem gibt es noch armenische, serbische und croatische Ausgaben, nicht zu erwähnen die hie und da mit Illustrationen geschmückten Druckwerke in orientalischen Sprachen (arabisch, persisch, tatarisch).

Hodža ist eher eine nur geheuchelte, in Wirklichkeit will sie theils ergötzen, theils aber belehren. Er ist keineswegs der Narr, für den er sich ausgibt, was er am besten beweist, indem er einst Frucht in die Mühle trägt, aus dem Sacke eines anderen Weizen stiehlt und den seinigen damit anfüllt. Der Müller ertappt ihn dabei und stellt ihn darob zur Rede. Der Hodža führt zu seiner Entschuldigung an, er sei ein Halbnarr. »Wenn du ein Halbnarr bist,« sagte der Müller, »warum hast du nicht aus deinem Sacke gestohlen und in den anderen gegeben?« »Thäte ich das,« erwiderte der Hodža, »dann wäre ich kein halber, sondern ein ganzer Narr.«

Mit den Spässen des Hodža haben sich bislang nur wenige befasst. Sie wurden nicht zum Gegenstande eingehender Studien gemacht und auch an deren thunliche Ergänzungen wurde nicht gedacht. Diese Lückenhaftigkeit war mir gewissermassen ein Antrieb, und als ich vor Jahren den einstigen Wohnsitz des Hodža, die Ajdin-Konia-Vilajets bereiste, benützte ich die sich mir dargebotene Gelegenheit und forschte nach Nassreddins Denkmälern und Überlieferungen. Meine in dieser Richtung angestellten Forschungen hatten den gewünschten, ja kaum erhofften Erfolg. Die Spässe und humoristischen Aussprüche des Hodža waren nicht nur nicht im Aussterben begriffen, sondern ich vermochte sie von den Lippen des Volkes zu lauschen und aufzuzeichnen, vielleicht sogar annäherungsweise in jener Form, wie sie vor Jahrhunderten aus dem Munde des Hodža gekommen waren, jedenfalls aber in der Sprache des Volkes, mit der volksthümlichen Unmittelbarkeit und dem Schmelze des Karamaner Dialectes. Er lebt noch in so frischem Andenken in seiner Gemeinde und sie betrachten daselbst den Hodža so sehr als den Ihrigen, dass sie geradezu eifersüchtig jene restlichen Reliquien hüten, welche die Tradition dem Hodža zuschreibt. Dem nachbarlichen Jeni-sehir, dessen der eine oder andere Schwank ebenfalls gedenkt, wollen sie um jeden Preis abstreiten, dass der Grossmeister des Spasses dort jemals Hodžadienste verrichtet hätte.

Aber auch sonst reicht die Spur des Hodža bis auf den heutigen Tag. Auf Schritt und Tritt stiess ich auf neue Denkmäler und als wäre die Welt der Spässe vor mir neu erstanden, bekam ich der Reihe nach alle jene Stellen zu sehen, an die sich irgend ein Ausspruch oder irgend eine That des Hodža knüpfte. Die älteste Tradition bezieht sich auf einen im Weichbilde der Stadt befindlichen Berggipfel, der — wahrscheinlich infolge eines Erdbebens — entzweigespalten zu sein scheint. Von dort ziehen die Regen bringenden Wolken heran und dahin blicken die Wetterpropheten. Besonders charakterisiert den Hodža jene Tradition, die sich an diesen Berg und dessen Spalt knüpft. Einst erboste der Hodža über die Ak-schehirer und um Rache an ihnen zu nehmen, bestieg er

den Berg und breitete seinen Teppich über jenen Spalt aus. Damit bezweckte er, dass die Wolken nicht gegen die Stadt ziehen konnten und infolgedessen blieb die ganze Gegend ohne Regen. Gross war der Schrecken der Ak-schehirer und sie entsandten eine Deputation an den Hodža mit der Bitte, er möge doch den verhängnisvollen Teppich vom Berge beseitigen und nicht über sie Verderben bringen. Den gutherzigen Hodža rührte diese Bitte gar sehr, und kaum hatte er den einen Zipfel des Teppiches gelüftet, da wehte auch schon ein behaglicher Wind und erfrischte die vor Hitze verschmachtete Stadt und deren Bewohner. Bald darauf öffnete auch der Himmel seine Schleusen, und alles pries Allah und segnete die Barmherzigkeit des Hodža.*)

Aber auch in der Stadt selber stösst man auf Nassreddin'sche Denkmäler und auf daran sich knüpfende Scherze. Die Stadt besitzt kaum einen Platz, eine Gasse, einen Brunnenquell (češme) oder eine Moschee (džamija), die das eine oder andere geflügelte Wort des Hodža nicht in Erinnerung brächte. Moscheen und Bethäuser (mesdsid) wetteifern um den Ruhm, den Nassredin als ihren einstigen Imam hinzustellen und mehr als ein Nimber (Kanzel) will die rechtgläubige Welt glauben machen, dass von ihnen herab zu allererst die niemals alternden Aussprüche des Hodža erklangen. Von hier aus verbreitete er unter anderem die folgende Erklärung über das Wesen der göttlichen Macht: »Seit ich mir meiner Sinne bewusst bin, geschieht stets nur das, was der Allmächtige will. Würde nicht die Hand der göttlichen Macht über alles walten, dann hätte wenigstens einmal dasjenige geschehen müssen, was ich gewollt.«

Mit besonderer Vorliebe und Stolz wird die Stelle eines Mesdsids gezeigt, von wo aus er folgendermassen zu seinen Gläubigen predigte: »Wisst (versteht) ihr, o Muselmänner, was ich euch sagen werde?« — »Nein, wir wissen's nicht,« lautete die Antwort der gläubigen Zuhörer. »Wenn ihr's nicht wisst (versteht), wozu soll ich euch's dann sagen?« entgegnete der Hodža. — Den darauffolgenden Tag betritt er wieder die Kanzel, und wieder richtete er an sie die Frage, ob sie wohl wüssten, was er ihnen sagen werde. »Ja, wir wissen's, o Hodža,« lautete die schlaue Antwort. »Nun, wenn ihr's wisst, dann brauche ich euch's nicht zu sagen.« Sprach's und stieg von der Kanzel herab. Die biederen Gläubigen waren von diesen Antworten betroffen und auf der Stelle besprachen sie untereinander, auf welche Weise sie dem Hodža heimleuchten würden. Am dritten Tage — es war dies gerade im Monate des Ramazans — hub er wieder von der Kanzel an: »Wisst ihr, o meine

*) Die Überlieferung, die hauptsächlich auch aus Valavanis Aufzeichnungen bekannt ist, erkannte ich auch in einer primitiven Zeichnung einer Stambuler Ausgabe.

Gläubigen, was ich euch sagen werde?« Da antwortete die eine Gruppe der Gläubigen: »Ja, wir wissen's;« die andere wieder: »Nein, wir wissen's nicht.« — »Aferim (vortrefflich)« — rief der Hodža erfreut — »diejenigen, welche es wissen, mögen es denen sagen, die's nicht wissen.« Mit diesen Worten verliess er die Kanzel und die starr gebliebenen Gläubigen.

Aber die localen Traditionen haben nicht nur Denkmäler seiner religiösen, sondern auch seiner profanen Handlungen aufbewahrt. Hierselbst befand sich auch der Teich, in welchem einst die einzige Ente des Hodža ertrank. Seit damals kam Nassreddin tagtäglich zum Teiche, bröckelte Brosamen hinein und schlürfte dann das Wasser mittelst eines Löffels. »Was treibst du, Hodža?« frugen ihn verwundert die Leute. »Ich esse Entensuppe,« lautete die Antwort des Hodža. — Anderwärts wieder wird ein durchlöcherter Kaftan gezeigt, den einst der Hodža zum Trocknen hinausgehängt hatte. Damals war der Kaftan natürlich noch in brauchbarem Zustande. Im Halbdunkel hielt er das ausgebreitete Kleidungsstück für einen Dieb und schoss es mit seinem Pfeile durch und durch. Als er am nächsten Morgen die Wahrheit erfuhr, dankte er Gott, dass er gerade damals nicht im Kaftan steckte, da er sich ansonsten zu Tode verwundet hätte. — Nicht weniger erfreut war er damals, als sein Esel verloren gegangen war. »Wäre ich, Allah behüte es« — sprach er — »an der Seite meines Esels gewesen, ich wäre mit ihm zusammen in Verlust gerathen.«

Mit seinem einzigen Esel hatte er überhaupt viel Plackereien. In den Kaffeehäusern zu Ak-schehir machen sich die Leute auch heute noch darüber lustig und ein scherzhaftes Abenteuer nach dem andern, dessen Hauptheld der Vierfüssler des Hodža gewesen, wird zum besten gegeben.

Als man denselben von ihm einst ausborgen wollte, leugnete er, im Besitze eines Esels zu sein. Im selben Augenblicke aber begann der Langohr im Stalle zu schreien und da wurde dann dem Hodža seine Lüge zum Vorwurfe gemacht. »O, o,« meinte der Hodža verletzt, »ihr schenkt also mehr Glauben dem Geschrei eines Esels, als den Worten eures Hodža.« — In der Absicht, den Esel zu verkaufen, trieb ihn der Hodža auf den Markt (čarši). Aber grosser Morast lag auf der Strasse und wie es auch immer mochte geschehen sein, des Esels Schweif wurde mit Koth beschmiert. Nassreddin nahm sein Messer, schnitt damit des Esels beschmutzten Schweif ab und steckte denselben in seinen Quersack. Es hätte sich auch schon ein Käufer des Esels gefunden, wenn er nicht den abgeschnittenen Schweif bemerkt hätte. »Darüber mache dir keine Sorgen,« beruhigte ihn der Hodža, »der Schweif befindet sich im Quersacke«. — Einst war er mit

seinem Esel unterwegs und als sie Rast hielten, breitete er seinen Kaftan über den Rücken des gesattelten Langohrs aus. Der Hodža schlummerte während der Rast ein und als er erwachte, war vom Kaftan keine Spur. Jemand hatte denselben mittlerweile vom Esel herab gestohlen. Nun riss er vom Esel den Sattel herab, befestigte ihn auf seinem eigenen Rücken und zornig schrie er das Thier mit den Worten an: »Sobald ich meinen Kaftan zurückerhalte, bekommst du deinen Sattel wieder.«

Auch der berühmte Kessel des Hodža wird von den Ak-schehirern gezeigt. Ursprünglich hatte er gar nicht ihm gehört, sondern seinem Nachbarn, von dem er ihn einst auf einige Tage entlehnte. Als er den Kessel zurückerstattete, befand sich auch ein kleiner Teller darin, und auf die Frage des Nachbarn, wozu dieses Gefäss im Kessel sei, erwiderte der Hodža, der Kessel habe es geboren. Der Nachbar gab sich mit der Erklärung zufrieden und bewahrte das Neugeborene auf. Kurze Zeit darauf benöthigte der Hodža abermals den Kessel und holte sich ihn für einige Tage ab. Aber aus den einigen Tagen wurden einige Wochen, ohne dass der Kessel zum Vorschein gekommen wäre. Der Besitzer suchte den Hodža auf und forderte seinen Kessel. »Er ist gestorben,« sagte der Hodža. »Kann denn ein Kessel sterben?« fragte hierauf der Nachbar. »Konntest du glauben, dass er imstande ist, zu gebären, so magst du auch glauben, dass er sterben kann,« war die schlaue Antwort des Hodža.

Alle diese Spässe sind auch heute noch gang und gäbe. Um wie vieles malerischer aber war die Sprache, in welcher diese Anekdoten zum besten gegeben wurden und wie sehr verschieden war ihr Humor von den trockenen und von Sprachfehlern wimmelnden Schilderungen der Volksbücher! Es war mir aber auch die Gelegenheit gegeben, eine Auswahl der Lataifs zu treffen und nur solche in meine Sammlung aufzunehmen, die entweder mit der Individualität des Hodža in engerem Zusammenhange standen oder aber in grösserem Masse den Eigenheiten des anatolischen Volkshumors entsprachen. Besonders denjenigen mit Localcolorit wandte ich meine Aufmerksamkeit zu, solchen, die sich entweder auf bis heute noch erhaltene Gegenstände oder Denkmäler beziehen, oder die als Offenbarungen des türkischen Volkspsychicums gelten können.

(Schluss folgt.)

Die Jele oder bösen Geister im rumänischen Volksglauben.

Von **Lasar Saineanu.**

(Fortsetzung und Schluss.)

V.

Die Polyonymie der Jele.

Șoimane. — Măestre. — Milostive. Fetele. Codrulŭi. — Fetele lui Sandru. — Zînele.

Von den verschiedenen Beinamen sei zuerst jener der Șoimane gedacht, der indessen nichts anderes ist, als ein den Frumoasele ähnliches Epitheton.

. . . Siehe, einst giengen die Șoimane vintoase der Dochia nach, lustig plaudernd.

Oder:

Die Luft-Șoimane gehen rasch, um sich zu verkriechen
In die Höhlen, Tiefen, Grotten, in die Berge. *)
(Densușanu Negriada I. S. 13 und 118.)

In einem Zauberliede aus der Walachei gegen Seitenstechen heisst es: »Das Stechen der Jele ist jenes der Șoiman-Jele.« (Tara Nouă II. S. 691).

In einer siebenbürgischen Beschwörungsformel gegen Fraisen begegnen wir reichem mythischen Stoffe, der auch äusserst interessant ist.

Wir geben den Anfang der Beschwörungsformel, der die schädlichen Wesen in sich fasst:

Niemand möge etwas anhaben: Weder Zmeu, — noch Zmeu-Weib, — noch Teufel, — weder Prikulič, — noch Prikulič-Weib, — weder Murone, — noch Muronen-Weib, — weder Gespenst, — noch dessen Gattin, — weder Salomonare, — noch die Vîrkolake, — weder die Hálen, — noch die Halinten, — weder der Wind, — noch die Șoimanen; weder die Bălăuren, — noch die Schlangen, noch die Nopîrken, — weder Eidechsen, — noch des Berges Wächter, — noch des Berges Mutter. — Die Veränderten, — die Erneuerten, — die Pest, — die Cholera, — die Hundsköpfigen, — die Heiden: Statikot, der Baum-

*) A. Jana, »Medicina populară«; in der Zeitschrift »Familia«. Jahrgang 1891, S. 543. bemerkt hiezu: Die Șoimanen sind fliegende Weiber.

brecher, — Steinzerbröckler, — die Riesen, — Zwerge, — die Dickschnäbler, — die Isdaten, die Unreinen.

Bolintineanu sagt in seinem Verse: »Michnea și Baba«:

Die Șoimanen, die da gehen,
Wie des Wirbelwindes Wehen,
Wie verrückte, närr'sche Riesen,
Wie ein Thurm, hoch an Gestalt,
Treten in das Thal vom Berg sie!

Die volksthümliche Redensart: »Die Șoimane haben es gekauft« heisst soviel, dass es von den Jele her sei.

Der Șoimanen gibt es, wie der Jele, drei, die den Wirbelwind ergreifen und jeden Einherschreitenden, der bei ihrem Anblicke nicht sofort ausspuckt, emporheben.

In M. Pompilius Sage: »Codreana Sînzîiana« heisst es: »Was geschah mit der Maid? Hat sie der Engel des Herrn zu sich genommen? Haben sie die Jele oder die Șoimane zu sich genommen? Was ist das, Herr, mein Vater, mein Heiliger? — sprach schluchzend der Greis«. *)

Die Șoimane sind eine feminin-plurale Form aus der augmentativen Form des Wortes Șoiman, welches einen grossen, mächtigen »Falken« bedeutet; das Falken-Ross ist soviel wie ein schnelles Ross, entsprechend dem Vintes- (Wind-) Ross, das so schnell ist, wie der Wind (vînt). **)

Also sagt Alexandri in einem Doina-Liede (Alexandri, S. 292):

Mehedinzer Șoiman,
Der so schwinget seine Füss',
Dass die Schwalb' er übertrifft.

In der Ballade »Doncila« heisst es:

Der Șoimul gar lustig wiehert,
Schnell den Flug beschleunigt er,
Wie der Has und wie das Windspiel,
Wie ein Sperling, wie ein Blitzschlag.

In der »Ein armer Serbe« betitelten Ballade heisst es:

Siehe, der arme Serb',
Bužaker kleiner Șoiman . . .

---

*) Convorbiri Literare IX. S. 187.

**) Das Ross nennt man poetisch auch des »Windes Kind« (copil de vînt).

Beim Feuerschein bewegte sich
Ein weisses Ross, des Windes Kind;

an einer anderen Stelle:

Das eine (Ross) war so gelb, von Sonnenglut so golden,
Das and're wie Sünde schwarz, — beide des Windes Kinder.

Nach Alexandri scheint es, als wäre der Șoimul (Falke) in den Balladen das Symbol der Tapferkeit und Schnelligkeit. Der Held gleicht dem Falken, seine Augen sind Falkenaugen.*)

Das Wort hat später typischen Sinn erhalten: »furchtbarer mächtiger Held,« wie dies aus der rumänischen Ballade »Kaiser Cheleș« hervorgeht. So hebt das alte Mütterchen, als es den Oheim in guter Laune angetroffen, einige launige Șoiman-Lieder an.**)

In einem Doina-Lied Alexandris (S. 172) heisst es:

Du, mein Held, mein Stephan, du,
Ja, bei Gott, wehe den and'ren;
Doch wie gut geht es dir,
Bist ein Șoiman ja, gleich mir,

d. h. Șoimane bedeuten Geister schnellen Ganges und drücken denselben Begriff aus, wie die Vîntosele (Windstürme).

Ein anderer bekannterer Name der Jele ist Măestrele (Meisterin).

Dem Negru haben die Măestrele die ganze Kraft genommen
Aus Hand und Fuss, Rücken, Brust und Kehle.***)

In einem über einen »Lümmel« handelnden Kolinda-Liede fordert das Meer einen Jüngling auf, er möge in das Meer springen und er komme »rein, trockenen Fusses« heraus:

Aus dem Meer herausgestiegen,
Hob das schwarze Aug' empor
Zum Gewölb des Himmels er
In der Sonne Strahlen;
In des Apfelbaumes Schatten
Sieht er der Jungfrauen Reigen,
Den Tanz der Maide, der Zînele,
Der Zînele, Frumoase.†)

In einer Variante dieser Kolinda lauten die Schlusszeilen also:

Ich sah den Zîne-Tanz,
Den Tanz der Zîne, der Măestrele.

In Anton Pans Gedichten unter dem Titel »Märchen« (III. 139) heisst es an einer Stelle:

Hab' meine Fenster ich geschlossen,
Mögen tanzen die Măestrele!

Nach Altweiber-Aberglauben heisst es: »Wenn irgend ein böses Geschwür entsteht, so ist dies aus dem Speichel der Măestrele entstanden,« und »dauert bis zum Tode«; als Heilmittel dagegen wird

*) Alexandri, Poesii popularê, S. 60. — Costinescu II. 350.
**) Calendarul Basmelor 1881. S. 35.
***) Densușanu: Negriada, S. 155.
†) Theodorescu a. a. O. S. 71.

eine Pflanze oder die Wurzel des Baumes avrameasa cărstineasa (Osterlucei) anempfohlen, denn diesem können sich die Măestrele nicht nähern.«

Im Märchen »Das bezauberte Schwein« steht eine Maid nachts in solcher Stille auf, dass sie nicht einmal von der Măestrele wahrgenommen wird.*)

Die Măestrele strafen mit Lähmung, Knochenbruch. »Wenn der Mensch im ganzen Körper Schmerz fühlt, so glaubt er, »dies alles hätten die Măestrele verursacht, als sie über ihn geschritten.« Diese Schmerzen benimmt der Zauberin Maria Teliana aus Voila gemäss dieses Zauberlied:

»Heiliger Augustinus, heiliger Trifon, — Beseitiget N.'s Schmerz — Aus seinem Gehirne, — Aus seinem Antlitz, — Aus seiner Kehle, — Aus seines Herzens Muskeln, — Aus seinen Fersen, — Aus seinen Fingerspitzen; — Abendlicher, mitternächtlicher Geist, — Morgendämmerungs-, Mittags-Geist! — Geh' aus den Knochen ins Fleisch, — Aus dem Fleische in die Haut, — Aus der Haut hinaus! — Geh' zugrunde, — Wie des Weges Staub zugrunde geht, — Des Thales Wasser; — Geh' aus N. hinaus ins Haus, — Von dort in die Küche, — Von dort in den Hof, — Geh' hinaus, — Geh' hin zu dem, — Der dich gesendet hat; — N. bleibe rein, — Schön und heil, — Wie der Herr Jesus Christus!«**)

Die Zauberin nimmt hiebei einen Wassertopf hervor und rührt das darin befindliche Wasser so lange mit einem Messer, bis das Zauberlied dauert. Inzwischen formt sie je ein Kreuz mit dem Messer und zwei Strohhalmen, die oben vom Gesimse über den Topf hängen. Dieses also geheiligte Wasser giesst sie neunmal auf eine gewisse, Măestre genannte Perle. Dann seiht sie es neunmal durch ein Sieb. Ist sie damit fertig, bringt sie das Sieb ins Rollen; bleibt dieses aufrecht stehen, dann wird das Übel verschwinden, widrigenfalls wird der Kranke vielleicht doch getödtet.

All dies zeigt sie von ihrer guten Seite; übrigens sind sie schön und mit den Fet frumose (den strammen Burschen der Märchen) lieben sie es, sich zu unterhalten. Die in der Dachtraufe des Hauses wohnenden Măestre stammen dem siebenbürgischen Volksglauben gemäss von Sclavenmaiden Alexanders von Macedonien, die gleichfalls vom »Lebenswasser«, welches Ivan ihnen angeboten, tranken und dadurch unsterblich wurden.***)

*) Ispirescu, Basme, S. 54.
**) Marian, Descântece; S. 327—329.
***) Schmiedt, Das Jahr und seine Tage. S. 28.

In der Walachei heisst man die Jelele auch die Töchter Sandrus oder Alexanders von Macedonien. Ein Vers aus der Gegend von Arges sagt Folgendes über sie:*)

N. stand gar früh zur Zeit des Lied's der Lieder auf,
Zur Morgendämm'rung und bei Blumenspriessen;
Aus dem Goldbett trat auf Silberschwelle er,
Und traf mit den Töchtern Sandrus zusammen;
Sie hoben ihn voll Zorn rasch in die Höhe,
Gaben ihn in schlechter Stunde bösem Wind,
Brachen seine Knochen, nahmen ihm die Kraft,
Verdarben seinen Magen, zerbröckelten das Herz,
Drehten ihm die Milz um, schlugen auf die Leber los,
Schlugen ihm die Rückenmuskeln gar gewaltig;
Steckten Keuchhusten in den Rücken ihm,
Machten wirr ihm das Gehirn, benahmen seine Esslust.
Auf den Weg er macht sich, gieng gar eilig, laufend:
Gegen Osten gieng er, wo ein grosses Feld ist,
D'rauf viel Rosen, rothe und auch weisse;
Gross war das Feld, wie prangten doch die Blumen,
All' die grossen, schönen, nett gekleid'ten
Rief herbei er alle, fragte sie dann eilig:
»Ihr, des Sandru Töchter, Maide schön, ihr Fräulein,
Kaiserinnen, Priesterinnen und Frauen,
Ich macht' mich auf den Weg am Sonntag früh,
Weinend gieng und klagend ich von dannen.
Niemand sah mich, nur die Jungfrau-Mutter;
So, als Jungfrau stieg sie aus dem Himmel,
Mit Lust bestieg sie ihren Silberwagen,
In der Hand den Napf voll mit Basilienkraut:
»Warum weinst du, warum klagst du?«
»Ich weine, weil die Fremden mich, die Nachbarn,
Die Enkeln, Geschwister arg entstellten.«
»Schweige, weine nicht, und nimmer klage,
Denn bei mir ist ja die Arzenei für dich.«
Wie da heilig ist die Jungfrau-Mutter,
Fasst' mich an der Hand sie und führt' mich
Zum Jordan hin, zu Adams heil'ger Quelle;
Wusch mich dann und taufte mich im tiefen Wasser.
Erfasste meine Rechte,
Hob auf's Ufer mich,
Kleidet mich mit der Sonne,
Schmückt mich mit dem Monde,
Legt zwei Sterne auf die Schultern mir,
Auf die Stirne mir des Berges Stern,
Dass mich jedermann bewund're . . . .

Das Wort »Măestra« bedeutet »Meisterin«, besonders in den Zauber- und Beschwörungsliedern und überhaupt ein jedes Weib, das mit geheimer Kraft ausgestattet ist, sei das nun eine Fee, ein Weib oder ein Vogel.

---

*) Gheorghiu, Calendarul femeilor superstiţione, Jahrgang 1893.

In einem walachischen Märchen lautet eine Stelle: »Hier wohnte die Meister-Fee«, an anderer Stelle wieder: »Wagte nicht die Frauen Meisterinnen zu nennen«.*)

In einem Klageliede aus der Moldau heisst es: »Könnte ich doch ein Meistervogel sein«.**)

Der Meistervogel erscheint auch in verschiedenen Gestalten und kann auch sprechen, seine Stimme ist bezaubernd schön.***)

In Pompilius Legende »Ileana Cosinzeana« lesen wir: »In einer anderen Stube waren Meistervögel, die so süss sangen, wie eine Maid, manche einer lieblichen Musik gleich, andere wieder wie ein siebenjähriges Kind«.

In »Codreana Sânziana« desselben Autors heisst es: »Und es sprachen die Vögel zwischen den Blumen, besonders aber der Meistervogel, der mit seiner Zauberstimme die Baumblätter bewog, dass sie vor Freude tanzten und dass auch die Blumen ihm nachsangen«.

Ispirescu erzählt in seinem Märchen »Meistervogel« (Pasărea Măestra), es gäbe »einen tausendfärbigen Vogel, dessen Federn so strahlen wie der Spiegel in der Sonne«, der früher Königstochter gewesen, sich aber in ihren Bruder verliebt und fortzog, um mit ihm sich zu verehelichen. Ihre Brautführerin aber, eine Fee, verhexte sie, dass sie ein Vogel werde und jeden Burschen bezaubere, der ihrer Stimme nachfolgt.

Unter den Meistervögeln ist der berühmteste Andilandi, über den das Märchen Folgendes erzählt: »Meistervogel ist er, dessen Stimme jede irdische Musik übertrifft, der fähig ist, Vergangenheit und Zukunft zu enträthseln und auch in des Menschen Herz zu blicken. Dieser Vogel haust im Palast der Zinen (Feen), im Reiche der Jele im Osten.†)

In einem macedonisch-bulgarischen Märchen verwandelt sich eine Jungfrau namens Adilenka, in die sich die Sonne verliebt, in eine Schwalbe.††) An Adilenkas Stelle kommt in Gaitlers Märchen der Name Jana, Grosdanka und Marija vor. Jana und Grosdanka werden die Ehefrauen der Sonne. Adilenka und Marija werden, Gott bittend, zu Schwalben. In einem verwandten croatisch-slavonischen Märchen ist der Heldin Namen Nasta, die von der Sonne dazu verdammt wird, von nun an Lasta (Schwalbe) zu sein.

---

*) Ispirescu, Basme, S. 124 und 8.

**) Burada, Datine la înmormîtăre, S. 142.

***) Lexicon Budense, S. 369.

†) Calendarul Basmelor, Jahrg. 1877. S. 18—33.

††) Fligier: Ethnolog. Entdeckungen im Rhodope-Gebirge. S. 8.

In den griechischen Märchen ist der Name des allwissenden Vogels, durch welchen man zu Stein erstarrt, Tzitzinena, im Albanischen Dikyeretto, und entsprechen alle dem Andilandi. *)

Mit der rumänischen Form Andilandi kann das albanische delanduse, udelandișe (Schwalbe) verglichen werden, was Miklosich, **) wie auch das macedo-rumän. Wort lăndura aus der hypothetischen hirundula-Form ableitet; Hașdeu dagegen lässt das rumänisch-albanische Element aus dem trakischen Prototyp lend stammen, das mit dem graeco-italischen Prototyp cherendon (χελιδών) verwandt ist.

Zu bemerken ist, dass das macedo-rumänische Mavhistre auch Zauberer bedeutet und dem dako-rumänischen Worte Măestre entspricht.***)

In Buticescus Gedichte »Impĕratul paserilor« (König der Sperlinge) heisst es:

> Ergoss, ergoss sich wie der Regen aus dem fremden Lande,
> Hinreissend singend, nie geseh'ne Schönheit,
> Schrecklichen Lärm in der Luft erhebend;
> Alle sind Milostiva (= gnädige) oder fliegende Geister . . .

Der Verfasser fügt diese Bemerkung hinzu: Die Milostiva sind böse Geister, die nachts in der Luft umherwandern, besonders in der Pfingstnacht, auf Flöten und allerlei Musikinstrumenten spielend und mit geheimer Stimme schluchzend. Es gibt Menschen, die da behaupten, sie gehört zu haben. Diese nehmen den Menschen, die in der Nähe der Quellen schlafen, die Kraft. Andere wieder erzählen, dass sie in ihrem Schlafe gefühlt, wie ihre Brust gepresst wurde.†) Dieser Beschreibung gemäss ist es unzweifelhaft, dass die Milostiven den Jelen gleich sind, die auch die Namen Puternice (= »Mächtige«), Vitezele (= »Held«), Harnice (= »tüchtig«), Sfintele (= »heilig«), Bunele (= »Gute«) und Marile (= »Grosse«) führen. Hier ein Beispiel: Die Jele oder Dînsele nennt man auch ale Sfinte . . . . Tătăneasa, Avrameasa, Carstăneasa sind die Pflanzen der Jelele, mit denen sie die von den in der Luft mit Glöcklein vor dem Hahnenruf umherwandernden Sfinten (»Heiligen«) Gelähmten baden.††)

Auch unter der Bezeichnung »des Feldes Maide« sind die Jele in einem Zauberlied aus Posortár bekannt, welches Lied in Marians Sammlung (S. 341) sich vorfindet.

Schliesslich identificiert man die Jele auch mit dem Namen Zîne oder Zînele, wie in Siebenbürgen, in Macedonien und auch anderwärts.

---

*) Legrand: Recueil decontes grecques, Nr. 10. — Hahn, Griechische und albanesische Märchen. Nr. 69.

**) Miklosich, Alb. Forschungen, II. S. 31. — Hașdeu Etym. Magn. Rom.

***) Crușovenu, Mestre, II., S. 150 und 159.

†) Buticescu, Poesie, S. 127.

††) Hașdeu, Etym. Magn. Rom. S. 795 und 2179.

In einer »Codrean« betitelten Ballade aus der Walachei heisst es:

Stilles Wasser
Aus dem Brunnen,
Aus dem die Frauen trinken
Und die (Feen) Zinele . . . *)

Die Feen (Zînele) können mit einer eigenthümlichen Feen-Krankheit den Menschen treffen. Als Arznei dafür dient der folgende Spruch, welchen die Zauberin hersagt, indem sie ein glühendes Holzstück in ein noch unberührtes Wasser steckt. Das Sprüchlein lautet bruchstückweise folgendermassen:

»Dieser Mensch war rein . . . Rein und hell . . . Er machte sich auf den Weg. — Auf des Weges Hälfte — Begegnet er einem Menschen; — Der war wie gelähmt; — Sein Bart so gross wie mein Ellbogen. — Dort war der Teufel, — Die Teufelin — Moroin — und Frau Moroin. — Der Zauberer — Mit der Zauberin — Das Gespenst mit seinem Weibe . . . Sie sahen ihn, — Trafen ihn — Schlugen ihn nieder, — Trafen ihn mit Pfeilen, — Tranken sein Blut; — Machten ihn zu nichts; — Assen sein Fleisch, — Nahmen seine Kraft, — Gaben ihm den Tod . . . N. weine nicht, — Klage nicht, — Verzweifle nicht, — Flenne nicht, — Denn ich mache dich stark; — In deine Rechte — Geb' ich ein goldenes Horn. — Wenn du hineinbläst, — Hört man es in den vier Ecken der Welt. — Die Feen (Zîne) kommen zusammen, — Du fragst sie aus: — O, ihr Hundefeen, — Was habt ihr mir gemacht? . . . .«

Nach Schluss der Sprüche tränkt und wäscht man mit dem Wasser den Kranken.**)

Den Schluss der Abhandlung mögen die Worte Schotts bilden: »Die Fee durchwandert in Begleitung einer grossen Anzahl von Zauberern die Luft. Zahlreiche Rumänen schwören darauf, ihre Stimmen vernommen zu haben. Ja, sie zeigen sogar die Stelle, woselbst sie mit ihrem Gefolge die Zeit verbringt und wo darob das Gras verwelkt ist. Der Fee wohnt eine grosse Kraft inne: sie lähmt, macht taub und blind. Besonders zur Pfingstzeit ist sie stark. Deshalb trägt der Rumäne zu dieser Zeit in seinem Beutel ständig ein im Wasser nicht feucht gewordenes Stück Lindenholz und einen kleinen Hollunderzweig.« ***)

---

*) Téra, Nónă; II. Jahrgang, S. 468.
**) Marian, Descântece, S. 99—105.
***) Schott, Walachische Märchen, 196 f.

Die asiatischen Expeditionen des Grafen Eugen Zichy.

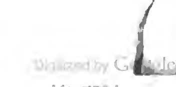
Selbstbericht.

Nach alledem, was ich im ersten Theile meines Werkes *) über meine kaukasische und mittelasiatische Expedition hinsichtlich des Endzweckes dieser Expedition dargelegt habe, ist es wohl unnöthig, dass ich jenen Endzweck ausführlicher erörtere, welchen ich bei meiner dritten, erst vor wenigen Monaten vollendeten Expedition vor Augen hatte; denn dieser Endzweck war auch bei dieser meiner Reise kein anderer, als bei den zwei früheren. Das nämliche Ideal hat mich begeistert, das nämliche Streben hat mir den Wanderstab in die Hand gedrückt.

Aus dem vorläufigen Berichte, welchen ich heute vorlege und welcher naturgemäss nur eine sehr knappe Skizze jener sehr abwechslungsreichen, auf einem verhältnismässig riesigen Gebiete entfalteten Thätigkeit sein kann, die den wissenschaftlichen Inhalt meiner letzten Expedition bildete, ist ersichtlich, dass diese letzte Expedition in ihrer Gänze mit den früheren eng zusammenhängt und dass sie sich aus jenen als logische Folge ergibt.

Es sind die Triebfedern sehr wohl bekannt, welche die ungarischen Forscher zur Erkundigung der östlichen Gebiete aneifern und man weiss auch klar, dass unter diesen Beweggründen das sonst erhabene Werk der religiösen Missionen ebenso wenig Platz findet wie das materielle, wenngleich wohlbegründete Streben nach Förderung der Handelsinteressen. Die grossen Gestalten des ungarischen Pantheons haben — oft genug als Märtyrer — Zeugnis davon abgelegt, dass diese Beweggründe in der rein idealen, aber vielleicht eben deshalb gewaltigsten Macht der Vaterlandsliebe zum Ausdruck kommen. Die Thatsache, dass auch mich in dieser Hinsicht nichts anderes angetrieben hat, ist ebensowenig ein Verdienst, als es ein Grund zu Vorwürfen sein kann. Hier auf diesem Boden bin ich geboren und erzogen worden. Meine Seele wurde von jenen Idealen befruchtet, welche auch Ihre Seelen von Kindheit auf nährten. Eben deshalb habe ich — wie jedwede andere meiner Angelegenheiten — auch meine Expedition nicht anders vollbringen können, als wie es hierzulande jedem anderen seine Seele eingegeben haben würde.

*) S. »Die Donauländer«, Heft I.



Die Nation, die leben will, bedarf der Ideale und die mächtigsten unter diesen sind vielleicht diejenigen, welche von den geheiligten Erinnerungen vergangener Zeiten sich nähren; denn nicht die Race macht die Nation aus, sondern das gemeinsame Gebiet, die gemeinsame Sprache, die gemeinsamen Gewohnheiten, jene Gemeinsamkeit der Überlieferungen und der Geschichte, welche durch gemeinsam durchlebte Freuden und Leiden, durch ein Meer von gemeinsam vergossenem Blute geschaffen worden. Es ist dies eine Wahrheit, welche die von ihr lebhaft durchdrungene Bevölkerung junger, verhältnismässig rasch entstandener Staaten selbst zur Erdichtung falscher Traditionen verlockt. Das ist es, was das junge Rumänien in der trügerischen Überlieferung der dako-romanischen Abstammung gefangen hält; das ist es, weshalb die italienische Regierung fast kein Jahr vorübergehen lässt, ohne solche Feste zu veranstalten, bei welchen die Idee der nationalen Zusammengehörigkeit zum Ausdruck gelangt. Das ist es, was auch unsere besten Söhne in der Epoche der Regeneration zur Pflege der nationalen Sprache und Geschichte aneiferte. Dieser Wahrheit verdankt die ad hoc-Mythologie Michael Vörösmartys ihr Entstehen, ebenso wie die aus der ungarischen Heldenvorzeit geholten Versuche unserer historischen Malerei und unserer erzählenden Prosa. Welche moralischen Kräfte aus diesen Quellen hervorgegangen sind, braucht wohl in diesem Kreise nicht näher erörtert zu werden.

Doch wie sehr wir auch ihre Bedeutung würdigen, ja gerade deshalb, weil uns ihre unberechenbare moralische Kraft nur zu sehr bekannt ist, können wir nicht vergessen, dass von diesen Schöpfungen nur diejenigen auf ein dauerndes Dasein zählen können, deren Stoff eine widerstandsfähige Materie ist. Das Papiermaché ist stark genug, um zur Darstellung eines Festzuges die Materie zu bieten; in einer Opernvorstellung liefert auch das bengalische Feuer schimmerndes Licht; zu einer Statue aber, welche noch zu den späten Nachfahren sprechen soll, ist Erz oder Marmor erforderlich, zur Nährung des Vestafeuers aber die nimmermüde Arbeit der Jungfrauen.

Die improvisierte Geschichte unserer Urvergangenheit, aus welcher die ganze heutige Generation ihre edleren Anregungen empfangen hat, ist infolge der in neuerer Zeit Gott sei Dank immer mehr sich entwickelnden streng wissenschaftlichen und kritischen Thätigkeit in eine eigenthümliche Lage gerathen. Wir fühlen und wissen, dass es Wirklichkeit gewesen, aber wir sehen, dass die Hülle, in welcher der naive Glaube diese Geschichte vor unseren geistigen Augen erscheinen liess, gewissermassen von Papiermaché ist, welches unter den Hammerschlägen der Kritik zerfasert. So ist denn die Zeit gekommen, dass wir das Improvisierte durch das Dauernde, den naiven Glauben

und die Combination durch auf Thatsachen beruhende Wirklichkeit ersetzen, damit nicht unserer Nation, die ihre Kinderspiele längst ausgespielt hat und in das Mannesalter eingetreten ist, die wahren Ideale genommen werden.

Die Sehnsucht nach Erforschung jener thatsächlichen Wirklichkeiten hat meine erste Expedition inspiriert, jener Wirklichkeiten, aus welchen es dereinst möglich werden soll, die Urvergangenheit der Ungarn wahrheitsgetreu zu schildern. Die Reisen, die ich damals machte, beruhten — wie ich es deutlich bezeichnete — einerseits auf rein literarischen Vorbereitungen, andererseits hatten sie in erster Reihe und vornehmlich den Zweck, dass ich die localen Zustände kennen lerne und jenen Boden erkunde, auf welchem die systematischen Forschungen der Zukunft in Gang gesetzt und aufgebaut werden müssen. Dass ich dieses Ziel mit meiner ersten Expedition auch erreichte, das hat am besten meine jetzt beendigte Reise bewiesen, deren Programm eben mit Berücksichtigung der aus meiner ersten Expedition abgeleiteten Lehren ausgestaltet wurde. Eben deshalb mochte durch jene Expedition jeder enttäuscht worden sein, der davon mehr erwartete, als ich damit zu erreichen die Absicht hatte. Ebenso wird sich auch durch meine jetzige Expedition — sowohl in Betreff ihres Resultates als auch in Betreff ihres Zweckes — derjenige enttäuscht sehen, der davon eine allgemeine und vollständige Aufhellung der Urvergangenheit der Ungarn erwartet, denn dass ein solcher Erfolg unmöglich der Lohn einer einjährigen Thätigkeit sein kann, wusste ich am besten, der ich nicht ohne alle Vorerfahrungen zum drittenmale den russischen Boden betrat.

Doch auch aus dem oben Gesagten geht klar hervor, dass ich nicht nebelhaften Sagen nachgieng, die uns ja auch bisher nicht fehlten, sondern kritisch messbare Wirklichkeiten suchte. Der neue Bau unserer Urvergangenheit, an dessen Aufrichtung so viele ausgezeichnete Söhne unserer Nation eifrig thätig sind, muss Jahrhunderte dauern und jeder Stein eines solchen Baues muss von der Marmorhärte der Wahrheit sein. Diese Wahrheit war der leitende Grundsatz meiner Expedition und darum möge man keine leicht hingeworfenen abwechslungsreichen und stimmungsvollen Bilder über die Resultate derselben erwarten. Was wir heimgebracht haben, ist nur Baumaterial, aber als solches — ich kann es mit ruhiger Überzeugung sagen — von nicht schlechter Qualität, denn bei Auswahl desselben waren wir stets darauf bedacht, dass jedermann, der an der Erforschung unserer nationalen Vergangenheit thätig sein will, es mit ruhigem Gewissen benützen könne.

Meine früheren Reisen hatten mich vor allem davon überzeugt, dass ich in jenen Gebieten nur in geringstem Masse auf archivalische

oder andere, rein geschichtliche Daten zählen kann, welche zur Aufhellung der von mir zu erforschenden Fragen dienen könnten; es wäre denn, dass ich die Durchsicht des in armenischen und georgischen Klöstern vorfindlichen Materiales in mein Programm aufnehme, woran ich aber durch den Mangel an den nöthigen Fachkräften ebenso gehindert war, wie durch zahlreiche andere, schier unüberwindliche Hemmnisse, welche auch die Arbeit anderer Forscher an diesen Orten verhindert haben. Dagegen bot sich archäologisches Material in solcher Fülle dar, dass die Aufarbeitung desselben die schönsten Resultate verhiess. Ich sah ferner, dass in den uns näher interessierenden Theilen des russischen Gebietes trotz jenes wahrhaft bewunderungswürdigen Culturfortschrittes, welchen das russische Reich in diesem Jahrhundert gemacht, die Cultur noch sehr viele avitische und Volkselemente in dem Leben der Völker zurückgelassen hat; gleichwie die russische Sprache trotz der geradezu fabelhaften Eroberungen, welche sie unter den anderssprachigen Nationalitäten gemacht, bisher kaum eine einzige der eingeborenen, nichtrussischen Sprachen auszurotten vermochte. Eben deshalb war auch die Hoffnung begründet, dass, wenngleich wir sozusagen in der zwölften Stunde kamen, es uns mit Hilfe ethnographischer und linguistischer Forschungen gelingen kann, solche avitische Manifestationen des Volkslebens und der Volksseele zu entdecken, welche geeignet sein können, einige dunkle Punkte unserer Vergangenheit aufzuhellen oder uns doch als Wegweiser zu dienen. Diese Erfahrungen bewogen mich, meine Expedition aus einem Archäologen, einem Ethnographen und einem Linguisten zusammenzusetzen, wobei ich mir selbst die Leitung vorbehielt, was ein unerlässliches Erfordernis der Einheitlichkeit der Arbeit war.

Es ist sehr natürlich, dass jeder Fachmann, welcher an dieser Expedition theilnahm, innerhalb des Rahmens der ausgesteckten Aufgabe sich frei bewegen konnte, umsomehr, als auch die Verantwortlichkeit in Dingen ihres Faches die einzelnen Fachmänner traf. Je nach der Natur der einzelnen wissenschaftlichen Fächer mussten selbstverständlich bald identische, bald nach Fächern abweichende Programme aufgestellt werden und eben deshalb möchte ich in meinem Berichte im Interesse der leichteren Übersichtlichkeit jedes Fach gesondert behandeln.

Die archäologische Aufgabe, deren Durchführung ich Herrn Dr. Béla Posta, Custos der numismatischen und Antiquitäten-Abtheilung des ungarischen Nationalmuseums übertrug, gestaltete sich folgendermassen: Unsere hauptsächliche Aufmerksamkeit musste auf die auf russischem Boden vorfindlichen Reliquien aus der Zeit der ungarischen Landnahme gerichtet sein, somit auf eine solche Antiquitäten-Gruppe,

welche in unserem Vaterlande nicht bloss durch Münzen datiert werden kann, sondern auch durch gewisse Waffen- und Geräthetypen, ferner durch zahlreiche Schmuckgegenstände und eine ganz eigenthümliche Art der Leichenbestattung sehr nachdrücklich charakterisiert wird und welche nach den Ergebnissen der bisherigen Forschungen sich im besonderen an das IX. und X. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung anlehnt, aber — wie es scheint — in gewissen Relationen noch weiter herabreicht.

Doch es war klar, dass man bei dieser Gruppe nicht stehen bleiben, beziehungsweise sich nicht auf dieselbe beschränken durfte, denn alles, was bisher die geschichtlichen, linguistischen, ethnographischen und archäologischen Forschungen an die Oberfläche brachten, weist in Betreff der Ausgestaltung unserer Nation sehr nachdrücklich auf einen solchen Bildungsprocess hin, welcher erstens auf einem grösseren Gebiete sich abspielte, zweitens eine verhältnismässig längere Dauer in Anspruch nahm, und auf welchen drittens mehrere verschiedenartige Elemente Einfluss übten, obgleich dieser Process — worüber ich auch heute keine Zweifel hege — seinen eigenartigen und charakteristischen Ausdruck von einem und demselben Elemente empfieng.

Wenn wir nun die Überreste dieses Entwicklungsprocesses suchen, so sind jene örtlichen, zeitlichen und ethnischen Eigenthümlichkeiten, welche streng mit der Zeit der ungarischen Landnahme verbunden sind, einzig und allein in der Zeit der Völkerwanderung aufzufinden und eben deshalb mussten wir, wenn wir in archäologischer Hinsicht nicht halbe Arbeit verrichten wollten, auch die Sammlung jener Überreste aus der vaterländischen Völkerwanderung in den Kreis unserer Thätigkeit einbeziehen, welche auf russischem Boden aufzufinden sind, und wir durften in dieser Hinsicht bei der Grenzlinie der sogenannten historischen Völkerwanderung, welche erst die Anfänge des Mittelalters kennzeichnet und mit Vermittlung der dazwischenfallenden germanischen, beziehungsweise avarischen Phasen sich an die in das IX.—X. Jahrhundert fallende ungarische Landnahme knüpft, nicht stehen bleiben, sondern wir mussten auch die Überreste der dieser Landnahme auf ungarischem Boden vorangegangenen Zeit aufnehmen, insbesondere aus dem Gesichtspunkte der in jener Zeit auf dem Boden unseres Vaterlandes sesshaften turanischen Volkselemente. Mit anderen Worten: wir mussten auch die russischen Analogien der sogenannten hunnisch-germanischen, avarischen und jazygisch-sarmatischen Gruppen zum Gegenstand unserer Studien machen.

(Fortsetzung folgt.)



Rundschau.

Die „Matica Hrvatska".

Die croatische Literatur — dies darf kühn behauptet werden — hat nicht nur auf die Gestaltungen des öffentlichen nationalen Lebens ununterbrochen eingewirkt, sondern namentlich in neuerer Zeit das nationale Leben selbst geschaffen; hauptsächlich durch das grossartige Wirken des in der croatischen Landeshauptstadt Zagreb (Agram) residierenden literarischen Vereines »Matica Hrvatska« (croatische Mutterlade), der im Kampfe um nationale Cultur und Aufklärung die Führerrolle übernommen und alljährlich für den minimalen Jahresbeitrag von 3 Gulden die Mitglieder mit acht bis zehn Bänden aus allen Zweigen der Literatur, in gleichmässiger Berücksichtigung von Belletristik und Wissenschaft, beschenkt. Denn den materiellen Wert der Publicationen im Vergleiche zu dem ganz unbedeutenden Beitrage in Betracht gezogen, kann füglich von einem »Geschenke« gesprochen werden, indem der Wert eines einzigen Buches in der Regel das ganze, für alle Bände geleistete Entgelt aufwiegt. Mit Rücksicht auf die Auswahl jedoch, die Mannigfaltigkeit und die Fülle des Gebotenen, ermöglicht die »Matica Hrvatska« jedermann eine Büchersammlung, die auf's höchste befriedigen und freudig überraschen muss. Neben verschiedenartiger Belletristik ist auch die Wissenschaft würdig vertreten und Geographie, Geschichte, Naturlehre, Literaturgeschichte, Musik, bildende Kunst, populäre Medicin u. s. w. wechselt jahraus jahrein in bunter Fülle.

Durch diese kolossale Thätigkeit ist denn auch die »Matica Hrvatska« im öffentlichen Leben Croatiens ein hochbedeutsamer Factor zu nennen, der, aus bescheidensten Anfängen hervorgegangen, zum Centrum des croatischen literarischen Schaffens geworden ist. Es konnte auch bereits vor 7 Jahren, als der Verein die fünfzigste Jahreswende seines Bestandes in würdiger Weise feierte, der auch heute noch an der Spitze des Vereines stehende Präsident Prof. Tade Smičiklas die begeisterten Worte ausrufen: »Die »Matica Hrvatska« lebt und arbeitet in der Blüte ihrer Kraft. Sie gleicht dem muskulösen Arbeiter, der, voll Lebenskraft, auch dem schärfsten Auge keinen Schatten von Schwäche verräth, die auf ein baldiges Schwinden dieser Kraft schliessen liesse. Voll Entzücken schaut man die Stärke eines solchen Mannes und das Herz schwelgt im Anblicke seines Schaffens. Gerne lässt man seine Sinne zu jenen Werken schweifen, die sein glänzender Geist hervorgebracht, Werke, an denen sich nicht nur die jetzige, sondern auch die kommende Generation weiden muss.«

Siebenundfünfzig Jahre sind es her, seit eine kleine Schar begeisterter Patrioten, wie Ljudevit Gaj, Dimitrija Demeter, Pavao Stoos,

Antun Mažuranić, Ljudevit Vukotinović und Vjekoslav Babukić, die Idee fassten, einen literarischen Verein zu gründen und alles zu vereinigen, was die Feder in den Dienst des Vaterlandes zu stellen befähigt wäre. Der Idee schienen sich die grössten Hindernisse entgegenzustellen; aber mit unbeugsamer Energie ward vorwärtsgeschritten; in den gleichgiltigsten Seelen wussten die Anreger das patriotische Gefühl aufflammen zu lassen und fanden auch ausserhalb Croatiens warme Anhänger; ja selbst der regierende Fürst von Serbien, Miloš Obrenović, kam mit einem Beitrage von hundert Ducaten zu Hilfe. Auf diese Weise kam die »Matica Ilirska« (illyrische Mutterlade) zustande, die aber noch keinen literarischen Verein bildete, sondern bloss ein vom Agramer Nationalcasino verwaltetes Stammcapital präsentierte. Zu einem Vereine ward sie erst im Jahre 1847, nachdem die Statuten die allerhöchste Sanction erhalten hatten, und zu einem tonangebenden Factor ward sie erst mit dem Jahre 1877, als sie mit ihrer Reorganisation auch ihren Namen änderte und die Bezeichnung »Matica Hrvatska« annahm. Und was in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts bloss im Geiste einiger Privilegierten lebte, das hat sich mit der Zeit zu einem selbstbewussten Streben, zu einer allgemeinen öffentlichen Überzeugung gestaltet.

Zum Zwecke ins Leben gerufen, nützliche Lehren, sofern sie nicht ins Gebiet rigoroser Wissenschaft gehören, zu verbreiten und die croatische Belletristik zu fördern, musste auch die Organisation der »Matica Ilirska« eine gründliche Wandlung erfahren. Mit dem früher bestandenen Usus, nur in den literarischen, nicht aber auch in den wirtschaftlichen Ausschuss Schriftsteller zu wählen, wurde zunächst aufgeräumt. Seit dem Jahre 1878 ist ein Literat — Ivan Kostrenčić — Secretär und Cassier in einer Person und nur seine nimmermüde Schaffensfreude, sein eiserner Fleiss und seine beispiellose Ausdauer, mit der er nebst seinem eigentlichen Berufe — er ist Universitätsbibliothekar — seine ganze Lebenskraft den Interessen des Vereines widmet, hat es bewirkt, dass die Matica zu ungeahnter Blüte heranreifte und eine glänzende Körperschaft geworden ist, um die sich alles schart, was in Croatien die Feder zu führen vermag und welche als Werkzeug des Wissens, der Aufklärung und Cultur vom Pflichtgefühle durchdrungen ist, auf Gebieten Schlachten zu gewinnen, auf welche sich die Hand des Staates nicht erstreckt.

Weiters hiess es aber auch, sich ein Publicum zu schaffen, und zwar ein solches, welches die Editionen der Matica nicht nur zu lesen, sondern auch zu kaufen hätte. Es wurde ein jährlicher Mitgliedsbeitrag von 3 Gulden bestimmt, ausserdem für gründende Mitglieder ein- für allemal der Erlag von 50 Gulden festgesetzt, wofür die Gründer alle Publicationen Zeit ihres Lebens beziehen. Diese Neuerung erwies sich als eine überaus glückliche. Die Zahl der Mitglieder wuchs von Jahr zu Jahr in rapider Weise. Während der Verein im Jahre 1875 kaum 300 unterstützende Mitglieder zählte — die Zahl der Gründer ist auch heute verhältnismässig gering — stellte schon ein Jahr später die Stadt Agram allein so viel. Das Jahr 1877 weist schon 1299, das Jahr 1878 doppelt so viele Mitglieder auf. Im Jahre 1888 sind es 7282 und heute zählt der Verein 12.000 Mitglieder, von

denen nicht wenige im Auslande, ja sogar jenseits des Oceans weilen. Dem Vereine lassen in ausgiebigster Weise seine Vertrauensmänner ihre Hilfe angedeihen; solche hat der Verein in jeder grösseren Ortschaft und diesen obliegt es, die alten Mitglieder zusammenzuhalten, neue anzuwerben, die Jahresbeiträge einzusammeln, die Publicationen zu beziehen und an die Mitglieder zu vertheilen. Gleich der Zahl der Mitglieder stieg auch diejenige der Vertrauensmänner. Im Jahre 1877 gab es deren bloss 54, im Jahre 1878 schon 81, im Jahre 1892 sogar schon 250, während heute mehr als ihrer 500 bestrebt sind, die kolossalen Massen geistigen Gutes, das der Verein alljährlich abgibt, unter die Menge zu bringen.

Bei solchem Stande der Dinge musste naturgemäss auch das Vereinsvermögen ein ständiges Wachsen aufweisen. Mit den behufs Prämiierung auf Grund von Preisausschreibungen eingelaufener Werke deponierten Legaten und Fonden verstorbener Patrioten zusammen belief sich das Vermögen der Matica im Jahre 1877 auf 32.000 Gulden. Heute ist dasselbe bereits verzehnfacht und besteht theils aus Barvermögen, theils aus vorräthigen Mitglieds-Editionen und Verlagswerken (Übersetzungen alter Classiker) und aus einem eleganten Palais in Agram. Dieses bildet den wirtschaftlichen Erwerb der regenerierten Matica; diejenigen aber, die seit 22 Jahren Hunderttausende von Büchern unter das lesende Publicum brachten, haben ungleich mehr als diesen Palast geschaffen: sie haben ein herrliches Monument der Arbeit und Vaterlandsliebe errichtet, wie wir ein ähnliches bei culturell weit vorgeschritteneren und mit materiellen Hilfsquellen weit reichlicher bedachten Nationen vergeblich suchen.

Treu der Devise, die croatische Literatur müsse vor allen Dingen croatisch sein, thut die rührige Vereinsleitung — von der Landesregierung subventioniert — alles, was sich in den heutigen Verhältnissen thun lässt, um ihre Publicationen je reichhaltiger, je würdiger auszustatten. Auch die soeben für das Jahr 1898 zur Ausgabe gelangten neun Bände übertreffen alles, was anderwärts um den minimalen Betrag von 3 fl. geboten werden kann. Im schweren Kampfe um die Erhaltung der national-culturellen Individualität, inmitten einer Flut von Gegenströmungen ist denn auch die »Matica Hrvatska« der lichteste Punkt, die jeden Patrioten mit Stolz, den unparteiischen Beobachter aber mit Bewunderung erfüllen muss. Die Regeneratoren der illyrischen Epoche hatten ihr eine feste Basis verliehen und die Epigonen setzen die Arbeit mit einer Solidität und Ausdauer fort, die ihr Bestand und Zukunft sichern. Was einst in längst versunkenen Jahrhunderten die Schlachtkeule gewesen, ist heute die Pflugschar, und was in den grossen Kämpfen einer glorreichen Zeit das Schwert war, das ist heute das Wort und der Buchstabe: das Wort der freien, wahren Rede, der Buchstabe der aufhellenden, der Sitten veredelnden Schrift, mit deren Hilfe der patriotische Geist der Anhänglichkeit an Heimat und Nation, die allgemeine Bildung, die Kenntnis der nationalen Sprache verbreitet, der allgemeine menschliche Fortschritt gefördert, die nationale Cultur intensiv und extensiv entwickelt, ihre Kraft gefestigt und vereinheitlicht, die Verfeinerung des geistigen, moralischen, ja sogar des materiellen Lebens angestrebt wird.

Es ist keineswegs die Pflege eines billigen Patriotismus, auch keines traurigen Byzantinismus, der die Matica ihre ganze Kraft, ihre moralische und materielle Stütze bietet, sondern ein ehrliches Streben, dass die Sprache in ihrem ganzen Wesen, in ihren Ausdrucksformen den Boden und die Rasse zeigt, denen sie entspringt. Die Leitung ist aber auch in Händen von Männern der fruchtbringenden That, der Erfolg verheissenden Arbeit. Allen voran der verdienstvolle Präsident Prof. Smičiklas als Verkörperung des die edelsten Traditionen mit den Forderungen der Jetztzeit anstrebenden Geistes. Denn, so wie in seinem Thun und Handeln der kühle, nüchterne Verstand mit dem Pathos und dem Schwunge der Vergangenheit zu einem harmonischen Ganzen verbunden ist, ebenso trifft sich auch in seinem Geiste die Pietät für die Tradition croatischer Cultur mit der Erkenntnis für die Bedürfnisse der Jetztzeit.

Wenn es wahr ist, dass jedes Volk die Literatur hat, die es verdient, dann kann das croatische Volk mit sich vollauf zufrieden sein, denn seine Literatur trägt — dank dem rastlosen Streben der Matica — das Gepräge sittlichen Ernstes und unbeugsamer Schaffenslust. Die gewaltige Zahl der Vereinsmitglieder stellt aber auch ein löbliches Zeugnis für die culturelle Triebkraft des croatischen Volksthums aus. Cultur, Reichthum, Wohlstand, staatliche Organisation, all das sind nur Mittel der nationalen Propaganda, Werkzeuge der nationalen Festigung. Die wirkliche Kraft aber, welche sich all dies schaffen kann, ist doch nur das gesunde, selbstbewusste, grosse Ziele verfolgende geistige Leben der Nation, ein nationales Leben, an welchem jedermann mit Stolz und Freude Antheil nehmen kann. Zwölftausend Mitglieder und die zehnfache Zahl von Lesern scharen sich um den Verein; eine Erscheinung, umso bemerkenswerter und umso erfreulicher, als sich die Editionen der Matica an ein Publicum wenden, das einen ziemlich hohen Grad von Intelligenz besitzen muss, um diese Lectüre geistig zu verdauen. Die Bücher der Matica Hrvatska sind denn auch Hausgenossen, die den Besitzern innerlich nah und näher kommen, mit denen sie fühlen, und für die sie sich auch mit verantwortlich fühlen. Und dieses Gefühl der Verantwortlichkeit für das, was in der Literatur vorgeht, muss den Croaten nachgerühmt werden. Dieses Gefühl ist aber die erste Vorbedingung zur gesunden Entwicklung einer nationalen Literatur, die ihrem Wesen nach dasjenige geistige Gut eines Volkes ist, das schon allein durch die Ausdrucksform, die Sprache, der treueste Ausdruck des Wesens und Empfindens dieses einen Volkes ist. Und wehe der Nation und der Literatur, die freiwillig auf dieses ihr erstes und heiligstes Recht, den eigenen Volksgenossen ihr Empfinden in ihren Tönen wiederzugeben, verzichtet, und dem Phantom einer nicht existierenden Internationalität der Literatur zuliebe ein farb- und gesinnungsloses Kunstproduct aufnöthigen will, das nie die geheimen Tiefen der Volksseele in Schwung zu versetzen vermag.

Ein umso bedeutenderes, nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst der »Matica Hrvatska« ist es, bewirkt zu haben, dass sie dasjenige hütet, wahrt und weiter bildet, was sie als Erbe von ihren Altvorderen übernommen: Die nationale Sprache und Literatur.

Mavro Spicer.

Das königlich serbische Nationaltheater.

Von allen öffentlichen Institutionen Serbiens ist das königliche Nationaltheater diejenige, die im culturellen Leben dieses rüstig emporstrebenden Balkanstaates am tiefsten wurzelt. Die ersten Ansätze des Theaters beginnen schon im Jahre 1835 in Kragujevac. Joachim Vujić war der erste, der dramatische Vorstellungen einzustudieren begann, die vom Fürsten Miloš und anderen Geladenen besucht wurden. Die Rollenbesetzung geschah durch Dilettanten, die später im Staatsdienste Serbiens angesehene Posten bekleideten.

Nachdem Fürst Miloš im Jahre 1842 Serbien verlassen hatte, gerieth auch das Bühnenleben ins Stocken. Erst im Jahre 1847 ward es durch Gjurković, den Leiter einer Pančevo-er Schauspielertruppe, wieder erweckt. Im Jahre 1851 trat dann in Sachen des serbischen Theaters eine neue Wendung ein. Es bildete sich nämlich ein Theatercomité, dessen erste Idee dahingieng, in der serbischen Metropole ein eigenes Theatergebäude erstehen zu lassen. Die Anregung begegnete allenthalben begeisterter Aufnahme. In kaum einem Jahre ergab die erste Sammlung den Betrag von 100.000 Dinaren. Aber das Unglück brachte es mit sich, dass das Theater an einer sumpfigen Stelle Belgrads gebaut wurde. Kaum bis zum Mauerwerk aufgeführt, musste der Bau eingestellt und an eine Fortsetzung desselben an dieser Stelle durfte nicht mehr gedacht werden.

Erst als Fürst Michael den serbischen Thron bestiegen hatte, konnte die Idee zur Gründung eines serbischen Theaters wieder aufgenommen werden. Im Jahre 1863 trat abermals ein Comité zusammen, welches behufs Aufführung eines Theaterbaues an die Nation einen Aufruf erliess. Aber die Bevölkerung war durch das erste Fiasko gewitzigt und die Summe, die durch öffentliche Sammlungen aufgetrieben werden konnte, belief sich auf kaum — 900 Dinare. Vier Jahre lang wurde über den Bau eines Theaters debattiert. Aber stets blieb es nur beim gesprochenen Worte. Erst im Jahre 1867 geschah ein kräftiger Schritt nach vorwärts. Der Leiter des serbischen Theaters in Neusatz, Jovan Gjorgjević, kam mit seiner vorzüglichen Gesellschaft nach Belgrad und fand bei dem kunstsinnigen Fürsten Michael solchen Anklang, dass sich dieser bewogen fühlte, zum Bau eines ständigen Theaters einen Beitrag von 5000 Ducaten in Gold zu leisten mit dem Bedeuten, er wünsche, dass je eher ein Theater erstehe. Das Wort ward denn auch bald zur That.

Wohl fiel noch in demselben Jahre der edle Fürst durch Mörderhand und mit ihm sank so manche schöne Hoffnung des serbischen Volkes ins Grab, aber sein Nachfolger Fürst Milan setzte nach Thunlichkeit die culturellen Bestrebungen seines Oheims fort. Auch die Theaterfrage fand in ihm einen mächtigen Förderer. Am 18. August 1868 legte er eigenhändig den Grundstein zum Musentempel, der schon am 30. November 1869 in solenner Weise seiner Bestimmung übergeben wurde. An diesem Tage fand unter Jovan Gjorgjević, dem ersten Director, die feierliche Eröffnungsvorstellung im gegenwärtigen serbischen Nationaltheater statt.

Für dieses Theater wurden aus der Privatschatulle der Fürsten Michael und Milan beiläufig 200.000 Dinare verausgabt. Es ist dies

ein herrliches Denkmal, welches die Obrenoviće als Liebespfand der nationalen Dynastie dem Lande gesetzt!

Seit dem Jahre 1869 werden in diesem Kunstinstitute regelmässige Vorstellungen gegeben. Eine mehrmonatliche Unterbrechung trat bloss während des serbisch-türkischen (7 Monate) und des serbisch-bulgarischen Krieges (4 Monate) ein. In dem ersten Vierteljahrhundert seines Bestandes fanden 3614 Vorstellungen statt, die eine Gesammteinnahme von 1,654.000 Dinaren abwarfen. Für die Bühnenliteratur wurden über 50.000 Dinare verausgabt. Das Repertoire weist etwa 600 Werke auf, die sich vornehmlich aus fremden Literaturen recrutieren. Denn so reich die serbische Literatur an Dichternamen und dementsprechend an poetischer Production auch sein mag, so ist das Drama, mit wenigen Ausnahmen, nicht das Feld für die serbische Poesie. Wohl haben sich auch auf dramatischem Gebiete bedeutende Talente erprobt, namentlich fand das historische Drama berufene Bearbeiter, so u. a. in Jovan Subotić (1817—1886) und Milorad Popović-Šapčanin (1842—1895), aber straff gegliederte, dramatisch-bewegte, die führenden Charaktere scharf beleuchtende, die zum Conflicte und zur Katastrophe treibenden Motive lebendig fördernde Handlung ist nur in den seltensten Fällen vorhanden. Verhältnismässig am gelungensten erscheinen die Possen und Lustspiele, so etliche von Kosta Trifković (1843—1875), M. Cvetić (1845) und Dragutin Ilijć (1857), am schwächsten die Tragödien und Schauspiele, obzwar einige von Gjuro Jakšić (1832—1878), Gjuro Maletić (1816—1884), Matija Ban (1816) und Dr. Milan Jovanović (1834—1896) dauernden Wert besitzen.

In neuester Zeit, vornehmlich, seit durch Vuk Stefanović Karadžić (1787—1864) die Orthographie und einheitliche Volkssprache begründet ward, machen sich auch in der serbischen Literatur neue Strömungen, neue nationale Kunstformen geltend und der kräftige nationale Pulsschlag regt sich im serbischen Geistesleben auch auf dramatischem Gebiete immer mehr.

Das Nationaltheater besteht aus einem geräumigen Parterre mit 240 Sitzplätzen, 30 Logen, einer prachvollen Hofloge und 3 Galerien. Das ganze Haus hat einen Fassungsraum für 800 Personen. Die Bühne hat 5 Coulissen, ist 9 Meter tief, 11 Meter breit; weiters hat sie ein prächtiges Requisiten- und Decorationsmagazin. Die Maschinerie ist eine moderne. Das Künstlerpersonal steht auf der Höhe seiner Aufgabe. Der Chor ist ziemlich gross; das technische Personal ist geeignet, seinem Berufe vollauf zu genügen.

Das jährliche Budget des serbischen Nationaltheaters beläuft sich auf 200.000 Dinare. Hievon trägt der Staat etwa 70.000 Dinare bei, alles übrige findet in den Einnahmen des Theaters seine Deckung. Gegenwärtig steht das Theater ohne Deficit da, und wer da weiss, was ein Theater heisst, der wird diesen Umstand vollauf zu würdigen wissen.

Dass das serbische Nationaltheater so prosperiert, ist das Hauptverdienst der nationalen Dynastie, die dem Lieblingsinstitute des unsterblichen Fürsten Miloš immerdar die grösste Aufmerksamkeit widmete. Namentlich der jugendliche, für alles Schöne so sehr empfängliche König Alexander hegt für das Nationaltheater die lebhaftesten Sympathien.

Von aussen weniger imposant, muss dem Inneren des Musentempels hoher Geschmack und vollendete Zweckdienlichkeit nachgerühmt werden. Derselbe ist berufen, noch lange Jahre hindurch das Centrum des gesammten Kunstlebens Serbiens zu bilden. Vor dem Theater erhebt sich stolz das bronzene, von Fernkorn ausgearbeitete Reiterdenkmal des fürstlichen Initiators dieser schönen Culturidee. Durch werkthätiges Schaffen, in unermüdlicher Arbeit hat Fürst Miloš sein Land auf den Weg des Fortschrittes gebracht. Unter ihm hat die serbische Staatsidee sich entwickelt, das nationale Heerwesen sich befestigt. Die dankbare Nation hat denn auch nur sich selber geehrt, indem sie in pietätvoller Würdigung der unsterblichen Verdienste ihres von Mörderhand gefallenen Wohlthäters das stolze Denkmal vor dem von ihm geschaffenen Musentempel errichten liess.

Jedermann, sei er Serbe oder ein Fremder, wird, wenn er nur ein Freund der Civilisation ist, vor dem herrlichen Monumente Halt machen und die edlen Züge des grossen Märtyrers betrachten, der da begriffen hatte, dass in der Civilisation, in dem gesunden geistigen Fortschritte jene Zauberruthe verborgen sei, welche die Thore der geheimnisvollen Zukunft öffnet, und dass nur von der Cultur durchdrungene Nationen Anspruch auf Existenz erheben dürfen. —ić.

Die Thätigkeit der rumänischen Akademie im Jahre 1898.*)

Wir entnehmen dem Rapporte des Generalsecretärs der Akademie für das abgelaufene Jahr folgende, auf die Thätigkeit dieser Nationalinstitution im Laufe des Jahres 1898 bezughabende Daten:

Die Akademie hielt neun öffentliche Sitzungen ab, in denen mehrere Mittheilungen gemacht und wirtschaftliche Vorträge gehalten wurden, von denen besonders hervorgehoben zu werden verdienen:

Mittheilungen des Herrn Gregor Tocilescu über die durch die Nachgrabungen in Adam Clirsi erzielten Resultate. (Entdeckung des Trophäums Trajans, des Mausoleums der im Kampfe gegen die Dacier gefallenen Krieger, der Spuren der Trophäenstadt etc.)

Mittheilungen des Herrn V. A. Urichea. (Die lange Zeit ohne Sculptur gebliebenen Gebeine Michails des Tapfern; Jordaehe Golescu bittet Kisseleff um Veröffentlichung einer Grammatik und eines Wörterbuches in rumänischer Sprache; G. Lazars Rückberufung nach Bukarest im Jahre 1822; die Edititāt und die Finanzen und Ivan Karagie.)

Mittheilungen von Dr. Babes. (Mittel zum Schutze des Organismus gegen Infectionen: Untersuchungen über den Aussatzbacillus; über einige unschädliche Antiseptien.)

Die Veröffentlichung der Hurmusachi'schen geschichtlichen Documente.

* * *

*) Wir geben diesem, uns zum Redactionsschlusse zugekommenen Berichte bereitwilligst Raum, behalten uns jedoch vor, die Organisation und Wirksamkeit der rumänischen Akademie in einer unserer nächsten Nummern eingehend zu besprechen.
Die Red.

Die Prämien der Akademie.

Zur Prämie Nasturel-Hirescu wurden folgende Publicationen eingebracht:

Argischianu (Dr. S.): Notionen über Volkshygiene und Medicin.

Assan (B. G.): Reise in die Nordpolregionen. Eine Conferenz.

Borgoveanu (V. Gr.): Geschichte der Pädagogik. II. Ausgabe.

Garbea (G. O.): Jov, dramatisches Poëm in rhythmischen Versen.

Gheorgiu (Xenophon C.): Kritische Versuche über französische Literatur.

Idieru (N. E.): Geschichte der schönen Künste.

Maior (Dr. George): Handbuch der rationellen Agricultur. Phytotechnik oder specielle Pflanzencultur.

Manoilescu (C.) Zaharia (C.) Munteanu (Viltor): Der Führer im praktischen Leben des absolvierten Primärschülers.

Moldoeanu (Silvester): Zarandul und die occidentalen Gebirge Transsylvaniens.

Murnu (George): Gedanken und Träume.

Niculescu-Brailigeanu (S.): Physik. II. Auflage.

Mittheilungen von Herrn N. Jorga. Verschiedene interessante Documente von Herrn Hepites und Herrn Negreanu etc.

* * *

Die Akademie hat im Laufe des Jahres 1898 Veröffentlichungen bewerkstelligt:

1. a) Tom XX der Annalen der Akademie (Denkschriften der literarischen Section. Ein moldauischer Dichter aus dem XVIII. Jahrhundert von D. Taraviceanu und das Theater der Rumänen, II. Theil, von Otlanescu. Denkschriften der geschichtlichen Section. Die Regierung Ivan Karagias von V. A. Urichea. Ursprung der beiden Parteien von A. D. Xenopal etc. Denkschriften der wissenschaftlichen Section mit Publicationen von Babes, Hepites. b) Anfang des XXI. Toms.

2. Übersetzungen der Geschichten Herodots von J. Ghica (Capit. 118—140, Seite IV).

3. Fortsetzung der Arbeiten des rumänischen Dictionärs.

4. Bibliographische Arbeiten.

5. Neue Ausgabe der alten Chronik über Romano-Moldau-Walachia von Dimitrie Cantenniú.

6. Veröffentlichungen der Adamachi-Gründungsstipendisten.

7. Schluss des Werkes über die Dobropa-Flora von Dr. Branza etc. etc.

8. Popescu Ciocanel (Giorgi): Das Gavanul-Kloster etc.

9. Rosetti (Dimitrie R.): Dictionär contemporär roumaine 1800—1889.

10. Cicu (Johann): Die Monographie der Gemeinde Comandaresti (Botosan).

Die Prämie Eliade Radulescu erhielten:

1. Conduratu (G. C.): Historische Versuche. Die Relationen der Walachei und Moldowia zu Ungarn bis zum Jahre 1526.
2. Cosmovitsch (Vasili): Die Fürstin Elena. Eine Tragödie.
3. Curucianu (Stefan): Die Thränen.
4. Dans (Ludwig): Spre moarte.
5. Ducescu Ducu (T.): Waldried, Gedichte. Erbeben, Gedichte.
6. Giorgiescu (St.): Die Albanesen. Ein Drama.
7. Llecca (Haralamp G.): Casta Diva. Tertia. Nelli. (Cocea Nicolae), Poeta-roman. — Der Bastard.
8. Rosetti (D. R.): O Lecţia, Drama etc.

Die Prämie Adamachi erhielten:

1. Assan (B. G.): Du Rôle de la Roumanie dans la mouvement commercial etc.
2. Gricescu (Dr. D.): Übersicht der Flora in Rumänien.
3. Leonardescu (Const.): Die Principien der Literatur und Kunst-Philosophie. Versuche einer literarischen und Kunst-Ästhetik.
4. Pacu (Moise N.): Handbuch über evangelische Moral. II. Aufl.

Die Prämie der Gesellschaft in Crajova für öffentlichen Unterricht erhielten:

1. Adamescu (G.): Begriffe von der Geschichte der rumänischen Sprache und Literatur; Chrestomatie über Geschichte der rumänischen Sprache und Literatur.
2. Borgovan (V. G.): Lesebuch für die II. Classe der Primär-Schule. II. Auflage.
3. Calmuschi (Const.): Die Geographie Rumäniens und der Nachbarländer.
4. Cosacescu (N.): Elementar-Curs für Algebra.
5. Floru (Johann S.): Geschichte der alten Völker.
6. Hodos (Enea): Handbuch zur Geschichte der rumänischen Literatur.
7. Idieru (N. E.): Studien über Volkswirtschaft und Finanzen; zwei Bände.
8. Manliu (J.): Lesebuch zum Gebrauch der Mittelschulen; drei Bände.
9. Manoilescu (C.): Zacharia Muntianu, Das Buch des Schülers zu den Ferien.
10. Niculescu Brailicianu (S.): Geologie für die unteren Classen der Mittelschulen.

Politische und wirtschaftliche Rundschau.

Die Entwickelung der ungarischen Industrie im Jahre 1898.

Das vergangene Jahr stand unter dem Zeichen der wirtschaftlichen Ausgleichskrise, und dieser sein Charakter war hauptsächlich für die Entwickelung der Industrie von sehr schädlicher Rückwirkung. Zahlreiche begonnene Actionen und eingeleitete Initiativen geriethen

ins Stocken, und später hat die im politischen Leben eingetretene Stagnation uns Diejenigen noch mehr abwendig gemacht, welche sonst Verbindung mit uns gesucht hatten. Unter solchen Verhältnissen war es unmöglich, die im Interesse der Einbürgerung neuer Industriezweige eingeleitete Action fortzusetzen; die Capitalisten und die Fachkundigen im Auslande sahen mit Gleichgiltigkeit, ja hie und da sogar voll Mitleid, wie unser Niveau immer mehr sank, was wir umso tiefer beklagen müssen, als dieser Gradmesser der Decadenz in jedem Zweige der Production und des Consums, sowie im allgemeinen in jeder Offenbarung des geschäftlichen Lebens lebhaft zu empfinden war. Die geschäftlichen Resultate der grossen Industriezweige und der Actiengesellschaften mögen hier ausseracht gelassen werden, bloss die wichtigeren und in das industrielle Leben einschneidenden Ereignisse der industriellen Bewegungen seien im folgenden zusammengefasst.

Im Hinblicke auf die Entstehung neuer Industrie-Unternehmungen gehört das vergangene Jahr nicht zu den ungünstigen, was aus der nachstehenden, hierauf bezüglichen Statistik hervorgeht:

Es entstanden Industrie-Unternehmungen im Jahre

Jahr	Anzahl					
1893 . .	52	mit einem	Gesammt-Stammcapitale	von	fl.	17,931.800
1894 . .	47	»	»	»	»	17,066.000
1895 . .	67	»	»	»	»	28,879.000
1896 . .	31	»	»	»	»	12,025.904
1897 . .	31	»	»	»	»	8,356.900
1898 . .	42	»	»	»	»	15,218.980

Das abgelaufene Jahr näherte sich daher — abgesehen von dem starken Unternehmungstriebe in dem Jahre vor dem Millennium — den Resultaten der besseren Jahre und blieb nicht unter dem Jahresdurchschnitte. In den oben angeführten sechs Jahren wurden nämlich bei uns jährlich durchschnittlich 45 Industrie-Unternehmungen mit einem Gesammt-Stammcapitale von fl. 16,579.764 ins Leben gerufen.

Im Jahre 1898 wurden gegründet:

Anzahl	Art			Betrag	
3	Eisengiessereien und Maschinenfabriken	mit	fl.	950.000	Stammcapital
2	Spinn- und Webefabriken	»	»	140.000	»
6	Bergbau-Unternehmungen	»	»	8,580.000	»
2	Glasfabriken	»	»	325.000	»
6	Dampfmühlen	»	»	800.000	»
1	Lederfabrik	»	»	1,200.000	»
4	chemische Fabriken	»	»	185.000	»
1	Zuckerfabrik	»	»	540.000	»
3	Steinindustrien und Ziegelfabriken . .	»	»	450.000	»
5	Buchdruckereien und verwandte Industrien	»	»	279.000	»
1	Holzindustrie-Unternehmung	»	»	600.000	»
4	Elektricitäts- und Beleuchtungs-Unternehmungen	»	»	1,130.000	»
4	verschiedene Fabriken	»	»	670.000	»

Unter diesen 42 Unternehmungen entstanden zwanzig in der Provinz.

Wir müssen noch bemerken, dass unter den aufgezählten Unternehmungen mehrere grosse alte Anlagen sind, welche erst im verflossenen Jahre die Form von Actiengesellschaften angenommen haben und unter diesem Namen unter die Gründungen gelangten, welche Thatsache die Bilanz viel ungünstiger gestaltet, als sie auf den ersten Blick erscheint.

Für das grosse Publicum ist auch von Interesse, welche neuen Industrieanlagen bei uns entstanden sind. Hierüber können wir auf Grund der officiellen Daten mittheilen, dass die Regierung im Jahre 1898 die folgenden 35 industriellen Anlagen der staatlichen Begünstigungen theilhaftig werden liess:

4 Spinn- und Webefabriken, 3 Schlosserwarenfabriken, 2 Öl- und Petroleumfabriken, 2 Kunsteisfabriken, 1 Thonindustrie-Niederlage, 1 Lampenfabrik, 1 Wagenlampenfabrik, 1 Leimfabrik, 1 Kaffeeschälfabrik, 1 Fabrik zur Verarbeitung von Edelmetallen, 1 Kunstmörtelfabrik, 1 Lackfabrik, 1 Kessel- und Maschinenfabrik, 1 Maschinen- und Werkzeugfabrik, 1 Holzriemenscheibenfabrik, 1 Pyrogranit- und Isolierfabrik, 1 Ziegelfabrik, 1 Telegraphendrahtfabrik, 1 Magnesitfabrik, 1 Fabrik für Bierpumpen und Sodawasser-Maschinen, 1 Fabrik für Schachteln mit Blechrand, 1 Stock- und Holzgalanteriewarenfabrik, 1 Seeschiffswerfte, 1 Holzdestillierfabrik, 1 Kassenfabrik, 1 chemische Fabrik und 1 Cementfabrik.

Unter diesen Fabriken befinden sich ohne Zweifel auch mehrere beachtenswerte Neuheiten. Interessant ist, dass mehr als die Hälfte dieser Unternehmungen (19 von 35) in der Provinz sind, was im Verhältnisse zu dem vorjährigen Ausweise eine wesentliche Verbesserung bedeutet. Ausserdem hat der Handelsminister die Wirksamkeit der schon gewährten Begünstigungen für 16 Anlagen weiter erstreckt und bei 8 Industrieanlagen Übertragungen bewilligt.

Die Bewilligung für das Appreturverfahren haben die interessierten Gewerbetreibenden im Sinne des Punktes 2 des Artikels X des allgemeinen Zolltarifes des österreichisch-ungarischen Zollgebietes in den zehn Jahren 1888—1898 in folgendem Verhältnisse in Anspruch genommen:

	ungarische Firmen	österreichische Firmen
1889 in 73 Fällen	8	65
1890 » 61 »	9	52
1891 » 77 »	5	72
1892 » 116 »	11	105
1893 » 117 »	7	110
1894 » 105 »	8	97
1895 » 131 »	8	123
1896 » 123 »	13	110
1897 » 129 »	15	114
1898 » 146 »	15	131

Das Appreturverfahren wird daher in immer gesteigertem Masse in Anspruch genommen, und zwar überwiegend von österreichischen

Firmen, wogegen die ungarischen Firmen (die croatisch-slavonischen und Fiumaner Firmen mitinbegriffen) dieses Verfahren, wenn auch ebenfalls in steigendem, aber in kleinerem Verhältnisse in Anspruch nehmen.

Das im Jahre 1898 von ungarischen Firmen in 15 Fällen in Anspruch genommene Appreturverfahren vertheilt sich unter die folgenden Industrien und Fabriken:

1 Mineralöl-Raffinerie (für geschliffenes Blech), 1 Reisschälfabrik (Rohreis), 1 Butterexport-Unternehmung (Bestandtheile von Blechbüchsen), 2 Blech- und Eisengeschirr-Emaillierfabriken (Eisenblech- und Halbfabrikate), 1 Eisenfabrik (Alt- und Bruchware), 1 Fabrik für elektrische Lampen (Gaskugeln und Isolatoren), 1 Dampfkesselfabrik (Eisenplatten, Kesselböden, Rohre), 1 Eisengiesserei und Maschinenfabrik (Schienen und Rohbestandtheile von Eisenbahnwagen), 1 Strickwarenfabrik (Cocosfasern), 1 Metall- und Kupferwarenfabrik (Eisenblech und Eisenplatten), 1 Eisengiesserei, Maschinen- und Waggonfabrik (Wagenbestandtheile), 1 Eisen- und Metallgussfabrik (rohes, geformtes und nicht geformtes Eisen), 1 Eisengiesserei und Maschinenfabrik (rohes Brucheisen, Kupferdrähte), 1 Metallfabrik (stählerne Sprungfedern). Von den auf diese 15 Fabriken bezüglichen Bewilligungen sind nur 7 neu, die übrigen dagegen bilden Verlängerungen oder Erneuerungen.

Die Geltung des auf die staatlichen Begünstigungen bezüglichen Gesetzes läuft mit Ende 1899 ab, und das Handelsministerium befasst sich schon jetzt mit der Vorbereitung eines Gesetzes von ähnlicher Tendenz, weil wir in industrieller Beziehung beiweitem noch nicht so sehr erstarkt sind, dass wir die Vortheile eines solchen Gesetzes entbehren könnten. Insolange daher über die durch das neue Gesetz zu gewährenden und die bisherigen — wie verlautet — weit übersteigenden Begünstigungen verlässliche Details nicht in die Öffentlichkeit dringen, wird hinsichtlich der Schaffung neuer Industrieanlagen und der Einbürgerung neuer Industriezweige eine gewisse Pause eintreten, wir hoffen jedoch, nicht für zu lange Zeit.

Hinsichtlich des Ausmasses der directen staatlichen Unterstützung heben wir auf Grund der obigen Daten die folgenden interessanten Ziffern hervor.

Für Zwecke der industriellen Entwickelung hat die Regierung im allgemeinen bewilligt:

1889	fl.	55.570
1890	»	75.000
1891	»	165.901
1892	»	137.451
1893	»	500.371
1894	»	516.899
1895	»	356.820
1896	»	564.409
1897	»	435.528
1898	»	512.237

Hievon entfallen auf Unterstützungen von Fabriksindustrien die folgenden Beträge:

1889	fl. 31.522
1890	» 49.023
1891	» 104.351
1892	» 82.875
1893	» 340.029
1894	» 235.686
1895	» 194.638
1896	» 459.851
1897	» 291.796
1898	» 330.000

Von diesen Beträgen entfallen während der angeführten zehn Jahre auf Textilindustrie-Anlagen mehr als fl. 500.000, Unterstützung von Glasindustrie fl. 300.000, Schaffung von Nähmaschinen fl. 170.000, Unterstützung von Thonindustrie fl. 133.000 und auf die übrigen Industriegruppen etwa fl. 200.000.

Die indirecte Unterstützung der heimischen Industrie bestand darin, dass ihr bei den staatlichen Bedürfnissen und bei denen der öffentlichen Behörden ein Vorzug eingeräumt wurde. Auf diesem Gebiete haben den wesentlichsten Erfolg die heimischen Communications-Unternehmungen erreicht, nach deren Collectiv-Ausweis die Statistik der vorhergehenden elf Jahre in folgende Tabelle zusammengefasst werden kann:

	heimische	ausländische	zusammen
1887	fl. 13,688.725	2,904.963	16,593.688
1888	» 19,863.473	3,018.845	22,882.318
1889	» 21,075.279	3,752.736	24,828.042
1890	» 25,608.111	5,156.755	30,764.866
1891	» 30,466.386	4,485.192	34,951.678
1892	» 25,262.141	5,960.527	31,222.668
1893	» 36,085.043	4,510.184	40,595.227
1894	» 36,418.098	4,945.002	41,363.100
1895	» 39,296.839	4,825.001	44,122.340
1896	» 48,031.155	6,319.093	54,350.248
1897	» 45,154.516	4,967.436	50,121.952

oder in Percenten:

	heimische	ausländische
1887	83 Percent	17 Percent
1888	87 »	13 »
1889	85 »	15 »
1890	84 »	16 »
1891	87 »	13 »
1892	80·9 »	19·1 »
1893	88·9 »	11·1 »
1894	88·0 »	12·0 »
1895	89·1 »	10·9 »
1896	88·4 »	11·6 »
1897	90·1 »	9·9 »

Seit 1887 war das Verhältnis der heimischen Anschaffungen nicht so günstig.

Zu den Errungenschaften des verflossenen Jahres gehört die Verfügung des Herrn Handelsministers, nach welcher die heimischen Lieferanten — insofern sie nicht directe Producenten sind — verpflichtet sind, auch durch Rechnungen nachzuweisen, dass die von ihnen gelieferten Artikel in der That von ungarländischen Producenten stammen.

Hinsichtlich der Unterstützung der Industrie durch die Kaufleute hat der Szegediner Handelscongress wertvolle Beschlüsse gefasst. Auf Grund dieser hat der Landes-Industrieverein die gesammten heimischen Municipien zur Unterstützung der ungarischen Industrie aufgefordert; schon vorher jedoch hatte die Haupt- und Residenzstadt den Beschluss gefasst, die ungarische Industrie nach Thunlichkeit zu bevorzugen. Der Industrieverein hat ferner die Schaffung eines Registers der heimischen Gewerbetreibenden, sowie die Unterstützung der Hausindustrie-Artikel durch die Bäder und die Frauenvereine eingeleitet. Der Herr Handelsminister hat hinsichtlich der Förderung der Concurrenz des Kleingewerbes eine heilsame Initiative ergriffen, welche den Zweck hat, dass die verschiedenen Industriezweige bei Vergebung von Massenarbeiten auch besonders concurrieren können, und dass gewisse Arbeiten nicht gruppiert einem Hauptunternehmer in die Hand gegeben werden, der dann gegenüber den kleinen Leuten die Preise drücken könnte. In dieser Sache hat der Landes-Industrieverein eine ganze Reihe von concreten Vorschlägen vorgelegt und ist jetzt mit der Ausarbeitung der Concursausschreibungen, sowie der Musterverträge beschäftigt.

Zu erwähnen ist noch, dass der Herr Handelsminister durch eine Verordnung verfügt hat, dass anlässlich der Ausschreibung von Concursen die entsprechenden Muster den concurrierenden Gewerbetreibenden stets zur Disposition gestellt werden. Im Interesse der thunlichen Abwendung der Krise in der Glasindustrie hat der Herr Handelsminister auf Grund der bei der Budapester Handels- und Gewerbekammer stattgehabten eingehenden Berathungen wesentliche Frachtermässigungen gesichert, von welchen er die heimischen Kammern und auch die Interessenten in einer Verordnung verständigt hat.

In dem wirtschaftlichen Leben des verflossenen Jahres war ohne Zweifel jene Enquête ein grosses Ereignis, welche der Handelsminister in Angelegenheit der Discussion des Entwurfes eines selbständigen ungarischen Zolltarifes einberufen hat. Die Verhandlungen, welche fünf Tage dauerten, und in welchen zahlreiche Celebritäten des politischen Lebens und viele hervorragende Vertreter des wirtschaftlichen und industriellen Lebens ihre, diesen Gegenstand betreffenden Ansichten gründlich erörtert haben, sind bekannt. Die Politiker, die Landwirte und viele Vertreter der mit der Landwirtschaft im Zusammenhange stehenden grossen Industriezweige (Mühlen, Zucker, Spiritus) traten für die Aufrechterhaltung der Zollgemeinsamkeit, ein grosser Theil der Industriellen und die Vertreter der industriellen Corporationen aber für das selbständige Zollgebiet in die Bresche. Das Resultat der Verhandlungen wurde in einem diariumartigen Berichte veröffentlicht, in welchem auch die wertvollen Memoranden der Fachcorporationen und unter diesen in erster Reihe des Landes-Industrievereines mitgetheilt waren. Wenn wir den Verlauf dieser Enquête durch die unbefangene Brille der nachträglichen Kritik betrachten, ist es unmöglich, nicht zu erkennen,

dass sie auf einem hohen Niveau stand und dass ihr Resultat für die Klärung der Frage ein schätzbares Material geliefert hat.

Die industriellen und Handelsfachkreise wurden auch durch die Cartellfrage eingehend beschäftigt. Der Handelsminister hat nämlich in einem an die Fachcorporationen gerichteten Rescripte die Frage aufgestellt, ob bei uns die legislative Regelung der Cartelle nothwendig sei. Die eingehend motivierten Antworten, welche auf diese Frage eingelangt sind, theilten sich hinsichtlich der Auffassung; die angesehensten Fachcorporationen des Landes jedoch haben nach einer erschöpfenden präcisen Beleuchtung aller Seiten dieser Frage einstimmig dahin concludiert, dass derzeit bei uns für die legislative Regelung der Cartellfrage kein Grund vorhanden sei.

Anlässlich der Neueintheilung der Sectionen des Handelsministeriums kam an die Spitze der Section für Industrie-Entwickelung in der Person des Sectionsrathes Josef Szterényi eine neue Kraft, wodurch die auf die Industrie-Entwickelung bezüglichen Angelegenheiten eine erfahrene, eingeweihte und eifrige Leitung erhielten. Wir wollen die Verdienste der früheren Leiter der vom Gesichtspunkte dieser Rubrik so wichtigen Section nicht schmälern, aber trotzdem wird es vielleicht erlaubt sein, auch an dieser Stelle zu constatieren, dass durch diese Neueintheilung ein frischer, lebendiger Geist in die Section einzog, welcher durch Lebenserfahrungen geklärtes Sachverständnis und praktischen Sinn in das Ressort gebracht hat, das ohne ein organisch zusammenhängendes, zielbewusstes Programm nicht geleitet werden kann. In kurzer Zeit entstand eine ganze Reihe heilsamer Reformen und lückenfüllender Verfügungen, welche von oben mit richtigem und taktvollem Sinn unterstützt und geltend gemacht wurden. Von diesen erwähnen wir die Neuorganisation des Gewerbeunterrichtes, die Stabilisierung der Conferenzen der Kammersecretäre und deren Beschäftigung mit concreten und actuellen Fragen, die auf einer neuen Basis erfolgte Reactivierung des Landes-Industrierathes, die Decentralisation der Gewerbeinspectionen und die Inaugurierung der auf gewisse Theile des Landes sich erstreckenden Action betreffend die Industrie-Entwickelung. Hinsichtlich der letzterwähnten diente das Memorandum als Basis, welches die Abgeordneten des Széklerlandes an die Regierung gerichtet hatten. In der in dieser Angelegenheit stattgehabten Enquête wurden hinsichtlich der Entwickelung der Haus-, der Klein- und Fabriksindustrie, sowie hinsichtlich der Förderung des Fachunterrichtes beachtenswerte Vorschläge gemacht.

Mit dieser Initiative steht wesentlich die Frage der Industrie-Entwickelung in den ruthenischen Gegenden in Zusammenhang, zu welchem Behufe der Minister einen tüchtigen Gewerbeinspector damit betraut hat, die nothwendigen Studien vorzunehmen und concrete Vorschläge zu erstatten.

Auch hinsichtlich der Einbürgerung der Webindustrie im Békéser Comitat erfolgten von oben protegierte initiatorische Verfügungen und gleichzeitig gelangte die Frage in ernster Form auf die Tagesordnung, wie die Bevölkerung der hauptsächlich mit Landwirtschaft sich befassenden Gegenden an eine den Winter hindurch einträgliche hausindustrielle Nebenbeschäftigung gewöhnt, und wie dieser Be-

völkerung dadurch eine ständige und dankbare Nebenbeschäftigung gesichert werden könnte. Der Versuch im Békéser Comitat wird in dieser Richtung massgebend sein und wir können auf Grund dessen weittragende erspriessliche Verfügungen für zahlreiche bedeutende Emporien des Landes erwarten.

Auf dem Gebiete des gewerblichen Creditwesens wird jedenfalls das Genossenschaftsgesetz und die auf dessen Grundlage zu Stande gekommene Central-Creditgenossenschaft epochemachend wirken. Vorerst sind die Organisationsarbeiten der Central-Creditgenossenschaft im Gange, die eigentliche Wirksamkeit hat noch nicht begonnen. In den Fachkreisen herrscht die richtige Auffassung, dass diese neue Organisation die Idee der Genossenschaft in die Schichten der Idustriellen hineintragen muss, da sonst diese von den Vortheilen der neuen Institution keinen Gebrauch machen könnten Besonderes Gewicht muss auf die Schaffung von gewerblichen Genossenschaften gelegt werden, die bisher bei uns nur in sehr geringer Zahl vorhanden sind. Wir haben im ganzen Lande bis jetzt nur 47 solcher Genossenschaften, von welchen 13 Rohmaterial verarbeiten, 10 Magazins-, 17 Producenten- und 7 gemischte Genossenschaften sind. Nach Fächern gruppiert dienen 26 Zwecken der Lederindustrie, 7 der Holzindustrie, 4 der Tuchindustrie, 2 der Textil-, 2 der Hutmacher-, 2 der Eisen-, 2 der Buchdruckerei-, 1 der Korbflechter- und 1 der Bäckerindustrie. Von den erwähnten Genossenschaften befinden sich 5 in Budapest, die übrigen in der Provinz; 15 von diesen Genossenschaften hat der Handelsminister im Laufe der verflossenen vier Jahre eine materielle Unterstützung zukommen lassen, und zwar in Form von Darlehen fl. 65.000, in Form von Subventionen fl. 14.000. Trotz dieser Unterstützungen können die meisten Genossenschaften kein günstiges Resultat aufweisen, was den Hauptgrund darin findet, dass im Schosse derselben nur ein schwacher commerzieller Geist herrscht. Dieser müsste in die Anstalten durch geeignete organisatorische Talente hineingetragen werden, welche vom Centrum aus mit Instructionen versehen und ständig controliert werden sollten.

Schon vor langer Zeit hat der Industrieverein in diesem Sinne dem Handelsminister einen Vorschlag unterbreitet, doch war vor zehn Jahren diese Frage noch nicht reif. Jetzt besitzen wir das Centralinstitut; dasselbe hätte den Beruf, die praktischen Anforderungen auf der ganzen Linie zu studieren und successive zu befriedigen. Denn wir bedürfen auf der ganzen Linie praktischer Verfügungen, von der Ausarbeitung der Musterstatuten, der Auswahl der geeigneten Fachmänner angefangen bis zur geschäftlichen Einrichtung der gewerblichen Genossenschaften.

Auf dem Gebiete des gewerblichen Fachunterrichtes bedeutet die im vorigen Jahre erfolgte Neuorganisation des gewerblichen Landes-Unterrichtsrathes eine erspriessliche Reform. An die Spitze dieses Rathes wurde wieder Alexander Matlekovits ernannt, welcher in seiner Inaugurationsrede besonderes Gewicht auf den Werkstättenunterricht, auf die Erziehung der Werkleiter und Oberarbeiter, auf die Entwicklung der Fortbildung der Meister und Gehilfen und auf eine mehr entsprechende Ausnützung der Gewerbemuseen gelegt hat. Die wichtigeren Gegenstände, mit welchen dieser Gerichtsrath sich bisher befasst hat, sind die Schaffung des elektrotechnischen Institutes, die Organisation von Lehr-

cursen für Modewarenhändler in Verbindung mit der Frauen-Industrieschule, die Neuorganisation der Fachschule für Uhrenindustrie u. s. w. Grosses Interesse erregte die Frage der Befähigung der Bauarbeitsleiter (Poliere). Der Gewerbe-Unterrichtsrath hat nämlich der Ansicht Ausdruck gegeben, dass, wenn ein Baumeister die Aufführung mehrerer Gebäude übernimmt, unbedingt ein Bauleiter (Polier) zu verwenden ist, und dass bei Bauten, zu deren Durchführung nur ein Baumeister berechtigt ist, als Bauleiter (Polier) nur solche Personen verwendet werden können, die zumindest die Befähigung eines Maurermeisters haben. Die von den Zöglingen der Baugewerbeschule und Lehrcurse im Sinne der Organisation erforderte Praxis kann nur bei solchen Bauten erworben werden, die lediglich durch Baumeister aufgeführt werden können; transitorisch jedoch solle auch jener eine Polierberechtigung erhalten können, der zumindest fünf Jahre lang in der Eigenschaft eines Poliers gewirkt hat und während dieser Zeit unbeanständet geblieben ist. Bei jenen aber, die gegenwärtig in Verwendung stehen und fünf Jahre Praxis nicht nachweisen können, soll auch eine einjährige Zeit zur Erwerbung der Befähigung genügen. Dabei hat aber der gewerbliche Unterrichtsrath ausgesprochen, es sei wünschenswert, dass vor der Regelung der Frage der Polierbefähigung, beziehungsweise vor deren praktischer Durchführung, die Ausübung der gesammten, unter den Begriff der Bauhandwerke fallenden Industrien und deren Verhältnis zu einander auf der ganzen Linie einheitlich geregelt werde. Diese Frage ist übrigens noch nicht entschieden und werden sich demnächst die interessierten Fachcorporationen eingehend mit derselben befassen.

Im verflossenen Jahre wurde in Budapest die höhere Baugewerbeschule eröffnet, welche berufen ist, einem seit langem lebhaft empfundenen Mangel abzuhelfen; in dieselbe strömt bereits massenhaft die nach Ausbildung sich sehnende gewerbliche Jugend. Ausserdem wurde auch eine Fachschule für das Schuhmachergewerbe geschaffen. An die unteren hauptstädtischen Gewerbeschulen wurden Central-Zeicheninspectoren ernannt, deren Aufgabe die Leitung des einheitlichen Zeichenunterrichtes ist; dieselben haben bereits hinsichtlich der Reorganisierung des Zeichenunterrichtes dem hauptstädtischen Magistrat concrete Vorschläge unterbreitet. Nur nebenbei bemerken wir, dass im Interesse des gewerblichen Unterrichtes, betreffs der Verlegung von den Abendstunden auf die Tagesstunden, der vom Landes-Industrievereine unterbreitete Vorschlag auch bei dem hauptstädtischen Magistrat eine günstige Aufnahme gefunden hat.

Der Handelsminister hat Verordnungen erlassen in Angelegenheit der strengen Ahndung der Versäumnisse in den Gewerbeschulen, ferner hinsichtlich der einheitlichen Regelung der Zeichenausstellungen und der Verwendbarkeit der Zöglinge der Frauen-Industrieschule zu Schneidergehilfen, die im Gewerbegesetze vorgesehen ist.

Ein sehr interessantes Experiment wurde im verflossenen Jahre hinsichtlich der Förderung der Ausbildung der Gewerbelehrlinge gemacht. Der Budapester Grossindustrielle Andreas Thék hat nämlich in seiner Vaterstadt Orosháza einen Verband der Lehrlinge ins Leben gerufen, dessen Mitglieder eine Uniform tragen, ein Gelöbnis hinsichtlich

des moralischen Lebenswandels und der Wirksamkeit in patriotischem Geiste ablegen, und, was die Hauptsache ist, auch in der Schule in diesem Geiste erzogen und angeeifert werden. Das Ergebnis dieses Experimentes ist bisher sehr ermuthigend. Die Lehrer und Meister äussern sich mit Zufriedenheit über das vortheilhafte Betragen und über die Gelehrigkeit der dem Verbande angehörenden Jugend. Von dem endgiltigen Resultate hängt dann die weitere Entwicklung dieser Institution und die Möglichkeit ab, sie auch in andere Städte zu verpflanzen. Auf den ersten Moment ergibt es sich, dass diese Initiative auch noch den Zweck hat, die socialistische Agitation zu paralysieren.

Auch im Leben der Gewerbecorporationen gieng das verflossene Jahr nicht spurlos vorüber. Das interessanteste Ereignis ist, dass in der Stadt Debreczin nach vielen Schwierigkeiten endlich dennoch eine Gewerbecorporation sich constituierte, die auch schon in Function ist. Auch ist für das Ende des laufenden Jahres ein Congress der Gewerbecorporationen nach Klausenburg einberufen, auf dessen Tagesordnung ausser zahlreichen, das Kleingewerbe berührenden Fragen auch gewisse actuelle Themen gestellt wurden, wie z. B. die Arbeitsvermittlung, die Arbeitslosigkeit u. s. w.

Tag für Tag wird die Sache der Befähigung gewisser Gewerbe ventiliert. So ist z. B. im verflossenen Jahre die »grosse« Frage aufgetaucht, ob der Selcher auch Brot verkaufen, ob der Szürschneider ungarische Kleider anfertigen, ob der Greisler Stiefel, der Raseur Zahnbürsten und Seifen verkaufen darf u. s. w.

Der Industrieverein hat in diesen Fragen den liberalen Standpunkt eingenommen, und es ist zu hoffen, dass auch der Minister in ähnlichem Sinne entscheiden wird, damit nicht bei uns ähnliche Zustände entstehen, wie in Österreich, wo die in diesen Fragen gebrachten Decisionen bereits zwei dicke Bände ausfüllen. Die Kaffeeschänker verlangen bereits, dass in Budapest für ihr Gewerbe der numerus clausus ausgesprochen werde, doch ist es fraglich, ob die Hauptstadt in diesem Sinne ihr Statut ändern wird.

In Angelegenheit der Ausdehnung der Befähigung auf das Glasergewerbe hat die Fachcorporation dem Handelsminister concrete Vorschläge gemacht. Infolge der Initiative des Industrievereines hat die Behörde der Hauptstadt verfügt, dass die auf das Gewerbewesen bezüglichen Decisionen den gesammten hauptstädtischen Corporationen zugesendet werden, damit die übereifrigen Befundierungen aufhören, die Gebüren der Gewerbecorporationen regelmässig eingetrieben werden und damit bei Ausfertigung neuer Gewerbelicenzen die interessierten Corporationen sofort eine Verständigung erhalten. Die Bitte der Gewerbecorporationen, dass die Portofreiheit auch auf ihre Correspondenz mit privaten Parteien ausgedehnt werde, hat der Minister nicht erfüllt. Dagegen hat er den Rechtskreis des gewerbebehördlichen Commissärs gegenüber den Unterstützungscassen der Corporationen, anlässlich eines concreten Falles, präcise umschrieben, indem er aussprach, dass ausser der competenten Behörde auch zugleich der gewerbebehördliche Commissär berechtigt ist, über die Casse die Aufsicht und Controle zu üben, insbesondere die Bücher, Rechnungen, Correspondenz und die übrigen Schriften der Casse wann immer zu prüfen und in dieselben

Einsicht zu nehmen. Unter solchen Umständen kann die Gewerbebehörde den zur Gewerbecorporation delegierten gewerbebehördlichen Commissär auf Grund seines, auf den in Kraft bestehenden Statuten basierenden Rechtes nicht berauben.

Der Schneidercongress verlangte im Millenniumsjahre Schutz gegenüber den schlechten Zahlern. Der Handelsminister, welcher in dieser Frage um Intervention ersucht wurde, verständigte im verflossenen Jahre das Präsidium des erwähnten Congresses, dass der Justizminister diese Frage anlässlich der Revision des im G.-A. LX: 1881 enthaltenen Executionsgesetzes eventuell berücksichtigen werde. Wann aber diese Revision bei der gegenwärtig vielverzweigten Inanspruchnahme auf die Tagesordnung gelangen werde, könne der Justizminister derzeit nicht angeben.

Schliesslich kann hier noch erwähnt werden, dass im Interesse des Pensionswesens der Gewerbetreibenden zu Pfingsten des Vorjahres eine Landesversammlung abgehalten wurde, die folgende Beschlüsse fasste: Die Versicherung ist für die Gesammtheit der Gewerbetreibenden obligatorisch zu machen. Bis jedoch dieses Ziel erreicht werden kann, muss bei der Revision des Gewerbegesetzes ein Modus gefunden werden, damit auch in Verbindung mit der heutigen Organisation der Gewerbecorporationen Pensionsinstitute geschaffen werden können, deren Organisation in Musterstatuten festzustellen wäre, in denen ausgesprochen werden müsste, dass jeder Gewerbetreibende, der ein Geschäft gründet, anlässlich der Lösung seines Gewerbescheines eine gewisse Summe als Stammeinlage in den Pensionsfond einzuzahlen verpflichtet ist. Überdies empfahl die Conferenz der Aufmerksamkeit der gesammten heimischen Gewerbecorporationen, dass sie in ihrem Schosse für ergraute oder in Unglück gerathene Mitglieder und zur Unterstützung von Witwen und Waisen ihrer Mitglieder einen Fond schaffen, aus welchem mit der Zeit ein Landes-Centralinstitut errichtet werden könnte. Mit der Durchführung der Vorarbeiten wurde die Landes-Central-Commission der Gewerbecorporationen betraut.

Die Ausstellungsangelegenheit hat im vergangenen Jahre nicht viel Staub aufgewirbelt. Der interessante Epilog der Millenniums-Ausstellung war die Vollendung des Generalberichtes über die Ausstellung, wodurch der Landes-Industrieverein Gelegenheit erhielt, die Verdienste des Chefredacteurs dieses Berichtes, Alexander Matlekovits, und seiner sämmtlichen Mitarbeiter zu würdigen. Hiemit begnügte sich jedoch der Industrieverein durchaus nicht, sondern er beschloss, in dem Generalberichte die auf die einzelnen Industriezweige bezüglichen concreten Vorschläge aufzuarbeiten und competenten Ortes bezüglich ihrer Geltendmachung Eingaben zu unterbreiten.

Die ungarische Commission der Pariser Ausstellung hat mit voller Kraft und — wie wir hinzufügen können — mit glücklichem Takte und Erfolge im Interesse der Sicherung unserer Betheiligung an dieser Exposition fin de siècle gearbeitet. Die Vorträge, welche der Regierungscommissär Béla Lukács über diesen Gegenstand in den Fachkreisen hielt, gewährten gründliche Orientierung über die bisher erreichten Resultate. Erwähnenswert ist, dass der Industrieverein initiatorische Schritte gethan hat, damit seinerzeit junge heimische

Fachkräfte zum Studium dieser Weltausstellung entsendet werden, was die Regierungscommission sympathisch aufgenommen hat.

In der Hauptstadt wurde ferner das erforderliche Interesse für die »moderne« Kunstgewerbe-Ausstellung wachgerufen, welche einzelnen Fachmännern auch dazu Gelegenheit bot, gegen die monströsen Auswüchse der Secession Stellung zu nehmen. Ein befriedigendes Resultat hatte die Weihnachtsexposition der Ausstellung für Kunstgewerbe, bei welcher unser junger und verdienstvoller Industrielle Max Róth die goldene Medaille davontrug; ähnliches Interesse erweckte die Ausstellung der besten Erzeugnisse der Zöglinge der englischen Gewerbeschulen.

In der Hauptstadt wurden auch Ausstellungen von Lehrlingsarbeiten veranstaltet. Es war eine Ausstellung von Schiffsausrüstungs-Gegenständen geplant, die gelegentlich des hieher einberufenen Binnenschiffahrt-Congresses auf die Tagesordnung gelangte; da es jedoch an Interessenten mangelte, wurde dieser Plan nicht verwirklicht. Auch eine Möbelindustrie-Ausstellung war projectiert, doch wollen die Interessentenkreise auch diese bis zur Pariser Ausstellung verschoben wissen. Die von privater Seite versuchte Approvisionierungs-Ausstellung wurde aber bald von allen Seiten abgeblasen. Schliesslich hat das technologische Gewerbemuseum in Temesvár eine orientierende Ausstellung neuer Maschinen und Werkzeuge veranstaltet, welche einen schönen Erfolg erzielte.

Auch gegenüber den ausländischen Winkelausstellungen hat unsere Industrie wiederholt Schutz gesucht, vorläufig konnte man jedoch nichts anderes thun, als dass der Industrieverein und das Handelsmuseum die Industriellen bei jeder gegebenen Gelegenheit vor den verdächtigen Unternehmungen, sowie vor dem Schwindel mit Auszeichnungen durch Abzeichen und Medaillen gewarnt haben. Zum Theil war auch diese Verfügung von Nutzen, aber gegen diejenigen, welche bewusst auf den Leim gehen, um ihrerseits wieder durch angekaufte alberne Titel und Decorationen das Publicum irrezuleiten, gegen diese gibt es nur ein Mittel: auch das Publicum zu orientieren und über den zweifelhaften Wert dieser Erwerbungen aufzuklären.

Die Handels- und Gewerbekammern haben auch im vorigen Jahre ihrer Aufgabe eifrig entsprochen. Die Arader Kammer hat in Anwesenheit des Handelsministers und der festlichen Vertretung der interessierten Landesfactoren ihr Amtspalais in feierlicher Weise eingeweiht; die Budapester Handels- und Gewerbekammer hat sich neu constituiert und ebenfalls beschlossen, ein Palais zu bauen. Für die Pläne wurde der Concurs ausgeschrieben und die Kammer hat auch schon hinsichtlich des Baues Verfügungen getroffen. Die bisherigen Wanderconferenzen der Kammersecretäre, deren vorjährige in Kaschau gehalten wurde, gestalteten sich — wie bereits erwähnt — zu systematischen Centralzusammenkünften um. Die von Pressburg ausgegangene Bewegung hinsichtlich der Schaffung besonderer Gewerbekammern wurde von dem überwiegenden Theile der Corporationen gebilligt, doch hat der Industrieverein entschieden dagegen Stellung genommen, indem er nachwies, dass diese Absonderung für die Industriellen nicht nur moralisch, sondern auch materiell von Nachtheil wäre. Hier müssen wir auch noch erwähnen, dass das mit

Unterstützung seitens der Kammern geschaffene Baross-Monument am 20. November v. J. in feierlicher Weise enthüllt wurde.

Die Angelegenheit der Schaffung von Comitats-Gewerbemuseen ist nur um weniges vorgeschritten, wenn auch einzelne Comitate auf Ersuchen seitens der betreffenden Kammern die moralische und materielle Unterstützung derartiger Museen beschlossen haben.

Das Aufsichtscomité des Handelsmuseums wurde im vorigen Jahre organisiert und an die Spitze des Executivcomités wieder Alexander Matlekovits gewählt. Die wichtigeren Fragen, mit denen diese Institution sich befasst hat, waren die Decentralisation des Auskunftsbureaus in Verbindung mit der Kammer, die Entwicklung unseres Seehandels u. s. w. Das vorjährige Resultat des Museums können wir in ziffermässigen statistischen Daten in folgendem zusammenfassen:

Die ständige Ausstellung hatte 71.676 Besucher, die Zahl der Aussteller betrug 733, gegen 674 im Jahre 1897; von den 17 Gruppen der Ausstellung waren am stärksten die der Nahrungsmittel (99), der Wohnungseinrichtungen (85) und der Hausindustrie vertreten.

Der Hausindustrie-Bazar wurde von 17.119 Personen besucht. Auf dem Gebiete der Warenverwertung wurde insgesammt ein Umsatz von fl. 41.521 erzielt; der grössere Theil dieser Summe (fl. 22.680) entfällt auf Verwertung im Auslande; nach den Warengruppen entfällt der grössere Theil (fl. 27.287) auf Textilwaren.

Der Umsatz der Exposituren war folgender: transoceanischer Verkehr fl. 77.080, mit den occupierten Provinzen fl. 1,057.670 (gegen fl. 728.411 im Jahre 1897), Umsatz unter Leitung der Handelsindustrie-A.-G. fl. 1,498.344 (im Jahre 1897 fl. 971.000), wovon durch Vermittlung seitens der Bukarester Agentur auf die Maschinenfabrik der ungarischen Staatsbahnen fl. 192.000 entfallen. Der Gesammtumsatz belief sich auf fl. 2,633.094 (gegen fl. 1,775.132 im Jahre 1897), wovon fl. 372.000 auf Nahrungsmittel, fl. 367.000 auf Eisen- und Metallwaren, fl. 326.000 auf landwirtschaftliche, fl. 315.000 auf Mahlproducte, fl. 225.000 auf chemische Erzeugnisse, fl. 190.000 auf Weine und Spirituosen, fl. 173.000 auf Maschinen, fl. 142.000 auf Baumaterialien, fl. 122.000 auf Waren der Spinn- und Webeindustrie entfallen; das übrige vertheilt sich auf Holz, Möbel, Kleider, Thon, Glas, chirurgische Instrumente, Papier, Leder, Musikinstrumente, Bürstenwaren, Mineralwasser und Steinkohle. Die orientalischen Exposituren wurden von 1088 heimischen Firmen mit der ständigen Vertretung betraut. Die Entwicklung ergibt sich daraus, dass der Verkehr seit 1892 (fl. 696.506) sich nahezu vervierfacht hat.

In Betreff der billigen Möbel hat die auf Grund der munificenten Prämien Samuel Kramers durch den Industrieverein eingeleitete Action beachtenswerte Resultate erzielt, deren Verwertung der genannte Verein der Aufmerksamkeit des Handelsministeriums empfohlen hat. In einer hierauf bezüglichen Verordnung hat der Handelsminister die principiell wichtige Entscheidung gefällt, dass der Verkauf von Gegenständen, die auf Ratenzahlung erworben wurden, insolange, als die Raten nicht getilgt sind, verboten ist. Im Interesse der Abwendung von Bauunfällen hat der Handelsminister die Aufsicht über die Bauten geregelt. Von anderer Seite kam eine Action hin-

sichtlich der Sicherstellung der Bauforderungen zu Gunsten der Industriellen in Fluss, die sich jedoch erst im Stadium der Initiative befindet.

Auch gegen den unlauteren Wettbewerb haben einzelne Industrielle, Kaufleute und Juristen Stellung genommen. Vorläufig sind wir nur zu Fachvorträgen gelangt, aber der Handelsminister sammelt das einschlägige Material, und es verlautet, dass er sich mit dieser Frage auch officiell und eventuell sogar auf legislativem Wege befassen wolle.

In Angelegenheit der Einschränkung der Sträflingsindustrie haben zwei Minister interessante Äusserungen gethan. Der Handelsminister antwortete einer Deputation, dass er trachte, die Sträflingsarbeit dem Gebiete der Industrie zu entziehen und dem Landbau zuzuwenden. In Übereinstimmung hiemit hat sich auch der Justizminister geäussert, der erklärte, dass er die Beschäftigung der Sträflinge mit Feldarbeit allmählich werde ins Leben treten lassen. Im Übrigen werden 30—40 Percent der gewerblichen Erzeugnisse der Sträflinge ohnehin nach dem Auslande exportiert, und ausserdem ist vertragsmässig bedungen, dass behufs Schonung der im Orte befindlichen Gewerbetreibenden die Erzeugnisse nicht im Orte verkauft werden sollen. Diese Äusserung hat auf die interessierten gewerblichen Kreise sehr beruhigend gewirkt.

Einen grossen Fortschritt bedeutet auf dem Gebiete der Gewerbe-Inspection die Decentralisierung der gewerblichen Inspection und deren Eintheilung in Bezirke. Die Zahl der Gewerbe-Inspectoren ist bei uns noch gering, denn es muss erst die Generation erzogen werden, aus welcher das heutige tüchtige Corps der Gewerbe-Inspectoren seine Completierung erwartet. Abgesehen von der Befriedigung des Erfordernisses war vielleicht dies die Ursache, dass der Minister im vorigen Jahre auch mehrere Fabriksrevisoren ernannt hat.

Hinsichtlich der Entwicklung der Arbeiterfrage ist bemerkenswert, dass behufs Controle der Arbeitervereine strenge Massnahmen getroffen wurden, welche durch gewisse, sich häufig wiederholende Erscheinungen herbeigeführt waren. Die staatliche und die gesellschaftliche Unterstützung sind jedoch ausserordentlich bestrebt, die humanitären Institutionen der Arbeiter zu fördern. In der Hauptstadt ist ein neues Arbeiterheim im VIII. Bezirke entstanden, welches die Arbeiter mit geistiger (Lesezimmer, Bibliothek) und mit materieller (Thee u. s. w.) Nahrung versieht. Die Krankenunterstützungs-Cassen selbst urgieren gesunde Reformen; auch wurden Stimmen im Interesse der Vervollkommnung des Gesetzentwurfes über die öffentliche Krankenpflege laut. Die Hauptstadt wünscht, gegen die Arbeitslosigkeit eine heilsame Initiative zu ergreifen, und der Handelsminister hat sich mit der Regelung der Arbeitsvermittlung, sowie im allgemeinen mit zahlreichen anderen, mit der Arbeiterfrage in Verbindung stehenden actuellen und modernen Fragen befasst, auf deren Geltendmachung die vorjährigen unfruchtbaren politischen Verhältnisse verzögernd und nachtheilig wirkten. Seither ist das Handelsportefeuille in neue Hände gelangt, und die nächste Zukunft wird zeigen, was bei uns auf Grund des alten und des, eine Detaillierung noch erheischenden neuen Pro-

grammes verwirklicht werden kann und muss. Wir hoffen, dass die neue Ära hinsichtlich der erspriesslichen Entwicklung der staatlichen und gesellschaftlichen Gewerbepolitik in gesunder Richtung ein praktisches Programm inaugurieren werde. Moriz Gelléri.

Das Münzwesen und die Valutareform in Bulgarien.

Das bulgarische Münzwesen datiert seit dem Gesetze vom 27. Mai 1880. Gleich den anderen Balkanstaaten hat auch Bulgarien in diesem Jahre den Franc zur Geldeinheit gemacht, welcher aber Lev heisst, erinnernd an den Löwen, das Nationalwappen des Landes. Der Lev muss nach dem Gesetze vom Jahre 1880 5 Gramm Gewicht und 4·175 Gramm reines Silber haben. Nach dem erwähnten Gesetze wurde auch die Prägung von Goldmünzen bestimmt. In den nächsten vierzehn Jahren aber sind im Lande keine Gold-Levs geprägt worden. Man beschränkte sich auf den Umlauf von ausländischen Goldmünzen im Lande, für welche auch specielle Tarife festgesetzt wurden. Erst im Jahre 1894 sind Goldmünzen in der Höhe von 3 Millionen Francs geprägt worden. Bis zu jener Zeit betrug die Summe der geprägten Silbermünzen 33 Millionen Francs, die der Nickel- und Kupfermünzen 5·1 Millionen Francs.

Im Laufe der ersten Hälfte der erwähnten vierzehnjährigen Periode schwankte das Agio zwischen 4 und 9 Percent. Im Lande circulierte damals eine Anzahl demonetisierter Münzen, und zwar rumänische, serbische, türkische, vornehmlich aber russische Silberrubel. Die Lage Bulgariens wurde aber besonders ungünstig, als in den Anfängen der Achtzigerjahre Rumänien und die Türkei aufgehört haben, den Silberrubel zu nehmen, während Serbien für denselben einen Cours von 3.30 Francs festsetzte. Da in Bulgarien der Rubel unter dem Course von 3.70 Francs circulierte, so hatten ja die Nachbarstaaten die Möglichkeit, denselben nach Bulgarien abzusetzen, so dass dieses Land bald von Silberrubeln überfüllt wurde. Um der Zunahme des Agios entgegenzuarbeiten, ist ein Theil dieser Geldmünzen (in der Höhe von circa 7·5 Millionen Francs) in bulgarische Levs umgemünzt worden; alsdann begann die allmähliche Herabsetzung des Courses des Silberrubels, um im Jahre 1887 vollständig demonetisiert zu werden. Dies hatte eine Abnahme des Silberstandes im Lande in der Höhe von 10 Millionen Francs zur Folge. Alle diese Massregeln führten dann auch dazu, dass das Agio allmählich abnahm und im Jahre 1890 völlig verschwand.

Während nun Bulgarien eine ähnliche Lage der Dinge bei sich geschaffen hat, wie Rumänien, hat es nicht wie dieses letztere Land die Goldvaluta eingeführt, sondern fuhr fort, neue Silbermünzen zu prägen. Die Ursache hievon liegt darin, dass Bulgarien mit der Prägung seiner Silbermünzen zu einer Zeit angefangen hat, wo das Silber schon bedeutend entwertet war. Indem Bulgarien seinem Münzwesen das vom Lateinischen Münzbund festgesetzte Verhältnis (1 zu 15½) zugrunde gelegt hat, sah es im Jahre 1880 bereits voraus, dass dem Fiscus durch das Prägen von Silbermünzen bedeutende Vortheile erwachsen müssen. Je mehr die Silberkrisis um sich griff, desto mehr prägte die bulgarische Regierung an Silbermünzen und deckte von dem Überschuss die Deficite des

Budgets. In den Jahren 1891, 1892, 1893 und 1894 sind im Lande für 25 Millionen Francs neue Silbermünzen geprägt worden, welche der Regierung nicht weniger als 7½ Millionen Francs Profit einbrachten.

Da die auf diese Weise im Lande angesammelten 45 Millionen Levs die Bedürfnisse der Bevölkerung von 3·3 Millionen Einwohnern überschritten, begann das Agio wiederum zu sinken. Im Jahre 1894 schwankte schon das Agio zwischen 6 und 9 Percent. Bulgarien benützte somit die Prägung von Münzen für fiscalische Zwecke. Es schloss sich officiell an den Lateinischen Münzbund an, während es in Wirklichkeit seine Wirtschaft auf der Grundlage der Silberwährung aufbaute. Später wurde aber Bulgarien durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, sein rechtlich-wirtschaftliches Leben so zu regeln, als ob es ein Staat mit einer legalen oder wenigstens factischen Goldwährung wäre. Die in Bulgarien bestehenden Ausfuhrzölle für einige Producte müssen mit Gold gezahlt werden. Die Regierung zahlt gewöhnlich bei ihren Contracten mit Silber, wenn weiter keine Bedingungen gestellt worden sind. Zahlt sie mit Gold, so wird das Agio in Abzug genommen. Ebenso wird bei der Gehaltsauszahlung der Beamten das Agio in Betracht gezogen. Auch wird in jeden geringen Contract die Clausel über die Art der Zahlung aufgenommen.

Eine solche Lage der Dinge wirkt freilich überaus nachtheilig auf den Handel und setzt den Kaufmann in Abhängigkeit von der Valutaschwankung. Die auf die Ausfuhr nach dem Auslande angewiesenen Producenten haben natürlich ein Interesse an dem Steigen des Agios, indem das Gold unter diesen Umständen eine grössere Kaufkraft erhält. Dies sind vornehmlich die Agrarier, welche nach dem Auslande Getreide, Rosenöl und Vieh exportieren. Dieser Gegensatz der Interessen wirkt nun freilich in nachtheiliger Weise auf das Staatsbudget sowohl, wie auf das ganze Wirtschaftsleben des Landes zurück.

Aus diesen Überlegungen heraus hat die Regierung bereits den Schritt zur Einführung der Goldwährung gethan. Nach dem Gesetze vom 4. Februar 1897 ist zur Münzeinheit in Bulgarien der Gold-Lev festgesetzt worden. Nach diesem Gesetze bleiben im Lande die alten Münzkategorien aus dem Jahre 1880, welche nun den französischen Münzen conform sind. Ebenso ist das alte Verhältnis des Lateinischen Münzbundes zwischen Gold und Silber aufrechterhalten worden. Das Gesetz setzt die maximale Summe der mit Silber zu leistenden Zahlungen auf 60 Francs fest. Dagegen fehlt die maximale Summe der auf jeden Kopf der Bevölkerung zu entfallenden silbernen Scheidemünzen. Damit nun auch das Gesetz Wirklichkeit werde, muss der Überfluss der Silbermünzen dem Umlaufe entzogen werden. Es sollen demnächst auch 20 Millionen Francs Silber in Gold übertragen werden, wobei der Verlust durch eine aufzunehmende Anleihe gedeckt werden soll. Diese Schritte zur Einführung der Goldwährung in Bulgarien haben bereits zur Folge gehabt, dass das Agio auf 2½–3½ Percent gesunken ist.

Zur Lage der ungarischen Mühlenindustrie.

Die Neutypierung, zu deren Einführung sich sämmtliche massgebenden ungarischen Mühlen mit 1. September 1891 verpflichtet haben,

hatte den Zweck, die von 0—8, 8½, 8¾, 9, 9½, also auf 13 Hauptsorten mit einer Anzahl von Nebensorten angewachsene Mehlerzeugung durch Hinweglassung der als überflüssig erwiesenen Zwischensorten zu vereinfachen. Es wurde also die Anzahl der Mehlsorten von 13 auf 9 (0—8) beschränkt. Hiedurch sollte sowohl der Mehlfabrication selbst als dem Handel ein wesentlicher Vorschub geleistet werden, denn durch die zu grosse Anzahl von Sorten, welche bei dem geringen Qualitätsabfall von einander kaum zu unterscheiden waren, wird dem unreellen Handel Thür und Thor geöffnet. Der Händler konnte sich bei der grossen Anzahl von Sorten nur mit grösster Schwierigkeit assortiert halten, der Preisabstand von 30, oft auch nur 20 und 10 Kreuzern per Sorte, konnte im Detailhandel kaum irgendwie richtigen Ausdruck finden. Gleichzeitig waren aber auch die Mühlen fast niemals in der Lage, sich für die verschiedenen Mehlsorten den Absatz derart einzurichten, dass sich derselbe mit dem Ausbeutepercent der betreffenden Sorte gerade gedeckt hätte. Auch die heute noch bestehende Erzeugung von 9 Sorten ist eine Specialität der ungarischen Mühlen, denn in Amerika werden 3—4, bei den übrigen continentalen Mühlen höchstens 5—6 Sorten erzeugt. Ja, es wäre vielleicht nicht gefehlt, wenn selbst unsere Mühlen noch zu einer weiteren Reduction der Sortenzahl schreiten wollten.

Bei Durchführung der Neutypierung wurde als Grundsatz ausgesprochen und von den leitenden Mühlen auch mit peinlicher Gewissenhaftigkeit durchgeführt, dass die Kopfmarke Nr. 0 in unveränderter qualitativer Höhe belassen werde. Nachdem nun der Exportverkehr zum überwiegenden Theile auf Nr. 0 beruht, an welcher nichts geändert wurde, ist dieser Zweig des Handels von der erwähnten Reform auch nur insoferne gestreift, als es sich um abfallende Sorten handelt, welche jedoch bekanntlich nur ein ganz geringes Contingent der ausgeführten Marken bilden. Bei dieser Reform wurde also vorwiegend, ja nahezu ausschliesslich das Inlandsgeschäft ins Auge gefasst und schon wenige Jahre nach deren Durchführung hatte sie sich überall und ausnahmslos als eine sehr zutreffende erwiesen. Als bester Beweis hiefür mag gelten, dass die österreichischen Mühlen, welche die heftigste Action gegen die Neutype entfalteten, seither fast ausnahmslos auf dieselbe übergegangen sind.

Dass im Laufe der Jahre der gewaltige Unterschied, der zwischen ungarischem Mehle und jenem anderer Länder bestanden hat, um ein erhebliches zusammengerückt ist, daraus darf noch lange nicht auf einen Rückschritt der ungarischen Mühlenindustrie geschlossen werden. Ungarn war von jeher der Meister der Mühlen. Die Schüler haben viel von uns gelernt und ihre Fortschritte springen natürlich mehr ins Auge als die des Meisters, der eben, schon nahe der Vollkommenheit stehend, nicht jene Höhen emporzuklimmen hatte, wie der erst im Wachsen begriffene Anfänger. Aber stillgestanden ist Ungarn nicht, und wenn es auch bei uns nicht mehr soviel zu verbessern gab als anderswo, hat man auch bei uns nicht gerastet und das, was unsere Mühlen heute zu liefern in der Lage sind und liefern, lässt all das weit hinter sich, was jemals zur Zeit der Alttype in die Welt geschickt wurde. Ein Pariser Artikelschreiber hebt hervor, dass ein dem ungarischen entsprechendes Nr. 1 französischer Provenienz zu 39 Francs

erhältlich ist, während Budapester Mühlen dafür 52 Francs fordern. Und doch geht noch immer auch Nr. 1 nach Frankreich! Ist es nicht als die höchste Errungenschaft einer Industrie zu betrachten, wenn sie in der Fremde gegenüber dem Producte des betreffenden Landes um 13 Francs, also über 30% mehr bezahlt erhält? In Deutschland bezahlt man für ungarisches Mehl gern 8—10 Mark pro Sack mehr, in England, wo Luxusbrot am wenigsten in die breiten Schichten der Bevölkerung dringen konnte, wird ungarisches Mehl jederzeit 6—8 Shilling über amerikanisches taxiert. In Brasilien war es uns möglich, trotz aller sich uns entgegenstemmenden Hindernisse, selbst in einem so ungünstigen Jahre, wie das abgelaufene es gewesen, an 60.000 Fass unterzubringen.

Die bei der Millenniums-Ausstellung präsentierten Analysen und Tabellen haben auf streng wissenschaftlicher Grundlage demonstriert, wie bedeutend das ungarische Mehl durch seinen geringen Gehalt an Wasser, Faserbestandtheilen und Aschengehalt einerseits, durch seine helle Farbe, reichen Gehalt an nährkräftigen, stickstoffhaltigen Substanzen andererseits, allen anderen Erzeugnissen überlegen ist.

Wenn aber trotzdem der Export als decadent bezeichnet werden muss, ist dies auf ganz andere Ursachen zurückzuführen. Die Mühlenindustrie als solche hat redlich gekämpft, um sich vorwärts zu bringen. Die Vermahlungsziffern zeigen eine Zunahme; es stehen uns die Daten für unsere gesammte Mühlenindustrie momentan leider nicht zur Verfügung, wir wollen daher im nachstehenden nur mit denen der Budapester Mühlen, als für den Export massgebendsten, rechnen. Dieselben haben, mit 1891, dem Einführungsjahre der Neutype, beginnend, an Weizen vermahlen (in Tausenden von Metercentnern):

1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898
5845	5998	7032	7178	7984	8285	6892	5984

In den betreffenden Jahren wurden in Ungarn inclusive Croatien und Slavonien abgeerntet Weizen in Millionen Metercentnern:

1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898
40	40	45	42	42	41	24	30

Die Budapester Mühlen haben sonach im Verhältnisse zur ungarischen Gesammternte ein Percentuale von

1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898
14 6/10	14 9/10	15 6/10	14 7/10	19	20 2/10	28 7/10	19 9/10

Weizen auf Mehl verarbeitet.

In den letzten zwei Jahren hatte die 1897er Missernte abnormale Verhältnisse geschaffen. Bis dahin giengen die Mühlen einen stetigen, sich von Jahr zu Jahr erweiternden Entwicklungsgang. Mit diesem hielt nun allerdings der Export nicht gleichen Schritt. Derselbe betrug in Tausenden von Metercentnern:

1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898
890	797	920	846	927	981	721	524

was bei einer Ausbeute-Basis von 70% auf Weizen umgerechnet

1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898
1157	1036	1196	1100	1105	1275	937	681

und als percentueller Antheil an dem Weizen-Vermahlungs-Quantum

1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898
20	$17\frac{2}{10}$	17	$15\frac{3}{10}$	$13\frac{8}{10}$	$15\frac{4}{10}$	$13\frac{6}{10}$	$11\frac{4}{10}$

beträgt.

Die Gründe für diesen Abfall liegen nicht an der Neutype. Der steigende Weizenbedarf der Budapester Mühlen hat successive — sehr zum Wohle des Landes — den Preis für unseren einheimischen Weizen auf ein Niveau gehoben, welches die Preisparität anderer mit uns concurrierender Productionsplätze weit, weit überragte. Zu gleicher Zeit begannen aber: Überhandnehmen der überseeischen Ausfuhr, Schutzzölle, die, wie in Frankreich, bis auf 16·50 Francs steigen, insbesondere aber den Mahlverkehr betreffende Einrichtungen anderer Länder, die durch ihre weitausblickende, kühne Conception nicht nur die bestandenen Unternehmungen mächtig entfalteten, sondern ganz neue, für den Export arbeitende Mühlenindustrien direct creierten. Die Schlagworte von der Nothwendigkeit der Hebung des Exportes sind anderswo keine leeren Phrasen geblieben. Deutschland und Frankreich, bei denen der Agrarismus sich doch gewiss nicht über einen Mangel an Fürsorge beklagen darf, in den letzten Jahren auch Schweden, haben es durch den wohldurchdachten Ausbau des Mahlverkehres zu einem Exportverkehr gebracht, der alles überschreitet, was wir je aufweisen konnten.

Nicht nur in Europa haben sich diese Staaten Absatzgebiete zu erringen verstanden, auch unter den Mehlimport-Listen Afrikas, ja selbst Chinas und Japans finden wir diese Länder nicht gerade an letzter Stelle. In Russland setzt die Regierung sich mit aller Macht für die Gewinnung fremder Absatzgebiete ein und bei uns haben Agrarier im Vereine mit den Müllern Österreichs so lange auf die Mühlen und den Mahlverkehr eingestürmt, bis derselbe nach den ihm im Jahre 1896 aufoctroyierten Erschwerungen nun bald ganz todt und begraben sein wird. Dass wir hierin nicht Schritt mit anderen Ländern gehalten, darin und nur darin liegt die Ursache des Niederganges unseres Exportes und wenn derselbe nach Aufhebung des Mahlverkehres noch weiter und stückweise abfallen wird, dann möge man auch die Ursachen auf dem richtigen Wege zu suchen wissen. Der Mahlverkehr ist todt, aber wenn es heisst, quand on est mort, on l'est pour longtemps, glauben wir dies vom Mahlverkehr noch immer nicht. Es wird doch die Zeit kommen, wo man auch bei uns zu anderen Auffassungen gelangen muss, wo man einsehen lernen wird, dass die Dividende einer Actiengesellschaft nicht ein Verbrechen genannt werden kann. Wie oft haben sich gewisse Elemente bei uns darin gefallen, die Erträgnisse der Mühlen als Volkswucher hinzustellen, dem gesteuert werden muss. Ihr Werk ist im Gelingen! Die Mühlen kämpfen schon den schwersten Kampf der Selbsterhaltung und gerade in diesen Tagen wird über den Vorschlag eines unserer allerersten Fachleute, den Betrieb unter gewissen Modalitäten auf Jahre hinaus einzuschränken, sehr eifrig berathen. Ein neuer Minister hat das

Handelsportefeuille übernommen, ein Mann, dem ein grosser Ruf vorangeht, von dessen staatsmännischem Blick und Wissen das Land sehr viel erwartet. Wird er der durch Aufhebung des Mahlverkehres geknebelten Mühlenindustrie zu neuem, erfolgreichem Wirken und Schaffen verhelfen können? Die schönsten Pläne erfüllen das Land. Das grosse Regulierungswerk am Eisernen Thore ist vollbracht, in Budapest werden Hafenanlagen geplant, die den grössten Anforderungen der nunmehr bis an die untere Donau unbehinderten Schiffahrt genügen sollen. Wir gelangen mit unseren östlichen Nachbarn in engsten Contact, wir können ihnen für ihr Getreide hier den ersten und vortheilhaftesten Markt bieten, wenn wir unsere Mühlen in die Lage versetzen, dasselbe hier transito zu vermahlen und als Mehl weiter ins Ausland zu befördern. Unsere Nachbarn im Osten, wenn sie für ihre Producte hier guten Erlös finden, werden dann auch leichter daran zu gewöhnen sein, ihre Einkäufe an Industriewaren statt weiter in Österreich oder Deutschland, hier bei uns zu machen. Unsere Schiffe, die uns das Getreide heraufgebracht, werden hier Rückfracht suchen und so unseren Industrie-Erzeugnissen die Möglichkeit bieten, auf billigstem Wege nach dem Osten zu gelangen. Und ganz in der gleichen Weise werden die von Fiume mit guter Ladung auslaufenden Dampfer dem ungarischen Hafen direct jene Rohproducte billig zurückführen können, die für so viele Industrien eine Lebensfrage sind.

Gerade die Mühlenindustrie ist dank der grossen Massen, die sie den Verkehrsmitteln liefert, eines der geeignetsten Mittel, anderen Industrien den Weg zu ebnen. Möge man demnach je eher den verhängnisvollen Fehler einsehen, der dadurch begangen wurde, dass man dieser Industrie, welche den Ruhm des ungarischen Namens weit in alle Welten getragen und sich zur ersten und bedeutsamsten Industrie des Landes emporzuschwingen verstanden, den Weg zur weiteren Entfaltung verlegt hat.

Die autonome serbische Monopolverwaltung.

Wie aus Belgrad gemeldet wird, weist der Rechnungsabschluss für das Jahr 1898 an Gesammteinnahmen (mit Einschluss des 750.000 Dinare betragenden Vortrages vom Jahre 1897) 26,446.015 Dinare auf, während die Ausgaben sich mit 25,827.265 Dinaren beziffern. Unter diesen letzteren figurieren die Beträge, welche der Staatshauptcassa a conto der Einnahmen-Überschüsse abgeführt werden, mit 982.015 Dinaren pro 1897 und 1,230.000 Dinaren pro 1898. In der Cassa der Monopolverwaltung verblieben am 31. December (a. St.) 618.750 Dinare. In dem Erträgnisse aller den Staatsangehörigen verpfändeten Einnahmen sind im Jahre 1898 namhafte Steigerungen gegenüber dem Vorjahre eingetreten. Die Monopolverwaltung hat den für die Einlösung des Februar-Coupons der serbischen 2%igen Prämienlose nöthigen Betrag der Österreichischen Länderbank übermittelt. Die Auszahlung erfolgt vom 2./14. Februar ab.

Staatsfinanzielles aus Rumänien.

Aus Bukarest wird uns geschrieben: Die budgetären Einnahmen des Etatsjahres 1898/99 haben in den ersten neun Monaten (1. April



bis einschliesslich 31. December 1898 a. St.) die Summe von Lei 168,801.294·60 erreicht, sind also um Lei 23,490.798·24 höher als die mit Lei 145,310.496 bezifferten Eingänge der gleichen Periode des Vorjahres. Die grösste Zunahme um Lei 11,676.730 hat die Rubrik der indirecten Steuern zu verzeichnen, in welcher die erhöhte Alkoholsteuer um 6·79 Millionen und die neue Zuckerconsumsteuer um 2·024 Millionen mehr eingetragen hat, als im Jahre 1897/98. Desgleichen sind die Einnahmen der Staatsbahnen infolge der regeren Getreideausfuhr um Lei 4,990.585, die des Domänenministeriums um Lei 2,500.732 und die der Staatsmonopole im Vergleiche zur correspondierenden Periode des Vorjahres um Lei 1,710.538 gewachsen. Zuzüglich der schon in früheren Jahren auf Rechnung des laufenden Verwaltungsjahres eingegangenen Beträge stellen sich die Staatseinnahmen für 1898/99 mit 31. December 1898 a. St. auf Lei 169,971.750·94, die Ausgaben auf Lei 156,582.496·85 und der hieraus resultierende Überschuss auf Lei 13,389.254·09. Der Stand der in Staatsbons contrahierten schwebenden Schuld hatte am gleichen Tage die Höhe von Lei 47,242.949 erreicht. Wie bekannt, sollten von der im vorigen Frühjahre ausgegebenen 4%igen combinierten Anleihe von 180 Millionen Titres im Nennwerte von 105 Millionen zur Einlösung älterer Schulden im Nominalbetrage von Lei 94,488.300 verwendet werden. Von letzteren (Lei 26,793.300 6%ige Ruralobligationen, Lei 30,255.000 5%ige perpetuelle Rente und Lei 7,470.000 5%ige amortisierbare Rente) waren bis Ende 1898 a. St. bereits Werte im Nominalwerte von Lei 93,353.499 eingelöst; weitere Lei 1,134.800 wurden im Verlaufe der Monate Jänner und Februar remboursiert, so dass bis Ende des laufenden Verwaltungsjahres, 31. März 1899 a. St., die ganze Convertierungsoperation beendigt sein wird. Der Umlauf an 4%igen Renten wird dann nominell Lei 759,452.600 betragen. Ausserdem sind noch 5%ige Renten im Nennbetrage von Lei 476,286.500 im Verkehre, so zwar, dass die gesammte Rentenschuld Rumäniens die Höhe von Lei 1,235.739.100 erreicht. Ausser den auf die Inhaber lautenden Renten ist der rumänische Staatscredit noch mit den 7½%igen Schuldverschreibungen der rumänischen Linien der Lemberg-Czernowitz-Jassyer Bahn und einer bei der Depositencassa contrahierten Anleihe belastet, zuzüglich welcher Posten sich die gesammte Staatsschuld Rumäniens auf Lei 1.292,240.030 stellt. Dieselbe war am 1. Jänner des Krönungsjahres 1881 mit Lei 571,050.374 allerdings weit höher verzinslicher Werte beziffert und ist also im Laufe der letzten 18 Jahre nominell um 126% gestiegen.

Die Exportaction der Regierung in Österreich.

Baron Dipauli hat an die österreichischen Handelskammern unter Beischluss einer Denkschrift eine Einladung gerichtet, sich an einer von ihm eingeleiteten Exportaction zu betheiligen. Der Minister erörtert die Grundzüge der von ihm angestrebten Exportorganisation und erklärt, dass durch die geplanten Einrichtungen nicht mit einem Schlage alle widrigen Umstände beseitigt werden können, die in ihrer Gesammtheit die Schwierigkeit des Emporkommens auf umstrittenen neutralen Märkten bedeuten; wir werden aber mit Hilfe dieser Einrichtung schrittweise zu einem Ausbaue positiver Grundlagen gelangen, die allen zugänglich

sind und darum auch Bestehendes und in individueller geschäftlicher Form Erworbenes nicht ausschliessen. Unsere Industrie, die ja zweifellos grosse Fortschritte gemacht hat, fusst zumeist auf dem inländischen Absatzmarkte und ist auf den Export wenig eingerichtet, da sie namentlich an ungenügender Specialisierung leidet und auch noch nicht im Besitze der Kenntnisse ist, welche unbedingt erforderlich sind, um mit Erfolg auf einem ausländischen Platze auftreten zu können. Ein Hauptübel liege ferner in der mangelhaften Entwickelung eines österreichischen Kaufmannstandes im Auslande. Die Denkschrift erörtert nun die Frage der Exportbank und erklärt, dass dieses Project eine Art von Krönung des Gebäudes bedeutet, für welches noch der Unterbau fehlt. Bevor an die Schaffung einer grösseren Exportassociation geschritten werden kann, müssen wir erst nationale Kaufleute im Auslande haben. Die Wichtigkeit einer solchen Institution und ihre Bedeutung für die allgemeine wirtschaftliche Lage unseres Staates erheischt eine ausgiebige staatliche Mithilfe und die Regierung ist auch bereit, entsprechende Mittel zur Verfügung zu stellen. Der wesentliche Inhalt der angestrebten Exportorganisation wird nun folgendermassen skizziert: Die Regierung entsendet branchenkundige Kaufleute nach dem Auslande auf solche Plätze, welche Chancen des Exportes des betreffenden Artikels bieten. Der Aussendling hat sich an dem ihm zugewiesenen Platze zu etablieren und erhält für die erste Zeit (circa ein Jahr) eine staatliche Unterstützung von fl. 5000—8000, für das zweite Jahr seiner Thätigkeit fl. 3000—4000. Der Entsendete hat den Platz zu studieren, dem von ihm vertretenen Artikel Eingang zu verschaffen und allmählich Ordres nach Österreich zu überschreiben. Für die von ihm vermittelten Geschäfte erhält er von dem Versender der Waren eine Provision in einem freiwillig vereinbarten Betrage. Die zu gründenden Export-Syndicate sind in der Weise gedacht, dass die Industrie nach gewissen Branchen und localen Centren sich zum Exportzwecke vereinigt und dann in dieser Vereinigung mit dem Aussendling in Verkehr tritt. Es ist jedoch auch ein directer Verkehr einzelner Firmen mit dem Aussendling zulässig. Den Exportsyndicaten soll Steuer- und Gebürenfreiheit gewährt werden. Zwischen dem Aussendling und dem Handelsministerium wird ein Vertrag geschlossen, welcher die Rechte und Verpflichtungen des ersteren genau präcisiert. Der Entsendete hat allmonatlich über seine Geschäftsführung an eine vom Handelsminister aufzustellende Centralstelle zu berichten und Vorschläge über neue Absatzmöglichkeiten und neu abzuschliessende Geschäfte zu erstatten. Schliesslich wird erklärt, dass die Organisation nur als Vorläufer einer weiteren Ausgestaltung unseres Exportes zu betrachten sei und daher in keiner Weise dem Projecte der künftigen Entwickelung, eventuell mit Hilfe eines grossangelegten Exportunternehmens, präjudiciere.

Rumänische Schiffs- und Waggon-Anschaffungen.

Über die fortdauernden Bestrebungen zur Hebung der rumänischen Schiffahrt und Vermehrung der Verkehrsmittel ist einem Berichte des österreichisch-ungarischen Consulates in Bukarest zu entnehmen: Die zur Hebung der Schiffahrt gemachten Anstrengungen der Regierung dauern ununterbrochen fort. So hat die Direction des rumänischen



Seeschiffahrtdienstes kürzlich die Bedingungen für Neubeschaffung von drei, für den Dienst auf der zu eröffnenden Archipel-Linie bestimmten, im Auslande gebauten Dampfern festgestellt. Die Bedingungen sind die folgenden: Der Bau dieser Dampfer darf um nicht mehr als vier Jahre zurückliegen, ihre Grösse muss etwa 800—1000 Tons, der Tiefgang 14—16 englische Fuss betragen. An Geschwindigkeit wird ein Mass von 10—12 Meilen pro Stunde gefordert und sollen die Fahrzeuge mit Einrichtungen für den Transport von 30—50 Passagieren I. und II. Classe versehen sein. Abgesehen von dieser für die Entwickelung der rumänischen Schiffahrt bedeutsamen Erwerbung sollen nach den Plänen der erwähnten Direction umfangreiche Verbesserungen in den Verkehrseinrichtungen des Hafens von Constanza getroffen werden. Es sollen dort sämmtliche Installationen für Beleuchtung, dann Kraftübertragung der Lade- und Löschvorrichtungen für elektrischen Betrieb hergerichtet und die Construction eines neuen grossen Schwimmdocks in Angriff genommen werden. Nicht minder ist die Rührigkeit der Eisenbahnverwaltung für Ausgestaltung und Verbesserung des nicht ganz entsprechenden Fahrparkes. Erfreulicherweise ist es auch einigen österreichisch-ungarischen Firmen gelungen, sich den der Industrie unserer Monarchie gebürenden Antheil an den einschlägigen Bestellungen zu sichern. So hat eine bedeutende Prager, sowie auch eine Arader Fabrik die Lieferung von je 150 Waggons für die rumänischen Staatsbahnen erhalten; ein neuerlicher Beweis dafür, dass bei Anwendung entsprechender Aufmerksamkeit und Energie von Seite unserer Industriellen Rumänien noch immer ein lohnendes Absatzgebiet bildet. Da die Erprobung der mit Vorrichtungen für Petroleum-Liquitheizung versehenen Locomotiven gute Resultate ergeben hat, soll deren Zahl vom nächsten Jahre an wieder beträchtlich vermehrt werden. Zu jenem Zeitpunkte dürften dann bereits über hundert solcher Locomotiven in Verwendung stehen und soll deren Zahl noch im Laufe des Jahres 1899 auf 200 gebracht werden. Der Wert, der durch Verwendung inländischer Brennmaterialien auf diese Weise für die rumänische Volkswirtschaft erspart werden soll, wird auf circa drei Millionen Francs angegeben.

Königliche Seeschiffahrt-Actiengesellschaft »Adria«.

Der Rechnungsabschluss pro 31. December v. J. zeigte folgende Ziffern: Bilanz-Conto. Soll: Eigene Schiffe fl. 7,503.630·15, Theilzahlung auf in Bau befindliche Schiffe fl. 478.071·33, zusammen fl. 7,981.701·48; Gesellschaftspalais in Fiume fl. 1,174.405·34, Materialienmagazin fl. 22.695, Cassenbestand fl. 15.522·15, bei Banken hinterlegte Capitalien fl. 83.972·65, Debitoren fl. 406.619·28, Schiffs- und Bahnfrachten und Spesen: In Fiume und im Auslande einzuhebende Frachten fl. 459.773·86, hierauf lastende Spesen, Nachnahmen und Durchraten fl. 308.770·38, zusammen fl. 151.003·48; Wertpapiere: Beim königlich ungarischen Handelsministerium deponierte Kronenrente Nom. 75.000 à 92·50 fl. 35.103·75, 4%ige Pfandbriefe der Pester ung. Commerzialbank Nom. 150.000 Kronen à 97·50 fl. 73.125, zusammen fl. 108.228·75; transitorische Posten fl. 25.429·72, Barvorschüsse und Materialien für im Jahre 1899 zu verrechnende Reisen fl. 257.553·50, Totale

fl. 10,227.131·35. — Haben: Actiencapital fl. 2,500.000, Prioritäten: Papierprioritäten fl. 2,236.100, verloste, jedoch nicht behobene, per 31. December 1898 rückzulösende Papierprioritäten fl. 160.400, zusammen fl. 2,396.500; Fiumaner Hausgrund fl. 130.000, Hypothekenanleihe fl. 343.103·73, zusammen fl. 473.103·73; Reservefond fl. 624.000, Assecuranz-Reservefond fl. 837.459, Gewinn beim Verkaufe des Dampfers Tibor fl. 34.422·68, zusammen fl. 871.881·68, Pensionsfond fl. 62.400, Wertverminderungs-Reservefond fl. 2,702.862·13, Creditoren fl. 110.697·31, Accepte und Anweisungen fl. 36.179·57, zusammen fl. 146.876·88; Gewinn- und Verlustconto: Reingewinn fl. 420.202·35, Gewinnvortrag vom Jahre 1897 fl. 29.304·58, zusammen fl. 449.506·93; Totale fl. 10,227.131·35.

Croatische Escomptebank.

Am 18. v. M. fand in Agram unter dem Vorsitze des Vicepräsidenten Herrn Pet. Drag. Turkovics die 30. ordentliche Generalversammlung der Croatischen Escomptebank statt. Die Bilanz ergibt einen Reingewinn von fl. 118.833·18. Die Dividende wurde mit fl. 15 oder 7½ Percent festgesetzt, während der ordentliche Reservefond ausser der statutenmässigen Quote noch den Betrag von fl. 11.290 zugewiesen erhielt, wodurch derselbe nunmehr die Höhe von fl. 215.000 erreicht. Die Generalversammlung acceptierte sämmtliche Anträge, ertheilte der Direction und dem Aufsichtsrathe das Absolutorium und wählte die zum Austritte bestimmten Directionsmitglieder, Herren J. Grahor sen., Fr. Švrljuga und Pet. Drag. Turkovics, wieder. Zum Directionspräsidenten wurde Herr Gustav Ritter v. Pongratz, zum Vicepräsidenten Herr Pet. Drag. Turkovics gewählt.

Abänderung der rumänischen Concursordnung.

Aus Bukarest wird uns geschrieben: Der Motivenbericht des dem Senate vorgelegten Gesetzprojectes zur Reform der auf das Fallimentswesen bezüglichen Bestimmungen des rumänischen Handelsgesetzes hebt den Schaden hervor, welchen der Geschäftscredit des Landes durch die zahlreichen Zahlungseinstellungen und die häufig zum Nachtheil der Gläubiger abgeschlossenen Fallimentsausgleiche erleidet. Unter den zur Beseitigung dieses Übelstandes vorgeschlagenen Reformen haben namentlich die Bestimmungen über die Höhe und Sicherstellung der gesetzlich zulässigen Ausgleichsquote und die gegen betrügerische Vermögensübertragungen proponierten Neuerungen eine besondere Bedeutung zu beanspruchen. Die nach dem Concursgesetze vom Jahre 1895 festgesetzte Minimalausgleichsquote von 40% der Passiven soll auf 60% erhöht und der Fallite zur Beibringung einer der Höhe dieser Quote entsprechenden, in Hypotheken oder Wertdepots bestehenden Caution verhalten werden. Kann der Fallite diese Sicherheit nicht bieten und wird von den Gläubigern auch die Weiterführung des bankerotten Geschäftes unter ihrer Überwachung bis zur erfolgten Zahlung der vereinbarten Quote abgelehnt, so wird zum executiven Verkauf der Habe des Falliten geschritten, welcher in diesem Falle auch das Recht verliert, weiterhin eine Firma zu führen. Um Betrügereien durch Ver-

mögensübertragungen u. s. w. zu verhindern, bestimmt die Reformvorlage, dass alle Verkäufe, Eigenthumsabtretungen u. s. w., welche ein Falliter während der letzten sechs Monate vor seiner Falliterklärung an seine Ehehälfte und an seine Verwandten bis einschliesslich den vierten Verwandtschaftsgrad gemacht hat, keine gesetzliche Giltigkeit besitzen. Beide hier erwähnten Reformvorschläge sind gegen thatsächliche Krebsschäden unseres Concurswesens gerichtet, und wird durch die verlangte Sicherstellung der Ausgleichsquote einem bisher landesüblichen Unfuge wirkungsvoll vorgebeugt werden, welcher darin bestand, dass bei den meisten Concursen den Gläubigern statt der vereinbarten Quote Delcrederewechsel gegeben wurden, über deren Sicherheit sich namentlich die auswärtigen Creditoren nur in den seltensten Fällen in verlässlicher Weise zu informieren vermochten. Ob das vorgeschlagene Ausgleichsminimum von 60%, zu welchem noch 20% Gerichtsspesen kommen, nicht etwas zu hoch gegriffen ist und in manchen Fällen die Gläubiger veranlassen wird, einen aussergerichtlichen Ausgleich der Einleitung des eine noch geringere Quote in Aussicht stellenden Executionsverfahrens vorzuziehen, ist freilich eine andere Frage. Um eine Verschleppung der Fallimentserledigung zu verhindern, setzt die neue Concursordnung für die Anmeldung der Guthaben eine Frist von 15 Tagen an. So gutgemeint dieser Vorschlag auch sein mag, so ist der Zeitraum von 15 Tagen doch entschieden zu niedrig gegriffen und wird namentlich im Interesse der ausländischen Gläubiger eine Verlängerung des Anmeldungstermines anzustreben sein.

Die Handelsverhältnisse Griechenlands.

Wie man aus Athen meldet, sind soeben die Ausweise veröffentlicht worden, welche über den Handel Griechenlands in den Monaten Jänner—October 1898 Aufschluss geben. Die Einfuhr hat im October einen Wert von 17,297.464 Drachmen erreicht, während sie im October 1897 nur 13,803.523 Drachmen betrug. Es hat sich sonach eine Mehreinfuhr um 3,493.541 Drachmen ergeben. Die Ausfuhr beziffert sich mit 11,967.731 Drachmen gegen 8,752.576 Drachmen in der gleichen Periode des Vorjahres, sonach zeigt sich eine Steigerung um 3,214.755 Drachmen. Die Einfuhrzölle beliefen sich auf 3,641.064 Drachmen. In den ersten 10 Monaten des Jahres 1898 hatte die Einfuhr einen Wert von 126,263.185 Drachmen gegen 86,816.807 Drachmen im Vorjahre, sonach um 39,446.378 Drachmen mehr; die Ausfuhr hatte einen Wert von 76,346.453 Drachmen gegen 69,641.171 Drachmen in den ersten 10 Monaten des Jahres 1897, sonach zeigt sich eine Steigerung um 6,705.282 Drachmen. Die Einfuhrzölle haben im Jahre 1898 bis zum October eine Summe von 28.451.330 Drachmen geliefert, während sie in der gleichen Periode des Jahres 1897 nur 20,090.824 Drachmen ergaben, sonach ist ein Mehrerträgnis von 8,360.506 Drachmen zu verzeichnen.

Türkische Staatsschuld.

Vor einigen Tagen ist der Bericht des Administrationsrathes der türkischen Staatsschuld über das mit Ende Februar 1898 abgelaufene 16. Verwaltungsjahr ausgegeben worden. Die Einführung von »Ver-

einfachungen im System der Rechnungsführung« entschuldigt diesmal sein langes Säumen. Die Totaleinnahmen zeigen 1897/98 ein fortgesetztes, wenn auch sehr mässiges Steigen, immerhin einen Mehreingang von ungefähr 35.000 türkischen Pfund, wobei nicht unberücksichtigt bleiben soll, dass die Abgaben der türkischen Tabakregie sich im betreffenden Verwaltungsjahre gegenüber dem vorangegangenen um 67.000 türkische Pfund vermindert und überdies die allgemeinen Spesen um 21.000 türkische Pfund gesteigert hatten. Der Stand der türkischen Serien-Staatsschuld ist — abgesehen von den bedeutenden Tilgungen bei den privilegierten 5%igen Obligationen, jetzigen »Obligations de priorité 4 pourcent« — in den 16 Verwaltungsjahren des Administrationsrathes von rund 116 Millionen türkischen Pfund auf 100½ Millionen türkische Pfund gesunken und die erste der fünf Gruppen der Staatsschuld (A, B, C, D und Türkenlose) A ist im laufenden Jahre zur Gänze aus dem Schuldbuche gestrichen. Für den Rückkauf der Türkenlose auf freiem Markte wurden im ganzen bis Ende 1897 340.000 türkische Pfund verwendet, wofür circa 91.000 Lose zurückgezogen wurden. Die angesichts der bekannten Finanzlage der Türkei sehr anerkennenswerten Leistungen des Administrationsrathes der Dette publique Ottomane haben es ermöglicht, dass neben der unausgesetzten Zahlung von 1% Zinsen auf das im Schuldbuche eingetragene Capital und Bestreitung der grossen Tilgungserfordernisse ein »Reservefond zur Erhöhung des Zinssatzes« gebildet werden konnte, wie derselbe von dem türkischen Finanzdecrete vom Jahre 1881 vorgeschrieben ist, welches die Grundlage der gesammten Administration bildet. Diesem Fonde wurden im 16. Verwaltungsjahre abermals 40.000 türkische Pfund zugeführt, wodurch der Fond eine Höhe von 482.000 türkischen Pfund erreichte. Von Zeit zu Zeit werden nun Stimmen von Schuldtitresbesitzern laut, die, gestützt auf eine nicht ganz präcise Bestimmung des erwähnten Finanzdecretes, die Forderung aufstellen, der Zinssatz von 1% solle auf 1¼% erhöht werden. Nachdem die Zuflüsse zu dem in Rede stehenden Reservefonde relativ spärliche sind — wie oben geschildert circa 40.000 türkische Pfund jährlich — und da die Aufbesserung des Coupons um ¼% ungefähr 293.000 türkische Pfund per Jahr erfordert, so würde der Fond lediglich zur einmaligen Zahlung der Superrate von ¼% hinreichen und einige Jahre müssten dann vergehen, ehe der Fond wieder so weit ergänzt wäre, um abermals ¼% Mehrzahlung zu gestatten. Dem gegenüber stehen der Administrationsrath der türkischen Staatsschuld und die türkische Regierung auf dem Standpunkte, dass eine Erhöhung der Zinsrate für die Schuldtitel nicht eintreten kann, ehe der erwähnte Reservefond so weit gestärkt ist oder ehe sich die Einnahmen der Administration der Staatsschuld so wesentlich gebessert haben, dass an eine dauernde Erhöhung der Interessen von 1% auf 1¼% gedacht werden kann. Keinesfalls sei die Frage actuell, bevor nicht die Überschüsse eines Verwaltungsjahres über 1% die Höhe von ¼% der registrierten Staatsschuld erreicht haben.

Griechische Finanzen.

Die von den Mächten eingesetzte Commission zur Controle der griechischen Finanzen in Athen hat kürzlich die Bilanz ihrer erst-

jährigen Thätigkeit festgestellt und ist dabei, wie wir erfahren, zu einem sehr befriedigenden Resultate gelangt. Die Controle functioniert in vortrefflicher Weise und bewährt sich aufs beste. Der österreichisch-ungarische Delegierte in der Finanzcommission, Regierungsrath Oppenheimer, sandte an das Auswärtige Amt einen ausführlichen Bericht über den ersten Rechnungsabschluss der Finanzcommission, nach welchem die von derselben in der Zeit vom 28. April bis 31. December 1898 eingehobenen Abgaben die Höhe von 35,689.868 Drachmen in Gold und 354.503 Drachmen in Papier erreichten. Die letztere Summe rührt aus dem Verkaufe des Schmirgels von Naxos her. Im Präliminare waren von der Finanzcommission nur 30 Millionen Drachmen an Einnahmen zur Tilgung der griechischen Staatsschuld vorgesehen, so dass ein Überschuss von 6,044.371 Drachmen sich ergab. Über die Verwendung dieses Überschusses hatten sich zwischen der griechischen Regierung und der Finanzcommission Meinungsverschiedenheiten ergeben, da die erstere den Standpunkt vertrat, die jeweiligen Überschüsse aus den Einnahmen hätten dem Staatsärar zuzufallen, während die Finanzcommission der Ansicht war, die Überschüsse seien gleichmässig zur Tilgung der Staatsschuld zu verwenden, wodurch dieselbe beschleunigt würde. Zum Schlusse einigte man sich dahin, dass allfällige Überschüsse bei den Jahresabrechnungen zur Hälfte dem Staatsärar zufallen, zur anderen Hälfte zur Tilgung der Staatsschuld zu verwenden seien. Eine weitere Meinungsverschiedenheit war zwischen der Regierung und der Finanzcommission auch hinsichtlich des Stempelankaufes entstanden. Die Finanzcommission lässt nämlich die Stempel anfertigen — laut Übereinkommen geschieht dies in der Hof- und Staatsdruckerei in Wien — und die griechische Regierung übernimmt die Stempel zum Weiterverkaufe von der Finanzcommission. Nun hatte die Regierung von der Commission ein wesentlich grösseres Stempelquantum gegen bare Bezahlung übernommen, als sie veräussert hatte und forderte einen entsprechenden Rückersatz. Darauf gieng die Finanzcommission jedoch nicht ein, traf aber mit der Regierung ein Arrangement, welches in Zukunft auch diesbezüglich jede Meinungsverschiedenheit ausschliessen soll.

Einfuhrverbot.

Der bulgarische Minister Teneff hat die Einfuhr von zur Weinverfälschung dienenden Essenzen nach Bulgarien verboten.

Die Fezfabriken Österreichs gestalten sich zu Actiengesellschaften.

In dieser Angelegenheit berichtet man aus Strakonitz, dem Hauptsitze der Fezindustrie, Folgendes: Hier befinden sich vier grosse Fabriken. Es sind dies die Firmen Wolf Fürth & Comp., Mathias Zucker & Comp., Ig. Stein senior und J. Stein & Comp. Die Strakonitzer Fabriken beschäftigen durchschnittlich über 400 männliche und über 800 weibliche Arbeiter; erzeugt werden jährlich über vier Millionen Fez. In Mähren sind zwei, in Schlesien eine Fabrik, die zusammen ca. vier Millionen türkischer Mützen liefern. Der Exportwert der sieben genannten Fabriken beläuft sich über 3 Millionen Gulden.

Da die Qualität der Mützen sehr verschieden ist, stellt sich der Verkaufspreis einer Mütze (im Grossen) auf 15 kr. bis fl. 2. Den grössten Absatz finden die konisch geformten Fez — sie wandern nach Bosnien, in die europäische Türkei, nach Kleinasien und Egypten, die billigeren werden nach Indien und dem malayschen Archipel versendet. Niedrige und gerade Fez sind in Bulgarien, Rumänien und theilweise in Serbien beliebt; billige, stärkere mit einer Seidenquaste (sogenannte Beyruter) werden theils in Egypten, theils in Tunis getragen. Gerade und hohe lieben die Albanesen in Griechenland und Thessalien, die Kurden in Persien und Mesopotamien. Das billigste Product tragen die afrikanischen Neger. Andere Absatzgebiete für Fez sind: Ostindien, Java, Hinterindien und Nordamerika. Die Hauptfarbe der Fez ist die scharlachrothe mit 10 Nuancierungen (bis ins Schwarze); ausserdem werden blaue, gelbe, graue und grüne, ebenfalls in vielfachen Nuancen, verfertigt.

Der Aussenhandel Serbiens im Jahre 1898.

Das statistische Departement im serbischen Finanzministerium veröffentlicht soeben die Daten bezüglich des Aussenhandels Serbiens vom Jahre 1898. Danach betrug die Ausfuhr 56,991.479 Dinare (55,931.503 im Jahre 1897) und die Einfuhr 40,834.465 Dinare (45,418.782 im Jahre 1897); es ergibt sich somit ein Überschuss der Ausfuhr über die Einfuhr von 16·1 Millionen (gegen einen Überschuss der Ausfuhr über die Einfuhr von 10·5 Millionen Dinaren im Vorjahre). Es war die Einfuhr im Jahre 1898 um 4.584.317 Dinare geringer, die Ausfuhr um 16,157.014 grösser. Als Haupt-Exportartikel mögen folgende erwähnt werden: Getrocknete Pflaumen 7,828.138 Dinare (im Vorjahre 12,573.292); Weizen 9,772.440 (4,650.236 im Jahre 1897); Hafer 2,037.715 gegen 1,733.429); rohes Obst 989.587 (917.871); Hornvieh 12,605.675 (7,348.240); Schweine 10,880.103 (13,243.595); Fleisch 1,679.660 (2,473.172); Zwetschkenmus 1,503.601 (3,225.763); Seilerware 900.959 (gegen 1,026.338 im Vorjahre) u. s. w. Hauptartikel des Imports: Mais 2,448.833 (wegen Mangels an Feldbau, gegen 1,954.336 im Vorjahre); Schafwolle 3,262.856 (1,283.388); Metalle 4.331.381 (3.757.245); Häute und Felle 2,797.781 (4,259.718); Zucker 1,658.898 (1,648.228); Colonialproducte 1,767.087 (2,084.377); Droguen und chemische Producte 1,198.691 (1,447.232); Fettwaren und Öl 1,482.811 (1,633.605); Baumwollgarn 2,645.749 (4,680.619); Baumwollstoffe 3,068.644 (4,425.123); Kleider 1,357.851 (1,658.663); Wein 969.891 (520.978); Papier 983.601 (901.188); Salz 988.330 (541.113); Stein- und Braunkohle 512.532 Dinare (gegen 430.233 im Vorjahre).

Bücherbesprechungen.

Sämmtliche zur Besprechung einlangende Bücher, Zeitschriften etc. finden in der Reihenfolge ihres Einlaufes an dieser Stelle bereitwilligste Aufnahme.

Povjest književnosti hrvatske i srpske (Literaturgeschichte der Croaten und Serben). Von Gjuro Šurmin. Mit 21 Urkunden und 70 Porträts. Agram, 1898. Hartmann'sche Buchhandlung (Kugli & Deutsch). Preis 4 fl.

Immer mehr werden die sich fühlbar machenden Lücken in der croatischen Literatur ausgefüllt und allmählich wird den stellenweise bestehenden Mängeln in erfreulicher Weise abgeholfen. So fand denn endlich auch die croatische und serbische Literaturgeschichte, an der es bislang gemangelt hat, ihren berufenen Bearbeiter. Wohl hat der europäischen Ruf geniessende Slavist Prof. Jagić bereits vor drei Decennien eine Literaturgeschichte verfasst, in derselben bildete aber bloss die älteste Zeit Gegenstand der Behandlung. Auch Stojan Novaković hat beiläufig zur selben Zeit ein ähnliches Werk, dies aber lediglich zu Schulzwecken, erscheinen lassen. Später gab die verdienstvolle »Matica Hrvatska« (»croatische Mutterlade«), über die wir an anderer Stelle eingehender berichten, »Skizzen aus der croatischen Literatur« von Ivan Broz heraus, aber auch diese reichten kaum über die Grenzen des Alterthums hinaus. Was darüber an literar-historischen Arbeiten erschien, sind zumeist Schulbücher, in denen ausführlicher bloss das Geistesleben der Alten geschildert wird. Gesammtarbeiten über die südslavische Literatur der Vergangenheit und Gegenwart gab es keine.

Dem verdienstvollen Professor Šurmin blieb es vorbehalten, Wandel zu schaffen, indem er ein Werk verfasste, das wohl nicht als vollkommen und einwandfrei bezeichnet werden kann, dem aber, als dem ersten seiner Art, volles Lob und hohe Anerkennung nicht versagt werden darf. Eine derartige Arbeit konnte ja gar nicht perfect und tadellos, wie bei anderen Nationen, zustande gebracht werden, über eine Literatur, deren Anfänge 5 Jahrhunderte zurückreichen, ohne dass es möglich wäre, über alle Epochen, alle Wechselfälle und Widerwärtigkeiten, denen die Literatur der Croaten und Serben ausgesetzt war, auf verlässliche Studienquellen zu stossen. Ja noch mehr! Das Verhältnis der Literatur der Croaten und Serben zueinander, zweier Schwesternationen, welche durch dieselbe Sprache, dieselben Bräuche stammverwandt sind, ist ein derartiges, dass sich an eine gemeinsame Bearbeitung desselben, da die Grenze zwischen der einen und anderen mit Bestimmtheit kaum festgestellt werden kann, noch keiner herangewagt hat.

Mit vorliegendem Werke nun ist der Anfang gemacht und, dem soeben Gesagten Rechnung tragend, darf behauptet werden, dass der Verfasser seine Aufgabe in entsprechender Weise gelöst hat. Selbstverständlich ist die croatische und serbische Literatur voneinander getrennt bearbeitet. Nachdem der slavische Süden in religiöser Richtung eine Spaltung erfahren hatte, derart, dass die Croaten und Slovenen die Cultur der römisch-germanischen, die Bulgaren und Serben jedoch jene des byzantinischen Südens annahmen und die Literatur zumeist in diesem Sinne auch national ausgebildet wurde, musste dieses Zerwürfnis der stammverwandten Nationen auch deren Literatur eine verschiedene Richtung geben, obzwar hüben und drüben die Zugehörigkeit des einen oder anderen Dichters nicht selten zu leidenschaftlichen Erörterungen Anlass gibt.

Seit jeher war bei den Croaten und Serben, deren älteste Literatur aus kirchlichen Werken besteht, der empfängliche

Boden da, auf dem der Same einer kunstgemäss gepflegten, mit bewährten Kunstmitteln arbeitenden Poesie aufgehen und Früchte bringen konnte. Wo die Verhältnisse solcher Entwicklung günstig waren, hatte auch in serbischen und croatischen Landen die Muse der Kunstdichtung sich nicht spröde zurückgezogen. In der inmitten der dalmatinischen Riviera gelegenen, von der Natur schon auf die Vermittlerrolle bei Austausch materiellen und geistigen Gutes angewiesenen alten Handelsstadt Ragusa (Dubrovnik) hatte im XV.—XVII. Jahrhundert eine ununterbrochene stattliche Reihe von Poeten geblüht. Rege Beziehungen zu Byzanz einerseits und Rom und Venedig andererseits, hatten in der nach venetianischem Muster eingerichteten stolzen Adelsrepublik dazu beigetragen, hier der Dichtkunst eine günstige und behagliche Heimstätte zu schaffen.

Nichtsdestoweniger war die alte und mittelalterliche Literatur der Croaten und Serben kein Förderungsmittel allgemeiner nationaler Bildung und Cultur. Die erstere nicht, weil sie auf einer, dem Volke unverständlichen Sprache beruhte, die nur von Priestern zu kirchlichen Zwecken benützt wurde; die mittelalterliche nicht, weil sie von einem gänzlich fremden Geiste durchweht, den nationalen Bedürfnissen keineswegs entsprach. Auch die Literatur der ragusanischen Blütezeit hat überwiegend provinziellen Charakter. Überdies war auch der Gebrauch der lateinischen Sprache ein mächtiges Hindernis der Entwicklung der nationalen Empfindung und des nationalen Charakters. Die nationale Renaissance vollzieht sich erst seit Mitte der Dreissigerjahre unseres Jahrhunderts, unter dem Einflusse der von Ljudevit Gaj (1809—1872) inaugurierten, auf Jan Kollars Ideen der slavischen Wiederbelebung fussenden sogenannten illyrischen Bewegung mit Agram (Zagreb) als politischem und geistigem Centrum.

Die Croaten, durch das staatliche Leben zerrissen, waren sich vor Gaj keiner nationalen Einheit bewusst; seine Idee des Illyrismus fand fruchtbaren Boden, und sein patriotisches Bestreben ward allenthalben mit jubelnder Begeisterung aufgenommen. Und sobald die Freiheit die schlummernden Geister erweckt hatte, konnte auch die höhere geistige Entwicklung nicht mehr zurückbleiben. Alles, was die Feder zu führen vermochte, scharte sich um ihn; es war dies ein blüthenreicher Frühling im Leben der croatischen Nation, welche als geistige Führerin allen Südslaven voranstand und ihre führende Rolle bis heute behauptet hat.

Das Ausland kennt die croatische Literatur nur in geringem Masse. Über dieselbe war bis vor wenigen Jahren ein dichter, kaum durchdringlicher Schleier gebreitet. Es ist daher kaum zu verwundern, dass von den literarischen Producten Croatiens bis vor kurzem höchst geringschätzig geurtheilt wurde, wenn sich überhaupt einer herbeiliess, sein Augenmerk auf dieselbe zu richten. Weder Johannes Scherr, noch Gustav Karpeles haben der croatischen Literatur auch nur eine Seite in ihren »ausführlichen« Werken gewidmet. Mit Unrecht. Denn die Poeten Croatiens können es noch aufnehmen mit manchem modernen Versifex, dessen Porträt, Biographie und genaue Geschichte seines Erstlingswerkes jedes literarische Kleinblatt zu bringen sich berufen fühlt.

Ein Blick auf die bisher in deutscher Übertragung erschienenen croatischen Literaturwerke*) bringt jedem die Überzeugung bei, dass gar manche Blüte, gar mancher Dichter von wahrhafter Grösse, gar mancher Erzähler von hoher Meisterschaft unter den geschmähten Croaten zu finden ist; dass es bedeutende Männer waren und sind, die verschwundener Macht und Herrlichkeit zum Preis und Lob ihre Laute tönen liessen, welche selbst in den Tagen des herbsten Leides, der nationalen und geistigen Unterdrückung nicht den Klang versagte, voll Trost bald als Verkünderin schönerer Zeiten, bald voll knirschenden Zornes oder ergreifender Trauer über gegenwärtiges Missgeschick.

Ein stiller Duldermuth geht durch die ganze Poesie, ein traurig-freudiges Einge-

*) Ivan Mažuranić: »Schattenbilder«, übersetzt von L. P. Bertwig. (Cronbach, Berlin, 1893.)
Mavro Spicer: »Blätter und Blüten aus Croatiens Gauen.« (Cronbach, Berlin, 1894.)
Mavro Spicer. »Peter Preradović' ausgewählte Gedichte.« (Wiegand, Leipzig, 1895.)
Mavro Spicer. »Croatische Lieder und Erzählungen mit literar-historischer Einleitung.« (Moos, Erfurt, 1896.)

denksein vergangener Grösse, ein hoffnungsvolles Träumen von zukünftiger Auferstehung in verjüngter Macht. Nationale Gesinnungstüchtigkeit wechselt mit weiser Abklärung; patriotische, nicht chauvinistische Klänge rauschen zusammen mit stillreligiösen Lobliedern zur Verherrlichung des Weltenschöpfers, die aber frei sind von Manieriertheit oder Überschwänglichkeit.

Wie bei anderen Völkern, so hat sich auch bei den Serben anfänglich neben der Sprache der Gebildeten, Gelehrten und Dichter ganz selbständig die Sprache des Volkes erhalten und entwickelt. Es gab unter den Serben bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts kein in der Volkssprache geschriebenes Werk, denn man bediente sich in höheren Kreisen der Kirchen-, d. h. der altslavischen Sprache, welcher man sich im Reden, Schreiben und Verhandeln bediente und sich von der Sprache des Volkes immer mehr entfernte, indem man diese als von jener abgeleitet, als Verderb des ersten rechtmässigen Idioms schalt. In der Zeit vom IX. bis zum XVI. Jahrhunderte entwickelten sich nur locale Centren, deren Bestrebungen sich durch ihre mitunter widersprechende Verschiedenartigkeit in Sprache und Schrift charakterisiert hatten. Als dann im XVI. Jahrhundert die staatliche Selbstständigkeit Serbiens vollständig verloren gegangen war, trat auch für die serbische Literatur eine traurige Zeit des Stillstandes und Rückschrittes heran. Die Phantasie des Volkes flüchtete sich in das Volkslied, in die epischen Gesänge und Balladen, welche Jahrhunderte lang von Mund zu Mund giengen und sich so erhielten.

Erst nach dem Carlovitzer Frieden (1699) brach für das Geistesleben unter den Serben der Hoffnungsstrahl einer besseren Zukunft hervor. Zahlreiche serbische Familien flüchteten von der Balkan-Halbinsel unter die schützenden Fittige der habsburgischen Macht und aus diesen Kreisen entwickelte sich nach und nach die erste Thätigkeit, welche aus dem Geistesleben der europäischen Culturnationen ihre Nahrung schöpfte. Wohl gieng diese Annäherung nur sehr langsam vor sich. Ein halbes Jahrhundert musste man sich schlecht und recht mit fremdem Geisteseigenthum behelfen, bis ein Mann erstand, der, wie alle Reformatoren, Zeit seines Lebens gegen feindselige Elemente zu kämpfen hatte, aber in richtiger Erkenntnis dessen, was dem Volke Noth that, den Serben das erste in volksthümlicher Sprache verfasste Buch in die Hand gab. Dieser Mann war Dositije Obradović (1735—1811), der erste, der sich vor dem Heiligthum der Volkssprache beugte und einen Weg bahnte, den eifrige Nachahmer bis zur Vollkommenheit ausarbeiteten. Allen voran Vuk Stefanović-Karadžić (1787—1864), mit dem eine neue Epoche für die Geschichte der Literatur der Serben beginnt. Durch sein Wirken ward die Literatur Gemeingut nicht einzelner Gelehrter, sondern der gesammten Nation. Die Originalität und Genialität Vuks bekundet sich in der ihm eigenthümlichen Auffassung, der reinste Quell der Sprache einer Nation seien die Volkslieder und Gesänge, und zwar in jener Form, wie sie im Volksmunde leben und wie sie von den Guslaren (Spielleuten) recitiert werden. Durchdrungen von der Richtigkeit seiner Auffassung, die seinerzeit freilich auf heftigen Widerspruch stiess, verlegte sich Vuk mit grossem Eifer auf die Erforschung der reinen Volkssprache. Die Mittel hiezu waren ihm ja gesichert: hinter ihm stand das ganze Volk, und wo er nicht sicheren Boden fühlte, da boten ihm sein Geist und sein Genie ausgiebige Hilfe.

Wohl sind auch die von Vuk zusammengetragenen Schätze, welche darzuthun hatten, dass die Sprache des serbischen Volkes in ihren ursprünglichen Eigenthümlichkeiten von der altslavischen Kirchensprache im Grunde verschieden und doch überaus lebendig, jeder Ausdrucksweise für die poetische Darstellung fähig sei, nicht vollständig, denn die culturellen Anforderungen wachsen von Tag zu Tag und werden kein Ende nehmen, insolange es überhaupt einen Fortschritt der Menschheit geben wird. Irrthümer wird die Folgezeit auch in seinen Schriften nachweisen. Die Grundzüge seiner Ideen jedoch werden bestehen bleiben und Früchte tragend weiter wirken. Vuk wird denn auch mit Recht der Vater der neueren serbischen und damit auch der croatischen Literatur genannt, denn indem er die Sprache des Volkes zur Schriftsprache erhob, ebnete er der neuen Nationalliteratur die Wege zu Ansehen und Erfolgen. Unter dem un-

mittelbaren Einflusse der Principien Vuks erstanden die südslavischen Geistesheroen, wie Gjuro Daničić, Branko Radičević, Ljudevit Gaj, Petar Petrović-Njeguš, Ivan Mažuranić, Petar Preradović u. a. Sie alle sind Männer vom Geiste Vuks, die wieder ihrerseits einer neuen Generation in der serbischen und croatischen Literatur zu leuchtenden Vorbildern wurden.

Speciell für die Entwicklung der Kunstpoesie der Serben war es kein Glück, dass Lukijan Mušickis (1777—1827) Pseudoclassicismus Schule machte und dass derselbe mit seinen letzten Ausläufern noch das Ende der Fünfzigerjahre berührte. Zwar macht sich daneben frühzeitig die Entwicklung des modernen, d. h. deutschen Classicismus und Romantismus ebenso bemerkbar, allein fast alle Dichter dieser Periode sind Eklektiker und stecken viele überdies mit dem Pseudoclassicismus in Bezug auf Sprache und Form im alten unvolksthümlichen Stil.

In den Siebzigerjahren ist das poetische Schaffen der Serben am regsten, dann sinkt es auffällig, und zwar nicht am wenigsten infolge der gleichzeitigen ätzenden radical-realistischen Kritik, die an poetischen Werken schonungslos geübt wird.

Erst neuestens macht sich auch in Serbien eine erhöhte Schaffungsfreudigkeit bemerkbar, und ist es der moderne Realismus, der mehr und mehr in den Vordergrund tritt.

Es liegt in der Natur der Sache, dass der Verfasser des vorliegenden, von der nimmermüden Verlagsbuchhandlung auf das glänzendste ausgestatteten Werkes die älteren Perioden gründlicher bearbeitet und gruppiert hat, indessen er die neuere Zeit mit ihren mannigfachen Auswüchsen und modernen Strömungen, die ja ein endgiltiges Urtheil gar nicht zulassen, nur leichthin skizziert.

Nichtsdestoweniger hat er über die geistige Entwicklung der Serben und Croaten, die im Verhältnisse zur Grösse der beiden Schwesternationen eine bedeutende genannt werden muss, ein anschauliches Bild entworfen. Diese Entwicklung, unterstützt durch natürliche Anlage, Sinnesweise und Bildung, folgt langsam aber stetig dem Zuge der menschlich freien Zeit. Beide Nationen halten die Fackel der Cultur mit Begeisterung hoch, können also nicht der Barbarei anheimfallen, wie sie patriotischer Pessimismus mitunter von aussen oder von innen her befürchtet. Mavro Spicer.

Die Publicationen der südslavischen Akademie für das Jahr 1898.

Die südslavische Akademie für Wissenschaften und Künste in Agram, deren erspriessliche Wirksamkeit wir bereits im 2. Hefte unserer Zeitschrift eingehend würdigten, hat soeben die zweite Serie ihrer Editionen für das Jahr 1898 vollendet. Es sind dies insgesammt sechs Bücher aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, und zwar:

I. Monumenta historico-juridica, vol. VI. (Croatische Denkmäler, Bd. I.) Preis 3 fl. 50 kr. Geschenksurkunden, Processacten, verschiedene Aufschriften in Kirchen und Klöstern, Grenzbestimmungen, Grabschriften, Testamente u. a. aus der Zeit von 1100—1499.

II. Rad. (Arbeiten der philologisch-historischen und philosophisch-juridischen Classe, Bd. 136.) Preis 1 fl. 50 kr. Inhalt: Bereisung der Balkan-Halbinsel im XVI. Jahrhundert von Dr. P. Matković. — Küstenländische Lectionäre des XV. Jahrhunderts von Dr. Milan Rešetar. — Über Herzog Andreas von Vjekoslav Klaić. — Correcturen ragusanischer Wörter in Vuks Wörterbuch von M. Milas.

III. Rad. (Arbeiten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe, Band 137.) Preis 1 fl. 50 kr. Inhalt: Das neogentertiäre Kesselthal von Zrinji-Dvor von Stevo M. Curčić. — Über Bipolar-Coordinaten von Dr. Adolf Schwartz. — Beitrag zur analitischen Zahlentheorie von Dr. Adolf Schwartz. — Beitrag zu Cantors Gruppenlehre von Dr. Adolf Schwartz. — Über den Kegel als Product von Ebenen- und Strahlenbündeln von Kosta Karamata. — Sechzehnter Erdbeben-Bericht für das Jahr 1898 von Dr. M. Kišpatić.

IV. Alterthümer, Buch 29. Preis 2 fl. Inhalt: Archive aus dem Syrmier Comitate von Emil Laszowski. — Berichte Ivan Pieronis über croatische Grenzen, Städte und Ortschaften im Jahre 1639 von Emil Laszowski. —

Regestum litterarum des Zaraer Erzbischofs Maphaeus Vallaressus vom Jahre 1449 bis 1496 von Prof. Dr. L. Jelić. — Srećković' mittelbulgarisches Evangelium und sein Verhältnis zu den übrigen kirchlich-slovenischen Versionen des Evangeliums (mit zwei photographischen Abdrücken) von Gjuro Polivka.

V. Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena. (Folkloristische Sammlungen aus dem Volksleben der Südslaven, zweite Hälfte des Bd. III.) Preis 1 fl. 25 kr. Inhalt: Die nationale Musik in Dalmatien von Ludwig Kuba (Fortsetzung). — Kleinere Beiträge von Anton Radić. — Volksleben und Sitten in Trebarjevo von Kate Janjčer (Fortsetzung). — Volksleben und Sitten in Kola von Ivo Šajnović. — Aberglauben in Cres von Andrija Bortulin. — Heiratsgebräuche in Konavli von Nike Balariu. — Bibliographie.

VI. Wörterbuch der croatischen oder serbischen Sprache. Fünfter Band, Heft 18, umfassend den Sprachschatz Kipak—Koji. Preis 2 fl. Der Preis aller 6 Bücher beträgt 11 fl. 25 kr.

Wie die Leitung der Akademie in einem besonderen Circulare bekanntgibt, werden im Jahre 1899 zehn Bücher erscheinen, und zwar 4 Bücher vom »Rad«; Wörterbuch Bd. 19; Monumenta historico-juridica, vol. VI (Croatische Denkmäler, Bd. II); Zbornik (Folkloristische Sammlungen, Bd. IV); Alte Schriftsteller, Bd. XXI; Sammlungen der neueren croatischen Literatur, Bd. II und Jahrbuch XIII.

Pränumeranten erhalten sämmtliche zehn Bücher um den Preis von 10 Gulden; die Namen der Abonnenten werden im Jahrbuche veröffentlicht. Sammler von zehn Pränumeranten erhalten ein Exemplar sämmtlicher Publicationen gratis.

* * *

Sbornik narodni umotvorenia, nauka i knižnina, izdava ministerstvoto na narodnoto prosveštanie, kniga XV. Sofia, Državna pečatnica. (Sammelbuch für nationale Kunst, Wissenschaft und Literatur, herausgegeben vom bulgarischen Unterrichtsministerium, Bd. XV. Sofia, Staatsdruckerei.)

Von diesem in seiner Art grossartigen Sammelwerke ist der XV. Band, 50 Druckbogen Grossoctav umfassend, mit Tabellen und Abbildungen, erschienen. Wie die früheren, zerfällt auch dieser Band in drei Theile. Der erste enthält wissenschaftliche Studien, der zweite ist Recensionen gewidmet, indessen der dritte Theil dem Zbornik durch seine Sammlungen in der ganzen wissenschaftlichen Welt besonderen Wert verleiht. Als würde aus unversiegbarer Quelle der Stoff hervorsprudeln, der den Ethnographen, den Folkloristen in die Mysterien der Volksseele, des moralischen und materiellen Wesens des Volkes einführt. Die neuere Zeit kennt in der That kaum eine zweite Nation, die im Sammeln ethnographischen Materials eine solche Riesenarbeit aufzuweisen vermöchte, wie die Bulgaren. In Bezug auf die Menge, das Interessante und den Wert des in den bisher erschienenen 15 Bänden enthaltenen Stoffes steht diese Publication ohne Rivalin da. Es ist nur zu bedauern, dass sich für diese riesenhafte Stoffmasse daheim noch keiner gefunden, der dieselbe in ein wissenschaftliches System zu leiten und aufzuarbeiten versuchte. Die mühsame Arbeit wissenschaftlicher Classification ist für einen späteren Zeitpunkt vorbehalten. Wohl gibt es schon wertvolle, theils von Ausländern, theils von Bulgaren verfasste Werke, in denen der Stoff systematisch geordnet erscheint, doch konnte darin das gesammte Material nicht aufgenommen werden. Je weiter hinaus aber diese Arbeit verschoben wird, desto schwerer wird dann der sichere Überblick werden. Anfangs freilich wäre es ein leichtes gewesen, das Material nach einem vorher gefassten Plane in organische Theile zusammenzustellen; die Redaction hätte dabei genau dieselbe Arbeit gehabt, wie heute. Auf diese Weise wäre uns ein stufenweise sich vervollständigendes Bild der Bulgaren und jener Verhältnisse geboten worden, durch welche sie an andere Nationen geknüpft sind. So aber sehen wir bloss ein riesenhaftes Chaos, dessen Kern wohl strahlt, aus dessen Glanz wir

jedoch wohl die der Wahrheit nahekommenden Theorien, nicht aber Wissen zu schöpfen vermögen.

Der wissenschaftliche Theil des XV. Bandes enthält 17 abgeschlossene, begonnene und fortgesetzte Originalstudien, die auch in diesem Bande ausschliesslich nur bulgarische Verhältnisse, Geschichte, Philosophie und Ethnographie behandeln. Bemerkenswert ist im wissenschaftlichen Theile die auf socialer Basis gegründete Studie der Besitzverhältnisse. Die kurze Abhandlung ist bloss der Anfang oder besser nur eine Aufmunterung zur grossen Arbeit, aber immerhin könnte sie unter den heutigen socialen Verhältnissen von grosser Einwirkung auf die Zukunft Bulgariens sein, das sich infolge eigenthümlicher Umstände noch immer in den Rahmen eines neueren und besseren volkswirtschaftlichen Programmes einfügen liesse, wodurch es bei rationeller Anpassung jene Umwälzungen vermeiden könnte, denen es mit seinen alten, verknöcherten Principien nur schwer Stand zu halten vermag.

Im wissenschaftlichen Theile liesse sich vielleicht der über das Gruppieren des Stoffes oben angedeutete Mangel nachholen; im nächsten Bande könnte man vielleicht das Material des vorhergehenden Bandes nach Nummer, Seitenzahl und Titel derart gruppieren, wie dies die allgemeine Ethnographie erfordert. Im übrigen hat dieser Theil folgenden Inhalt: Dr. K. Urmoff: I. Die Flora des Districtes Tirnova; II. Ergänzendes Verzeichnis der im Lovčaner Districte gesammelten Naturalien. — G. T. Stambolieff: Beiträge zum Studium des Erdmagnetismus. — V. H. Zlatarski: Zwei bulgarische Aufschriften aus dem IX. Jahrhundert. — T. M. Burmoff: Der bulgarisch-türkische Kirchenstreit 1867—1870. — Chr. P. Konstantinoff: Čepino. — Chr. Markoff: Die Samokover Eisenwerke. — P. R. Slaveikoff: Partie aus einem bulgarischen geographischen Wörterbuch. — Iv. P. Slaveikoff: Ein interessantes Manuscript des Rioler Neofiten in P. R. Slaveikoffs Bibliothek. — I. Šandaroff: Einige Bemerkungen über das Kloster Kremikov nebst Sofia. — N. Stoikoff: Aus den Aufzeichnungen Roič Ikonomoffs und Ch. Kvičeffs. — Iv. Stefanoff: Geschichtliche Daten aus dem handschriftlichen Sbornik des Lehrers Christofor Nikovič. — Chr. P. Konstantinoff: Kurze folkloristische Notizen. — Dr. S. Wateff: Sammlung von Volksheilmitteln. — Dr. B. Mintzeff: Wie man die socialen Besitzverhältnisse Bulgariens studieren muss. — D. L. Miletič: Eine Urkunde. — Dr. Jirži Poliffka: Der Magosnik und sein Schüler. (Vergleichende folkloristische Studie.) — Dr. Iv. D. Šišmanoff: Des todten Bruders Gesang. (II. u. III. Theil.) — Material zur Geschichte des bulgarischen Neuerwachens. — Im kritischen Theile werden vier Bücher recensiert. Der Inhalt der Stoffsammlung lässt sich nicht detaillieren. Dieser Theil wird durch einige national-geschichtliche Traditionen und Daten zum bulgarischen Wörterbuche ergänzt.

Herausgeber: Prof. Ad. Strausz.

Für die Redaction verantwortlich: Kaiserlicher Rath Carl Graeser.

Secretär der Redaction: Mavro Spicer.

K. k. Hoftheaterdruckerei, Wien, I. Wollzeile 17. (Verantwortlich: A. Rimrich.)



Schnellzugs-Verbindungen

zwischen

Wien—Budapest—Bukarest und
Wien—Budapest—Belgrad—Sofia—Constantinopel
und retour.

Wien—Bukarest.

	Sch.-Z.	Orient-Expresszug
Wien (Westbhf.)	—	7·00 Samstag
Wien (Staatsbhf.)	9·05	7·36 Samstag
Budapest (Westbhf.)	1·50	11·50 Samstag
Bukarest	11·40	6·55 Sonntag

Bukarest—Wien.

	Sch.-Z.	Orient-Expresszug
Bukarest	5·55	7·00 Mittwoch
Budapest (Westbhf.)	1·45	1·00 Donnerstag
Wien (Staatsbhf.)	6·30	7·10 Donnerstag
Wien (Westbhf.)	8·05	7·57 Donnerstag

Wien—Constantinopel.

	Sch.-Z.	Orient-Expresszug
Wien (Westbhf.)	—	7·00 Montag u. Donn.
Wien (Staatsbhf.)	8·45	7·36 Montag u. Donn.
Budapest (Ostbhf.)	1·45	12·10 Dienst. u. Freitag
Belgrad	10·00	6·20 Dienst. u. Freitag
Sofia	10·33	5·44 Dienst. u. Freitag
Constantinopel	6·28	11·45 Mittw. u. Samst.

Constantinopel—Wien.

	Sch.-Z.	Orient-Expresszug
Constantinopel	8·15	3·57 Montag u. Donn
Sofia	5·41	9·49 Dienst. u. Freitag
Belgrad	5·31	6·25 Dienst. u. Freitag
Budapest (Ostbhf.)	2·20	12·40 Mittw. u. Samst.
Wien (Staatsbhf.)	7·20	7·10 Mittw. u. Samst.
Wien (Westbhf.)	—	7·57

Budapest—Belgrad—Sofia—Constantinopel und **Budapest—Bukarest.**

Ausserdem befinden sich **Schlafwagen** in den Nacht-Personenzügen Nr. 17/s, 18/s, 17/w und 18/w zwischen **Wien** und **Budapest.**

Die Bestellung auf Schlafwagenplätze kann bei den Agenturen der Schlafwagen-Gesellschaft oder vor Abgang des Zuges bei dem Conducteur des Schlafwagens gemacht werden.

Orient- und Ostende-Expresszüge.

Die **Orient-** und **Ostende-Expresszüge** bestehen aus **Salon-, Restaurations-** und **Schlafwagen** und können gegen Lösung von Fahrbillets I. Classe und Aufzahlung der tarifmässigen Zuschlagstaxen benützt werden.

In **Wien** findet die Aufnahme von Reisenden für die Orient- und Ostende-Expresszüge in der Richtung **nach Budapest** auf dem **West-** und **Staatsbahnhofe,** in der Richtung **nach Paris** und **Ostende** jedoch nur auf dem **Westbahnhofe** statt.

Das Absteigen der Reisenden in der Richtung **von Budapest** kann in Wien auf dem **Staats-** und **Westbahnhofe** erfolgen.

K. k. Hoftheaterdruckerei (verantwortlich A. Rimrich), Wien, I. Wollzeile 17.

I JAHRGANG. 1899. 5. HEFT.

DIE DONAULÄNDER.

ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

MIT BERÜCKSICHTIGUNG VON

HANDEL, INDUSTRIE UND VERKEHRSWESEN

IN DEN

LÄNDERN DER UNTEREN DONAU.

HERAUSGEGEBEN

VON

ADOLF STRAUSZ.

AUSGEGEBEN: 15. MAI 1899.



VERLAG VON CARL GRAESER.
WIEN. LEIPZIG. BUDAPEST.

Die Donauländer.

HERAUSGEBER:
Prof. Ad. Strausz
in Budapest
VII. Alsó erdősor 1.

ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Für die Redaction verantwortlich:
Kaiserlicher Rath CARL GRAESER.

VERLAG:
Carl Graeser
in Wien IV.
Starhemberggasse 26.

Monatlich 1 Heft, Lexikon-Octav, 5—6 Druckbogen.

Preis pro Jahrgang für Österreich-Ungarn ö. W. fl. 12.—, für das Deutsche Reich 24 Reichsmark, für die Länder des Weltpostvereines 30 Francs.

Inhalt des 5. Heftes:

Die Anfänge der ungarisch-slavischen ethnischen Berührung.

Von Dr. Bernhard Munkácsi.

(Fortsetzung.)

Was sprachliche und ethnographische Umstände so nachdrücklich bestätigen, das bekräftigt mit klaren Beweisen auch die positive Geschichte. Classische Zeugen für die ältere ethnische und demzufolge sprachliche Berührung der Ungarn und Slaven sind Ibn-Rosteh und Gurdêzî, deren auf die slavischen und türkischen Völker bezughabenden Berichten das grosse Werk des zwischen 892—943 wirkenden Dsaihânî als Quellenwerk gedient hat. Infolge ihrer hervorragenden Wichtigkeit theilen wir hier die unseren Gegenstand betreffenden Partien nach Géza Kuuns Übertragung wörtlich mit:

1. Ibn-Rosteh: »Ihr Land (d. h. jenes der Ungarn) ist ausgebreitet und eine seiner Grenzen bildet das Schwarze Meer und in dieses münden zwei Ströme; der eine ist grösser als der Dsaihûn (nach Géza Kuun vielleicht der Don), und dazwischen wohnen sie. . . . Das Land der Ungarn ist reich an Holz und Gewässern, sein Boden ist feucht. Sie besitzen viel Ackerland.«

Gurdêzî: »Die Ungarn besitzen Niederungen, Heu tragende und fruchtbare Ortschaften im Überfluss. Ihr Land hat eine Längen- und Breitenausdehnung von 100 Parasangen (75 geographische Meilen). Dieses Land grenzt ans Schwarze Meer, in welches sich der Dsaihûnstrom ergiesst und längs dieses Stromes wohnen sie. . . . Und dieser Strom zieht sich ihnen zur Linken dahin. . . . Was die (anderen) zwei Ströme betrifft, so heisst der eine Itil und der andere Duba (nach Kuun vielleicht Dnjeper und Donau) . . . Der Strom den Ungarn zur Rechten begrenzt das slavische Gebiet und fliesst von da ins Gebiet der Kasaren und ist grösser als die anderen zwei. Das Gebiet der Ungarn ist reich an Holz und Seen. Ihr Land ist fruchtbar.«

2. Ibn Rosteh: »Die Ungarn herrschen über die ihnen benachbarten Völker slavischer Race und belasten sie mit schweren Steuern. Einmal unter ihre Macht bezwungen, betrachten sie dieselben als ihre Sclaven . . . Sie greifen die Slaven öfters an und mit ihren Ge-

fangenen laufen sie in einen Hafen des rumischen Reiches, namens Karkh ein (nach Kuun: das heutige Kerč, nach Marczali: Cherson) ... Sobald die Ungarn mit ihren Sclaven vor Karkh gelangen, eilen ihnen die Rumer entgegen und lassen sich mit ihnen in Handel ein. Die Ungarn überlassen ihnen die Sclaven und erhalten dafür rumisches Goldgewebe, färbige Wollteppiche und sonstige rumische Tauschwaren.«

Gurdêzî: Sie üben ihre Macht über die Slaven aus, auferlegen ihnen ununterbrochen Fruchtsteuern und gehen mit ihnen wie mit Sclaven um ... Sie greifen die Ghusen, Slaven und Russen an und bringen von ihnen Sclaven ins rumische Reich, wo sie dieselben verkaufen ... Ihre Überfälle ins slavische Gebiet sind häufig. Von den Ungarn bis zu den Slaven sind zehn Tagreisen.«

3. Gurdêzî schreibt Folgendes über die Slaven: »Bei ihnen ist Brauch, Burgen zu bauen. Ihre Helden thun es deshalb, weil sie von den Ungarn fortwährend bestürmt und beunruhigt werden.«

Für die abenteuerlichen Kriegszüge der zwischen dem Don und Dnjeper hausenden Ungarn in der Gegend des Schwarzen Meeres gegen die von ihnen westwärts (also im Gebiete des heutigen Bessarabien und der Walachei) wohnenden Slaven zeugen auch die byzantinischen und russischen Quellen. Georgius Monachus hat um das Jahr 839 herum Kenntnis von einer Schar Ungrer im unteren Gebiete der Donau, die dort mit den macedonischen Gefangenen des bulgarischen Fürsten Krum schwere Schlachten kämpft. (S. Kuun, Relat. Hung. I, S. 131—34). Bekannt ist der Bericht des alten russischen Chronisten Nestor über den Kyover Feldzug der Ungarn (ungefähr um das Jahr 885 herum), dessen heimisches Andenken auch die Chronik des ungarischen Anonymus aufbewahrt hat. Durch slavisches Gebiet musste auch jene kühne ungarische Schar dringen, die im Jahre 862 an der Grenze des fränkischen Reiches erschienen war (s. Marczali, Geschichte der ungar. Nation, S. 25, 23). Der Umstand, dass der in Purpur geborene Kaiser auch von der mit dem slavischen Namen Onglъ (griechisch transcribiert: Ὄγγλος »Winkel«) benannten Provinz unter dem rein ungarischen Namen »Etel-köz« Kenntnis erlangen konnte, bezeugt gleichfalls, dass diese Provinz nicht nur jene sehr kurze Zeit den Ungarn bekannt war, in welcher sie Konstantinos in dieser Gegend wohnen lässt, sondern infolge ihrer Abenteuer schon viel früher, vielleicht ein ganzes Jahrhundert vorher. Karl Grot, in seinem Werke »Moravija ji Madjary« (S. 214—16) auf die Ortsnamen Lebedjan und Lebedjin sich berufend, die auch heute noch in Süd-Russland unter dem aus Konstantinos bekannten Personennamen Λεβεδίας und Provinznamen Λεβεδία vorkommen (welche Namen auf dem russischen lebedь »Schwan« oder lebeda, »Gänsefuss« beruhen könnten), hält bezüglich der

betreffenden Zeitperiode auch noch den slavischen Spracheinfluss für nachweisbar. Können wir auch mit Rücksicht auf den Namen Λιούντις, des Sohnes Árpáds, die Richtigkeit dieser Auffassung nicht theilen, so sind wir doch in der Lage, sie durch eine geeignetere zu ersetzen. Es ist nämlich der Titel der ungarischen Stammeshäuptlinge (βοέβοδος), altslovenisch vojevoda (in wörtlicher Übersetzung: «Heerführer«), worüber Konstantinos mit Bestimmtheit behauptet, damit werde Lebedias und nach ihm auch die übrigen ihrer Würde gemäss benannt. Auch nach Julius Pauler wird die Richtigkeit der Bezeichnung der ungarischen Stammeshäuptlinge mit vajda durch den Umstand bestärkt, dass der Gouverneur Siebenbürgens, woselbst sich der besondere Stammeshäuptling am längsten erhalten hat, auch späterhin «vajda« genannt wurde, wie man auch den Gouverneur jenseits der Drau, der Regierung der ungarischen Könige vorangehend, mit dem Titel »Banus« bezeichnet hatte. (Geschichte der ungarischen Nation unter den Königen aus dem Hause Árpád, I, S. 483.)

Daraus, dass die auf uns übergangenen spärlichen und wortkargen historischen Berichte über die Berührungen der Ungarn und Slaven vor der Landnahme nur Krieg und grimmige Feindseligkeit erwähnen, dürfen wir noch keineswegs schliessen, dass das Verhältnis zwischen beiden Volksstämmen stets und überall nur solcherart gewesen ist. Besondere Berücksichtigung verdienen bei der Beurtheilung dieses Punktes die orientalischen Quellen, wonach die Ungarn die besiegten Slaven zu Sclaven verwendeten, in ihrer Heimat am Don viele Äcker und Heu tragende Ortschaften besassen und von ihren slavischen Unterthanen Fruchtsteuern abforderten. Wir wissen es ohnehin, dass da die Ungarn zu jener Zeit in erster Reihe Viehzucht treibende Nomaden waren, deren gesammte Habe aus zahlreichem Vieh bestand. Dabei dürfen wir auch nicht denken, dass ihre Lebensweise die einfachste gewesen sei; sie kannten das Brot (kenyér), das Mehl (liszt), den Wein (bor), eine Art Hirsengetränk (boza), alles aus dem Oriente stammende Bezeichnungen, sowie die Zeitwörter mahlen (őrleni), streuen (szórni), kneten (gyúrni), ferner den Pflug (eke), die Tenne (szérü) und dergleichen mehr in den Begriffskreis der Feldwirtschaft gehörende Ausdrücke. Die entwickeltere Lebensweise erfordert auch einige Gewerbearten und dass diese, wenn auch nur in ihren Anfängen, den Ungarn bekannt waren, darüber lassen die uralten Ausdrücke für Goldschmied (ötvös), Schuster (varga), Schneider (szabó), Zimmermann (ács) und die mannigfachen Zusammensetzungen mit -jártó, -gyártó (Fabrikant), keinen Zweifel aufkommen. Nachdem die fortwährenden Kriege und Abenteuer so viele günstige Gelegenheiten zur Entfaltung persönlicher Vorzüge, zur Bethätigung von Heldenmuth und Tapferkeit und dem-

zufolge zum Herrenleben boten, so ist es kaum denkbar, dass der freiheitsliebende, auf seine Kraft stolze und in seiner Würde selbstbewusste Ungar sich mit Viehzucht, Ackerbau, schwerem Handwerk, wie überhaupt mit untergeordneten Dingen des häuslichen Lebens befasst oder hiezu seine Familienangehörigen verwendet hätte. Es unterliegt keinem Zweifel, dass er für diese Zwecke fremde, besonders slavische Sclaven benützt hat, deren Zahl desto grösser ward, je mehr das Vermögen anwuchs und je erfolgreicher sich die abeuteuerlichen Unternehmungen gestalteten. Es ist kein blosser Zufall, dass gerade die ungarische Bezeichnung für »Diener« = szolga slavischen Ursprunges ist (sluga) und dass auch das ungarische Wort cseléd (Diener) slavisch ist (altslov. čeljadь); denn gab es auch dafür ureigene Ausdrücke, wie z. B. őr (Wächter), ín, inas (Diener), so war deren Bedeutung viel zu sanft und zu milde. Aber auch das ist nicht blosser Zufall, dass cseléd (Diener) nur eine Variante von család (Familie) ist, und dass diese Doppelbedeutung der volksthümliche Sprachgebrauch auch heute noch verwechselt (ung. cselédség = család = »Diener« und »Familie«). Indem das in Gefangenschaft geschleppte slavische Volk mit der Zeit sich dem Hause seines Herrn anpasste und sich mit ihm identificierte, ward es vom Diener zum Familiengliede. Schon oben hatten wir Gelegenheit, jene Klage der Fuldaer Annalen zu berühren, wonach die Ungarn die jungen Weiber und deren Kinder mit sich fortschleppten. Sicher ist, dass diese Praxis auch früher bestand, umsomehr, als ja die Vielweiberei, ebenso wie bei den Türken, wahrscheinlich auch bei den Ungarn üblich war. Solche intensive Vermischung musste naturgemäss von besonderem Einflusse auch auf die ethnische und sprachliche Gestaltung des Ungarnthums sein. Welche mächtige Änderungen ein gebildeteres Sclavenvolk im physischen Leben und in der Geisteswelt seiner unter unentwickelteren socialen Verhältnissen lebenden, stärkeren Herren hervorzurufen im Stande ist, das hat gerade am Beispiele der Ungarn vor nicht langer Zeit Georg Volf demonstriert, in überzeugender Weise darthuend, wie das ungarische Volk auch sein Christenthum nur seinen Sclaven, seinen italienischen Gefangenen, zu verdanken hat. Es ist wert, aus seiner Abhandlung: »Unsere ersten christlichen Bekehrer« folgenden lehrreichen Passus wiederzugeben: »Sollte es jemanden zu viel dünken, dass bei unseren ungarischen Ahnen wir die ersten Zerstörer des Heidenthums und die ersten Samenstreuer des Christenthums in den armen, bemitleidenswerten Sclaven sehen, dann können wir mit Recht fragen: haben denn nicht hundertmal verachtetere arme Sclaven auch das mächtige römische Reich aus einem heidnischen in ein christliches verwandelt? Bei uns konnten die christlichen Gefangenen

umso eher auf ihre Herren einwirken, weil sie nicht nur an Sittlichkeit, sondern auch an Bildung hoch über ihnen standen. Als in nothwendigen und nützlichen Arbeiten und Handwerken geübte, geschickte und gewandte Menschen gelangten sie in die barbarischen, ungarischen Familien hinein. Hier hatten sie nun reichliche Gelegenheit, mit Beispiel, Rathschlägen, Aufklärung und Lehren das Schlechte auszurotten und das Gute zu verbreiten.« Dasselbe gilt, wenn auch in kleinerem Masse, auch bezüglich der an der unteren Donau, sowie auch der nördlicher wohnenden Slaven, die seit Jahrhunderten als Grenznachbarn des griechischen Reiches, besonders im Vergleich zu den Ungarn, auf einer höheren Culturstufe standen und schon in der zweiten Häfte des IX. Jahrhunderts im allgemeinen Christen waren, so dass sie die ungarische Sprache nebst ihren zahlreichen sonstigen Lehnwörtern auch mit, die äussere, elementare Kenntnis des Christenthums betreffenden Ausdrücken versehen konnten. Die Vermischung mit den Slaven ist das gemeinsame Los ural-altaischer Völker der Völkerwanderung; es lässt sich das mit zahlreichen, historischen Belegen bei den Hunnen, Avaren, Kasaren und Bulgaren nachweisen, deren Reste alle im Slaventhum aufgiengen; in diesem Amalgamierungsstrome befand sich auch das Ungarnthum, als es seine welthistorische Rolle antrat.

Können wir aber den Beweis erbringen, dass jene Slaven, die westwärts von den Russen zwischen dem Dnjeper und der Donau, im sogenannten »Etel-köz« gewohnt, dasselbe Altslovenische sprachen, wie es sich in den slavischen Elementen der ungarischen Sprache zeigt? Bekanntlich weist dasselbe dem übrigen Slaventhum gegenüber drei charakteristische Eigenschaften auf, und zwar: 1. Die Bewahrung des ursprünglichen Nasallautes in solchen Wörtern, wie z. B. galamb (Taube), gomba (Pilz), korong (Scheibe), abroncs (Reif), rend (Reihe, Ordnung), (altslov. goląbь, krągъ, rędъ; in anderen slavischen Sprachen, das hier nicht in Betracht kommende Polnische ausgenommen, ohne Nasale: russ. golubь, bulg. gъlъb, neuslov. golôb, serb., croat. golub, böhm. holub | russ. krugъ, neuslov. krôg, serb., croat. krug, böhm. kruh russ. rjadъ, bulg., serb., croat. red, böhm. řad). — 2. Die Rolle der Consonantengruppe »št, žd« in den Wörtern pest, mostoha, rozsda, mesgye (s. oben) den Lautformen »č, ć, c«, beziehungsweise »ž, dj, z, dz« der übrigen slavischen Sprachen gegenüber. — 3. Die Unterscheidung der beiden irrationellen Vocale ъ (ŭ) und ь (ĭ), z. B. in den ungarischen Wörtern moh (Moos) und eczet (Essig), die auch in den entsprechenden altslovenischen Formen mъhъ, ocьtъ vorhanden sind und sich mit regelmässigen Änderungen auch in den russischen Äquivalenten mochъ, ocet zeigen; dagegen verwandelt es sich gleichartig in den Wörtern serb., croat. mah, ocat, neuslov. meh, ocet und böhmisch mech,

ocet. Alle diese drei charakteristischen Züge lassen sich, wie im Ungarischen, auch in den slavischen Elementen der walachischen Sprache finden. So stimmt z. B. die nasale Aussprache der Formen ungar. munka (Arbeit, Werk), altslov. mąka, mit dem walachischen muncă (lies munkė) überein, wogegen es bulgar. mъka, neuslov. môka, moka, böhm. muka, russ. muka heisst. Ähnliche Wörter sind: walachisch prund, ungar. porond (Schutt, Gerölle), altslov. prądъ (dagegen serbisch, croatisch prud, neuslov. prôd) | walachisch sfînt = ungar. szent (heilig), altslovenisch svętъ (neuslov., bulg., serb., croat. svet) | walachisch rînd = ungar. rend (Reihe, Ordnung), altslov. rędъ (neuslov., bulg., serb., croat. red, russ. rjad) | walachisch grindă = ungar. gerenda (Balken), altslov. gręda (neuslov., bulg., serb., croat. greda, russ. grjada) u. s. w. — Die charakteristische Consonantengruppe »št, žd« zeigt sich z. B. in folgenden Wörtern: walachisch peşt (Kamin, Ofen) = ungar. pest | walachisch maştehă (stief) = ungar. mostoha (die slavischen Formen siehe oben); walachisch nădejde (l. nědežde, Hoffnung) = altslov. nadežda (aber neuslov. nadêjati se, hoffen, kleinruss. nad́ija, böhm. náděje | walachisch odejde (l. odežde, Kleid) = altslov. odežda, bulg. odežda (aber kleinruss. od́ija, odeža) u. s. w. — Die regelmässig abweichenden Änderungen der beiden irrationellen Vocale zeigen z. B.: walach. tocacĭ (lies: tokač) = ungar. takács (Weber), (vgl. altslov. tъkati, weben, bulg. tъkač, Weber); aber walachisch oţet (l. ocet) = ungar. eczet (Essig); walach. temniţă (l. temnicĕ) = altung. timnucz, temlecz (Kerker, heute tömlöcz; altslov. tьmьnica, bulg. tъmnica) | walachisch solie, Botschaft (vgl. altslov. sъlъ, Bote, neuslov. sel) | walachisch sorok, Termin (vgl. altslov. sъrokъ). Dieselben Lauterscheinungen sind auch in den walachischen geographischen Namen wahrnehmbar, wie in den Flussnamen Dumbov, Dumboviţa, Luncaveţ, dann Dumbrovnic, Dumbravă, Luncă, Strungă, Mindreştĭ, Bucureştĭ, Bogdaneştĭ, Popeştĭ, Dragomireştĭ u. s. w. (s. Schafarik, Slav. Alterthümer, II., S. 200), aus denen zweifellos hervorgeht, dass auch die Quelle der slavischen Elemente in der walachischen Sprache von einer ähnlichen, wenn nicht derselben altslovenischen Sprache gebildet wurde, aus welcher diejenigen der ungarischen Sprache stammen; das Gebiet dieser aber konnte kein anderes sein, als die Gegend der unteren Donau. Für eine solche slavische Sprache zeugt auch der von byzantinischen Schriftstellern in griechischer Schrift Ὄγγλος, Ὄγκλος, Ὄγλος aufbewahrte uralte slavische Name von Etel-köz (s. »Ethnographia« VII., 503) (= altslov. ąglъ, russ. ugol, Winkel), welche Bezeichnung dem Φραγγία (Frankland) bei Konstantinos entspricht, d. h. in seiner mittleren Nasallautgruppe spiegelt sich gleich-

falls die nasale Aussprache wieder. Die bei Georgius Monachus zuerst erwähnte Bezeichnung der Ungarn mit Οὔγγροι, die in der Form von ungri auch im Westen verbreitet ist, beweist ebenfalls, dass die östlichen Slaven in der ersten Hälfte des IX. Jahrhunderts den Nasallaut aussprachen; denn nur von ihnen und nicht aus Pannonien konnten die Griechen zuerst diesen Namen hören. Eingehend orientiert uns bezüglich der Ansiedelung und der älteren Geschichte dieser Slaven die Geschichte. Nach Jordanes (VI. Jahrhundert) »breitet sich von der Donau (linkseitig) Dacien dahin, welches schirmend kranzähnlich hohe Berge umringen. Auf der linken, dem Westen zugekehrten Seite dieser Berge, desgleichen von der Quelle der Weichsel an, wohnt der volkreiche Stamm der Viniden (Winidorum natio populosa). Obwohl deren Name nach den verschiedenen Nationalitäten und Gegenden wechselt, so nennt man sie doch hauptsächlich Sclavinen und Anten. Die Sclavinen wohnen von der Stadt Novietunum und vom See namens Musianus angefangen ganz bis zum Dnjester und gegen Norden zu bis zur Weichsel . . . Die Anten jedoch, die unter ihnen die heldenmüthigsten sind, breiten sich dort, wo das Schwarze Meer sich krümmt, vom Dnjester bis zum Dnjeper aus.« (De Getarum et Gothorum orig. Cap. 5.) Auch Prokopios (VI.) kennt als westliche Nachbarn der Anten die Nation der Σκλαβηνοί, welche unter Kaiser Justinians Regierung vom Jahre 527 angefangen, die Donau übersetzend, verheerende Kriegszüge in das Innere des Reiches unternimmt, bis sich endlich ein Theil von ihr in Moesien ständig niederlässt, wo sie im Jahre 678 bulgarische Unterthanen werden. Auf dem alten Gebiete, in der heutigen Walachei, gebliebene Slaven kennt noch genau und zählt eingehend auf die alte russische Chronik, darunter die am südlichsten, vom Dnjeper nach Westen zu wohnenden Ugliči (im Winkel Wohnende, d. h. die »Etel-közer«) oder Uliči, welche der baierische Geograph des IX. Jahrhunderts unter dem Namen Unlizi (statt Unglizi) als ein 318 Städte besitzendes »populus multus« bezeichnet. In schnellem Zeitraume wechseln nacheinander diese Slaven ihre Herren: Für eine Zeit lang fallen sie in den Machtkreis der Bulgaren, bald darauf in denjenigen der Ungarn, der Petschenegen, der Russen und Kumanier, bis sie schliesslich im XIII. Jahrhundert im Walachenthum aufgehen.

Bei dieser Sachlage ist jene Leichtigkeit nahezu unbegreiflich, mit welcher die einheimischen Sprachforscher auch nur die Möglichkeit eines anderen Ursprunges der slavisch-ungarischen Lehnwörter als den vor der Landnahme, beziehungsweise als pannonischen verwarfen, indem sie diese Auffassung, welche »für sich allein der Name der Stadt Pest über den Haufen zu werfen vermag«, kurzum als »verwegene Hypothese«

bezeichnen.*) Bei Beurtheilung solcher Fragen ist es niemals zweckmässig, sich bloss mit jenem engen Gesichtskreise zu begnügen, welchen eine ausschliesslich einseitige und noch dazu oftmals nicht genug eindringliche Untersuchung sprachlicher Thatsachen bieten kann; zumindest muss diesbezüglich auch auf dem Gebiete der Geschichte und Ethnographie Umschau gehalten und mit den auf solche Weise erlangbaren Lehren gleichsam eine Gegenprobe auf das Resultat der Untersuchungen gemacht werden. Diejenigen, welche die slavische Übernahme der ungarischen Sprache im Zusammenhange mit historischen Studien beobachteten, haben nicht nur einmal schon der von uns hier eingehender erörterten Ansicht Ausdruck verliehen. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit meines Wissens zuerst Schafarik in dieser Richtung hin sich geäussert hat. »Die Ungarn« — sagt er in seinem überaus wertvollen Werke »Slavische Alterthümer« (1844, Bd. II, Seite 235) — »haben einen namhaften Theil der grossen Masse slavischer Wörter bereits in ihrer Urheimat, nicht aber in Pannonien sich angeeignet. Bekanntlich hielten sie sich während ihrer Wanderung eine Zeitlang auf Lebedias' Boden zwischen dem Don und der Wolga auf, woselbst ein Theil unter dem Namen Meščerjak zurückblieb. Diese ins Ungarische eingedrungenen Wörter tragen theils das Sprachdenkmal der Slaven an der unteren Donau, theils dasjenige der nordöstlichen oder grossrussischen Slaven an sich, so z. B. szerencse (Glück, altbulgarisch sręšta); pénz (Geld = pjenęz); gerenda (Balken = gręda); lencse (Linse = lęšta); rend (Ordnung), szent (heilig), bolond (dumm), gomba (Pilz), dorong (Knüttel), donga (Daube), korong (Scheibe), kender (Hanf), munka (Arbeit), porond (Sand), abroncs (Reif), parancsolni (befehlen), eszterenga (Drehbank), trombita (Trompete), tompa (stumpf), rozsda (Rost), kalász (Ähre), berek (Gebüsch) u. s. w.«

Auch Grot betont mehrmals diese Ansicht in seinem obenerwähnten, im Jahre 1881 erschienenen Buche (S. 215, 219—220, 281). »Neben dem kasarischen Einflusse« — sagt er in seiner Erklärung der lebedischen Ereignisse — »dürfen wir auch den anderen, der in seiner Art gleichfalls nicht weniger mächtig hat sein müssen, nicht ausseracht lassen, nämlich den slavischen Einfluss. Die Ungarn siedelten sich in solcher Gegend an, die eine slavische Bewohnerschaft von bedeutender Zahl aufwies und die von der einen Seite die rein slovenische, d. h. die am Dnjeper gelegene Gegend berührte. Folglich waren das erste Volk, mit dem die Ungarn nach ihrer Ankunft auf den südlichen

*) S. Oskar Asbóths »Slavische Wörter in der ungarischen Sprache« (Seite 5—6) und Georg Volfs »Heimat der altslovenischen Sprache« in der ungarischen Zeitschrift »Sprachwissenschaftliche Mittheilungen« (Bd. XXVI, Seite 81).

Küsten zu thun hatten, und mit dem sie in dieser oder jener Richtung in Berührung haben treten müssen, abgesehen von den Kasaren, die russischen Slaven. Haben die Kasaren als Nachbarn der Magyaren und gleichsam als ihre höheren Schutzherren auf sie solche wahrnehmbare und in gewisser Beziehung erziehende Wirkung ausgeübt, dann mussten andererseits auch die friedlichen Ansiedler, d. h. die Slaven, unter denen die Ungarn umherstreiften und aus deren Arbeit sie theilweise lebten, auf sie gleichfalls einwirken, natürlich nicht in der Art und Weise wie die Kasaren, nichtsdestoweniger aber in keineswegs schwächerem Grade. Hier auf den südlich gelegenen Feldern Russlands, im Lebedien des in Purpur geborenen Constantin, wurden die Ungarn zuerst mit dem Volksstamme bekannt, von dem ihnen später auf dem Gebiete des staatlichen und häuslichen Lebens, der Sitten und der Sprache so viele Eigenthümlichkeiten zu übernehmen bestimmt war. Der eine oder andere dieser slavischen Züge gelangte zu ihnen gewiss schon in der Zeitperiode der Berührung mit den russischen Slaven zwischen dem Don und Dnjeper, und später im Etel-köz. Dieser allererste slavische Einfluss bezog sich, im Gegensatze zu dem kasarischen, ausschliesslich auf den Kreis des inneren, häuslichen und Familienlebens und der alltäglichen Verhältnisse, auf welchem Wege er schon damals in gewissem Grade auch auf die Sprache einwirken musste.« — Von den ungarischen Gelehrten ist derselben Ansicht Karl Tagányi, der in seiner Abhandlung »Die Landnahme und Siebenbürgen« (»Honfoglalás és Erdély« in der Zeitschrift »Ethnographia«, I., S. 221) bezüglich unseres Gegenstandes also schreibt: »Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, dass die Székler durch den uralten slavischen Einfluss schon in der Urheimat längs der Wolga mit den Ungarn gemeinschaftlich hinübergiengen; denn Ibn-Dasta gemäss hielten sich ja die Ungarn slavische Sclaven und waren mit ihnen als mit ihrem Gesinde gerade in der unmittelbarsten Berührung. Die technischen Ausdrücke des Christenthums können auch in Siebenbürgen in die Sprache der Székler übergegangen sein.« Auch Marczali glaubt (in seinem Werke »Magyar Nemzet Története« = Geschichte der ungarischen Nation, S. 25), dass es im Etelköz eine »starke Berührung« zwischen Ungarn und Slaven gegeben hat. »Dort waren in ihrer unmittelbaren Nähe die Kleinrussen, deren Sprache gleichfalls nicht ohne Einfluss auf die ungarische geblieben.« Der zu den Slavisten gehörende russische Sprachforscher Soboljevskij meint: »Einige auf »št« und »žd« lautende slavische Wörter im Ungarischen, wie mostoha (»stief«), pest (»Ofen«), rozsda (Rost), bieten nicht genügenden Grund zur Annahme, dass in irgend einem Dialect des alten Pannoniens oder irgend eines der ihm benachbarten

Gebiete die bulgarische Form »t« und »d« erweicht worden wäre. Diese Wörter (es sind ihrer insgesammt drei) haben die Ungarn wahrscheinlich von den Bulgaren herübergenommen, die einst weit nördlicher wohnten als jetzt, d. h. an den Wohnstätten der heutigen Rumänen.« (Sobolevskij: Drjevnij cerkovno-slavjanskij jazyk. Fonetika, Moskva, 1891). — Ähnlich äussert sich auch Jagić im »Archiv für slav. Philologie« (I. Band, S. 447—448), indem er folgendermassen schreibt: »Die meisten Entlehnungen aus dem Slavischen beziehen sich ja auf das Naturreich, auf die Landwirtschaft und das häusliche Leben, — und in diesen Punkten konnten auch diejenigen östlichen Slovenen, welche nicht erst von den Deutschen civilisiert worden waren, den Ankömmlingen vieles bieten. Die Gestalt der ins Magyarische aufgenommenen Ausdrücke beweist nur soviel mit Bestimmtheit, dass diejenigen Slovenen, von welchen die Entlehnung stattfand, einen regelmässigen Nasalismus gekannt haben. Das kann aber ebensogut für die östlichen wie für die westlichen Slovenen gelten. Mir ist nämlich nicht zweifelhaft, dass die Vorfahren der heutigen Vandalen im IX. Jahrhundert noch die Nasale rein aussprachen. Ein anderes Kriterium müsste die Lautverbindung »št« und »žd« liefern, aber gerade in diesem Punkte zeigt sich klar, dass in Pannonien zur Zeit der Invasion der Magyaren dialectische Verschiedenheiten bei den daselbst ansässigen Slovenen obwalteten. Die Ausdrücke láncsa (hasta = Lanze), lencse (lens = Linse), szerencse (Fortuna = Glück) können nur von den westlichen Slovenen, d. h. den Vorfahren der heutigen Vandalen, entlehnt worden sein und sind zugleich ein nicht unwichtiges Zeugnis dafür, dass die letzteren in der That schon damals, als sie noch den reinen Nasalismus gekannt haben, für das altslovenische »št« ihr heutiges »č« sprachen.«

Nachdem das übereinstimmende Zeugnis aller Umstände die Anfänge des slavischen ethnischen und sprachlichen Einflusses, sowie den Haupttheil desselben in die Geschichte vor der Landnahme der Ungarn versetzt, lässt sich mit Recht erwarten, dass sich unter unseren Sprachbelegen, wenn auch der Natur der Sache gemäss nicht in grosser Anzahl, so doch wenigstens einer oder zwei solche vorfinden lassen, an denen der Stempel des orientalischen Ursprunges nicht nur mit möglicher und wahrscheinlicher, sondern den entgegengesetzten Fall ausschliessender Sicherheit erkannt werden kann. Für einen solchen Stempel kann der altslovenische Klang nicht angesehen werden, denn wir kennen die nordwestlichen Grenzen dieser Sprache nicht und es ist eben eine Streitfrage, ob dieselben nicht auch in das Gebiet des heutigen Ungarn hineingegriffen haben. Mit Recht kann indessen für den gesuchten Zug eventuell gelten, wenn irgend eines der ungarischen Wörter slavischen

Ursprunges das Merkmal alter türkischer Vermittlung an sich trägt oder durch besondere Russenhaftigkeit auffällt, inwieweit nämlich türkischer und russischer Einfluss in den der Landnahme folgenden zwei Jahrhunderten hier nicht denkbar ist. Gleichfalls eine nach Osten weisende Eigenthümlichkeit können wir darin erblicken, wenn irgend ein slavisches Wort im Ungarischen, von der altslovenischen Lautform abweichend, in dieser seiner Abweichung mit der Abweichung der slavischen Wörter der walachischen Sprache oder der der verwandten Sprachen der Wolga-Gegend übereinstimmt. Zum Glücke haben wir einige Belege auch aus diesen Gattungen, mit denen es sich kraft ihrer Bedeutsamkeit lohnt, an dieser Stelle uns eingehender zu befassen.

Die Erscheinungen des alten türkischen Einflusses kommen zum Vorschein in den Volksnamen slavischen Ursprunges: ungar. orosz (= Russe) und lengyel (= Pole). Dem ersteren entsprechen im Slaventhum: russ. rusz, rusin, altslov. rušьskъ, poln. ruś, kleinruss. rusnak, deren Copie das auch die ursprüngliche Bedeutung wiederspiegelnde finnische ruotsi, der Name des »schwedischen« Volkes, ist. Aus allen diesen Formen ist der ungarische Vorlaut nicht verständlich, und auch das kann nicht vorausgesetzt werden, dass dies der ungarische Sprachgeist erwünscht, nachdem die ungarische Sprache eine ganze Schar mit »r« beginnender eigener und fremder Wörter besitzt. Die Thatsache wird dadurch erklärt, dass auch im Türkischen der Name des in Rede stehenden Volkes überall urus (im Kasanisch-Tatarischen: urės) lautet, und zwar hier aus dem Grunde, weil das Türkenthum die wortbeginnenden Consonanten »r, l« nicht liebt und in Fremdwörtern oft einen Vocal vorsetzt, z. B. auch in diesen: osm. uruba, ruba, ungar. ruha (Kleid) = serb. ruba, italien. roba; urum = ungar. római (= Römer); tatar. uraza »Fasten« = pers. rūze; tatar. eräuėš (Gestalt) = pers. reviš; osm. ilimun (Citrone) = serb. limun u. s. w. Es ist demnach unzweifelhaft, dass der Ungar mit dem russischen (orosz) Volksnamen im Osten durch das auch sonst auf seine Sprache einwirkende Türkenthum bekannt geworden ist.

Ebenso verhält es sich mit dem ungar. Volksnamen lengyel (Pole). Den Grund desselben bildet nicht das aus dem litauischen Namen lenkas, russ. ljachъ, böhm. lech, rumän. lêh gefolgerte uralte lenchъ, wie dies Miklosich (»Die slavischen Elemente im Ungarischen«, S. 39) glaubt, sondern wie es Perwolf erwiesen hat (»Archiv für slavische Philologie«, IV., S. 70—71), aus einem anderen russischen Namen der Polen, aus dem in den alten Jahrbüchern vorfindbaren ljadьskyj, aus dem heutigen kleinrussischen ljaćkij sich entwickelnden lendь, welchen auch der oben erwähnte alte bairische Geograph unter den slavischen Stämmen in der Form lendizi erwähnt. Aber was soll die Endsilbe des Wortes

lengy-el bedeuten? Perwolf meint, dasselbe, was im Serbischen Srbalj (Serbe), oder Goralj (Bergbewohner), Moskalj (Moskauer); nur dass gerade diese Form als thatsächlich gebrauchter Volksname durch keinerlei Beleg gerechtfertigt werden kann; andererseits sollte man auch im Ungarischen eine andere (besonders * lengyál-, langyál-artige) Lautform daraus erwarten, wie denn in allen anderen ähnlichen Fällen das »a« der zweiten geschlossenen Silbe zu bleiben pflegt, und zwar gedehnt, wie in: császár (Kaiser), család (Familie), mészár (in: mészáros, Fleischer, »Metzger«; mészárol, schlachtet), pohár (Becher, Trinkglas), zsebrák (Taschenkrebs), sajtár (Melkgefäss), kalapács (Hammer), deren slavische Copien sind: cêsarь, čeljadь, mesar, pehar, žebrak, žehtar, klepač; oder wenn es sich dem hohen Laute der ersten Silbe anpasst, so nimmt es »é«-Form an, wie in: ungar. cseléd (Gesinde, Dienerschaft), pecsét (Siegel), (čeljadь, pečatь). Es löst unsere Frage die türkische Form lehli, welche mit der »das Irgendwohin-gehören« bedeutenden Bildungssilbe »-li, -lï« eine solche Schöpfung ist, wie osmanlï (Osmane) oder mažarlï, mažar (Magyare). Eine solche Bildung ist unserer Vermuthung nach auch das ungarische Wort székel, székely, Székler (daher säkeli, residenzial), das gleichzeitig nach Art des ungarischen Wortes lengyel (Pole) die Eliminierung des Schlussvocals zeigt, sowie die den türkischen Wörtern jinži (inži), tatar. sateučė, tschuv. söžė (ungar. szabó, Schneider) entsprechenden ungar. gyöngy (Perle), szatócs (Krämer) und szücs (Kürschner). Auf diese Weise ist ersichtlich, dass der Volksname lengyel (Pole), welcher mit seinem Nasallaute in der Wortmitte zugleich die eigenthümliche altslovenische Aussprache zeigt, im Wege des Türkenthums, also nur auf südrussischem Boden, in das Ungarische gelangen konnte.

(Schluss folgt.)

Die Spässe des Hodža Nassreddin.

(Ein Beitrag zur Kenntnis der türkischen Volksliteratur.)

Von **Ignaz Kúnos.**

(Schluss).

Die Spässe des Hodža erstrecken sich auf die mannigfachsten, nur möglichen Begriffskreise. Ein weiter Spielraum davon fällt unter anderem den an die Gastfreundschaft sich knüpfenden Begebenheiten und der fast obligaten und gemeinsamen Bewirtung des aus der Fremde gekommenen Menschen zu. Besonders interessant offenbart sich dies bei den türkischen Völkern des Islam, hauptsächlich in Anatolien, wo nebst den Institutionen des Karawan-Seraj in jedem einzelnen Hause die besondere Einladung (davet) üblich ist. »Davet var« (Du bist eingeladen) heisst es auch heute noch, sobald irgend ein Hausbewohner eines Fremden ansichtig wird. Gross mochte denn auch die Zahl der Gäste im Hause des Hodža gewesen sein, dessen Ruf auch ohnehin auf die biederen Reisenden eine besondere Anziehungskraft ausüben musste. Um so übler jedoch spielte er denjenigen mit, die es versuchten, die Freiheit und Vortheile des Gastrechtes, sei es absichtlich oder aus Borniertheit, zu missbrauchen. Ein Mann aus Ak-schehir erzählte die folgende Begebenheit mit dem Hodža: Eines Tages kam aus einer Nachbargemeinde, vielleicht aus Jeni-sehir, ein Türk zum Hodža und überreichte ihm einen Hasen zum Geschenke. Nassreddin dankte für die Gabe und bewirtete nach altem Brauche den Spender. Nach Verlauf einer Woche stellte sich der Türk wieder ein und abermals wurde er mit Suppe bewirtet. Aber kaum waren wenige Tage verstrichen, als etwa fünf bis sechs Männer zu Besuch kamen und beim Hodža zu Gaste blieben. »Wer seid ihr?« fragte sie der Hodža. »Wir sind die Nachbarn jenes unseres Landsmannes, der dir unlängst einen Hasen überbrachte.« Der Hodža bewirtete, ohne ein Wort zu verlieren, auch diese. Aber noch war die Woche nicht um und schon fielen dem Hodža wieder einige Männer ins Haus. »Und wer seid denn ihr?« befragte sie der Hodža. »Wir sind die Nachbarn des Nachbarn jenes Mannes, der dir den Hasen gebracht hat. — Der Hodža begrüsste sie, hiess sie Platz nehmen und setzte einen grossen mit Wasser gefüllten Napf vor sie hin. — »Was ist denn das?« fragten die Gäste. — »Dieses Wasser«, erklärte ihnen der Hodža, »stammt aus der Suppe der Suppe, die von jenem Hasen zubereitet worden war.« Ein anderesmal erschien er irgendwo zu Gaste, aber da sein Kaftan ziemlich abgenützt war, beachtete man ihn kaum.

Sofort machte er Kehrt, zog daheim einen neuen Kaftan an und in diesem erschien er neuerdings in dem gastfreundlichen Hause. Jetzt wurde er aufs herzlichste empfangen und musste auf sammtweichen Kissen den Ehrenplatz einnehmen. Als man die aufgetragenen Gerichte vor ihn setzte, erfasste er den Saum seines Kaftans und tauchte ihn in die Speisen. »Was treibst du, Hodža?« fragte der Hauswirt. »Euer herzlicher Empfang galt ja meinem Kaftan« — antwortete der Hodža — so möge er sich denn sattessen.«

Die Lataifs Nassreddins sind übrigens auch sonst nicht ohne moralischen Hintergrund. Zu derartigen Belehrungen bot sich ja dem Hodža in der Eigenschaft als Ortsrichter und -Lehrer Gelegenheit genug. Die eine Quelle seiner Schwänke hat ja ihren Ursprung gerade in seinen Urtheilen und Rathschlägen, die bald fabelhaft schlau, bald lächerlich einfältig, stets jedoch zutreffend und charakteristisch sind. Aus fernen Landen ziehen die Leute zu ihm, um von ihm Wahrheit oder Rath zu erbitten, oder um auch nur mit ihm debattieren zu können. Man richtet Fragen an ihn, um ihn in Verwirrung zu bringen, aber mit seinen bissigen und offenherzigen, oftmals malitiös verletzenden Fragen bringt er die Fragesteller in Verlegenheit. Wie es denn auch zu seinen Eigenthümlichkeiten gehört, dass sich sein Humor grösstentheils in seinen auf gestellte Fragen gegebenen Antworten offenbart. Und steckt hinter den an ihn gerichteten Fragen eine verborgene Schlauheit, so ist noch mehr Schelmerei in seinen naiv, manchmal albern scheinenden, aber nichtsdestoweniger tiefsinnigen Antworten. In diesen absichtlichen und simulierten Naivitäten offenbart sich am besten nicht nur sein Humor, sondern im allgemeinen derjenige des türkischen Volkes. Er fühlt das naiv Lächerliche der Frage und mit seinen Antworten steigert er es noch mehr. Von seinen Zuhörern aber setzt er voraus, dass sie seine Worte verstehen, die in Worte gekleidete Anspielung begreifen und billigen. So etwa, als er auf die Frage, was denn zu Neumond mit dem alten geschähe, die Antwort ertheilte, man zerstückle ihn und schnitze Sterne daraus.*) — Es war bereits Mitternacht, als der Subaschi (Wachmann) den Hodža auf der Gasse traf. »Was suchst du so spät in den Strassen?« fährt ihn der Wächter der Ordnung barsch an. »Der Schlaf ist mir entflohen, ihn suche ich,« gab der Hodža ruhig zur Antwort und gieng seines Weges weiter auf die Suche.

*) Noch origineller ist eine andere Variante dieses Schwankes, worin er auf die Frage, was denn mit dem zuerst winzigen, dann wieder wachsenden und abermals abnehmenden Mond geschähe, den Bescheid ertheilt, der alte Mond werde ausgedehnt und der Blitz daraus gemacht. Köhler theilt aus Heines Schriften eine dieser ähnlichen Tradition mit, die einer irländischen Frau in den Mund gelegt wird, welcher auf deren ähnliche Frage die Mutter die Antwort ertheilt: »Den alten Mond zerreibt der gute Gott in kleine Stücke und macht kleine Sterne daraus.«

Es gehörte zu den seltensten Fällen, dass der Hodža in Verwirrung gebracht werden konnte. Und wie oft thaten sich seine Getreuen zusammen, um ihn irgendwie zu überlisten. Mit besonderer Vorliebe ventilierten sie seine Schwäche, dass er nicht der Mann war, wohlfeile Spenden auszutheilen. Er war Hodža, der lieber am Geschenkenehmen seine Freude fand. Ersuchte man ihn um ein wenig Essig, von dem es hiess, er sei vierzig Jahre alt, so gab er zur Antwort, wenn er auch bisher davon gegeben hätte, würde derselbe kein so hohes Alter erreicht haben. — Ein Freund wieder gieng ihn um etliche Gurusch (Piaster) an, die er in kürzester Zeit zurückerstatten zu wollen vorgab. »Geld kann ich dir keines geben,« entgegnete der Hodža, »aber weil du mein guter Freund bist, gewähre ich dir eine Frist, wie du sie nur selber wünschest.« — Der Hodža war geizig, demnach auch habsüchtig. Wo es nur angieng, schreckte er auch davor nicht zurück, auf unerlaubte Weise sich das Eine oder Andere anzueignen. Er hütete sich aber wohlweislich, in den Verdacht des Diebstahles zu fallen. Sein Princip war: nur dann begehe man einen Diebstahl, wenn man denselben auch nachzuweisen vermag. Einst wässerte ihm der Mund nach dem prächtigen Gemüsegarten seines Nachbarn. — Er nahm eine Leiter, lehnte sie an die Gartenmauer und kletterte hinan. Dies bemerkte jedoch der Besitzer des Gartens, und schrie den Hodža an, was er denn dort zu suchen habe. »Ich handle mit Leitern,« antwortete der Hodža. »Pflegt man denn hier mit Leitern Handel zu treiben?« fragte der Nachbar. »O, wie albern du doch bist,« erwiderte der Meister der Verschlagenheit, »dort treibt man Handel mit Leitern, wo solche zu haben sind!«*) Dafür gieng aber auch der Hodža mit denen schonungsvoll um, die sich an seinem Gute vergriffen. Einst hatte sich ein Dieb in sein Haus geschlichen, und als ihn seine Frau darauf aufmerksam machte, blickte der Hodža vorsichtig umher und sprach: »Er soll stehlen, vielleicht findet er etwas; dann will ich's ihm wegnehmen.« — Einst bestahl ihn wirklich ein Dieb, und zwar zu einer Zeit, als sich zufällig vieles zum Wegtragen vorfand. Als der Strolch bereits alles zusammengerafft hatte, ergriff auch der Hodža einen Gegenstand und trug ihn dem Diebe bis

*) Hievon ist auch die folgende Variante bekannt: Eines Tages verirrte sich der Hodža in einen Gemüsegarten. Von allem, was er da fand, riss er ein Stück heraus und füllte damit seinen Sack. Der Gärtner jedoch ertappte ihn dabei und fragte ihn, was er denn da zu suchen habe. »Vor kurzem wehte ein heftiger Wind« — entgegnete der Hodža — »und hat mich hieher geschleudert.« »Und wer hat denn alles das da herausgerissen?« war des Gärtners weitere Frage. »Der Wind wehte mit so grosser Gewalt« — rechtfertigte sich der Hodža — »dass er mich nur so hin und her schleuderte, und woran ich mich auch immer festhalten mochte, das blieb an meiner Hand haften.« — »Und wer hat denn diesen Sack angefüllt?« fragte der Gärtner weiter. »Sieh' 'mal an!« — that der Hodža verwundert — »in der That merkwürdig. Komm', wir wollen uns beide darüber gemeinsam wundern.«

zu dessen Hause nach. Er trat ein und als der Dieb nach seinem Begehr fragte, gab der Hodža mit grossem Sanftmuth zur Antwort: »Nun, wir sind ja hieher gesiedelt, da habe ich denn auch ein wenig mitgeholfen.«

Ein grosser Theil der Lataifs beschäftigte sich mit der richterlichen und Prediger-Rolle des Hodža. — Als Imam seiner Gemeinde hat er Predigerpflichten zu erfüllen und den Hader der streitenden Parteien zu schlichten. Und niemand versteht es so sehr, wie der Hodža. die Wahrheit zu ergründen, und zwar derart, dass nebenbei auch für ihn ein Nutzen abfällt. Er liebt es, mit den Streitenden zu scherzen und wehe dem, der es wagen würde, den Hodža zu übertrumpfen. Bei solcher Gelegenheit lässt er seine Spitzfindigkeit am herrlichsten funkeln, und am liebsten nimmt er den Richterstuhl dann ein, wenn es heisst, Streitigkeiten zu schlichten, die nur durch besondere Verschmitztheit gelöst werden können. Er ist hauptsächlich dann in seinem Elemente, wenn er verfänglichen und scheinbar unlösbaren Complicationen gegenübersteht. Seine richterliche Antwort ist auf alles vorbereitet und die Überlieferung schreibt ihm Rollen zu, wo sich hinter seinem Richterspruche viel Spass und Verschlagenheit birgt. — Einst erschienen vor ihm zwei Streitende. Der eine behauptete, der andere hätte ihm ins Ohr gebissen, während dieser betheuerte, jener habe es selber gethan. Der Hodža schickte sie mit dem Bedeuten fort, sie mögen etwas später wieder kommen. Als der Hodža allein war, erfasste er sein Ohrläppchen und versuchte hineinzubeissen. Er zog und zerrte solange daran, bis er rücklings zu Boden fiel und das Genick verletzte. Nachdem die beiden Streitenden zurückgekehrt waren, sprach der Hodža: »Von einem Ohrbisse kann keine Rede sein; vielleicht ist er zu Boden gestürzt und hat sein Haupt verletzt.« — Viel schlauer war der Hodža ein anderesmal, als er selber vor dem Richterstuhle erscheinen musste. Als er einst — so berichtet die Fama — in den Strassen Ak-schehirs spazierte, sprach er zu sich selber: »O, grosser Allah, du könntest mich doch einmal mit tausend Ducaten beschenken; aber nur mit tausend, um einen weniger, würde ich sie gar nicht annehmen.« Der Hodža hatte einen wohlhabenden jüdischen Nachbar, der zufällig Ohrenzeuge jenes Wunsches gewesen war und sich vornahm, die Standhaftigkeit des Hodža auf die Probe zu stellen. Er füllte ein Säckchen mit neunhundertneunundneunzig Ducaten und warf es durch den Schornstein dem Hodža hinein. Nassreddin dankte dem Allmächtigen, dass er sein Flehen erhört hat, und als er gewahrte, dass von den tausend Ducaten einer fehle, tröstete er sich damit, dass ihm derjenige, der ihm soviel Geld zukommen liess, auch noch zu dem tausendsten verhelfen werde. Wie erschrak aber sein Nachbar, als er sah, dass der Hodža die

Ducaten in Wirklichkeit verausgabte. So begab er sich denn zum Hodža und nachdem er ihm alles gestanden, forderte er sein Geld zurück. Der Hodža wollte hievon nichts hören und meinte, er habe das Geld von Allah erbeten, von Allah erhalten. Die Sache kam vor Gericht. Der Hodža wollte nur so vor dem Richterstuhle erscheinen, wenn er vom Juden einen verbrämten Pelz und zum Reiten ein Maulthier erhielte. Sein Nachbar musste gute Miene zum bösen Spiele machen, er brachte den Hodža vor den Richter und trug seine Klage vor. Der Hodža berief sich auf sein Flehen, auf die Einmengung der göttlichen Vorsehung und sprach schliesslich: »Dieser Jahudi wäre am Ende noch im Stande, zu behaupten, auch dieser Pelz, den ich anhabe und mein Maulthier draussen gehöre ihm.« — »Freilich gehört es mir« — rief der Jude aus — »ich habe ihm beides geliehen.« Damit zog er sich aber nur den Zorn des Richters zu, und der Hodža behielt Recht mitsammt den Ducaten, dem Pelze und dem Maulthiere.

Ähnlich verhält es sich mit dem Hodža auch als Prediger. Er belehrte wohl seine Gläubigen von der Kanzel herab; aber nicht so sehr mittelst der Moral, als vielmehr mit Hilfe des Hohnes und der Lächerlichkeit theilt er fühlbare Wunden aus. Er predigt auch zu solcher Zeit, wo er anscheinend nichts zu sagen hat, und dass er bei dieser Gelegenheit die Lacher auf seiner Seite hatte, dafür finden wir in den Lataifs Beispiele auf Schritt und Tritt. — Einst sprach er also zu seinen Zuhörern: »Ihr dürft euch glücklich schätzen, dass Allah die Kameele nicht geflügelt erschaffen hat. Denn hätten sie Flügel und flögen auf eure Hausdächer, wäret ihr schon längst zermalmt worden.« — Als er bei einer anderen Gelegenheit in eine entfernte Stadt predigen kam, begann er seine Predigt mit den Worten: in dieser Stadt gienge es gerade so zu, wie bei ihm zu Hause. »Wonach schliessest du das?« fragten sie ihn. »Darnach« — erwiderte er — »dass bei euch dieselben Sterne am Himmel leuchten, wie bei uns in Ak-schehir.«

Nicht minder charakteristisch sind auch jene drolligen Anekdoten, die von seiner Lehrmethode köstliche Mosaikbilder entwerfen. Als dem Hodža seiner Gemeinde oblag ihm in erster Linie der Unterricht. Um ihn scharten sich die wissensdurstigen Jünger (Softa) und sie lernten von ihrem Meister gewiss mehr Lebensweisheit und Verschmitztheit, als auf den Koran bezügliche Erläuterungen. Deshalb treiben denn auch die Schüler nicht selten ihr Spiel mit dem Lehrer. Wir sehen gleichsam, wie der Hodža am Teppiche der als Schule dienenden Džamija sitzt, um ihn im Halbkreise herum seine Schüler, und wie er in seine Lehren bald da und bald dort einen weltlicheren oder zum Lachen reizenden Ton mengt, womit er den ernsteren und berufsgemässeren Theil seines Unterrichtes würzt. Hin und wieder treibt er auch einen Scherz mit

ihnen. Einst begegnete er ihnen auf der Strasse und lud sie zu sich ins Haus. Beim Hausthore angelangt, ersuchte er sie, ein wenig zu warten, bis er drinnen Ordnung gemacht haben werde. Drinnen aber sagte er seinem Weibe, sie solle hinausgehen und den Schülern sagen, der Hodža sei nicht daheim. Die Frau begab sich auf die Strasse und wollte die Jungen wegschicken. »Was sprichst du da, gute Frau« — entgegnete man ihr — »wir sind ja mit dem Hodža zusammen hieher gekommen.« Die Frau betheuerte jedoch ihre frühere Aussage, die Jünger wollten auch nicht nachgeben und schliesslich kam es zum Zank. Der Hodža ahnte, was draussen vorgehe, steckte den Kopf zum Fenster hinaus und sprach zu seinen Schülern: »Was zankt ihr denn, meine Söhne? Das Haus kann ja zwei Thore haben: bei einem kam der Hodža herein, beim anderen gieng er wieder hinaus.« — Dafür wollten ihm dann die Schüler einen Schabernack spielen und einer von ihnen verkleidete sich als Bettler. Er kam vor das Haus des Hodža und klopfte an das Thor. Der Hodža rief vom Stocke herab, wer da unten klopfe. »Komm' herunter,« rief man von unten zurück. Der Hodža begab sich hinunter und fragte den Unbekannten nach seinem Begehr. »Ich will ein Almosen,« lautete die für den Hodža ärgerlich sein sollende Antwort. Nassreddin aber rief ihn in den Stock hinauf und als sie oben angelangt waren, sagte er dem Pseudo-Bettler, Allah möge ihm ein Almosen schenken. »Konntest du das nicht unten sagen?« fragte der Jüngling. »Und weshalb hast du nicht von unten herauf gebettelt,« war die schlaue Antwort des Hodža. Im übrigen ist sein Verhältnis zu einzelnen seiner Lehren und Schüler in mehr als einer Tradition verewigt.

Ein ebensolcher Humor offenbart sich auch in den Familienverhältnissen des Hodža. Er treibt seine Spässe mit seiner Frau und hat seine helle Freude, wenn er sie gegen sich aufzureizen vermag. Einst packten sie ihre Weisswäsche zusammen und trugen sie an den Bach, um sie auszuwaschen. Aber kaum hatten sie sich an die Arbeit gemacht, als ein Rabe herangeflogen kam, die Seife erfasste und damit verschwand. Die Frau gebot dem Manne, nachzurennen und die Seife herbeizuschaffen. »Lass' gut sein« — beschwichtigte sie der Hodža — »der Rabe ist schmutziger als wir, möge er sich damit waschen.« — Der Hodža vermählte sich zum zweitenmale und lud seine Nachbarn zur Hochzeit ein. Schon sassen sie bei der Tafel, ohne dass es jemandem eingefallen wäre, auch den bescheiden thuenden Hodža hinzuzurufen. Dies brachte ihn derart in Harnisch, dass er die Hochzeitler sitzen liess und sich entfernte. Nun gieng man auf die Suche nach ihm, aber er war nirgends zu finden. Als sie seiner endlich nach langem Suchen habhaft wurden und ihn zu seiner Braut schickten, brummte er sie an,

nur derjenige möge auch zur Frau sich begeben, der sich satt gegessen und getrunken. — Dafür aber wollte sich seine Frau an ihm rächen. Sie liess dem Hodža eine Suppe bereiten, und zwar so siedend heiss, dass man sich an ihr fast verbrannte. Als die Suppe aufgetragen ward, hatte die Frau an die Geschichte gänzlich vergessen, und indem sie davon einen Löffel voll hinunterschluckte, verbrannte sie sich ihre Kehle derart, dass auch Thränen ihren Augen entquollen. »Was fehlt dir, Weib« — fragte sie der Hodža — »war vielleicht die Suppe zu heiss?« — »O nein« — gab das Weib zur Antwort — »es kam mir bloss in den Sinn, wie gerne meine selige Mutter diese Suppe ass!« Ohne irgend einen Verdacht zu hegen, griff auch der Hodža zu, und als auch er sich seine Kehle verbrannte, brach er in bitteres Weinen aus. »Was fehlt dir, warum weinst du?« fragte die Frau. »Ich weine deshalb« — erwiderte der Hodža — »weil deine Mutter so unglücklich war, dich in die Welt zu setzen.«

Die an den Namen des Hodža sich knüpfenden Schwänke lassen sich auch dem Gegenstande nach gruppieren. Einen besonderen Platz nehmen die geschichtlichen, einen besonderen wieder die localen Traditionen ein, und wieder in andere Gruppen können jene Lataifs gereiht werden, die neueren Datums zu sein scheinen, als es Nassreddins Zeitepoche ist. Denn auch solcher gibt es eine grosse Zahl. Und geradeso, wie man Spässe älteren Datums mit Nassreddins Namen in Verbindung brachte, ebenso finden wir später entstandene, ja sogar auf europäischem Wege herübergekommene Anekdoten, welche man dem Hodža zuzuschreiben pflegt.*)

Auch heute noch ist es üblich, neuere und in der Regel im Volksmunde entstandene Spässe so zu erzählen, als wären sie zur Zeit des Hodža, ja sogar mit dem Hodža selber passiert. Auf diese Weise werden sie eher belacht und sind auch glaubwürdiger. Ja es kann kaum ein guter Einfall erzählt werden, ohne dass dessen Ursprung nicht an die Person des Hodža geknüpft wird. Noch mehr! Selbst in den Schwänken geschichtlicher Basis, nämlich in jenen Schwänken, die mit Timur-lenk oder Bajazid und Ala-eddin im Zusammenhange stehen, finden wir ebenfalls für auf die neuere Zeit plaidierende Motive. Freilich wäre es nicht schwer, gerade jene Lataifs abzusondern, die, jeden Zweifel ausschliessend, den schaffenden Humor der Individualität des Hodža darthun. Seine Offenbarungen sind derart individuell, derart eigenthümlich, dass sie mit dem Humor der neueren Verhältnisse gar nicht verwechselt werden können. Hieher gehören in erster Linie diejenigen, die sich auf die

*) In einer croatischen Ausgabe Nassreddins wird dem Hodža der Name Bacchus in den Mund gelegt. (Siehe die »Bacchov konj« betitelte Anekdote in der volksthümlichen Ausgabe »Pošurice i šale Nasredina«. (Zagreb.)

administrativen und socialen Gebräuche und Lebensäusserungen der Zeitepoche des Hodža beziehen. Und mit diesen Gebräuchen und Lebensäusserungen stehen die Aussprüche und drolligen Thaten des Meisters des Witzes in so innigem Zusammenhange, dass sie nur zu seiner Zeit und hauptsächlich nur mit seiner Person sich zugetragen haben konnten. Der Hodža hatte ja im übrigen ohnehin seinen eigenen umschriebenen Wirkungskreis. Kommt ein gottesfürchtiger oder vielgereister Mann in seinen Ort, muss er ihn ins Gebet nehmen, seine Frömmigkeit, Vielgereistheit und sein Wissen erproben. Er empfängt die aus der Fremde anlangenden Deputationen und er wird in die Fremde geschickt, um die mannigfachen Streitfragen zu erledigen und mit seinen Antworten Stand zu halten. Dass er sich zumeist nicht so benimmt, wie dies die Würde seiner Mission erheischt, kann wieder seinem alles und jedermann verhöhnenden Humor zugeschrieben werden. Sein offenherziges, ja sehr häufig triviales und rusticanes Wesen ist übrigens zu jener Zeit kaum aufgefallen. Seine Spässe sind die Gradmesser des damaligen allgemeinen Geschmackes und aus den in diese Gruppe gehörigen Lataifs vermögen wir in Bezug auf die damaligen socialen und moralischen Weltanschauungen nur interessante Lehren abzuleiten. Weist ja auch das heutige Kleinasien grösstentheils noch solche Zustände auf, wie sie zu den Zeiten des Hodža gewesen sein mochten; hauptsächlich in jener Gegend, die dem Einflusse fremder Cultur verschlossen ist und woselbst die türkische Race mit Elementen fremder Race und Confession weniger in Berührung kommen kann. Dieser triviale und manchmal obscöne Zug des türkischen Humors offenbart sich auch in anderen, im Volke wurzelnden Kunstgattungen. Neben den schlüpfrigen Zwiegesprächen des Karagös ist eine der populärsten Gestalten der Ramasan — Volksbelustiger, der Meddah, volksthümlich Metahči oder Erzähler. In seinen Anekdoten begegnen wir meist Nassreddin'schen Elementen, d. h. derart in die Länge gezogenen Erzählungen, die ursprünglich nichts anderes sind, als Ausmalungen des einen oder anderen Schwankes Nassreddins. Diese Anekdoten sind unter dem Namen Hikjaje oder Erzählungen bekannt, deren moderne Form wahrscheinlich von den Arabern entlehnt wurde. Heutzutage sind sie über das ganze türkische Gebiet ausgebreitet und können ihrem Inhalte nach als originell betrachtet werden. Im ganzen Oriente ist jene schalkhafte Erzählung bekannt, deren humoristische Spitze in dem Spruche ausläuft: »čevir kaz jan mašin«, d. h. »drehe die Gans, damit sie nicht anbrennt«. Der Ramasan kann kaum verlaufen, ohne dass diese Anekdote bei den Zuhörern Gelächter erweckt, und Nassreddin kann kaum erwähnt werden, ohne dass diese durch und durch volksthümliche Erzählung mit ihm in Verbindung gebracht wird.

Zum Schlusse müssen wir die bedeutenderen Züge des Humors Nassreddins resumieren. Eine häufige Erscheinung in den Lataifs ist des Hodža blöd thuende Einfalt und infolgedessen sein häufiger Aufsitzer. Wie viele Schwänke geschehen auf Rechnung des Hodža, wie oft macht er durch seine Unwissenheit und rusticane Einfältigkeit Fiasko! Als wäre lediglich sein Hauptzweck, sich zu einer je lächerlicheren und dadurch je amüsanteren Figur hinauszuspielen. Bei solcher Gelegenheit macht sich nicht er über andere lustig, sondern andere über ihn. Und dies ist hauptsächlich jener Zug, welcher nicht nur Nassreddin, sondern im allgemeinen den türkischen Volkshumor und die sprachliche Erscheinung dieses Humors am besten charakterisiert. Diese Eigenthümlichkeit macht Nassreddin zur reinsten Verkörperung des türkischen Volkshumors. Was in den türkischen Schattenspielen die Figur des Karagöz, in den Volksschauspielen Meister Hadsejvat, in den Volkssagen der einfältige Mehemed bedeutet, dasselbe ist in den Lataifs Väterchen Nassreddin; nur ist er unmittelbarer, urorigineller, als sie alle. Bei jenen ist der Humor bereits geschliffen; der seinige ist noch ungehobelt; dort hat er sich mit anderen Kunstgattungen verschmolzen, hier aber ist er für sich allein eine besondere Kunstgattung. So kann denn der Weise von Ak-schehir in der That als älteste und unmittelbarste Offenbarung des türkischen Volkshumors gelten. Daher kommt es, dass auch jene scherzhaften Anekdoten, die das Volksgemüth geschaffen, noch am meisten den Schwänken des Hodža gleichen, und dass jene volksthümlichen Lataifs, die in der Regel mit dem Wörtchen Buadam (dieser Mensch) beginnen, mit einem Theile der Schwänke Nassreddins gesammelt sind. Es ist nachgerade unbegreiflich, dass vier Jahrhunderte verstreichen mussten, bis sich ein wenngleich unkundiger, immerhin aber Vollkommenheit anstrebender Sammler Nassreddin'scher Schwänke gefunden hat. Und doch ist sein Name nicht einen Augenblick vom Dunkel der Vergessenheit verdeckt worden und die Schilderung seiner originellen Spässe blieb, obgleich zerstreut und gelegenheitsgemäss, in zahlreichen historischen und biographischen Werken vereinigt.

Mit dem Humor des Hodža können noch die volksthümlichen Spässe des Karagöz am besten verglichen werden. Bei beiden kommt gleichmässig die originellste Offenbarung des türkischen Volkshumors zum Ausdrucke und den einen wie den andern hüllt ein ähnlicher Legendenkreis ein. Im Wesen nahezu identisch, unterscheiden sie sich von einander bloss in der Form und einigermassen auch im Tone. Auf Grund tatarischer Quellen wurde ein Reiseabenteuer des Hodža bekannt, welches von Ivanitskij ins Russische übersetzt wurde. Auf einer Reise geschah es, dass der Hodža mit Todtengräbern zusammentraf und sie

mit dem üblichen Rufe »Friede mit euch!« begrüsste. Die Todtengräber aber prügelten ihn weidlich durch, denn nicht so hätte sie der Hodža begrüssen, sondern zwei Finger emporheben und für die Ruhe der Todten beten sollen. Der Hodža merkte sich das und gieng weiter. Später begegnete er einem Trupp Männer, die tanzend und singend an ihm vorbeizogen; kaum aber erblickte sie der Hodža, streckte er die Finger empor und stimmte irgend ein Todtengebet an. Auch diese applicierten dem Hodža eine Tracht Prügel, denn Hochzeitler dürfe man nicht mit einem solchen Gebete empfangen, sondern müsse mit ihnen herumhüpfen und tanzen. Der Hodža merkte sich auch dieses. Auf seinem weiteren Wege begegnete er einem Jägersmanne, der gerade einem Hasen auf der Spur war. Der Hodža hüpfte und tanzte herum und verjagte mit seinem Lärm den Hasen. Da stürzte der Jäger auf ihn zu und schlug mit seinem Gewehrkolben auf ihn los, weil er nicht auf den Fusspitzen, bald sich duckend, bald erhebend, einhergeschritten war. Auch dieses merkte sich der Hodža. Bald darauf führte ihn der Weg an Hirten vorbei, die eine grosse Schafherde einhertrieben, und als sich der Hodža bald duckte, bald erhob, wurden die Thiere scheu und stoben nach hundert Seiten auseinander. Selbstverständlich musste der Hodža auch hiefür das Bad ausgiessen. Ähnliches passierte auch dem Karagöz*), obschon gerade dieses Motiv auch anderwärts vorhanden ist, und es ist nicht unmöglich, dass es russischerseits zum Hodža der Tataren übergieng, woselbst von Ivan Durak und Ivanuska ähnliche Anekdoten erzählt werden.

Auch an die heute lebende Sprache knüpft sich das eine oder andere Denkmal des Hodža. So allgemein ward Nassreddins Name, dass derselbe nachgerade sprichwörtlich geworden ist und sogar in einzelne Sprüche eingefügt wurde. Wie denn sich auch bis auf den heutigen Tag solche Sprichwörter und Redensarten erhielten, die mit Nassreddins Humor in engstem Zusammenhange stehen. Und diese Sprüche gehören nicht etwa nur einzelnen Gegenden an, sondern wurden Gemeingut des gesammten osmanischen Reiches. Von einzelnen kennen wir sogar deren Geschichte. Einst begab sich der Hodža in die Čarši, um Einkäufe zu besorgen. Einer seiner Nachbarn übergab ihm einige Groschen und seine Bindschuhe, damit er dieselben um das Geld reparieren lasse, da sie ihm die Füsse drücken. Darauf meinte der Hodža, wer Geld habe, den drücken keine Schuhe. — Dies ist der traditionsgemässe Ursprung des heutigen Sprichwortes. Noch ergötzlicher ist der Ursprung jenes bekannten geflügelten Wortes mit der abgeleiteten Moral, wer einen Baum erklettert, der lasse seine Pantoffel

*) S. meine Ausgabe Hamam ojunu (Badespiel).

nicht unten. Der Hodža musste diesen Ausspruch thun, als ihn einige Brüder Lustig einen hohen Baum erklettern liessen und während er oben kauerte, seine Pantoffel entwenden wollten. Aber der Hodža überlistete sie, denn er hatte sein Schuhwerk mit sich auf den Baum genommen. Und auf die Frage der aufgesessenen Burschen, weshalb er denn auch seine Pantoffel mitgenommen habe, gab er die scheinbar naive, aber eines schlauen Hintergrundes nicht entbehrende Antwort: deshalb, damit er, falls er am Baume einen Weg fände, seine Reise fortzusetzen vermöchte. — Ein anderesmal hatte er mit seiner Bettdecke Malheur. Der Hodža lag schon im Bette, als er vor dem Thore einen Lärm vernahm. Er hiess seine Frau Licht machen, dann gieng er hinaus und in der Dunkelheit riss ihm jemand die Decke vom Leibe, in die er gehüllt war. Zähneklappernd kehrte der Hodža zurück und als ihn seine Frau um den Grund des Lärmes befragte, entgegnete er, der Streit sei wahrscheinlich um die Decke gegangen, denn (wie das Sprichwort lautet): »Jorgan gitti, konga bitti«, die Decke ist hin, der Streit ist aus. —

An das berühmte Turbet des Hodža knüpft sich jener Spruch, welcher dann seine Anwendung findet, wenn man irgend eine öffentliche Angelegenheit vertuschen will. In solchen Fällen heisst es: »Nassreddin hodsanin türbetine benzer,« d. h. er gleicht dem Turbet des Hodža Nasreddin. — Mehr als ein ähnlicher Spruch hat sich in der Volkssprache eingebürgert und mehr denn ein geflügeltes Wort bereichert die originellen Eigenheiten der heutigen türkischen Sprache.

Es wurde bereits erwähnt, dass der Ruf des Hodža auch über das Türkenthum hinaus reichte. Seine Lataifs waren nicht nur in den türkischen, sondern auch in den übrigen Sprachgebieten des mahomedanischen Orients verbreitet und die Spassliebhaber arabischer, persischer und tatarischer Zunge kennen die Schelmereien der Goha, Dsuha geradeso, als wären sie dort entstanden. Besonders gewannen den Meister die Dagestaner Bergbewohner lieb, und im allgemeinen die mahomedanischen Völkerschaften des Kaukasus, dazugerechnet noch die iranischen Azerbajdžane. In Kazan, im Mittelpunkte der tatarischen Gelehrsamkeit, nicht minder in Tiflis, sind stets neue Ausgaben im Erscheinen begriffen, die aber zumeist aus dem türkischen Originale übersetzt werden. Ja sogar in viel entfernteren Gegenden ist die Figur und der Humor des Hodža nicht unbekannt. Katanov berichtet, einige Anekdoten kenne auch das Tarančer Volk, ein auf chinesischem Gebiete im Thale des Flusses Jli sesshafter türkischer Stamm. Der Name des Hodža lautet zwar immer und überall Nassreddin, volksthümlicher Nassratin, oder zumeist nur einfach Hodža, Havadže, aber seine Nationalität und Wohnort ändert sich vielfach. Die Kaukaser

nennen ihn einen Tscherkessen, die Perser einen Iranen, die Kasaner einen Tataren und die Egypter einen Araber, davon gar nicht zu sprechen, dass bei den Raja-Völkern des osmanischen Reiches, bei den Völkern griechischer, armenischer, bulgarischer, serbischer, croatischer und rumänischer Zunge auch der Hodža in allen diesen Sprachen zu Worte kommt. Und dennoch beweisen, wenn anderes nicht, so doch sein Grabmal und die wenigen, darauf befindlichen Zeilen dessen türkischen Ursprung. Können wir uns auch nicht auf authentische Urkunden berufen, so haben wir doch geschichtliche Traditionen, die von den Volksüberlieferungen sozusagen ergänzt werden. Zu dem weltberühmten Grabe des Hodža wurde bereits vor Jahrhunderten gepilgert. Von Murad, dem Dichter-Padischah, haben die Historiographen mehrfach aufgezeichnet, derselbe habe gelegentlich eines Feldzuges längere Zeit am Ak-schehirer Grabe des Hodža geweilt und auch zum Abfassen eines Gedichtes sei er daselbst inspiriert worden. Es thun seiner Erwähnung auch Geschichtsschreiber, die den Hodža nicht nur auf Grund der Volksüberlieferungen, sondern auch im Zusammenhange mit geschichtlichen Begebenheiten gekannt haben mochten. Auch seiner Nachkommen geschieht mehrfach Erwähnung. Im XVI. Jahrhundert geschah es, dass man ein Hofamt einem späten Nachkömmlinge des Hodža anbot, welcher aus der Provinz direct in den Palast des Sadrazam (Grossvezier) eilte, um sich seine Reiseauslagen vergüten zu lassen und seine Abstammung von Nassreddin zu beweisen. Davon nämlich hatte man seine Anstellung abhängig gemacht. Vor dem Palaste stieg er vom Pferde, welches er an die grosse Trommel der Palastwache koppelte. Während nun der gute Mann im Palaste weilte, zog sein Pferd zufällig an der Trommel, durch deren Schall es aber so wild wurde, dass es mit Trommel und Reitzeug im scheuen Laufe davonstob. Und je schärfer die Trommel wirbelte, desto wilder stürmte das Pferd dahin und rief dadurch eine solche Panik unter den Mauleseln hervor, dass das ganze Viertel aufgeschreckt ward. Mit schwerer Mühe gelang es endlich, das wild gewordene Thier zu besänftigen, und als man den Fall auch dem Grossvezier zur Kenntnis brachte, verlieh er auf der Stelle das Amt dem gerade bei ihm weilenden Hodža-Nachkommen. »Ich brauche keine weiteren Beweise mehr« — sprach der Grossvezier —, »du kannst wirklich nur Nassreddins Sprössling sein.« — Weniger Daten, kaum eine oder die andere, finden sich aus dem Knaben- und Jünglingsalter des Hodža vor. Und geradeso, wie man mit Vorliebe auf die Kinder des Hodža die Züge ihres Vaters vererben lässt, ebenso gibt es solche Überlieferungen, die im jüngeren Nassreddin den Hodža der späteren Jahre ahnen lassen. So fragte man ihn einst in seinem Jünglingsalter, ob er älter sei, oder sein Bruder, worauf er antwortete,



er sei wohl um ein Jahr früher geboren, aber in einem Jahre werde ihn sein Bruder einholen und dann werden sie gleichen Alters sein. Ein anderesmal wieder schlich er sich verstohlen zur Odaliske seines Vaters hin. Die Sclavin fuhr aus dem Schlafe empor und fragte, wer dies sei. »Still« — flüsterte der junge Nassreddin —, »ich bin mein Vater.« — Aber Anekdoten solcher Art lassen sich nur hin und wieder finden, wie denn die ganze Individualität des Hodža von keinerlei Altersunterschied und von keiner der damit im Zusammenhange stehenden Sonderheit alteriert wird. Der Humor kennt nur den Hodža im besten Mannesalter. Er vermag sich ihn weder zu jung, noch zu alt vorzustellen.

Dass die Lataifs dennoch ungesammelt geblieben sind, liegt in erster Linie in der widernatürlichen Entwicklung der türkischen Sprache. Die Schwänke des Hodža haben so sehr ihren Ursprung im Volksgeiste und sind so sehr mit dem inneren Leben des Volkes verschmolzen, dass sie auch formell lediglich in der Volkssprache, durch Vermittlung der einfachen Worte des Volkes, zum Ausdruck kommen konnten.

Der ganze Begriffskreis und Gedankengang dieser Schwänke gieng ja kaum über den des Volkes hinaus. Und während der literarische Sprachgebrauch ein gekünsteltes und dem Geiste der türkischen Sprache nicht entsprechendes Sprachgemisch in Mode brachte und literaturfähig machte, stabilisierte sich in den originellen Lataifs unwillkürlich der volksthümliche Reiz der türkischen Ausdrucksweise und Redensarten. Der in den Lataifs sich offenbarende Humor konnte nur in der reinen volksthümlichen Sprache zum Ausdrucke gelangen. Deshalb nahm die vierhundertjährige Kunstliteratur die zur eigenen Kunstsprache nicht passenden Anekdoten nicht in sich auf, und deshalb fand sich kein auf literarischem Niveau stehender Sammler und Interpretator derselben, so zwar, dass uns über die Lebensumstände des Hodža kaum etwas bekannt ist und erst in späten Jahrhunderten, und nicht einmal auf den glaubwürdigen Blättern des Geschichtsschreibers, sondern in den vom Vater auf den Sohn sich vererbenden Zauberformeln der Volkslegende vermögen wir hie und da auf einen aufklärenden Beitrag und erblassenden Strahl seiner irdischen Laufbahn zu stossen.

Die Figur Nassreddins ist heute bereits zu einem Begriffe, zu einem unverfälschten Begriffe des türkischen Volkshumors verfeinert.

Die asiatischen Expeditionen des Grafen Eugen Zichy.

Selbstbericht.

(Fortsetzung.)

Endlich ist es ganz sicher, dass der heutige ungarische Boden schon in der prähistorischen Zeit von dem heutigen russischen Boden Völker- und Culturelemente empfieng und so ist es nicht ausgeschlossen, dass gewisse Eigenthümlichkeiten, welche in späteren Perioden beobachtet werden können, besonders im grossen ungarischen Tieflande und in den siebenbürgischen Theilen, wo die Continuität der Bevölkerung weniger gestört war als beispielsweise jenseits der Donau, zur Charakterisierung der prähistorischen Zeit unseres Vaterlandes dienen. Dies liess es uns nöthig erscheinen, dass wir auch jenen beiden Gruppen unsere Aufmerksamkeit zuwendeten, deren Übereinstimmung mit unseren vaterländischen Gruppen auch bisher schon constatiert werden konnte, d. i. die Scythengruppe vom Pontus, welche mit den Überresten aus der späten Eisenzeit auf ungarischem Boden übereinstimmt, und die bemerkenswerten Überreste aus der sibirischen Bronzezeit, welche theils mit den ersteren, theils mit unseren aus der Bronzezeit stammenden Überresten zusammentreffen. Wir mussten daher die scythischen Überreste des südrussischen Bodens, sowie auch die Bronzezeit Sibiriens studieren, doch durften wir bei diesem Studium nicht übersehen, dass wir aus dem Gesichtspunkte unseres Zweckes gewisse Beschränkungen beobachten müssen, um nicht zu viel anzustreben und umsoweniger zu erreichen. Eben deshalb müssen wir schon jetzt betonen, dass wir beispielsweise in der Scythengruppe nicht so sehr die Überreste des griechischen Gewerbes vom Pontus uns vor Augen hielten, als vielmehr die sogenannten barbarischen Elemente dieser Gruppe.

Nachdem wir unsere archäologischen Aufgaben so aufgestellt hatten, mussten wir auch über jene Mittel im Reinen sein, mit welchen wir die Lösung der Aufgaben mit der Hoffnung auf Erfolg versuchen konnten innerhalb der einjährigen Frist, die uns zur Verfügung stand.

Unsere frühere Expedition hatte uns reichlich darüber belehrt, welche Resultate von einer unmittelbaren Sammlung des archäologischen Materials — sei es durch die Veranstaltung von Nachgrabungen, sei es durch den Ankauf von Sammlungen — zu erwarten seien. Wir

wussten, dass die kaiserliche archäologische Commission in Petersburg allein befugt sei, die Veranstaltung von systematischen Nachgrabungen zu gestatten und dass diese Commission die Bewilligung hiezu an Ausländer nur in dem Falle ertheilen kann, wenn sie Bürgschaften dafür erhält, dass das Ergebnis der Nachgrabungen nicht nach dem Auslande wandert; denn die Commission hat ja unter anderen eben die Aufgabe, zu verhindern, dass die Alterthümer nach dem Auslande wandern. Wir wussten auch, dass der Ankauf von Antiquitäten zwar nicht verboten sei und dass folglich jeder, der die Kosten und die Mühe nicht scheut, eine Sammlung von Antiquitäten zusammenbringen kann; doch konnten wir nicht übersehen, dass das von Händlern und Sammlern stammende Antiquitäten-Material höchstens typologische Stützpunkte zu bieten vermag, weil die Fundumstände bei solchem Material entweder mangelhaft oder unzuverlässig sind. Hingegen war uns bekannt, dass als Ergebnis der Thätigkeit russischer Fachmänner in den russischen Museen eine reiche Fülle brauchbaren Materials sich angehäuft hat, bezüglich dessen auch authentische Aufzeichnungen in der alten archäologischen Literatur Russlands zu beschaffen sind.

Solcherweise durften wir getrost hoffen, dass die Ausbeutung des russischen musealen und literarischen Materials aus dem Gesichtspunkte unserer vaterländischen archäologischen Gruppen uns am sichersten zu unserem Ziele führen könne und darum legten wir auf diese das Hauptgewicht. Nebst diesen nahmen wir die Nachgrabungen nur insoweit in unser Programm auf, als sie aus dem Gesichtspunkte der von uns zu erforschenden archäologischen Gruppen sich nicht nur nothwendig erweisen, sondern auch Hand in Hand mit den russischen Fachkreisen bewerkstelligt werden können. Ebenso haben wir den Ankauf von Sammlungen als ein Mittel von nebensächlicher Bedeutung betrachtet, wenngleich ich auf meiner ganzen Reiseroute solche Erwerbungen fort und fort thatsächlich machte.

Wir begannen unsere archäologischen Studien mit Beobachtung der hier skizzierten Grundsätze am 1. September 1897 und sie dauerten ein volles Jahr. Unsere erste gemeinsame Conferenz hielten wir in Tiflis am 1. April 1898 und schon in dieser ersten Conferenz konnten wir die folgenden erfreulichen Resultate constatieren: Aufgearbeitet waren die Museen der Städte Warschau, Helsingfors, Petersburg, Moskau, Twer, Kiew, Odessa und Kertsch, sowie mehrere Privatsammlungen, die wir in diesen Städten gefunden hatten; sie waren in der Weise aufgearbeitet, dass das wissenschaftliche Material der uns interessierenden Gruppen in etwa tausend Stück Photographien, Handzeichnungen und Skizzen uns zur Verfügung stand, ergänzt durch das erforderliche literarische Material.

Für unsere Gruppe aus der Zeit der Landnahme erhielten wir Aufklärungen schon in der Krasinski-Bibliothek zu Warschau durch ein sehr bemerkenswertes Schwert, welches auf dem Territorium des Warschauer Gouvernements gefunden wurde und welches dem Schwerttypus gleicht, der in dem Blatniczaer Funde (Turóczer Comitat) beobachtet werden konnte, wenngleich jenes Schwert durch seine Ornamentik noch ein besonderes Interesse erweckt. Ganz besonders reich war für diese Gruppe die Petersburger Ausbeute. In dieser Hinsicht muss ich vor allem zwei Schwerter anführen: das eine stammt aus Vjatka und wird derzeit im kaiserlichen Zeughause der Eremitage unter dem nicht ausgestellten Material aufbewahrt. Das sogenannte Schwert Karls des Grossen abgerechnet, ist dies das schönste, welches bekannt ist. Der Silberbeschlag des Griffes und der Scheide ist vorhanden und kann mit Sicherheit reconstruiert werden. Eine Zeichnung desselben hat Spitzin in sehr kleinen Dimensionen veröffentlicht. Allein seine Reconstruction zeigt ein gerades Schwert, während das Original leicht gebogen ist und alle charakteristischen Merkmale unserer Schwerter aus der Zeit der Landnahme zeigt. Bei diesem Schwerte waren noch andere Gegenstände zu sehen, welche interessanten Aufschluss besonders in der Hinsicht bieten, wie zur Zeit der Landnahme ein Gürtel ausgestattet war. Ein Theil dieser Gegenstände wird gleichfalls in der Eremitage verwahrt, einen andern Theil mussten wir in Moskau aufsuchen, weil der Fund nach russischer Gepflogenheit unter die verschiedenen Museen vertheilt worden ist. Gleichfalls aus Vjatka stammt auch ein anderes ähnliches Schwert, von welchem aber nur die Klinge in dem Zeughause der Eremitage vorhanden ist. Ist das an erster Stelle erwähnte Schwert eines der schönsten, so ist eine andere silberne Garnitur, welche ebendort verwahrt wird, ebenso schön, wie wichtig.

Diese Garnitur zeigt die Beschläge des Griffes und der Scheide eines Schwerttypus aus der Zeit der Landnahme und bietet nebst den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Form auch noch in ornamentaler Hinsicht ausserordentliches Interesse. Sehr bemerkenswert für diese Gruppe ist auch noch das Grabfeld von Vorobivka, welches aus dem Gouvernement Woronyesch stammt. Die Photographien zweier Grabfunde von diesem Grabfelde haben wir uns beschafft. In dem einen sind Steigbügel, Zügel, Pfeilspitzen und andere Eisengeräthe vom Typus aus der Zeit der Landnahme enthalten, in dem anderen einzelne Theile der silbernen Montierung einer Schwertscheide, ein Ring, mehrere silberne Gürtelriemen-Beschläge, Agraffen und eine vergoldete silberne Schnalle u. s. w. Alle diese Gegenstände sind frappante Analogien zu unseren Reliquien aus der Zeit der Landnahme.

Aus der Kubaner Gegend im Kaukasus stammen fünf prächtige Gürtelverzierungen, welche sich streng an unsere Reliquien aus der Zeit der Landnahme anschliessen. Das Grabfeld von Szanyiba im Kaukasus lieferte sowohl der Eremitage in Petersburg, als auch dem historischen und dem Rumjanczow-Museum in Moskau interessante Funde aus der Zeit der Landnahme. Alle diese und zahlreiche andere kleinere Funde bilden genaue Analogien unserer Funde aus der Zeit der Landnahme, aber nicht minder interessant als diese sind jene Funde, welche geeignet sind, unsere auf die sogenannte Árpádenzeit — welche sich knapp an die Zeit der Landnahme anschloss — bezüglichen Gruppen zu beleuchten. Die Funde dieser Art traten in grösseren Mengen in der Gegend von Kiew auf, reichen aber bis nach Kertsch hinunter.

In Betreff sämmtlicher Perioden unserer Völkerwanderungszeit sind schöne und charakteristische Funde gesammelt worden, welche in mancher Beziehung bemerkenswerte Gesichtspunkte in den Vordergrund rückten. Während wir nämlich bisher den als den östlichsten bekannten Repräsentanten der sogenannten gothisch-gepidischen Gruppe in dem Funde von Musslyunova (Perm) besassen und mit diesem eine ziemlich beachtenswerte Nachweisung für die östlichen, beziehungsweise nördlichen Grenzen des ostgothischen Reiches, was aus dem Gesichtspunkte der unter die Herrschaft der Gothen gerathenen Ugoren sicherlich ein wichtiger Fingerzeig ist, konnten wir andererseits die Steigbügel-Typen aus der Avarenzeit in den Kurganfunden (Taseba), welche im Museum zu Helsingfors verwahrt sind, in Sibirien bis zum Gouvernement von Jenissei verfolgen.

Schon dieser letzere Fund lenkte unsere Aufmerksamkeit sehr nachdrücklich auf die sibirischen, richtiger transuralischen Gebiete. Noch mehr wurde deren Wichtigkeit aus dem Gesichtspunkte unserer Funde aus der Völkerwanderungszeit durch jene in der Gegend von Tomsk gemachten Grabfunde gesteigert, welche dank den Nachgrabungen des Herrn Kuznyeczoff in die Sammlung der kaiserlich archäologischen Commission zu Petersburg gelangt sind. Diese Funde erinnerten uns nämlich, was ihren Inhalt betrifft, theils an jene, welche für die vaterländische Avarenzeit, theils an jene, welche für unsere hunnisch-germanische Zeit charakteristisch sind und mochten eine besondere Wichtigkeit besitzen hinsichtlich jener Weglinie, welche jene Stämme bei ihrem Vordringen einhielten, denen während der erwähnten zwei Perioden auch auf dem Gebiete unseres Vaterlandes eine Rolle zugekommen.

Doch wenn die jetzt erwähnten Funde auf nördliche und asiatische Gebiete hinweisen, die in dem grossen geschichtlichen Drama, welches

wir unter dem Namen der Völkerwanderungszeit kennen, eine Rolle spielten, so bezeichnen die von südrussischen Gebieten, insbesondere aus der Gegend von Kiew stammenden und durch uns gesammelten Funde von hunnisch-germanischem Typus südlichere und europäische Punkte dieser Wanderungsrichtung und sie bringen uns zugleich in unmittelbare Nähe unseres heutigen Vaterlandes. Noch weiter nach Süden, unmittelbar in den Kreis der Pontus-Cultur, bringen uns endlich jene Funde, welche eine Übereinstimmung mit der in das ungarländische I.—III. Jahrhundert gehörenden Gruppe zeigen, und welche wir, wenn wir uns eines Volksausdruckes bedienen wollen, im Hinblicke auf die Steppengegenden unseres Vaterlandes am besten als jazygisch-sarmatisch bezeichnen können. Unsere Funde dieser Art stammen nämlich — immer die bis Tiflis reichende Sammlung in Betracht gezogen — sämmtlich von den nördlichen Küstengegenden des Schwarzen Meeres, und zwar die schönsten derselben aus der Umgebung von Kertsch und Odessa.

Reichlich war auch die auf die Scythengruppe bezügliche Sammlung, welche, was ihre Natur betrifft, in zwei besondere Gruppen eingetheilt werden kann. Die eine Gruppe, welche sporadische Funde enthält, ist mehr von stilistischem Werte und aus dem Gesichtspunkte der Typen wichtiger; in der anderen Gruppe finden sich jedoch aus Kurganen stammende gemeinsame Funde, welche sowohl aus dem Gesichtspunkte des Synchronismus, als in vielen anderen Hinsichten wichtig sind. Unter diesen können wir den aus dem Gouvernement Twer stammenden Fund von Csetürdah-Gara hervorheben, welcher seinem ganzen Charakter nach ganz genau mit unseren Hatvaner Funden übereinstimmt; ferner die aus den Gouvernements von Kiew und Poltawa stammenden einschlägigen Funde, unter welchen wir nicht selten den mit Griff versehenen Spiegel von griechischem Typus mit den barbarischen grifflosen Spiegelformen zusammen antreffen. Diese auf europäisches Steppenland hinweisenden Funde werden schön ergänzt durch die sibirischen Funde, umsomehr, als die letzteren zum grossen Theile aus der Nachgrabung eines europäisch gebildeten, gewissenhaften Forschers, des Herrn Josef Reinhold Aspelin, stammen. Wie wichtig diese Funde aus dem Gesichtspunkte unserer vaterländischen Gruppe sind, wird vielleicht genügend einleuchten, wenn ich hier nur auf die Kurganfunde (Tes) hinweise, deren Keramik in denselben Stilkreis gehörende Eigenthümlichkeiten zeigt, welche auch die in der Umgebung von Ödenburg aufgefundenen und aus der Avarenzeit stammenden Thongefässe kennzeichnen.

Ähnliche zwei Gruppen treten auch aus unserer, auf die Überreste aus der ural-altaischen Bronzezeit bezüglichen Sammlung hervor und darum wird man es natürlich finden, wenn ich bei der Verwertung

dieser Sammlung ebenfalls jene Gruppe in den Vordergrund stelle, welche gemeinsame Funde enthält. An der Spitze derselben steht jedenfalls das Material der Adrianoff'schen, Kuznyeczoff'schen und Clementz'-schen Nachgrabungen; nicht bloss deshalb, weil auf den Photographien dieses Materials sämmtliche Funde zusammengehalten sind, sondern weil bezüglich derselben ein ziemlich erschöpfendes und genaues literarisches Material aus Russland uns zur Verfügung steht.

Nachdem die Ausbeute des vorhandenen Musealmateriales bis Tiflis ein so beruhigendes Resultat lieferte, wäre es durch nichts motiviert gewesen, von der solchermassen erprobten Methode abzuweichen. Eben deshalb beschlossen wir in unserer zu Tiflis gehaltenen Conferenz, an dem bisherigen Verfahren festzuhalten. Das Material, das wir in dieser Weise gesammelt hatten, bot uns zugleich eine Orientierung in der Hinsicht, auf welchen Gebieten die weiteren Forschungen zu bewerkstelligen seien. In dieser Beziehung musste ich aber meinerseits bei einem Wunsche beharren. Nachdem ich schon dreimal den Kaukasus bereist hatte, war mir dessen Reichthum an culturhistorischen Denkmälern so ziemlich bekannt und eben deshalb hielt ich es in Betreff des Kaukasus für unerlässlich, dass nebst den Musealstudien auch ein — wenn noch so kurzer — Abstecher dahin gemacht werde, damit der meiner Expedition angehörende Archäolog sich durch Autopsie von dieser mir wohlbekannten Thatsache überzeuge. Ausserdem musste — insoweit das Interesse der Sache es gestattete — die einzuschlagende Wegrichtung mit einer Aufgabe von rein historischem Ziel in Einklang gebracht werden. Vor meiner Abreise von Budapest war nämlich der Wunsch aufgetaucht, dass der Versuch gemacht werde, die angeblich durch den Batu Khan aus Ungarn fortgeschleppten Documente aus der Árpádenzeit auf chinesischem Boden auszuforschen. Die Lösung dieser Aufgabe, welche auf mir allein lastete — wenn sie überhaupt möglich war —, machte es nothwendig, unser Reiseprogramm in solcher Weise festzustellen, dass meine Reise nach China den Abschluss der Expedition bilden könne.

All dies in Betracht gezogen, beschlossen wir, in erster Reihe einen Abstecher nach dem Kaukasus zu organisieren; diesem sollte die weitere Ausbeutung des Musealmateriales folgen, und zwar zuerst auf südrussischem Boden bis zur Wolga, dann an der Wolgalinie hinauf bis Kasan, hernach längst des Kamaflusses bis Perm, beziehungsweise Vjatka, und von dort weiter in den südsibirischen Gouvernements bis zum Bajkalsee, von wo ich über die Gobiwüste meine Reise nach Peking fortsetzen sollte.

Unser Abstecher nach dem Kaukasus hatte den Zweck, die wildromantischen, Uplis-Czihe genannten Höhlen und die Kunstdenkmäler

des Atênerthales zu besichtigen. Uplis-Czihe liegt in Grusien, östlich von der Station Gori der kaukasischen Eisenbahn, in einer Entfernung von etwa zehn Werst, am linken Ufer der Kura, auf einem der Ausläufer der Gebirgskette. Es ist ein Labyrinth von in den Felsen gehauenen Höhlen, Kammern, Zimmern und Sälen; das Ganze macht auf den Beschauer einen mächtigen Eindruck und es ist kein Wunder, dass die lebhafte Phantasie des kaukasischen Volkes die Entstehung dieses Labyrinths mit tausenden und abertausenden Sagen umgibt und dass es auch das Interesse der Kaukasusforscher stets zu fesseln wusste. Schon Dubois de Montpereux hat eine Zeichnung und den Grundriss der Uplis-Czihe veröffentlicht, später hat Gagarin sie in sein Werk »Le Caucase pittoresque« aufgenommen. Über das Alter und die Bestimmung dieser Felsenbauten ist aber niemand im Reinen, wenngleich auf den ersten Blick ihre Verwandtschaft mit jenen Felsengräbern auffallen muss, die wir in Lydien, Mysien, Bythinien, Phrygien, Pisidien, Pamphilien, Lykien und Carien schon seit dem Jahre 1853 kennen. Es leidet keinen Zweifel, dass auch Uplis-Czihe keine andere Bestimmung haben konnte und dass auch die Zeit seines Entstehens durch die soeben erwähnten Analogien mit aller Wahrscheinlichkeit bestimmt wird. Eine ganz andere Frage ist die, wie weit die Zeit seiner Benützung herabreicht auf einem Boden wie der Kaukasus, wo die Überreste und Funde wahrhaft erstaunliche Beispiele von Conservativismus liefern. In dieser Beziehung können einestheils die von der Krim her bekannten ähnlichen Überreste eine Orientierung bieten, welche zum Theil prähistorisch sind, zum Theil aus der Sarmatenzeit, zum überwiegenden Theile jedoch aus dem XI.—XII. Jahrhundert n. Chr. stammen (Tolstoj Kondakoff); doch andererseits bieten einen Fingerzeig in dieser Hinsicht jedenfalls die in Uplis-Czihe noch unversehrt erhaltenen architektonischen Details, von welchen wir an Ort und Stelle mehrere Skizzen anfertigten. Diese Skizzen illustrieren sehr lebhaft die vielen kunsthistorischen Fragen, welche im Kaukasusthale noch lange der Lösung harren werden. Es wäre sehr wünschenswert, dass an dieser Lösung auch ungarische Fachmänner sich betheiligten.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Bosnisches Schulwesen.

Zur Zeit der Occupation durch die österreichisch-ungarischen Truppen wurde der öffentliche Unterricht in Bosnien und der Herzegowina in total verwahrlostem Zustande vorgefunden.

Die Vilajets-Regierung hatte sich bloss um den Unterricht der mahomedanischen Jugend und auch dies bloss auf Grund der im Occupationsgebiete der Bevölkerung ganz unbekannten türkischen Sprache gekümmert, was zur Folge hatte, dass die Kinder, statt nützliche Kenntnisse sich anzueignen, die Zeit mit dem Lernen einer im Lande gar nicht gesprochenen Sprache verbrachten und dass das ottomanische Schulgesetz vom Jahre 1869, das in jeder Provinz die Errichtung von Mektebs (4classige Elementar-, recte Religionsschulen), von Ruždies (4classige Bürgerschulen), Idadies (3classige Realschulen) und Sultanies (höhere Schulen) vorschrieb, an denen allen die türkische Sprache Unterrichtssprache sein sollte, in Bosnien und der Herzegowina nur in äusserst geringem Umfange durchgeführt wurde, indem in Bosnien und der Herzegowina ausser einer einzigen Idadie bloss Mektebs und Ruždies bestanden; aber auch die einzige Idadie war zur Zeit der Occupation bereits eingegangen. Die christliche und israelitische Bevölkerung war demnach auf Selbsthilfe angewiesen und gebürt den orthodoxen Kirchengemeinden, einzelnen katholischen Priestern, dem bosnischen und herzegowinischen Franziskaner-Orden und den Agramer Barmherzigen Schwestern das Verdienst, an ihren Elementarschulen auf Grund der Landessprache den Elementarunterricht zuerst im Lande organisiert zu haben, während die im Lande ansässigen Juden an ihren, »Havras« genannten Kinderschulen ihre Kinder auf Grund der spanischen Sprache im hebräischen Lesen und in den Ceremonien der israelitischen Religion unterrichten liessen. Der Umstand, dass die Vilajets-Regierung sich um die stricte Durchführung des ottomanischen Schulgesetzes absolut nicht kümmerte und die christlichen Confessionen von der Ermächtigung des § 129 des Gesetzes, Privatschulen zu gründen, nach ihren schwachen Kräften möglichst ausgiebigen Gebrauch machten, ermöglichte es, dass die christlichen confessionellen Schulen vor der Occupation den Unterricht auf Grund der Landessprache vermittelten, praktische Ziele verfolgten und überhaupt sich nach Möglichkeit an die Schulen der benachbarten österreichisch-ungarischen Monarchie anlehnen konnten.

Die Vilajets-Regierung trug bloss die Kosten für die im Lande befindlichen Ruždie-Schulen (4classige Schulen nach Art der Bürgerschulen und Unterrealschulen) aus einem besonderen, »Mearifsanduk« genannten Fonds (Schulfonds), der jedoch während der, der Occupation vorangehenden Wirren äusserst unordentlich verwaltet worden war,

und über den nicht einmal Rechnung geführt wurde, so dass 1880 die Landesregierung die Verwaltung desselben übernahm, um auf diese Weise für die schulmässige Ausbildung der mahomedanischen Jugend im Lande einige Ressourcen zu sichern.

Manche Mektebs und Ruždies verdanken ihre Entstehung frommen Stiftungen (Vakuf); im allgemeinen hatte jedoch für die Erhaltung der Mektebs die Bevölkerung des Schulkreises aufzukommen.

Wenn auch das ottomanische Schulgesetz vorschrieb, dass in Mektebs nicht mahomedanische Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen auf Grund der Muttersprache zu unterrichten seien, (der Religionsunterricht an nicht mahomedanische Kinder wurde an den Mektebs ohnehin auf Grund der Muttersprache ertheilt) und dass auch den Mahomedanern in der Muttersprache die einzelnen Glaubensceremonien zu erklären sind, sowie, dass ferner für nicht mahomedanische Kinder besondere Mektebs und Ruždies zu errichten seien, so wurden diese Bestimmungen nie durchgeführt und war an den Ruždies die Muttersprache nicht einmal Lehrgegenstand.

Erste Vorkehrungen der bosn.-herz. Verwaltung in Betreff des Schulwesens.

Schon im Jahre 1879 ergieng an die politischen Behörden die Aufforderung, dass die bestehenden Schulen, welche ihre Thätigkeit unterbrochen haben, dieselbe wieder aufnehmen sollen, und wurden die confessionellen Schulen zur Aufnahme von Andersgläubigen aufgefordert und an Orten, wo keine Schulen bestanden, solche Unterofficiere der k. u. k. Armee mit dem Elementarunterrichte betraut, welche vor ihrem Eintritte in den Militärdienst die Lehrerbildungsanstalt oder einen Theil derselben absolviert hatten, oder welchen zufolge ihrer sonstigen besseren Vorbildung die Eignung zugetraut werden konnte, dass sie den Anforderungen des Lehrberufes mit Erfolg entsprechen können werden. In Serajewo, wo zwar eine katholische und eine orientalisch-orthodoxe Elementarschule bestand, wurde behufs Heranziehung der mahomedanischen Jugend zur Ausbildung in der Landessprache ein einjähriger Lehrcurs für den Unterricht im Lesen und Schreiben der Landessprache eröffnet.

Nachdem die noch vor der Occupation gegründete katholische Mädchenschule im Jahre 1878 abgebrannt war und die von bloss einer Lehrerin geleitete orthodoxe Mädchenschule Raummangel hatte, wurde 1879 eine allgemeine Mädchenschule in Serajewo eröffnet, die sich später zu einer 8classigen Mädchenschule entwickelt hat. Von derselben wurden die vier Oberclassen im Jahre 1894 als höhere Mädchenschule losgetrennt und wurde überdies im Jahre 1893 in Mostar eine höhere Mädchenschule gegründet.

Behufs Heranziehung einheimischer Elemente für den Heeresdienst erfolgte 1879 die Errichtung eines k. u. k. Militär-Knabenpensionats in Serajewo.

Dem gleich bei den ersten Reformversuchen des Schulwesens fühlbaren Mangel an geeigneten Lehrkräften musste durch — wie oben bemerkt — bereits begonnene Commandierung dazu geeigneter Unterofficiere abgeholfen werden. Dieses Lehrpersonal erhielt eingehende Instructionen

hinsichtlich des Schuldienstes und des methodischen Vorganges. Unterrichtssprache war die Landessprache; von der 3. Classe an war die deutsche Sprache obligatorischer Lehrgegenstand (2 Stunden wöchentlich). An allen Schulen wurde die lateinische und cyrillische Schrift gleichmässig gepflegt.

Um das Bild einer Normal-Elementarschule zu gewinnen, wurden 1880 in den vier grösseren Städten des Landes (Serajewo, Travnik, Banjaluka, Bihać) Elementarschulen mit einem vollständigen Lehrplan eröffnet und zugleich der in Serajewo bestehende einjährige Curs für Lesen und Schreiben, als nunmehr entbehrlich, aufgelassen.

Die mahomedanischen Schulen behielten ihre, noch aus den Zeiten vor der Occupation datierende Organisation, die auf die türkische Sprache als Unterrichtssprache basiert war, vorläufig noch weiter bei, da einige in der Richtung gemachten Versuche, die Mektebs zur Aufnahme des Lesens und Schreibens der Landessprache in ihr Programm zu bewegen, überall scheiterten.

Mit Rücksicht auf die hierlands zu verwendenden Schulbücher kam man bald zu der Überzeugung, dass die aus der Monarchie stammenden Texte, theils wegen ihres specifisch christlich-confessionellen Charakters, theils wegen der zwischen Croaten und Serben in der Orthographie und Grammatik nicht durchgehends vorhandenen Übereinstimmung, sich zur Verwendung in den Schulen Bosniens und der Herzegowina nicht eignen, und wurde deshalb die Herausgabe von eigenen Lehrtexten für die Schulen in Bosnien und der Herzegowina beschlossen und durchgeführt.

Nachdem 1881 die im Schulwesen verwendeten Unterofficiere theils definitiv in den Landesschuldienst übernommen, theils durch — dem Civilstande angehörige — Berufslehrer ersetzt worden waren, konnte an eine Weiterentwicklung des Schulwesens geschritten werden, wobei jedoch von einem autoritativen Vorgehen theils wegen der, einem nach den in der cilivisierten Welt hiefür giltigen Grundsätzen eingerichteten Schulwesen nicht überall günstigen Stimmung der Bevölkerung, theils wegen der die finanziellen Kräfte der Bevölkerung allzusehr belastenden Auslagen zu Schulzwecken und schliesslich auch theils wegen des Mangels an Schullocalitäten und an Lehrkräften abgesehen werden musste. Das Aufblühen des Schulwesens steigerte naturgemäss die Anforderungen an die finanziellen Kräfte der Bevölkerung und konnte dasselbe zumeist nur mit Inanspruchnahme der Landesfinanzen gefördert werden.

Allmählich war aber in der Bevölkerung die Überzeugung von der Nothwendigkeit der Schulbildung gedrungen, und gieng die Initiative zur Errichtung einer stattlichen Reihe von Schulen von der Bevölkerung selbst aus. Die Verhältnisse sind jedoch auch bis heute noch immer nicht so weit gediehen, dass an die Einführung des obligatorischen Schulbesuches gedacht werden könnte.

Allgemeine Elementarschulen.

Seit Beginn der Occupation stieg die Zahl der allgemeinen Elementarschulen bis 1892/93 auf 145, seit 1882 um 108.

Die mahomedanische Jugend, die ehedem solche Schulen nicht besuchte, figuriert hier mit 2618 Frequentanten für 1892/93.

Heute gibt es im Lande 168 allgemeine Elementarschulen.

Die Zahl der confessionellen Schulen variierte bald in steigender, bald in fallender Richtung, im ganzen fiel dieselbe jedoch von 110 des Jahres 1880 auf 108 im Jahre 1895/96. Trotzdem die Landesregierung auch diese Schulen unterstützt, sobald sie um Unterstützung ansuchen, können sie doch nicht recht mit den entschieden besseren, immer mehr sich mehrenden allgemeinen Elementarschulen concurrieren, an denen die Lehrstellen principiell nur mit formell befähigten Lehrern besetzt werden.

Schulbauten.

Seit der Occupation sind zu Schulzwecken zahlreiche Neubauten aufgeführt worden, theils durch Opferwilligkeit der Bevölkerung selbst, theils aus Landesmitteln, in welch letzterem Falle die Bevölkerung in der Regel mit Naturalleistungen participierte. Über die constructiven, pädagogisch-hygienischen Momente bei Schulbauten wurden 1883 und 1889 besondere, an die in der Monarchie giltigen einschlägigen Bestimmungen sich anlehnende Instructionen erlassen.

Heranbildung einheimischer Lehrkräfte.

Je mehr die Entwicklung der bosnisch-herzegowinischen allgemeinen Elementarschulen zunahm, umsomehr machte sich der Mangel an einer ausreichenden Anzahl geeigneter Lehrkräfte fühlbar. Berufsmässig ausgebildete einheimische Lehrkräfte waren zur Zeit der Occupation bis auf drei nicht vorhanden und aus der Monarchie meldeten sich Lehrkräfte nicht in ausreichender Zahl und auch nicht immer die besten. Da mangels eines vorgebildeten Schülermaterials an die Errichtung einer Lehrerbildungsanstalt auch nicht gedacht werden konnte, wurde zuerst ein provisorischer Aushilfslehrer-Bildungscurs in Serajewo eröffnet, für den die Lehrer dem Personale der I. allgemeinen Elementarschule entnommen wurden, unter deren Leitung die Zöglinge durch möglichst häufige Hospitierungen in der Elementarschule und im letzen Semester durch wochenlanges Prakticieren jedes einzelnen Candidaten in jeder einzelnen Classe unter Leitung des Classenlehrers im Lehrberuf eingeübt wurden. Da mittlerweile eine stattliche Anzahl von Handelsschulen entstanden war und viele Absolventen derselben, sowie auch einige Absolventen des Untergymnasiums in Serajewo für den Aushilfslehrer-Bildungscurs sich meldeten, so mehrte sich die Anzahl entsprechend vorgebildeter Zöglinge, so dass dem Lehrprogramme desselben immer weitere Grenzen gezogen werden konnten, und wurde der Curs schliesslich 1886 in eine Lehrerbildungsanstalt mit drei Jahrgängen umgewandelt und im selben Jahre zugleich für die im Genusse von Landesstipendien befindlichen Zöglinge ein Convict (Internat) errichtet.

Die Lehrbefähigungsprüfung wird nach zweijähriger, von Erfolg begleiteter Schulpraxis vor einer besonderen Prüfungscommission im Beisein eines Regierungsvertreters abgelegt.

Private Lehrerinnenbildungsanstalt bei den Töchtern der göttlichen Liebe in Serajewo.

Seit 1884 besteht in Serajewo eine Privat-Lehrerinnenbildungsanstalt bei den Töchtern der göttlichen Liebe zur Heranbildung des

Nachwuchses an Lehrkräften an den Schulen der Congregation, in welche auch Auswärtige zugelassen werden und haben die der Congregation nicht angehörigen Abiturientinnen ihre Abiturientenprüfung an der Lehrerbildungsanstalt, die Mitglieder der Congregation im Kloster selbst, jedoch im Beisein eines Regierungsvertreters, abzulegen.

Die Abiturientinnen dieser Privatanstalt können sich nach zweijähriger Praxis ebenfalls vor der öffentlichen Prüfungscommission der Lehrbefähigungsprüfung unterziehen.

Mittelschulen.

Die Mittelschulbildung vermittelt:

1 Obergymnasium in Serajewo;
1 technische Mittelschule in Serajewo;
10 Handelsschulen;
1 Obergymnasium in Mostar;
1 Oberrealschule in Banjaluka.

Gymnasien.

Das zu Beginn der Occupation in Serajewo bestandene orthodoxe Untergymnasium gieng 1883 ein, da es angesichts des 1879 errichteten Realgymnasiums überflüssig wurde.

1883 wurde das Realgymnasium in ein vollständiges Gymnasium verwandelt, dessen Semestral- und Maturitätsprüfungszeugnisse vom kgl. ungar. Cultus- und Unterrichtsministerium unter der Bedingung, dass sich die Schüler beim Übertritte an ungarische Anstalten einer Aufnahmsprüfung aus der ung. Sprache, Literatur und Geschichte zu unterziehen haben; vom k. k. österr. Cultus- und Unterrichtsministerium unter der Bedingung, dass das Gymnasium von einem aus der Monarchie zeitweise zu entsendenden Organe inspiciert werde; von der croat.-slav.-dalmatinischen Landesregierung bedingungslos anerkannt wurden.

Mit Rücksicht auf die vom kgl. ung. Ministerium gestellte Bedingung wurde am Obergymnasium in Serajewo 1884 die ungarische Sprache als facultativer Lehrgegenstand eingeführt.

Die am Realgymnasium für mahomedanische Schüler als facultative Lehrgegenstände eingeführte arabische, persische und türkische Sprache wurden 1883 wegen geringer Erfolge aufgelassen; dafür aber wurde 1889 für mahomedanische Schüler am Obergymnasium statt der griechischen die altarabische Sprache als alternativ obligater Lehrgegenstand eingeführt. Die Maturitätsprüfungszeugnisse des Obergymnasiums in Serajewo, in welchen statt der griechischen die altarabische Sprache als Lehr- und Prüfungsgegenstand sich ergibt, haben in Österreich, sowie in Croatien-Slavonien unbedingte, in Ungarn dagegen mit der Beschränkung Giltigkeit, dass Abiturienten mit Maturitätsprüfung aus der altarabischen statt der griechischen Sprache, in dem Falle, als sie sich an einer ungarischen Universität dem Studium der classischen Sprachen widmen wollen, aus der griechischen Sprache eine Nachtragsprüfung ablegen müssen.

1889 wurde am Obergymnasium zu Serajewo die französische, 1890 die italienische, 1893 die englische Sprache als facultativer Lehrgegenstand eingeführt.

Die Frequenz, insbesondere in den unteren Classen, ist eine so starke, dass seit 1890/91 die ersten zwei Classen in je 2—3 Parallelclassen getheilt werden mussten.

Seit 1893/94 besteht in Mostar ein Obergymnasium und seit dem Jahre 1882 in Travnik ein vom Jesuitenorden geleitetes erzbischöfliches Obergymnasium, mit welchem ein Knabenseminar in Verbindung ist.

Für die Abiturienten dieses erzbischöflichen Obergymnasiums wird alljährlich eine aus einigen Lehrkräften der Anstalt und aus einigen Lehrkräften des Obergymnasiums in Serajewo bestehende gemischte Prüfungscommission eingesetzt, und haben die auf Grund einer vor einer solchen gemischten Commission unter Vorsitz eines Regierungsvertreters abgelegten Maturitätsprüfung ausgestellten Maturitätszeugnisse in den österreichischen Ländern sowohl, als auch in Ungarn und Croatien Staatsgiltigkeit.

Handelsschulen.

Nachdem die bosnisch-herzegowinischen Elementarschulen die ersten Studien ihrer Entwicklung zurückgelegt hatten, machte man 1884/85 den Versuch, in Dolnja-Tuzla eine 3classige Bürgerschule zu errichten, welche jedoch wieder aufgelassen wurde, da sie bloss einen Frequenzstand von 14 Schülern aufwies. Es war klar, dass man an die Errichtung von praktisch eingerichteten Bildungsanstalten für ein bestimmtes Fach schreiten müsse, deren Bildungsziel der Bevölkerung verständlich war, und wurden deshalb mit Rücksicht auf den, den wichtigsten Theil der städtischen Bevölkerung bildenden Handelsstand in den bedeutendsten Städten des Landes Bürgerschulen mit commerzieller Bildungsrichtung unter dem Namen Handelsschulen errichtet, um den Absolventen derselben nicht bloss technisch-commerzielle, sondern auch allgemeine Bildung zu vermitteln und sie zum Übertritt in die Lehrerbildungsanstalt, in die technische Mittelschule, sowie zum Eintritt in die unteren Sphären der Finanzverwaltung zu befähigen.

Technische Mittelschule.

Um für den technischen Dienst in seinen unteren und mittleren Sphären geeignete Organe auszubilden, wurde 1889/90 in Serajewo eine technische Mittelschule errichtet, in welche Absolventen eines Untergymnasiums, einer bosn.-herz. Handelsschule oder einer Unterrealschule aufgenommen werden. Die technische Mittelschule besteht aus zwei Abtheilungen: einer Bauabtheilung (für angehende Poliere, Strassenmeister, Geometer und Grundbuchsführer) und einer Forstabtheilung für angehende Beamte des unteren Forstdientses. Jede Abtheilung hat 3 Jahrgänge.

An dieser Stelle muss auch der Landes-Handwerkerschule noch Erwähnung geschehen, welche im Jahre 1893 zu dem Zwecke gegründet wurde, um Schüler, welche die Elementarschule mit gutem Erfolge absolviert haben, unter Fortsetzung des Schulunterrichtes, auch in verschiedenen Handwerken, wie dem Tischler-, Schmiede-, Wagner-, Schlosser-Handwerke etc. professionell und den Anforderungen moderner Technik entsprechend ausbilden zu lassen. Die Schule hat 4 Jahrgänge. Den Unterricht leitet ein Director mit einem Lehrerpersonale von 15 Lehrern.

Andere höhere Lehranstalten.

Zu den im Lande bestehenden höheren Unterrichtsanstalten gehören noch die im Jahre 1895 in Banjaluka eröffnete Oberrealschule, die orientalisch-orthodoxe theologische Lehranstalt in Reljevo, die katholisch theologische Lehranstalt in Serajewo und die Scheriats-Richterschule in Serajewo.

Orientalisch-orthodoxe theologische Lehranstalt in Reljevo.

Zur Zeit der Occupation gab es im Lande keine Anstalt für die Ausbildung des or. orth. Priesternachwuchses und kümmerten sich die ehemaligen phanariotischen Bischöfe, denen die Orthodoxen hierlands unterstanden, nicht um die Ausbildung des orthodoxen Clerus. Der Mangel an orthodoxen Priestern war ein so drückender, dass man 1883 mit der Errichtung einer or. orth. theologischen Lehranstalt nicht länger zögern konnte und zur Aufnahme nicht bloss Untergymnasiasten und Handelsschüler, sondern in der ersten Zeit sogar absolvierte Elementarschüler zulassen musste. Daraus ergab sich die Nothwendigkeit, den Zöglingen der Anstalt nicht bloss ihre specifisch theologische Bildung zu vermitteln, sondern auch den früher genossenen Unterricht fortzusetzen und zu ergänzen, weshalb 8 Jahrgänge an der Anstalt projectiert waren. Im Hinblick auf den äusserst empfindlichen Mangel an orthodoxen Priestern blieb man jedoch bei 4 Jahrgängen.

Nach Activierung des Obergymnasiums in Serajewo und nach Abstellung des drückendsten Priestermangels konnte man daran gehen, zum Eintritt in die or. orthodoxe theologische Lehranstalt wenn möglich bloss absolvierte Gymnasiasten zuzulassen und einen 4jährigen Curs mit ausschliesslich theologischen Fächern einzuführen.

Das katholische Priesterseminar in Serajewo.

Die katholische Seelsorge besorgten in diesen Ländern vor der Occupation die bosnischen und herzegowinischen Franziskaner als Missionäre. Nach Einführung der normalen Kirchenverwaltung mit der Errichtung der Diöcese von Vrhbosna im Jahre 1882 ergab sich die Nothwendigkeit der Eröffnung einer katholischen theologischen Lehranstalt zur Erziehung des nöthigen Priesternachwuchses. Dies geschah 1890 durch Eröffnung der kath. theologischen Lehranstalt in Travnik, welche 1893 nach Serajewo verlegt wurde.

Scheriats-Richterschule in Serajewo.

Da in Ehe-, Familien- und Erbschaftssachen der Mahomedaner die Kadis auf Grund des Scheris, respective des Koran richten, war es nothwendig, um die jüngere mahomedanische Richtergeneration in den Stand zu setzen, einestheils eine gründliche Fachbildung in den islamitischen Wissenschaften zu erhalten und anderseits mit dem veränderten Rechtszustand sich vertraut zu machen, an die Errichtung einer Scheriats-Richterschule zu schreiten (1887/88), an welcher unter Oberaufsicht und Controle der Landesregierung die Aufsicht der Reis-ül-ulema führt, dem in dogmatischen Fragen die Entscheidung zusteht. Die Anstalt ist vorwiegend ein Internat, obgleich auch Externe in beschränkter Zahl aufgenommen werden.

Gegenwärtiger Stand des Schulwesens.

Von den alten Mektebs (mahomedanischen Religionsschulen), an denen jedoch auch einiger Elementarunterricht mit Erläuterungen in der Landessprache ertheilt wird, bestehen zur Zeit 1005 gegen 499 in der ersten Zeit der Occupation, ferner 25 seit der Occupation entstandene reformierte Mektebs (Mektebi-Iptidai), 41 Medresses gegen 18 der ersten Occupationszeit, 168 allgemeine Elementarschulen, 70 orient. orthodoxe Elementarschulen, 29 römisch-kathol. Elementarschulen, 2 israelitische Elementarschulen und (deutsche) Privat-Elementarschulen, 9 höhere Mädchenschulen (davon 2 städtische, 1 orientalisch-orthodoxe, 6 von katholischen Congregationen gegründet), 10 Handelsschulen, 1 Dar-ul-mualiminschule (Schule für weltliche Ausbildung der Softas bei den Medressen), 1 Landes-Lehrerbildungsanstalt, 1 private Lehrerinnenbildungsanstalt, 3 Obergymnasien, 1 Oberrealschule, 1 technische Mittelschule, 1 katholisch theologische Lehranstalt, 1 orientalisch orthodoxe theologische Lehranstalt, 1 mahomedanische Scheriats-Richterschule, 1 Landes-Handwerkerschule.

Das Schulwesen in Bulgarien.

Die Anzahl aller öffentlichen Schulen beträgt jetzt 3140, wozu noch 1445 Privatschulen kommen, von welchen 56 bulgarisch, 1288 türkisch, 44 griechisch, 12 armenisch, 30 jüdisch und 15 verschiedener anderer Nationalität sind. Gegen das Vorjahr um 60 öffentliche und 44 private Schulen mehr. Der Lehrkörper besteht aus 6437 Lehrern für die nationalen und 1836 für die privaten Schulen, zusammen also 8273 Lehrpersonen, von welchen 6851 männlichen und 1422 weiblichen Geschlechtes sind. Die nationalen bulgarischen Schulen werden von 260.844, die bulgarischen Privatschulen von 3743, die türkischen und tatarischen von 72.180, die griechischen von 5582, die jüdischen von 3460, die armenischen von 788, die übrigen von 1008, alle Schulen daher zusammen von 347.605 Schülern, 246.411 Knaben und 101.194 Mädchen besucht. Die Städte zählen 221, die übrigen Orte 4010 Schulen. Die Privatschulen haben ein Kostenerfordernis von 7,530.000 Francs; die Regierung verausgabt für die nationalen Schulen 8,858.000 Francs, die Gemeinden haben eine Schulausgabe von 3,000.750 Francs und die Regierung unterstützt noch private Schulen mit 62.106 Francs.

Bulgarische Schulen in der Europäischen Türkei für das Schuljahr 1897/98.

Elementarschulen:

Vilajet	Anzahl der Schulen	Knaben	Mädchen	Zusammen	Lehrer	Lehrerinnen	Zusammen
Bitolia . . .	205	9.849	3.598	13.447	249	72	321
Scopie . . .	145	5.705	1.815	7.520	184	37	221
Salonichi . .	234	11.678	2.854	14.532	333	56	389
Adrianopel . .	153	6.336	1.836	8.172	163	38	201
Constantinopel.	2	118	18	136	3	1	4
Zusammen in der Europ. Türkei	739	33.686	10.121	43.807	932	204	1.136

Mittelschulen:

Vilajet	Anzahl der Schulen	Knaben	Mädchen	Zusammen	Lehrer	Lehrerinnen	Zusammen
Bitolia . . .	15	548	215	763	38	9	47
Scopie . . .	8	375	76	451	34	4	38
Salonichi . .	14	623	129	752	44	9	53
Adrianopel . .	37	1.161	259	1.420	109	30	139
Constantinopel.	1	113	—	113	13	—	13
Zusammen in der Europ. Türkei	75	2.820	679	3.499	238	52	290

Aus der ungarischen ethnographischen Gesellschaft.

Am 1. März l. J. hielt die ungarische ethnographische Gesellschaft ihre monatliche Ausschussitzung ab, in welcher vom Vicepräsidenten Dr. Bernhard Munkácsi, dem Generalsecretär Dr. Julius Sebestyén und dem Ausschussmitgliede Adolf Strausz der Antrag gestellt wurde, zur Erinnerung an den zehnjährigen Bestand der Gesellschaft die Wahl folgender Fachmänner und Gelehrten der Generalversammlung in Vorschlag zu bringen, und zwar zu Ehrenmitgliedern; Paul Gyulai, Moriz Jókai und Wilhelm Radloff; zu auswärtigen Mitgliedern: Dr. J. Šišmann, Dr. L. Miletić, Karl Ujfalvy, Friedrich Krausz, Karl Krohn, J. R. Aspelin, Emil Setälä, Heinrich Paasonen, Ivan Smirnoff, N. Katnoff und Theodor Schwindt.

Am 17. März l. J. fand die ordentliche Generalversammlung der ungarischen ethnographischen Gesellschaft statt, die vom Präsidenten, Ministerialrath Emerich v. Szalay, mit der folgenden Eröffnungsrede eingeleitet wurde:

»Geehrte Generalversammlung! Es ist dies bereits die zweite Generalversammlung, in welcher ich zufolge meiner Stellung den rühmlichen Präsidentensitz der ungarischen ethnographischen Gesellschaft einnehme. Bei dieser Gelegenheit habe ich zwei Cyklusse im Leben unserer Gesellschaft abzuschliessen: die vollendete dreijährige Wirksamkeit des gegenwärtigen Beamtenkörpers der Gesellschaft und den zehnjährigen Bestand der Gesellschaft selber.

Dankbar gedenke ich der selbstlosen und unermüdlichen Thätigkeit des Beamtenkörpers, die eine Bereicherung des geistigen und materiellen Capitales unserer Gesellschaft ermöglicht hat; mich aber, den Neuling, waren sie, die alten und erprobten Kräfte, so freundlich, mit Rath und That zu unterstützen; ist es uns also gelungen, Erfolge aufzuweisen, so gebührt ihnen der Löwenantheil des Verdienstes.

Während ihres zehnjährigen Bestandes hatte unsere Gesellschaft den schweren Kampf ums Dasein durchzukämpfen. Die Zeitschrift der Gesellschaft, die »Ethnographia«, bildet den Spiegel ihrer Vergangenheit. Ich wünsche, die nur von schweren Kämpfen zeugenden Aufzeichnungen in dieser Zeitschrift besässen vergänglichen Charakter; was darin an wissenschaftlichem Material aufgestapelt ist, das sei von bleibendem Werte für die Pflege unserer heimischen Ethnographie. Wir haben in unserer Zeitschrift erfolgreich die Sammlung von musealen ethnographischen Denkmälern urgiert, auf die urgeschichtlichen Züge unserer

realen Ethnographie hingewiesen, die ethnographische Bedeutung der Producte unserer Volkspoesie entdeckt; wir haben als Erste das Mittel der vergleichenden Sprachwissenschaft in den Dienst der vaterländischen Ethnologie gestellt und haben in den Fusstapfen hingeschiedener grosser Meister die ältesten Spuren des Ursprunges der ungarischen Nation und die Denkmäler ihrer Weiterbildung systematisch weiter erforscht. Es wäre langwierig, geehrte Generalversammlung, auf jeden Zweig unserer Thätigkeit hinzuweisen; ich kann aber nicht umhin, jenes Zusammenhanges zu gedenken, den wir im Interesse der Pflege realer Ethnographie zwischen unserer Gesellschaft und der ethnographischen Abtheilung des ungarischen Nationalmuseums zu schaffen bestrebt waren.

Wenn wir bedenken, dass mit unserer Thätigkeit die materiellen Sorgen unserer Existenz stets unzertrennlich verbunden waren, da müssen wir auch jenen moralischen Factor suchen, der unserer Gesellschaft die belebende Kraft verliehen hat. Ich glaube kaum fehlzugehen, wenn ich im Hintergrunde der Erfolge unserer mit der thatkräftigen Garantie allerhöchster Protection begonnenen Arbeit jene immerfort gehegte Hoffnung suche, die mit der Aussicht auf eine günstigere Lage aufmuntert. Und siehe, den Schlusstein des ersten Decenniums ausdauernder Kämpfe bildete jene Freudenbotschaft, dass der Herr Cultus- und Unterrichtsminister für die unter seiner Leitung stehenden Volksschulen 100 Exemplare unserer Zeitschrift bestellt hat. Mit dieser Anordnung wollte die hohe Regierung einen Doppelzweck erreichen. Erstens sollte sie eine materielle Unterstützung unserer Gesellschaft und unserer wissenschaftlichen Bestrebungen sein, und dann sollte sie die Verbreitung ethnographischer Wissenschaft in weiteren Kreisen bezwecken und hiemit geschah die Initiative zu der wichtigen, in ihren Folgen noch unberechenbaren Action, wonach wir die »Ethnographia« auf breiterer Basis populär zu machen und das geeignetste Element der Provinz, die Volksschullehrer, zum Sammeln der Überreste unserer im Aussterben begriffenen ethnographischen Denkmäler vorzubereiten und zu benützen vermögen.

Bei der so thatkräftigen Unterstützung seitens der Regierung finden auch unsere auf die zielbewusste Besserung unserer finanziellen Lage gerichteten Anträge im Kostenvoranschlage zahlenmässigen Ausdruck und heute dürfen wir schon die Besserung unserer materiellen Lage, diesen Fonds unserer gesteigerten Wirksamkeit, nicht als aufmunternde Hoffnung auf eine bessere Zukunft, sondern als ersten bedeutsamen Schritt des bereits erzielten Erfolges bezeichnen; es ist dies ein Unterpfand dessen, dass das neue Jahrzehnt, in welches wir getreten sind, eine an Erfolgen und Resultaten reiche Epoche unserer Gesellschaft bedeutet: unter Hinweis auf diese erfreuliche Thatsache eröffne ich die zehnte ordentliche Generalversammlung der ungarischen ethnographischen Gesellschaft.«

Dem hierauf folgenden gehaltvollen Berichte des Generalsecretärs Dr. Julius Sebestyén entnehmen wir folgende Stellen:

Auf jenem weiten, ungeebneten Wege, den diese Gesellschaft eingeschlagen hatte und auf welchem sie vorwärtsschritt, sind wir heute bei einem Grenzzeichen angelangt. Nachdem hinter ihm zehn Arbeits-

jahre zurückgeblieben, heisst uns dieses Zeichen stillstehen und fordert uns zu ernster Rechenschaft auf. Die Gründung unserer Gesellschaft bedeutete nicht den Beginn der Pflege ethnographischer Wissenschaften. Die von Westen her kommende Organisation war auf ihrem Eroberungszuge bereits bis zu den allernächsten Nachbarn angelangt; an der Grenze jedoch musste sie, wie so manche andere westliche Geistesströmung, so lange innehalten, bis daheim die Verhältnisse derart sich gestaltet hatten, dass das ausgesteckte Ziel, das in Aussicht gestellte Resultat und der den Erfolg sichernde Eifer nationalen Charakter annehmen konnte. Diese Empfänglichkeitsbedingung war schon damals vorhanden, als der Mönch Julianus, vom Sturme des Tatarenzuges aufgeschreckt, behufs Erforschung, Bekehrung und Anwerbung seiner Stammesverwandten nach Osten zog und in jenem, an den Bischof von Perugia gerichteten und von Richardus dem päpstlichen Hofe verdolmetschten Berichte zum Herodotos des Mittelalters geworden war. Der Erd- und Volkskunde erschloss er Asien; er war der bewährte Wegweiser Plan Carpins, Rubrusquis', Marco Polos und legte glücklich für Jahrhunderte das feste Fundament heimischer ethnologischer Forschung. Nationaler Nothwendigkeit entsprang in neuerer Zeit auch die Innung ethnographischer Arbeiter. Die Vorbereitungen flossen zur Millenniumsfeier unserer Auswanderung und Niederlassung und im Zusammenhange mit der auf geschichtliche Kenntnisse sich stützenden Arbeit musste man unbedingt darauf kommen, neben dem Ruhme unserer politischen Geschichte müsse geziemenderweise irgendwie auch das Ethnicum der feiernden Race zum Ausdrucke gelangen. Das grösste Wunder der verflossenen tausend Jahre war ja eigentlich die Thatsache, dass bei der letzten Erschütterung der Volkswanderungen aus der ural-altaischen Völkerfamilie ein Theil des heidnischen ungarischen Zweiges sich ausschied, nach Westen kam, zwischen die zur christlichen Civilisation bekehrten slavischen und germanischen Volkselemente sich einkeilte, die verwandten und fremden Eroberer und die Bruchstücke der ihm auf der Spur folgenden östlichen Ankömmlinge in sich aufnahm, im Laufe der schwierigen Ausgestaltung die Überlegenheit seiner Race sicherte, einen Staat gründete und diese Schöpfung gegenüber jeglichem Ansturme vertheidigte und, mit den Segnungen geistiger Cultur bereichert, zum ersten Mitgliede der grossen ural-altaischen Völkerfamilie sich emporkämpfte.

Was die wissenschaftliche Strömung anbelangt, war in Sachen des Ursprunges und der verwandtschaftlichen Sphäre der ungarischen Race unter den Pflegern der bereits auf westliches Niveau erhobenen vaterländischen Sprachwissenschaft ein mächtiger Krieg ausgebrochen; und dass die schwächere Partei nicht mit Gründen überzeugt werden konnte, mochte nur darum geschehen sein, weil derartige Fragen ohne disciplinierte ethnographische Kenntnisse endgiltig überhaupt nicht gelöst werden können. Und dennoch hatte auf der stärkeren Seite der Sprachforscher Paul Hunfalvy bereits Regulys »Ethnographie Ungarns«, die eigentlich gar keine Ethnographie, sondern eine Ethnologie war, bekannt gemacht. Diese, der Sprachforschung verwandte, mit dem feinen Gefühle, aber mit dem undisciplinierteren sprachwissenschaftlichen Gehalte Vámbérys gepaarte Wissenschaft gewann bei uns rapid an

Terrain und ward zur Quelle zahlreicher neuer, jedoch gemischtwertiger Resultate. Otto Hermans »Buch von der ungarischen Fischerei« führte glücklicherweise auf die Spur, dass es in der Ethnographie ebenso Gegenstände der Urbeschäftigung gibt, wie die Ethnologie uralte Culturwörter und Begriffe besitzt. Durch die zuerst gesammelten Resultate der Forschungen Josef Huszkas wurde in dem Werke »Der ungarische Decorationsstil« klar bewiesen, dass auch unsere Volksornamentik uralte, dem Oriente entsprungene Denkmäler ihr Eigen nennt. Anton Herrmann aber, der ausgezeichnete Kenner der westlichen Fachliteraturen, gründete eine deutsche Zeitschrift, um mit den ungarländischen wissenschaftlichen Resultaten und ethnographischen Beiträgen auch das Ausland vertraut zu machen. Blasius Orbán hatte schon früher Versuche einer umfassenden ethnographischen Studie über das Széklerland angestellt. Dasselbe that nebst mehreren anderen Unternehmungen auch die Kisfaludy-Gesellschaft, indem sie zu belletristischen Zwecken eine Mythologie verfassen, Texte der Volkspoesie sammeln und durch eines ihrer tüchtigsten Mitglieder, Stephan Bartalus, eine Menge von Volksmelodien aufzeichnen liess.

Der ersten Wirksamkeit unserer Gesellschaft hat ihr erster Präsident Paul Hunfalvy den Stempel aufgedrückt. Sein Wunsch war, in erster Linie die ethnologische Richtung zu cultivieren. Da ohne die Pflege dieses Zweiges der Ursprung der ungarischen Race und ihre weitere Formation kaum ins Reine gebracht und die mit ihm zusammenhängende ethnographische Wissenschaft mit sicherer Hand nicht cultiviert werden kann, darf auch Hunfalvys Richtschnur als eine glückliche bezeichnet werden. Mit dem Tode des greisen Meisters schloss auch die erste Periode unserer Gesellschaft ab. Was nachher folgte, war die veritable Calvaria für die zur Sanierung der vermehrten finanziellen Misslichkeiten herbeigerufenen führenden Organe. Eine bescheidenere aber realere Basis schuf an der Spitze eines Neunmänner-Ausschusses die energische Thätigkeit Otto Hermans.

Nach zahlreichen Personalveränderungen und -Verlusten folgte die Leitung durch den Präsidenten Graf Géza Kuun und den Vicepräsidenten Dr. Bernhard Munkácsi. Die noch immer misslichen materiellen Verhältnisse erfordern verschärfte Massregeln, die Einzahlungen der Mitgliedertaxen betreffend; die wissenschaftliche Thätigkeit wird auf eine breitere Basis gestellt; die ursprüngliche Bezeichnung »Ethnographische Gesellschaft Ungarns« muss dem Titel »Ungarische ethnographische Gesellschaft« weichen, wodurch nachträglich gerechtfertigt werden sollte, dass der Verein schon im vorhinein vom nationalistischen Programme abgewichen war. Es wurde viel, eifrig und erfolgreich gearbeitet. Namentlich wurde der Ursprung einiger Gruppen der Culturbegriffe beleuchtet; die Denkmäler der iranischen, türkischen und slavischen Nachbarschaft erfuhren eine gründliche Behandlung; die urgeschichtlichen Beziehungen unserer realen Ethnographie und zahlreiche andere Fragen wurden ventiliert, die nicht bloss ethnographische, sondern auch allgemeine historische Bedeutung besitzen.

Volksglaube, Volksgebräuche und Volkspoesie wurden in dem Masse berücksichtigt, als dafür in unserer Zeitschrift Raum zur Verfügung stand. Freilich erwies sich dieselbe mit der Zeit als viel zu

klein und deshalb liess sich gar oft der billige Wunsch vernehmen, man möge in allernächster Zukunft an die Vermehrung der Hefte und Druckbogen schreiten.

Auf dem vorliegenden Blatte unserer Jahresbücher möge auch die externe ethnographische Bewegung verzeichnet sein, an welcher im Wege ihrer ausgezeichneten Mitglieder auch unsere Gesellschaft lebhaften Antheil nahm. In erster Linie erwähne ich die Organisation und Eröffnung der ethnographischen Abtheilung des ungarischen Nationalmuseums und dann die glückliche Beendigung der asiatischen Expedition des Ehrenmitgliedes Grafen Eugen Zichy. Die Resultate dieses grossen Unternehmens werden wir erst später kennen lernen; aber soviel lässt sich schon heute constatieren, dass bei der Erkenntnis und Bilanzierung des wissenschaftlichen Wertes der heimgebrachten, zum Gemeinschatze bestimmten Sammlungen und Erfahrungen unbedingt eine Rolle jenen Vorbereitungen zufällt, die unsere Gesellschaft auf dem Gebiete urgeschichtlicher Forschungen durchgeführt hatte. Wir können ferner mit Freuden verzeichnen, dass die in Siebenbürgen entstandenen neueren hochwichtigen ethnographischen Bewegungen mit Hilfe unseres Präsidenten Grafen Kuun vom Secretär unserer Gesellschaft, Dr. Anton Herrmann, eingeleitet wurde. Das Ausschussmitglied Josef Huszka hat unsere ethnographische Literatur mit einer glänzenden Monographie bereichert. Sein bahnbrechendes Buch »Die ungarische Ornamentik« wurde mit Unterstützung des Cultus- und Unterrichts-, sowie des Handelsministeriums, dann des Vereines ungarischer Ingenieure und Baumeister herausgegeben. Zum Schlusse muss ich noch eines anderen erfreulichen Ereignisses gedenken, dass nämlich eines unserer thätigsten Ausschussmitglieder, Adolf Strausz, unter dem Titel »Die Donauländer« eine internationale ethnographische Monats-Zeitschrift ins Leben gerufen hat. Bereits mit den auf Ungarn Bezug habenden Aufsätzen der wenigen, bis jetzt erschienenen Nummern hat der Redacteur bewiesen, dass er die Angelegenheiten und wissenschaftlichen Resultate unserer Gesellschaft den interessierten wissenschaftlichen Kreisen des Auslandes mit solcher Sympathie übermitteln werde, in Ermanglung deren jenseits der Grenze der ungarischen Sprache von unseren Resultaten bislang kaum etwas Authentisches bekannt geworden war.

Dies, verehrte Generalversammlung, ist alles, worüber wir am Schlusse des verflossenen Arbeitsjahres Rechenschaft zu geben vermögen. In der Hoffnung, durch unsere Wirksamkeit die auch im Laufe dieses Jahres in vollem Masse genossene materielle und moralische Unterstützung des hohen Cultus- und Unterrichts-Ministeriums, der ungarischen Akademie der Wissenschaften und des ungarischen Nationalmuseums abermals verdient und dem uns anticipierten Vertrauen der vorjährigen Generalversammlung entsprochen zu haben, bitte ich, diesen Bericht zur Kenntnis nehmen und nach den erstatteten Vorträgen unserer Amtscollegen uns das Absolutorium ertheilen zu wollen.

* * *

Nach dem Berichte der Rechnungsrevisions-Commission und des Bibliothekars wurde das in herzlichem Tone verfasste, aus Görz

datierte Abdankungsschreiben des abtretenden Mitpräsidenten Grafen Géza Kuun verlesen, worin er in bewegten Worten krankheitshalber Abschied nimmt von der Gesellschaft, an deren Spitze er sieben Jahre lang gestanden und deren Leitung er gegenwärtig in den Händen eines Mannes weiss, der in hohem Masse alle Eigenschaften besitzt, die vom Leiter der ethnographischen Gesellschaft gefordert werden und der sich um das Gedeihen derselben bis jetzt schon unvergängliche Verdienste erworben. Mit der Versicherung, die Interessen der Gesellschaft auch fernerhin fördern zu wollen, bittet er die Generalversammlung, ihm ein freundliches Andenken zu bewahren.

* * *

Bei der zum Schlusse vorgenommenen Ausschusswahl giengen — mit Ausnahme von dreien — sämmtliche vorjährigen Ausschussmitglieder siegreich aus der Urne hervor. Neu gewählt wurden die Herren: Sigmund Bátky, Dr. Alexander Solymossy und Mavro Spicer.

Politische und wirtschaftliche Rundschau.

Die industriellen Bestrebungen Ungarns.

»Nulla dies sine lamentatione!« Kein Tag ohne Jammer und Hader!

Die Sturmglocken werden wieder in Österreich geschlagen. Das scheint schon dort zum täglichen Zeitvertreib zu gehören. Warum?! Der ungarische Handelsminister verhandelt wegen Errichtung einiger neuer Industrie-Etablissements in Ungarn. Die Industrie ist eine Domäne Österreichs. Wehe dem, der daran zu rühren wagt, denn — die österreichische Industrie ist in Gefahr!

Es ist traurig, dass in Österreich im innerpolitischen Leben alles darangesetzt wird, um bis in die kleinsten Atome alles und alle zu trennen. Was zum Zerwürfnis führt, ist modern. Die Gegensätze auszugleichen, Verbindungspunkte zu suchen, daran denkt niemand. Das Unangenehme wird mit Hast erfasst und übertrieben, nur der Rechthaberei wegen und um sich im Scheine der verkannten Grösse sonnen zu können.

Österreich hat genug an dieser Verirrung des öffentlichen Geistes zu tragen, doch dabei hat es nicht sein Bewenden. Nicht genug, dass es mit jedem Tage schwieriger wird, den Weg aus dem Labyrinth der österreichischen Verhältnisse zu finden, ruht und rastet der dort herrschende Geist der Gehässigkeit nicht, um gewaltsam Verwicklungen mit Ungarn an den Haaren herbeizuziehen und die enge Bundesgenossenschaft möglichst unangenehm zu machen.

Homer kennzeichnet Eris, die Göttin des Zerwürfnisses, folgendermassen: Wo sie erscheint, ist sie im Beginne klein, ragt aber bald mit ihrem Haupte bis zum Himmel empor, alles tief verdunkelnd, bis die vollständige Verwirrung hereinbricht.

Wir in Ungarn trachteten diese bösen Schatten zu bannen und über unsere Grenzen konnten so recht die bösen Geister nicht gelangen.

In Ermanglung hochpolitischer Fragen werden die unglaublichsten Ansinnen an Ungarn gestellt und in den österreichischen Tagesblättern

als gutes Recht gefordert. Bisher war der Liebe Müh' vergebens. Die mächtigen, die Gemeinschaft mit Österreich erhaltenden Parteien liessen sich durch derartige Nörgeleien in ihrer politischen Überzeugung nicht erschüttern. Ungarn wirkt ruhig im Rahmen seiner gesetzlichen Rechte weiter, hat und wird seine Rechte nicht missbrauchen. Unsere Stunde des vollen Sieges, des Lichtes über die Finsternis in den österreichischen Gemüthern wird kommen.

Mit Vorliebe wird die Superiorität Österreichs auf wirtschaftlichem Gebiete besprochen und eine Abhängigkeit Ungarns nach dieser Richtung beansprucht, die mit den Gesetzen und Thatsachen im vollen Widerspruche steht.

Ein ergiebiges, aber derzeit breitgetretenes Thema war die Gestaltung der Österreichisch-ungarischen Bank. Das Leichentuch jeder Behauptung ist die Übertreibung. Und daher hat auch der Notenbanksport die Zugkraft in Österreich verloren.

Doch es schien ein Helfer in der Noth an Hetzmaterial zu kommen. Dies waren die Schiffsgebüren am Eisernen Thor. Welches Echauffement wurde simuliert, des Vertragsbruches und der Habsucht wurde Ungarn geziehen. Aber diese Entstellungen fanden keinen Glauben. Da bringt es der Zufall, dass gleichzeitig mit verschiedenen Österreichern über die Errichtung einiger Fabriken verhandelt wird. Diese Gelegenheit wird nun benützt, um den Völkern Österreichs Angst einzujagen und die Spaltung zwischen Ungarn und Österreich zu erweitern.

Ich hoffe, dass dieser neueste Versuch ebenso misslingen wird, wie die bisherigen.

Die Angelegenheit, vollständig klargestellt, dreht sich um Folgendes: Ungarn muss im Interesse der staatlichen Wohlfahrt dahin trachten, Industrie und Gewerbe mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zu entwickeln. Kann dies für den wohlwollend Denkenden ein Stein des Anstosses sein?

An den ungarischen Handelsminister treten unter anderen auch österreichische Capitalisten und Industrielle mit dem Antrage heran, in Ungarn neue Fabriken errichten zu wollen. Ebenso wie dies mit den Vorschlägen von Engländern, Deutschen u. s. w. geschieht, werden auch die von jenseits der Leitha kommenden der Erwägung unterzogen. Und obwohl unser Handelsminister nur das thut, was jeder College thun würde, alles daranzusetzen, um die Productionskraft seines Landes zu heben, bricht in Österreich ein Zetergeschrei aus: Das Beginnen des Ministers ist ein Verrath an der Monarchie.

Ein österreichisches Blatt, welches gewiss das Gute will, aber das Pech hat, das Schlechte hervorzurufen, führt gegen diese Anmassung des ungarischen Ministers nicht nur seine eigene Meinung ins Feld, sondern veröffentlicht auch die Äusserungen von ehrenwerten Herren, wie die des Präsidenten des Niederösterreichischen Gewerbevereines, eines Generalrathes der Österreichisch - ungarischen Bank und des Präsidenten des Österreichisch-ungarischen Exportvereines. Diese Herren sollen auf Treu und Glauben bezeugen, dass das Vorgehen der ungarischen Regierung, die Erwerbsthätigkeit in Ungarn zu vermehren, mit der Zusammengehörigkeit der beiden Staaten nicht vereinbarlich ist.

Ich gestehe offen, dass die genannten Autoritäten bei Abgabe ihres Urtheiles sich massvoll und ziemlich objectiv halten. Denn der eigentliche Sinn dieser Enunciationen ist, nicht die Industrie- und Steuerpolitik in Ungarn, sondern die in Österreich sei eine Gefahr für Industrie und Gewerbe dieses Staates. Trotz dieser Sachlichkeit werden gleichzeitig Behauptungen gewagt, deren Stichhaltigkeit kaum bewiesen werden könnte.

In einer dieser Ausführungen heisst es, dass Ungarn so vorgeht, wie derjenige, der die Bedingungen eines Cartells (!) umgeht. »Ich meine,« heisst es darin, »dass das Vorgehen Ungarns dem Geiste des Zoll- und Handelsbündnisses widerspricht.« In der anderen Expectoration wird weniger hohe Politik getrieben, sondern die österreichischen Industriellen werden auf die aussergewöhnlichen Risken der Industriegründung aufmerksam gemacht. Die mathematische Begabung ist zu bewundern, die in dem Satze Ausdruck findet, »dass in Ungarn, besonders in der Textilbranche, um mehr als fünf, etwa um acht Percent theurer produciert wird, als in Österreich«. Allgemein bekannt ist es, dass aus gewissen Gebieten Ungarns die Zügigkeit mangels Arbeit an Ort und Stelle gross ist, dennoch wird an der Hand einzelner nicht massgebender Fälle die Behauptung gewagt, dass mangels Arbeiter die ungarischen Fabriken in der Textilbranche nicht prosperieren können. Nicht wenig soll zur gründlichen fachmännischen Beleuchtung dieser weittragenden Frage das gewichtige Argument beitragen: »Der ungarische Kaufmann kauft nur dort, wo ihm geborgt wird.« Wahrscheinlich kaufen die österreichischen Kaufleute nur dort, wo ihnen nicht geborgt wird.

Unumwunden und mit tiefem Wissen spricht sich Herr v. Harpke über die Tragweite unserer Industriegründungen für Ungarn und Österreich aus. Es heisst in dessen Äusserungen: »Wer einmal hinübergeht, muss sich gefasst machen, vollständig nach Ungarn zu übersiedeln, denn am Schottenfeld bleiben, wienerisch sprechen und in Ungarn eine Fabrik führen, das geht eben nicht.«

Ich fühle mich nicht berufen und bin vielleicht auch nicht imstande, zu beurtheilen, welche politische und handelspolitische Tragweite für Österreich und die Monarchie darin liegt, wenn man nicht am Schottenfeld bleiben und nicht wienerisch sprechen kann. Ich denke wohl, dass die Schlote auch anderwärts rauchen können und eine andere Sprache bei der Arbeit die Qualität der Fabrikate kaum beeinträchtigt. Doch mag diese gewagte Behauptung des Herrn Anton v. Harpke ein elementares Unglück bezeichnen. Das eine hingegen weiss ich bestimmt, dass die österreichischen Herren, die bisher mit Ungarn Geschäfte machten, sich dabei sehr wohl befanden, und jene, die in Ungarn Industrien gründeten, mit geringen Ausnahmen in den guten Bilanzen einen Ersatz für den Entgang des gemüthlichen Wiener Jargons fanden.

Allerdings meint Herr Adolf Wissenburg, dass dem nicht so ist. Dem gegenüber bemerke ich, dass die Verhältnisse bei der Spinnerei in Rosenberg auf subjective Momente zurückzuführen sind, während gerade die Gesellschaft für Heeresausrüstung, die eine Leinenspinnerei in Kesmark besitzt, kaum geneigt wäre, einzugestehen, welch horrende

Summen diese seit 25 Jahren in Ungarn mit 2000 Spindeln und 120 Webstühlen verdient hat.

Ich erlaube mir nur noch eine Frage an den Herrn Präsidenten des Niederösterreichischen Gewerbevereines zu richten, und zwar die, ob solche Aussprüche, wie die oben angeführten, geeignet sind, die im Argen liegende Unternehmungslust der österreichischen Gewerbetreibenden anzuspornen, ob diese dem Ergebnisse der im vergangenen Jahre abgehaltenen österreichischen Export-Enquête entsprechen und schliesslich, ob dies der Geist ist, der mit der expansiven industriellen und commerziellen Thätigkeit der Deutschen, Engländer, Franzosen, Russen u. s. w. im nahen und fernen Osten, am Stillen Ocean und in den südamerikanischen Staaten übereinstimmt.

Doch sprechen wir nicht von diesen industriellen Weltmächten, sehen wir uns z. B. das kleine Belgien an. — Der Belgier und speciell der Brüsseler Niederstädter liebt sein Französisch und Vlämisch ebenso sehr, wie der Wiener das Wienerische, doch war dies kein Hindernis, in die weite Ferne mit Capital, Wissen und Arbeit zu ziehen und sich in grösserem Masse nützlich zu machen. — Ich führe zur Erhärtung dieses Umstandes nur ein Datum an: In Russland wurden im Jahre 1896 nicht weniger als 208 Millionen Francs belgisches Capital investiert und der Belgier macht sich dort so heimisch, wie der Deutsche und Engländer.

Doch lassen wir die von Wien aus angeführten wohlerwogenen und schwerwiegenden Argumente gegen das Aufsuchen neuer industrieller Arbeitsgebiete in Ungarn durch Österreicher und treten wir der äusserst wichtigen Frage der Industriepolitik in Ungarn näher.

Kein Denkender wird darüber in Zweifel sein, dass die landwirtschaftliche Production allein für die Dauer nicht imstande ist, ein Volk zu ernähren. Wer zweifelt heute mehr daran, dass die steigende Summe der Bedürfnisse, die Ansprüche, die Staat und Gemeinde an den Bürger stellen müssen, die höhere Cultur und die zunehmende Bevölkerung immer mehr dahin drängt, neue ergiebige Erwerbsquellen zu eröffnen, die nur durch Industrie und Handel zu finden sind.

Diesem obersten Grundsatze folgend, muss auch die ungarische Regierung, wenn sie den Staat nicht der Stagnation, der Entkräftung und Verarmung anheimfallen lassen will, alle zur Verfügung stehenden Mittel aufwenden, um die gewerbliche Production im Lande zu heben. Nur dadurch können die latenten Schätze der Natur auf dem ungarischen Territorium gewonnen und eine höhere Leistungsfähigkeit der Menschen erzielt werden.

Dieser allgemeine Grundsatz allein würde genügen, um das meinem Dafürhalten nach noch viel zu wenig energische Vorgehen des ungarischen Handelsministers zu erhöhtem Eifer anzuspornen und die Aufwendung von viel grösseren Mitteln und Unterstützungen zur Schaffung neuer Industrien zu begründen.

Sehen wir aber von dieser unumstösslichen allgemeinen Wahrheit ab und betrachten wir die Lage, in welche Ungarn im Vergleiche mit den anderen europäischen Staaten gelangen würde, wenn der Förderung der Industrie nicht die unermüd-

lichste Aufmerksamkeit und die grösste Opferwilligkeit gewidmet würde.

Ungarn ist nach allen westlichen Richtungen von hochindustriellen Staaten umgeben. — Es erscheint überflüssig, dies durch eine eingehende Schilderung nachweisen zu wollen. Wie sieht es nun in dieser Beziehung nach den anderen Himmelsrichtungen aus?

In Russland wird seit den letzten Jahrzehnten rastlos daran gearbeitet, mit den Industrien des Westens concurrenzfähig zu werden und dem russischen Volke ausser dem Reichthum an Bodenproducten auch die unversieglichen Quellen der gewerblichen Arbeit zugänglich zu machen. Ich verfüge nur über die diesbezüglichen Daten bis zum Jahre 1895, in welchem in Russland 22.483 Etablissements der Grossindustrie mit 1,426.775 Arbeitern und einer Jahresproduction von 1750 Millionen Rubeln thätig waren. Die allgemeinen Berichte, die mir darüber, was seit dieser Zeit geschehen ist, zur Verfügung stehen, lassen erkennen, dass in den letzten drei Jahren die oben angeführten Zahlen um den vierten Theil sich erhöht haben. Russisch-Polen besitzt heute 310 Fabriken der Textilindustrie, deren jährliches Erzeugnis mehr als 67 Millionen Rubel repräsentiert und in Lithauen beispielsweise wird in 75 Anlagen derselben Branche gearbeitet und werden dort für 60 Millionen Rubel Waren jährlich erzeugt. So recht fasslich wird der Erfolg der imposanten russischen Industrie-Entwicklung an dem Beispiele Odessas. Vor kaum 20 Jahren bestanden dort, die Dampfmühlen inbegriffen, 185 Fabriken mit einer Jahresleistung von 15 Millionen Rubeln und jetzt florieren dort 450 grosse Werke, deren Erzeugnisse jährlich 50 Millionen Rubel betragen. Charakteristisch ist die Tendenz der Industriepolitik in Russland, nicht allein die auf landwirtschaftlichen Producten ruhenden Fabriken zu favorisieren, sondern in viel höherem Masse Arbeitsstätten eigentlich industrieller Natur für Textil-, chemische und metallurgische Waren zu schaffen.

An unserer östlichen Grenze schliesst sich weiter Rumänien nachbarlich an. Wie gestaltet sich in diesem Staate der Entwicklungsgang der Industriepolitik?

Am 12. (24.) Mai 1887 wurde dort das erste Gesetz zur Hebung der nationalen Industrie promulgiert. Seit dieser Zeit wurde rastlos dieses Ziel vor Augen gehalten. Nach kurzer Zeit kamen die rumänischen Staatsmänner zu der Überzeugung, dass die in dem Gesetze ins Auge gefassten Begünstigungen nicht genügen, um in Rumänien eine Industrie zu schaffen. Nach kurzer Zeit wurde das Industriegesetz vom 24. Juli (5. August) 1892 geschaffen, in welchem die Anziehungskraft der industriellen Thätigkeit durch ausgiebigere Begünstigungen verstärkt wurde. Von diesem Zeitpunkte an datiert eigentlich der gewerbliche Werdeprocess Rumäniens. Doch auch hiemit begnügten sich die leitenden Männer in Bukarest nicht. Das rasche Tempo der Steigerung des gewerblichen Fleisses in den westlichen Staaten war ein weiterer Sporn, der heimischen Arbeit grösseren Reiz zu verleihen und so kam im Jahre 1897 die Novelle zu dem Gesetze der Begünstigung der heimischen Industrie zustande, in welchem beispielsweise der Bestand der rumänischen Papierfabriken dadurch gesichert wird, dass unter ge-

wissen Bedingungen Staat, Districte und Communen verhalten werden, den Bedarf an Papier bei den inländischen Fabriken zu decken.

Der Erfolg blieb hinter den aufgewendeten Mitteln nicht zurück. In den letzten drei Jahren erstanden in Rumänien zwanzig grosse Fabriks-Etablissements, worunter solche sind, die über Millionen Leis Capital verfügen. In der Reihe derselben finden wir Textil-, chemische Maschinen-, Papierfabriken u. s. w. Allen voran die grosse Petroleumindustrie, die ihre gegenwärtige Bedeutung ungarischer Schaffenskraft zu verdanken hat.

Das Capital und das Verständnis aller Herren Länder sucht Rumänien heute auf und in nicht vielen Jahren wird dieser Staat die meisten Industrieerzeugnisse nicht nur nicht von auswärts kaufen, sondern mit der österreichisch-ungarischen Monarchie im Export concurierren.

Das junge Bulgarien, welches seine staatliche Selbständigkeit erst im Jahre 1878 durch den Berliner Tractat erhielt, gieng sofort daran, den den Bulgaren anhaftenden gewerblichen Sinn fruchtbar zu machen. Gewerbliche Schulen wurden allerwärts sofort eröffnet, die Behelfe des Credits geschaffen und an die Verbesserung der Verkehrsmittel zu Wasser und zu Land wurde geschritten. Auch dort wurde im Jahre 1893 ein Gesetz zur Förderung der einheimischen Industrie durch die Sobranje beschlossen. Bulgarische Agenten waren bemüht, die Aufmerksamkeit des europäischen Capitals auf die Vortheile, die dieses Gesetz bietet, zu lenken. Von 1895 bis 1897, also binnen zweier Jahre, wurden in diesem neugeschaffenen Staate 65 Industrien dem Betriebe übergeben. Aber auch diese Fortschritte erschienen den Bulgaren nicht genügend, da sie mit den Nachbarländern Schritt halten wollten, und dies war die Veranlassung, dass das Ergänzungsgesetz zur Förderung der heimischen Industrie am 26. Februar (10. März) 1897 beschlossen wurde, welches unter dem Namen das bulgarische Kleidergesetz bekannt ist. Der Zweck, rascher zu einer Textilindustrie zu gelangen, wird nach den bisherigen Ergebnissen vollständig erreicht werden. Und tritt dies ein, dann werden wir in Ungarn und Österreich über kurz oder lang im Orient mit bulgarischen Fabrikaten zu kämpfen haben.

Die andauernden politischen und finanziellen Wirren in Serbien lassen dort das ökonomische Gedeihen nicht recht aufkommen. Trotzdem sah sich die Regierung im vergangenen Jahre bemüssigt, an die Industrieförderung zu schreiten. Die gesetzgeberischen Massregeln zu diesem Zwecke wurden im Jahre 1898 ergriffen, die neuen Industrien zu gewährenden Begünstigungen sind weit umfassende und bieten beinahe alle Vortheile, die in den vorgenannten Gesetzen enthalten sind. — Kleinere Fabriksgründungen und industrielle Unternehmungen, besonders auf dem montanistischen Gebiete, wurden durch belgisches und französisches Capital aufgegriffen und die Bemühungen in Serbien gehen neuestens unter anderem dahin, eine Zuckerfabrik zu errichten. Es steht ausser Zweifel, dass, sobald Serbien in die Lage kommen wird, sich zu sammeln, auch dort das Gewerbe im Klein- und Grossbetriebe vorwärtskommen wird.

Die östliche Kette schliesse ich mit der Türkei. In diesem Staate, welcher von dem fatalistischen Geiste beherrscht war und wo noch im

letzten Jahrzehnt jede Neuerung und die Nachahmung des Westens ein Greuel war, beginnt sich der industrielle Sinn ebenfalls zu regen. Im Jahre 1896 unterbreitete die türkische Handelskammer in Constantinopel dem Divan einen Vorschlag über die Begünstigungen bei industriellen Gründungen. Diese waren: Gratisgrundstücke für Fabriksanlagen und die dazu gehörigen Erfordernisse, Herstellung der umliegenden Wege und Brücken, zollfreie Einfuhr von Maschinen und Werkzeugen, fünfzehn Jahre Steuerfreiheit und Befreiung der Fabrikate von inneren Zöllen, billige Überlassung von Waldungen, Materialien und Fundstätten solcher Materialien, welche fabriksmässig verarbeitet werden können; endlich die Bevorzugung türkischer Erzeugnisse bei Deckung des öffentlichen Bedarfes. Diese Propositionen wurden im grossen Ganzen angenommen und bilden einen Bestandtheil der Concessionen für Fabriksanlagen in den wohlhabenderen Vilajets. Von da ab begann nicht nur in Constantinopel, Adrianopel und Salonichi die gewerbliche Unternehmung Gestalt anzunehmen, sondern sogar in den wilderen, beinahe vollständig uncivilisierten, unwirtlichen Gebieten des Vilajets Kossowo hielt die Culturarbeit ihren Einzug. In Mitrowitza wurde seither ein grosses Sägewerk mit deutschem Capital unter deutscher Leitung errichtet, dessen Schnittware im Ägäischen und Mittelländischen Meere unseren ungarischen Erzeugnissen bereits den Absatz abzuringen sucht. Es wird dort daran gegangen, eine Zündhölzchen- und eine Cellulose-Fabrik zu etablieren. Die verlassenen Bleigruben bei Rogosno, an der Linie Mitrowitza—Novi-Bazar liegend, werden wieder in Betrieb gesetzt. Und seitdem der Deutsche Kaiser mit klugem Blick und sicherer Hand im October vergangenen Jahres seinen Unterthanen die Pforten der Türkei weit geöffnet hat, trachten deutsche Männer die gewerbliche Occupation der Türkei zu bewerkstelligen. Die Pläne der Errichtung von Baumwollspinnereien, Webereien, Maschinenfabriken und anderen stehen in Constantinopel auf der Tagesordnung. Die deutsche Zähigkeit und Energie ergreift Besitz von der türkischen Industrie, und was diese in kurzer Zeit zu leisten imstande ist, brauche ich nicht zu sagen.

Was ergibt sich nun für die ungarische Industriepolitik aus den eben dargestellten Thatsachen? Ungarn umgibt im Westen eine hochentwickelte, unter günstigen Productionsbedingungen arbeitende Industrie, welche bei uns Absatz sucht, alle unsere Grenzen im Osten hinwieder sehen wir mit voller Dampfkraft das Klein- und Grossgewerbe cultivieren. Die Zeit ist absehbar, in welcher in den Breite- und Längegraden um uns Grossbetriebe alle erdenklichen Artikel fabricieren werden. Sollen wir etwa diesem Entwicklungsgange thatenlos, die Hände im Schoss haltend, zusehen, sollen wir uns durch leichtfertig lancierte Schlagworte aus Österreich abhalten lassen, auch unseren Antheil an der gewerblichen Production Europas herauszunehmen und diesen zu sichern?

Würden wir in gedankenloser Gemüthlichkeit unterlassen, was zu thun unsere Pflicht ist, so würde Ungarn in dem Völkermeere Europas eine ackerbautreibende Insel bleiben, die mit Nothdurft dem Boden abringt, was dieser bringt. Unser Schicksal wäre, mit den auf niedriger Culturstufe stehenden bedürfnislosen Völkern Asiens, Afrikas und Amerikas

zu ringen, damit unser Getreide und unser Vieh von den höher civilisierten Staaten gekauft werde. Die Naturschätze, welche unsere Berge und Thäler bergen, das, was wir mit unserer Begabung zu schaffen fähig wären, würde brach und unbenützt bleiben. Sowie viele Völker, deren Lenker die Zeichen der Zeit nicht verstanden, dem Niedergange anheimfielen, so würde es auch uns ergehen.

Ich nehme keinen Anstand, auch den industriellen Chauvinismus als Bezeichnung unserer industriellen Bemühungen zu acceptieren. — Ist es denn eine Schande, wenn eine Nation den Ehrgeiz besitzt, bis zum höchsten Kunsterzeugnisse hinauf alles durch nationale Arbeit leisten zu können? — Nein, die Sehnsucht, durch gewerbliche und Kunstfertigkeit alles verwenden und verwerten zu können, ist eine der schönsten Tugenden und kein Fehler. Solange in jedem Ungarn der Drang hiernach liegen wird, haben wir unseren Zenith nicht erreicht und sobald dieser Drang erschlafft und erstirbt, hat die Stunde des Niederganges geschlagen.

Auch der Vorwurf des Eigennutzes trifft nicht zu, wenn wir, von unseren Staatsmännern geführt, uns zusammenthun, um die materielle Existenz zu fördern. Der Mangel dieses Eigennutzes wäre mit dem Fehlen des Selbsterhaltungstriebes gleichbedeutend. Ein Fall, der in der organischen Natur undenkbar ist.

Will sich Ungarn unter den civilisierten Staaten der Welt einen würdigen Platz erringen und diesen erhalten, dann müssen wir mit aller Wucht das thun, was überall geschieht, das ist: »Eine mächtige Industrie schaffen.« Und wenn auch im Beginne viele Millionen Gulden diesem Zwecke zugewendet werden und wenn selbst das Eine oder Andere im Beginne misslingt, was zählt das, wenn es sich um die Grösse und Zukunft unseres Staates handelt?!

Wollen österreichische Kräfte aus dieser Bewegung in Ungarn Nutzen ziehen, wir sehen dies gern, stehen unsere Nachbarn uns doch näher, als andere Staatsangehörige. Wenn aber nicht, und falls durch Gespenster, die kommen könnten, unsere Nachbarn jenseits der Leitha sich abschrecken lassen oder zurückgehalten werden sollten, ihrem eigenen materiellen Gewinne zu dienen, so wird dies für uns kein Hindernis sein, den uns vorgezeichneten Weg zu gehen. Ebenso wie andere Völker Capital und Mitarbeiter fanden, dort, wo es sich um reale fassbare Vortheile in Industrie und Handel dreht, werden auch wir diese zu finden wissen.

Doch dreht es sich bei den Bemühungen, die Wohlhabenheit unseres Staates zu heben, nicht allein um die gewöhnlichen Güter und Freuden des Daseins, die zu geniessen nur der Friede gewährt. Ausser diesem Zustande muss in jedem Staate auch die Möglichkeit der Abwehr in Betracht gezogen werden. Woher soll denn im Falle der Noth die finanzielle und militärische Schlagfertigkeit gewonnen werden, wenn wir nicht durch Ansammlung und Erwerbung neuer Capitalien imstande sind, mit den mächtigeren und reicheren Staaten gleichen Schritt halten zu können? Wie sollen unsere Arme gestählter werden, wenn nicht durch reichlichere Nahrung, durch gesundere, wenn auch kostspieligere Lebensweise; wie diese beschaffen und bezahlen können?

Woher sollen mit der Zeit die Mittel kommen, die nationale Cultur zu heben, Kenntnisse und Wissen zu vermehren und auf diese Art ein widerstandsfähiges, festes Selbstbewusstsein in der kommenden Generation zu erziehen, wenn wir nicht durch vermehrte und ergiebigere nationale Production die staatlichen Einkommenquellen reicher gestalten? Wodurch soll die Intelligenz und das technische Verständnis geschaffen werden, ohne welches die Existenz der Völker im Frieden und im Kriege nicht denkbar ist, wenn wir nicht immer grössere Schichten der Bevölkerung in den Kreis der industriellen Thätigkeit einbeziehen?

Deshalb ist meiner Ansicht nach die industrielle Entwicklung Ungarns nicht ausschliesslich in unserem Interesse, sondern auch in jenem der Monarchie gelegen. Mit der Grösse und dem Reichthum Ungarns wird auch die Machtstellung der Monarchie gehoben.

Bei diesem Punkte kann ich mich nicht enthalten, auf einen politisch und volkswirtschaftlich wichtigen Umstand hinzuweisen, selbst auf die Gefahr hin, einen Sturm gegen mich zu entfesseln. In der Monarchie wird fortwährend um die grössere Exportfähigkeit unserer Erzeugnisse gerungen. Der Mangel eines grösseren Exportes trifft die Monarchie materiell durch die schwache Handelsbilanz, trifft aber auch das Ansehen des Staates, weil in Ermanglung einer grossen internationalen Handelsbewegung wir nicht das Gefühl und auch nicht die genügenden Stützpunkte für weiter ausgreifende handelspolitische Actionen besitzen.

Österreich, welches berufen gewesen wäre, das Terrain in dieser Beziehung vorzubereiten, hat trotz der immensen Vortheile, welche sein Handel und seine Industrie viele, viele Jahrzehnte hindurch genossen haben, es nicht verstanden, den Wettkampf mit den anderen europäischen Staaten zu bestehen. — Woher dies kam, will ich ununtersucht lassen, dass dem aber so ist, sollen einige Daten beweisen. Der Export der Monarchie in allen Zweigen der Textil-, Papier-, Leder-, keramischen und Glasindustrie betrug im Jahre 1867 beiläufig 165 Millionen Gulden; im Jahre 1897, somit nach dreissig Jahren, in welcher Epoche die weitesttragenden Fortschritte auf den Gebieten der Technik, Chemie und des Verkehrswesens sich vollzogen hatten, konnte in den genannten Artikeln nur ein Export von 223 Millionen Gulden erzielt werden. Ich bemerke hiezu, dass ich den auf Ungarn entfallenden Antheil am Export, der 1867 beinahe Null war und 1897 10 Millionen Gulden (ins Zollausland) ausmachte, in Abzug gebracht habe.

Österreich vermochte somit im Jahre 1897 summa summarum um 58 Millionen Gulden mehr in fremden Staaten zu placieren, als vor dreissig Jahren. Und wenn man fragt: Ja woher recrutieren sich die 350—400 Millionen Steigerung des Exportes in der gleichen Epoche, dann lautet die Antwort darauf: in der Ausfuhr an landwirtschaftlichen Erzeugnissen, Thieren und thierischen Producten, Getränken, sowie der mit der Landwirtschaft in Verbindung stehenden Industrie. Von diesen, sowie von Salz, Kohle und derartigen Producten war die Ausfuhr 1867 insgesammt beiläufig 160 Millionen Gulden, hingegen 1897 in den gleichen Warenclassen 425 Millionen Gulden; sie war somit um 260 Millionen Gulden gestiegen.



Die Consequenz, die ich daraus ziehe, ist die, dass die österreichische Industrie nicht imstande ist, für den Export concurrenzfähig zu erzeugen. — Die Ursache dieses Übelstandes mag in der jenseitigen Industrie- und Steuerpolitik liegen, vielleicht aber auch in der Neigung zur Bequemlichkeit bei dem österreichischen, durch leichten, inländischen Absatz verwöhnten Industriestande und auch an dem geringen Unternehmungsgeist, der den an seiner Scholle haftenden Österreicher kennzeichnet.

Die Exportindustrie muss in Ungarn eine werkthätige Unterstützung finden, wo wir ambitiöses, tüchtiges und intelligentes Arbeitermaterial wie nirgends in der Welt haben. Ich kann das nach langjähriger, eigener Erfahrung aussprechen. — Wir verfügen über Unternehmungsgeist, klammern uns nicht an die Schablone und trachten aus Geschäftssinn, aus persönlichem und nationalem Ehrgeiz Besseres zu erzeugen. — Der Ungar ist leichter zu bewegen, in die Fremde zu ziehen und dort für die heimische Arbeit thätig zu sein. Mit einem Worte, das ganze Naturell des Ungarn ist dazu geschaffen, in der Ausfuhr der eigenen Erzeugnisse sich im Welthandel einen Platz zu erringen. — Die Zukunft des Exporthandels der Monarchie beruht also wesentlich darauf, dass die Entwicklung der ungarischen Industrie ein rascheres Tempo einschlage.

Wie in der ganzen Welt, wo neue wirtschaftliche Existenzen entstehen, dies nicht durch die schon bestehenden bekämpft werden darf, sondern hiedurch auch die älteren zum Vorwärtsschreiten angeeifert werden, ebenso soll auch Österreich nicht mit scheelen Augen auf unsere Industriepolitik blicken und deren Fortschritt nicht mit einem Wehgeschrei über den entgehenden Nutzen begleiten. Die österreichische Industrie ist uns voraus und hat nichts anderes zu thun, als wacker, gut und billig zu arbeiten, die industriellen Werke zu verbessern und den Absatz zu erweitern. Geschieht dies drüben, dann werden wir einander nicht im Wege stehen. Lassen wir den Hader, unterstützen wir uns gegenseitig in unserem ehrlichen Bestreben, dann wird es den Österreichern und uns wohlergehen!

Der ungarische Handelsminister jedoch, dem das Wohl Ungarns am Herzen liegt, möge durch die leidenschaftlichen Ausbrüche sich nicht einschüchtern lassen, und nicht erlahmen, die seit Baross betriebene Industriepolitik in grösserem Masstabe fortzusetzen. Die durch gewerbliche Arbeit schwieligen Hände und die rauchenden Schlote gehören mit in das Programm Ungarns.

Berthold Weiss.
Reichstags-Abgeordneter.

Die Zünfte (Esnafs) im Königreiche Serbien.

Im Königreiche Serbien bestanden bis zum Jahre 1847 bezüglich der Organisation der Gewerbe- und Handelsangelegenheiten keine gesetzlichen Verfügungen. Am 14. August genannten Jahres wurde diesbezüglich das erste Gesetz geschaffen, welches, den damaligen Gebräuchen entsprechend, die Bezeichnung »Zunft- (Esnaf-) Gesetz« (Erlass, Verordnung) erhielt.

Dieses Gesetz besteht aus fünf Theilen; als sechster dient der Anhang, welcher die Bestimmungen über die Esnaf-Übertretungen und die Strafen dafür enthält.

Der erste Theil umfasst allgemeine Bestimmungen. Diesen zufolge gibt es zweierlei Gewerbe und Handel: zunftgemässes und zunftloses. Das zunftmässige Gewerbe kann als Meister und den zunftmässigen Handel als Handelsmann nur derjenige betreiben, der die Gesetzesnormen einhält; die Aufsicht über die Zünfte übt die Gendarmerie aus, die auch darüber zu wachen hat, dass in der Nähe bewohnter Orte keine solche Arbeit verrichtet werde, welche die Gesundheit des Publicums schädlich beeinflussen könnte.

Die Hauptverfügungen bezüglich der Lehrjungen sind die folgenden:

1. Als Lehrling kann in eine Handlung nur derjenige aufgenommen werden, der des Lesens und Schreibens mächtig ist; der Gewerbetreibende hingegen darf vorläufig auch einen Analphabeten als Lehrling aufnehmen.

2. Die Zeit, in welcher der Lehrling sein Gewerbe oder sein Handelsfach erlernen muss, wird zwischen Lehrling und Prinzipal nach den, in den betreffenden Zünften üblichen Gebräuchen und den Anforderungen des Handwerkes entsprechend vorher vereinbart.

3. Der Gewerbetreibende und der Kaufmann ist verpflichtet, dem Zunftältesten anzumelden, wann und unter welchen Bedingungen er den Lehrling zur Ausbildung aufgenommen hat.

4. Meister und Kaufmann sind verpflichtet, ihren Lehrlingen rationellen Unterricht angedeihen zu lassen und sie im Gewerbe oder im Handel tüchtig auszubilden.

Der Lehrling, der die contractlich ausbedungene Zeit vollbracht hat, ist verpflichtet, um zum Gehilfen geweiht zu werden, sich aus dem, was er wissen muss, einer Prüfung zu unterwerfen. Die Prüfung legt er vor einer Prüfungscommission ab, die aus dem Zunftältesten, dessen Gehilfen und aus einem Zunftmitgliede besteht.

Nach bestandener Prüfung wird dem Lehrling das Gesellenzeugnis ausgestellt, welches die betreffende Polizei bestätigt; konnte der Lehrling die Prüfung nicht bestehen, dann ist der Zunftälteste verpflichtet, auszuforschen, wer dabei der Schuldtragende ist. Wird es erwiesen, dass den Meister die Schuld trifft, so wird der Lehrling zu einem anderen Meister gegeben, und dann ist der erste Meister verpflichtet, sämmtliche Kosten zu ersetzen. Trägt der Lehrling die Schuld, dann wird er zur weiteren Ausbildung an seinen ersten Meister zurückgeschickt.

Bei Ablegung der Gehilfenprüfung hat der Lehrling folgende Gebüren zu entrichten:

1. Für das Eintragen in das Gehilfenprotokoll 0.80 Dinare.
2. Für den Gehilfenbrief 2.40 Dinare.
3. Jedem einzelnen Mitgliede der Prüfungscommission 1.60 Dinare.

Letztere Gebür zahlt der Meister in dem Falle, wenn der Lehrling armer Eltern Kind ist.

Bezüglich der Gehilfen bestehen folgende Hauptverfügungen:

1. Jeder Gehilfe, wohin er auch immer sich in der Absicht, um sich zu verdingen und zu arbeiten, begibt, ist verpflichtet, sich bei der Polizei und bei dem competenten Zunftältesten zu melden.

2. Es steht ihm frei, sich einem beliebigen Meister oder Handelsmann zu verdingen.

3. Er ist verpflichtet, die ganze ausbedungene Zeit hindurch dort zu bleiben, wohin er sich zur Arbeit verdungen hat.

4. Wenn er über die contractlich ausbedungene Zeit hinaus nicht auf seinem Platze bleiben will, so hat er dies 14 Tage vor Ablauf der contractlich bestimmten Zeit seinem Arbeitsgeber anzumelden.

Diese Kündigungszeit verpflichtet auch den Arbeitgeber.

Der Herr kann auch vor Ablauf der contractlich bedungenen Zeit den Gehilfen entlassen:

a) wenn dieser nicht im Sinne des Contractes arbeitet, und wenn er seine pflichtgemässe Arbeit nicht verrichtet;
b) wenn er sich seinem Meister und dessen Angehörigen gegenüber roh oder grob benimmt;
c) wenn er die Hausordnung und den Frieden stört;
d) wenn er stiehlt und Schaden verursacht, oder andere Leute dazu beredet, oder sich den Lehrlingen gegenüber grob benimmt;
e) wenn er körperlich oder geistig arbeitsunfähig geworden ist.

Geradeso kann der Gehilfe den Meister vor der contractlich bedungenen Zeit verlassen:

a) wenn er körperlich oder geistig so sehr geschwächt ist, dass er nicht im Stande ist, zu arbeiten;
b) wenn man ihn unmenschlich behandelt;
c) wenn man ihm Arbeiten aufzwingt, die dem Gesetze und dem Anstand zuwiderlaufen;
d) wenn man vor Ablauf der contractlich bedungenen Zeit seinen Lohn herabsetzen will, oder wenn er seinen Lohn nicht regelmässig erhält.

Jeder Meister ist verpflichtet, dem Gesellen, wenn dieser aus der Arbeit austritt, ein Zeugnis darüber auszustellen, wie lange er bei ihm in Arbeit gewesen und wie er gearbeitet hat.

* * *

Auf die Meister und Kaufleute beziehen sich folgende Zunftverordnungen:

1. Wer ein Handwerks- oder Handelsrecht erwerben will, hat vor der Prüfungscommission den Beweis zu erbringen, dass er sein Gewerbe oder sein Handelsgeschäft, welches er betreiben will, regelrecht ausgelernt hat.

2. Die Prüfung legt er vor der Prüfungscommission ab, die aus dem Vorsitzenden und vier Mitgliedern besteht, von denen zwei von der Zunft, eines vom Candidaten und eines von der Polizei gewählt wird.

3. Bei der Prüfung wird gefordert:

a) vom Handwerker:
   1. Kenntnis der Materialien, aus denen die Gegenstände seines Handwerkes verfertigt werden, ferner der Art, wie das Material hergestellt wird und wie die Qualität desselben erkannt werden kann;
   2. wie und welches die Werkzeuge sind, mit denen diese Gegenstände verfertigt, dann wie sie gebraucht werden. Ausserdem

ist der Candidat verpflichtet, einen Gegenstand zu verfertigen, mit welchem er sein praktisches Wissen darthut.

b) Der Handelsmann muss nachweisen:
1. dass er in den Handelswissenschaften bewandert ist;
2. dass er Handelsbriefe zu verfassen und die Handelsbücher zu führen vermag;
3. dass er hinlängliche Kenntnisse seines Handelsfaches besitzt und die Waren dieses Faches genau kennt.

4. Der Candidat, der die Prüfung mit Erfolg abgelegt hat, erhält ein Zunftzeugnis mit dem Zunftsiegel; dasselbe wird vom Zunftältesten unterschrieben und von der Polizei bestätigt.

5. Der die Meister- oder Kaufmannsprüfung ablegende Candidat erlegt folgende Gebüren:
a) für das Eintragen in das Zunftprotokoll als Gewerbetreibender 1.60, als Kaufmann 3.20 Dinare;
b) für den Meisterbrief als Gewerbsmann 24, als Kaufmann 48 Dinare;
c) für die wegen des Candidaten zusammenberufene Zunftversammlung als Gewerbetreibender sowohl, wie auch als Kaufmann 24 Dinare;
d) jedes Mitglied der Prüfungscommission erhält ein Diurnum von 2.40 Dinaren.

6. Wer in irgend einem Gewerbe oder Handelsfache Meister oder Kaufmann geworden ist, der muss von jeder Zunft seines Faches als solcher anerkannt werden. Ausserdem kann er auf seinem Grund und Boden, wo immer er mag, ein Handlungsgeschäft oder eine Werkstätte eröffnen. Der Ordnung halber ist er aber verpflichtet, aus der Zunft, die er verlässt, sich streichen und in diejenige, in deren Gebiet er sich niedergelassen hat, aufnehmen zu lassen.

7. Der Gewerbetreibende oder Kaufmann kann auch in mehreren Fächern arbeiten, wenn er nur auf vorgeschriebenem Wege hiezu das Recht erworben hat.

8. Nach dem Tode des Gewerbetreibenden oder Kaufmannes kann auch dessen Witwe das Gewerbe oder die Handlung fortsetzen, jedoch nur unter der Bedingung, dass die Arbeit ein den Meisterbrief besitzender Vertreter oder Gehilfe leitet. Dasselbe Recht haben auch die minderjährigen Waisen.

9. Der Meister oder Kaufmann kann seines Zunftrechtes nur durch Gerichtsurtheil provisorisch oder für immer verlustig erklärt werden.

* * *

Der dritte Theil handelt über die Organisation der Zünfte. Dieser zerfällt wieder in vier Theile: Wie und welche Zünfte zu organisieren sind, was die Zünfte bezwecken und wie sich die Versammlungen der Zünfte gestalten; weiters enthält dieser Theil die Pflichten der Zunftbeamten; schliesslich die zunftlosen Gewerbe.

Die Hauptbestimmungen, die Organisation der Zünfte betreffend, sind die folgenden:

1. Die Meister, welche dasselbe oder ein verwandtes Gewerbe betreiben, oder mit denselben oder verwandten Waren handelnde Kauf-

leute bilden eine besondere Corporation, die den Namen Zunft (Esnaf) trägt.

2. Dort, wo es nur angeht, sind die verschiedenen Gewerbetreibenden und Kaufleute verpflichtet, besondere Zünfte zu gründen und zwar derart, dass sie, an einem und demselben Orte wohnend, unter den Wirkungskreis einer Gemeindebehörde gehören sollen. Wo dies nicht möglich ist, dort organisieren die ein und dasselbe und das verwandte Gewerbe Betreibenden und die mit denselben oder gleichen Waren handelnden Kaufleute eine gemischte Zunft.

3. Jede Zunft muss wenigstens zwölf Mitglieder zählen, aber mit Genehmigung des Handelsministeriums kann sie auch aus weniger Mitgliedern bestehen.

4. Von der Zunftmitgliedschaft ist derjenige ausgeschlossen: a) der wegen Diebstahl, Betrug oder Meineid verurtheilt gewesen; b) der wegen einer Missethat unter Anklage steht, oder den das Strafgericht nur provisorisch auf freien Fuss gesetzt hat.

5. Die Zunft kann nur auf Grund ministerieller Genehmigung gegründet werden.

6. Das Hauptziel der Zunft besteht darin, dass ihre Mitglieder zu Gunsten des betreffenden Gewerbe- oder Handelsfaches gemeinsam arbeiten und dass sie bestrebt seien, ihr Gewerbe oder ihren Handel immer mehr zu entwickeln.

7. Jede Zunft hat ihre Casse, aus welcher bestritten werden:

a) alten und kranken, sowie nothleidenden und arbeitsunfähigen Zunftmitgliedern zu verleihende Unterstützungen;
b) die Leichenkosten sehr armer Mitglieder;
c) Unterstützungen an arme Witwen und Waisen der Zunftmitglieder;
d) die Kosten für Studienreisen braver Gehilfen und Unterstützungen an nothleidende Gehilfen;
e) die Kosten der kirchlichen Ceremonien gelegentlich der Feier des Zunftpatrons;

8. Jede Zunft hat ihr Siegel.

Die auf die Versammlungen der Zunft bezüglichen Hauptverfügungen sind folgende:

1. Die Zunft hält alljährlich eine Versammlung ab, im Nothfalle auch mehrere.

An den Versammlungen nimmt jeder Meister oder Kaufmann als Zunftmitglied theil, dessen politische Rechte nicht aufgehoben sind.

Präsident der Versammlung ist der Zunftälteste.

2. Die Hauptgegenstände der Zunftversammlungen sind die folgenden:

a) Prüfung der jährlichen Rechnungen der Zunftcasse;
b) Feststellung der im Laufe des Jahres voraussichtlich zu deckenden Ausgaben;
c) Bestimmung der zur Deckung der Zunftbedürfnisse von den Mitgliedern zu entrichtenden Gebüren;
d) Aufnahme der Gesellen als Meister oder Gewerbetreibende und hiemit gleichzeitig als Mitglieder der Zunft;
e) Wahl der Zunftbeamten;

f) Schlichtung der zwischen Mitgliedern oder zwischen ihnen und ihren Gesellen und Lehrjungen entstandenen Streitigkeiten;
g) Besprechung solcher Angelegenheiten, über welche der betreffenden Behörde Vorschläge unterbreitet werden sollen;
h) Verkündigung der von Seite der Regierung erlassenen Verordnungen und Bestimmungen.

Folgende Verordnungen beziehen sich auf die Beamten der Zunft:

1. Zunftbeamte sind: Der »Zunftälteste« (Starešina), dessen Gehilfe und der Čauš oder Einberufer der Zunft. Diese werden von der Versammlung der Zunft auf ein Jahr gewählt. Die Gewählten sind verpflichtet, die Wahl anzunehmen und ihr Amt ein Jahr lang ohne Bezahlung zu versehen.

2. Pflichten des Starešina:
a) er muss darauf achten, dass in der Zunft die Gesetze eingehalten und die Zunft-Interessen und -Rechte gewahrt werden;
b) er hat zu sorgen, dass jedes Zunftmitglied seine Pflichten pünktlich und gehörig erfülle und dass er mit seiner Arbeit niemandem Schaden zufüge;
c) er hat die Zunftcasse, sowie die Rechnungen über Ausgaben und Einnahmen zu führen;
d) ihm ist es zur Pflicht gemacht, die geringfügigeren Zwistigkeiten zwischen den Zunftmitgliedern oder zwischen diesen und ihren Arbeitern beizulegen;
e) er trägt in das Zunftprotokoll die Gehilfen und Lehrjungen, sowie die Mitglieder der Zunft ein;
f) ihm obliegt die Aufsicht über die pünktliche Vollstreckung der die Zunft betreffenden Regierungs-Erlässe;
g) er hat den Behörden Aufklärungen zu geben, welche diese von ihm fordern;
h) er beruft die Mitglieder zur Zunftversammlung ein;
i) er delegiert aus den Reihen der Zunftgenossen die Deputation zur Leiche irgend eines verstorbenen Zunftmitgliedes;
k) er sammelt die von den Zunftmitgliedern zu entrichtenden Gebüren ein;
l) er folgt aus der Casse die von der Versammlung bewilligten Unterstützungen aus;
m) er untersucht die von den Zunftmitgliedern begangenen unbedeutenderen Fehler und dictiert die Strafe dafür;
n) er führt das Verzeichnis derjenigen Meister, die nicht serbische Unterthanen sind.

3. Der Zunftgehilfe steht dem Zunftältesten in der Ausübung seiner Pflichten bei und vertritt ihn während dessen Abwesenheit.

4. Pflicht des Čauš ist, die Zunftmitglieder zusammenzurufen, ihnen Verordnungen mitzutheilen oder einzuhändigen.

5. Pflicht der Zunftmitglieder ist, in den Versammlungen zu erscheinen, von Seite der Zunft erhaltene Aufträge zu erfüllen, bloss solche Arbeiten zu verrichten, zu denen sie das Recht erhalten haben, und ihre Bücher in Ordnung zu führen.

Die auf die zunftlosen Gewerbetreibenden bezüglichen besonderen Verordnungen sind die folgenden:

1. Die Polizei der Ortschaft führt das Verzeichnis derjenigen, die zunftlose Arbeit betreiben.

2. Wer zur Verrichtung von zunftlosen Arbeiten sich irgendwo niederlassen will, der ist verpflichtet, diese Absicht der Polizei der betreffenden Ortschaft' anzumelden.

3. Der zunftlose Arbeit Verrichtende kann keinerlei Zunftgewerbe oder -Handel eröffnen.

* * *

Im vierten Theile sind die auf die Kaffee- und Wirtshäuser, Fleischbänke und auf diejenigen bezughabenden Verordnungen enthalten, die mit Naturalien handeln.

Die Hauptverordnungen sind:

1. Kaffeesieder, Wirte, Fleischhauer u. s. w. können keine Zunft gründen.

2. Ein solches Geschäft kann niemand eröffnen, bevor er von der Polizei hiezu keine Licenz erhält.

3. Die Wirte, die Kaffeesieder und Fleischhauer stehen unter polizeilicher Aufsicht. Es ist ihre Pflicht, sich den Verordnungen dieser Behörde zu unterwerfen und die bezüglich der Geschäfte getroffenen Verfügungen einzuhalten.

4. Die Kaffeesieder und Wirte können eine der Zunft ähnliche Corporation bilden, d. h. sie können sich einen Starešina wählen und bezüglich ihrer Casse und der Entwicklung ihres Geschäftes Besprechungen pflegen.

5. Mit Naturalien, mit Thieren, Holz, Gemüse, Obst u. s. w. kann jedermann Handel treiben, der Mitglied der Gemeinde ist und der die sein Geschäft betreffenden behördlichen Verordnungen befolgt.

* * *

Der fünfte Theil enthält die auf die fremden Gewerbetreibenden und Kaufleute bezüglichen Anordnungen.

Die Hauptpunkte sind die folgenden:

1. Jeder Fremde, der sich in einer Gemeinde niederlassen will, ist verpflichtet, mit seinen Documenten bei der Polizei sich zu melden und die Meisterschaft desjenigen Gewerbes zu beweisen, welches er in Serbien betreiben will.

Findet nun die Behörde, dass der Fremde der Arbeit gewachsen ist, so wird ihm gestattet, sich dort anzusiedeln und seine Arbeit zu betreiben, wo er will; im entgegengesetzten Falle entzieht sie ihm die Erlaubnis hiezu.

Dieses gilt auch bezüglich derjenigen Arbeiten, die man in Serbien nicht betreibt.

2. Will der Fremde ein solches Gewerbe betreiben, das seine Zunft hat, so ist er verpflichtet, der Behörde das Zunftrecht vorzuweisen, wonach die Polizei bestimmt, wo er sich niederlassen und arbeiten kann. Kann er sich das Zunftrecht nicht verschaffen, dann muss er sich einer Prüfung unterziehen.

3. Ein Fremder kann nicht Zunftmitglied sein; das Verzeichnis der Fremden führt die Polizei.

4. Jeder Fremde, ob er zunftmässige oder zunftlose Arbeit verrichtet, ist verpflichtet:

a) sich in der Gemeinde, in welcher er arbeitet, gut zu betragen;
b) der Behörde die Aufnahme eines Lehrjungen oder Gehilfen anzuzeigen;
c) der Einwohnerschaft, sobald es die Behörde anordnet, Hilfe zu leisten;
d) Gemeinde- und Staatslasten zu tragen.

* * *

In den Anhängen ist über die Zunftübertretungen und die Strafen dafür die Rede.

Die Hauptverfügungen sind die folgenden:

1. Derjenige, welcher ohne Wissen und Erlaubnis der betreffenden Behörde oder bei Ausserachtlassung der vorgeschriebenen Verordnungen irgend ein Gewerbe oder Handelsgeschäft betreibt, dem ist der Gewerbebetrieb zu verbieten und er muss in die Zunftcasse 25 Thaler einzahlen; im Nichteintreibungsfalle wird die Strafe in einmonatliches Gefängnis umgewandelt.

2. Diejenigen, welche insgeheim und auf unerlaubte Weise übereingekommen sind, dass sie ihr Gewerbe einstellen, werden mit Kerker von 1—6 Monaten bestraft.

3. Derjenige, welcher die auf die Zunft bezüglichen polizeilichen Verfügungen nicht erfüllt oder dieselben übertritt, wird mit 1—2 Thalern oder 3—7 Tage langem Kerker bestraft.

4. Derjenige Meister oder Gewerbetreibende, der seine Verpflichtung behufs tüchtiger Ausbildung seinen Lehrlingen gegenüber nicht erfüllt, wird zu Gunsten der Zunftcasse mit 2 Dinaren bestraft.

5. Der Kaufmann oder Gewerbemann, der seinen Lehrling am Sonntag nicht in die Sonntagschule schickt, soll bei jeder einzelnen Gelegenheit zu Gunsten der Zunftcasse mit 1.60 Dinaren (2 Zwanzigern) bestraft werden.

6. Ein Zunftmitglied, das ohne annehmbaren Grund nicht in der Versammlung erscheint, ist verpflichtet, zu Gunsten der Zunftcasse einen Thaler einzuzahlen.

7. Wer seine Zunftgebüren nicht regelmässig entrichtet, hat diese Gebüren doppelt zu zahlen.

8. Derjenige, der einem anderen den Gehilfen ablockt, hat, wenn er Handwerker ist, 2, als Kaufmann 4 Ducaten zu entrichten.

9. Derjenige Kaufmann, welcher in sein Fach nicht gehörende Waren verkauft, muss in die Zunftcasse 12 Thaler einzahlen, und ausserdem wird ihm der Verkauf solcher Waren verboten.

10. Die Mitglieder der Prüfungscommission, welche dem Candidaten gegenüber Ungerechtigkeit üben wollen, haben 2 Ducaten in die Zunftcasse zu zahlen. Ebensoviel muss auch derjenige erlegen, den das Prüfungszeugnis unrechtmässig freigesprochen hat.

* * *

Am 29. Jänner 1849 wurde die Ergänzung, respective die Erweiterung der einzelnen Theile der erwähnten Verordnung geschaffen.

Am 30. April 1853 wurde noch ein anderer Anhang herausgegeben, der gleichfalls die Erweiterung einzelner Punkte der ersten Verordnung in sich fasst.

Seit dieser Zeit bis zum heutigen Tage wurden Veränderungen oder Erweiterungen nicht getroffen; ebenso gibt es keine neueren gesetzlichen Verfügungen.

Unabhängig von den auf die Zünfte bezüglichen Verordnungen bestehen zwei Verordnungen: die eine vom 26. September 1859, die andere vom 27. November desselben Jahres datiert.

Erstere ordnet an, dass jeder serbische Unterthan, ohne Unterschied der Nationalität und Religion, Theilnehmer jener Freiheit ist, die in Serbien auf Ding und Beschäftigung ausgesprochen worden ist.

Mittelst letzterer wird dem Finanzministerium aufgetragen, bestrebt zu sein, in Serbien die nöthigen Gewerbezweige einzubürgern und zu fördern.

Später wurden mehrfache Verordnungen erlassen, welche die pünktliche und gewissenhafte Einhaltung der auf die Zünfte bezüglichen Verfügungen anordnet.

Unter diesen sind die wichtigsten die folgenden:

1. Die am 16. Juni 1892 erlassene Verordnung unter Zahl 2703, in welcher den Behörden aufgetragen wird, dass von den Zünften nur solche Candidaten zur Prüfung zugelassen werden sollen, denen dies auch seitens der Behörde gestattet wird; weiters wird angeordnet, dass die Prüfung eine gerechte und richtige sei und dass sich die Behörde auch davon zu überzeugen habe, ob der Candidat die Prüfung auch wirklich abgelegt hat.

2. Der am 20. April 1893 unter Zahl 1599 erfolgte Erlass, wonach die Behörde darauf zu achten habe, dass von den Zünften die Convenienz derjenigen Artikel angegeben werden muss, welche die Gewerbetreibenden auf den Markt bringen.

3. Der vom 3. September 1893 unter Zahl 4097 datierte Erlass, mittelst welchem die Behörde aufgefordert wird, Sorge zu tragen, dass die unrechtmässige Ausübung des Gewerbes verhindert wird; weiters hat sie ihre besondere Aufmerksamkeit denjenigen Personen zuzuwenden, die sich sträuben, ihre Prüfung vor den Meistern der Ortsgemeinde abzulegen und in einer solchen Ortschaft sich einer Prüfung unterziehen, woselbst es unter den Mitgliedern der gemischten Zunft keinen einzigen Gewerbetreibenden jenes Handwerkes gibt, auf welches sich die Prüfung bezieht und wo man somit entweder ohne strenge Prüfung, oder überhaupt ohne Prüfung den Meisterbrief erlangt.

4. Die Verordnung vom 30. März 1894 unter Zahl 1253. Hierin wird der Polizei aufgetragen, sorgsam auf Folgendes zu achten:

a) dass niemand eine Werkstätte unter seinem eigenen Namen führe, der nicht im Besitze eines Zunftbriefes ist;

b) dass in den Bezirken niemand ein Zunft-Gewerbe oder -Handel betreibe, der hiezu kein Zunftrecht besitzt;

c) dass niemand zum Gehilfen geweiht werde, bevor er nicht die vorgeschriebene Prüfung bestanden hat:

d) dass niemand ohne Meisterbrief in den Häusern Arbeit suche und arbeite; es sei denn, dass sein Gewerbe kein Zunftgewerbe ist.

* * *

Am 12. October 1870 wurde das die Organisation der Gewerbe- und Handelsausschüsse (Kammern) regelnde Gesetz geschaffen.

Im ersten Paragraphen dieses Gesetzes wird infolge der bedeutenden Entwicklung des Handels und Gewerbes die Errichtung einer Handels- und Gewerbekammer in Belgrad, sowie in mehreren grösseren und kleineren Städten Serbiens, wo dies nöthig erscheint, angeordnet. Die Errichtung der Kammern in den serbischen Städten geschieht auf Vorschlag des Finanzministers durch fürstlichen Ukas.

Der zweite Punkt dieses Gesetzes besagt, diese Kammern mögen über Aufforderung des Finanzministers Gewerbe- und Handelsfragen studieren und darüber, sowie bezüglich der Förderung von Handel und Gewerbe dem Minister Vorschläge unterbreiten.

Heute gibt es in Serbien im ganzen sechs solcher Kammern.

* * *

Die Statistik der Zünfte vom Jahre 1894.

1. Zünfte gab es insgesammt 388. Hievon waren: a) Fachzünfte 149, b) gemischte Zünfte 239; der Beschäftigung nach waren: a) Gewerbezünfte 318, b) Nicht-Gewerbetreibende (Kaufleute, Wirte u. s. w.) 70.

2. Die Zahl der Zunftmitglieder betrug zusammen 16.481. Davon waren: a) Gewerbetreibende 10.369, b) Nicht-Gewerbetreibende 6112 Mitglieder.

3. Das Gesammtvermögen (Capital) belief sich auf 898.625 Dinare, und zwar: a) in Bargeld 118.862 Dinare, b) in Verzinsung 779.763 Dinare.

Im Jahre 1894 wurden für Unterstützungen an arme Zunftmitglieder 20.560 Dinare verausgabt.

In den einzelnen Zweigen gab es Gewerbetreibende mit Zunftbrief: Schneider 1018, Kürschner 869, Schuhmacher 730, Bäcker 720, Opankenmacher 720, Schmiede 609, Maurer 455, Hufschmiede 362, Tischler 271, Wagner 261, Töpfer 247, Raseure 244, Zimmermaler 219, Büchsenmacher 101.

Die übrigen Mitglieder bestanden aus Kesselschmieden, Goldarbeitern, Messerschmieden, Fassbindern, Glasern, Gerbern und Leinenwebern.

Die Zahl der Zunftmitglieder des Handelsstandes belief sich auf 4829.

Kaffeesieder und Wirte mit Zunftbrief gab es 1681, Müller 232, Milchhändler 90.

Die Esnafs in Constantinopel.

Die noch heute in Constantinopel bestehenden Esnafs datieren seit lange her, und zwar theilweise noch aus der byzantinischen Zeit, theilweise aus der Zeit des Kalifates. Soviel ist gewiss, dass dieselben sowohl in ersterer, als in letzterer in vollster Blüte standen. So wissen

wir, dass im Februar 1635, als Sultan Murad III. seine Expedition gegen Persien organisierte, vor demselben 600 Corporationen mit mehr als 200.000 Mitgliedern defilierten und der Vorbeimarsch drei volle Tage dauerte. Die Genossenschaftsmitglieder waren festlich gekleidet und die Arbeiter trugen reich geschmückte Embleme, welche ihre Profession kennzeichneten. Seit jener Zeit haben die Esnafs ihre Abzeichen abgelegt und nehmen an den grossen Staats-Ceremonien nicht mehr activen Antheil.

Soviel wir in Erfahrung bringen konnten, bestanden in byzantinischer Zeit 35 anerkannte Genossenschaften, welche ihre Verkaufsläden im Bezesten (Bazar) hatten. Nach der Eroberung mehrte sich rasch die Zahl derselben und heute sind bei der Stadtpräfectur in Constantinopel 275 Corporationen registriert.

Über deren Organisation diene Folgendes:

Im allgemeinen geschieht der Beitritt ohne Unterschied der Nationalität oder Religion, doch bestehen einige Genossenschaften, welche nur aus Angehörigen einer einzigen Nationalität gebildet werden.

Die Mitglieder theilen sich in drei Classen, und zwar: in Meister (Ousta), Arbeiter (Kalfa) und Lehrlinge (Tschirak). Jede der Genossenschaften wird von einem Rath (Londscha) geleitet, welcher aus dem Geschäftsführer (Kehaya), dem Vorsitzenden (Yigidbaschi) und einer Anzahl von Meistern und Gehilfen zusammengesetzt ist. Dieser Rath leitet die Genossenschaft auf Grund des von jedem Mitgliede unterschriebenen Statuts. Der Geschäftsführer wird von der Präfectur ernannt, aus den Genossenschaftsmitteln erhält er seine Bezahlung. Die anderen Mitglieder des Rathes werden von der Generalversammlung der Genossenschaft gewählt, in welcher die Lehrlinge jedoch keine Stimme haben. Die Stelle des Cassiers, des Rechnungsführer-Stellvertreters und des Secretärs wird aus der Mitte des Rathes besetzt. Das Genossenschaftssiegel, welches der Secretär allen verbindlichen Documenten beizudrücken hat, besteht aus vier einzelnen Theilen, von welchen je einen der Kehaya und drei Rathsmitglieder aufbewahren.

Streitigkeiten, welche unter den Mitgliedern über genossenschaftliche Angelegenheiten und dergleichen entstehen, werden durch den Rath in unappellierbarer Weise entschieden. Das Genossenschaftsvermögen, welches aus Grundeigenthum — einige Esnafs besitzen noch reiche Liegenschaften —, aus den Beitrittsgeldern und den Mitgliedsbeiträgen bestehen, wird vom Rathe verwaltet. Einige dieser Mitgliedsbeiträge werden auf indirecte Weise bestimmt, so z. B. bei den Fleischhauern, welche per Kopf geschlachteten Viehes an die Genossenschaft eine Taxe bezahlen, oder bei den Hülsenfrüchtenhändlern, welche nach der Zahl ihrer Arbeitsgehilfen taxiert werden. In früheren Zeiten besassen die Esnafs grosse Grundstücke und waren jene der Fleischer und Kürschner die reichsten. Die Genossenschaften versorgten die Hinterbliebenen ihrer Mitglieder, bauten und erhielten ihre eigenen Schulen und Kirchen, befreiten die Mitglieder aus der Schuldhaft oder übernahmen gegenüber der Justiz die Bürgschaften für dieselben. Seit langem schon haben die meisten derselben ihre Liegenschaften aufgeben müssen. Aus den Beiträgen wird aber noch heute für kranke

Mitglieder, für Witwen und Waisen gesorgt und an Gehilfen, welche sich selbständig machen wollen, wie überhaupt an Mitglieder im Bedarfsfalle verzinsliche Darlehen gegeben werden.

Die hauptsächlichsten Genossenschaften haben ihren Schutzpatron, dessen Tag alljährlich von denselben festlich begangen wird. So z. B. ist Adam der Patron der Bäcker, Eva der Badewärterinnen, Nimrod der Schmiede, Kain der Todtengräber, Noe der Zimmerleute, Elias der Kürschner. Adam ist auch der Patron der Schneider, der Maurer und der Sägearbeiter. Das alte Testament lieferte die meisten Schutzpatrone und wollen wir noch Abel als jenen der Hirten und Hennoch erwähnen, welchen die Erzeuger von Leder-Etuis verehren, die einer kleinen Pistole ähneln, in Wirklichkeit jedoch ein vollständiges Schreibzeug enthalten.

Die zahlreichste aller Genossenschaften ist jene der Bäcker, welche über 1000 Mitglieder zählt. Jene der Fleischer ist reicher, doch hat sie um die Hälfte weniger Theilnehmer.

Zahlreiche Esnafs wurden über Auftrag der türkischen Regierung gegründet; mit Ausnahme der inneren Verwaltung unterstehen sie alle der Staatsbehörde.

Zur vollständigen Aufzählung fehlt uns der Raum und wollen wir nur einige erwähnen. So gibt es z. B. eine Genossenschaft der Strassenkehrer, der Jongleurs, der Ohrlöffelmacher, der Todtengräber, der Kebapdschihs oder Verkäufer von gebratenem Fleisch; die Genossenschaft der Erzeuger von Holzbesen ist getrennt von jener, welche Reisstrohbesen machen. Die Erzeuger von pekmez (eine Art Zuckersyrup) sind in zwei genau getrennte Genossenschaften, nach dem Grundstoffe ihres Erzeugnisses, geschieden. Es gibt ferner eine Genossenschaft für Selcher und Wursterzeuger, die Erzeuger von Strohschemel oder Tabourets sind getrennt von den Strohsesselerzeugern, der Barbier mit eigenem Geschäftslocale ist in einer anderen Genossenschaft als der ambulante u. s. w. Diese kurze Liste könnten wir noch in derselben Art fortsetzen, sie genüge jedoch, um darzuthun, wie diese Unterabtheilungen der eigentlich zusammengehörigen gleichartigen Beschäftigungen nur die Erwerbsthätigkeit des Einzelnen hemmt und einschränkt.

In Constantinopel ist die jetzige Organisation der Genossenschaft nur gewerblich und ihr ganzer Einfluss auch demgemäss nur auf das Gewerbe beschränkt, das die Mitglieder der Genossenschaft betreiben. Es sind dies Einrichtungen, die in keiner Weise fortschreiten und ihre Oberhäupter sind grösstentheils ungebildete Menschen, welche unfähig zur Weiterentwicklung der Gewerbe sind und von den gewerblichen Fortschritten des Auslandes auch keine Idee haben.

Dessenungeachtet sind die Constantinopeler Genossenschaften — und auf dem gleichen Fusse basieren jene der übrigen Türkei — wohlthätige Institutionen. Ihre mildthätige Organisation, wenngleich sehr primitiv, bringt dort, wo das Bedürfnis sich geltend macht, Hilfe; sie begründen eine gewisse Berufstreue und Disciplin, welche trotz ihrer geringfügigen Tiefe dennoch den Gemeingeist heben und Achtung vor sich selbst und dem Stande wachrufen.

Serbische Finanz- und Handelsverhältnisse.

In dem soeben erschienenen britischen Consularberichte, der von Anfang Februar d. J. datiert ist und die Jahre 1897/98 behandelt, wird darauf hingewiesen, dass das Jahr 1898 ein sehr schwieriges für die serbische Handelswelt gewesen ist. Die Ernte von 1897 war vollständig fehlgeschlagen, und anstatt Weizen und andere Cerealien zu exportieren, war Serbien genöthigt, Weizen und Mais aus Bulgarien und Rumänien zu importieren. Nicht nur wurde die Hauptkraft der zahlreichen kleinen, nach dem Lande hausierenden Kaufleute beeinträchtigt, sondern es konnten auch seitens der Belgrader Grossfirmen Zahlungen nicht eincassiert werden. Die Lage wurde noch weiter erschwert durch die Emission einer Zwangsanleihe von 10 Millionen Silber-Francs, welche die Regierung durch königlichen Ukas vom 3. April 1898 autorisierte, dieselbe zu inneren Zwecken bei der Nationalbank von Serbien zu erheben. Um dieser Anforderung zu genügen, sah sich die Bank gezwungen, das Discontogeschäft während einer längeren Zeitdauer des Jahres einzustellen. Das Goldagio stieg auf nahe an 17 Percent, und die Kaufleute fanden es für vortheilhafter, Prolongationen des Credits bei ihren ausländischen Gläubigern zu guten Zinsen zu erhalten, als Gold zur Begleichung ihrer Schulden aufzukaufen. Bisher sind verhältnismässig wenige Falliten bei Provinzialhändlern eingetreten, weil die En gros-Häuser in Belgrad nach der Provinz auf 8—12 Monate Ziel verkaufen; eben deshalb aber war die Frage des Ausfalles der kommenden Ernte niemals so wichtig, wie eben jetzt. Glücklicherweise war die 1898er Ernte eine befriedigende, indes waren die Preise niedrig, und die Knappheit an Lebensmitteln hatte alle Überlage von Weizen in Anspruch genommen. Mit Bezug auf die industrielle Lage erwähnt der Bericht die gewaltigen Mineralien- und Erzlager, mit denen Serbien in reichem Masse ausgestattet ist, die aber fast unberührt geblieben sind. Auch hat die Natur das Land mit einer Unzahl wirksamer Mineralquellen gesegnet, deren Ausbeutung durch Fremdenbesuch, insbesondere auch wegen ihrer malerischen Lage, viel Geld ins Land bringen könnte. Neben dem Mangel westeuropäischer Cultur und insbesondere einem solchen an comfortablen und reichlichen Hotels hängt die Zukunft Serbiens nach dieser Richtung hin von der Erschliessung des Innern ab, und die Regierung hat denn auch dieser Frage ihre ganze Aufmerksamkeit zugewendet. Am 18. December 1898 trat bekanntlich ein Gesetz in Kraft, wodurch sie sich bereit erklärte, Concessionen für den Bau und Betrieb von zwölf neuen Eisenbahnlinien zu vergeben, von denen zwei, nämlich Nisch—Knazevatz—Zaichar—Negotin—Brza Palanka—Kladovo an der rumänischen Grenze und Nisch—Prokouplic—Kuršumlie und von da nach der türkischen Grenze normalspurig sein sollen. Diese beiden Linien würden einen Transitverkehr durch Albanien nach dem Adriatischen Meere nach einem Punkte in der Nähe von San Juan de Medua vorbereiten. Die übrigen zehn Linien sind für den Localverkehr bestimmt.

Serbisches Zollwesen.

Der serbische Finanzminister war zur Überzeugung gelangt, dass die Zölle nicht jene Ergebnisse liefern, die man auf Grund der Handels-

statistik von denselben zu erwarten berechtigt ist. Er unterbreitete daher sofort nach seinem Eintritte in das Cabinet Gjorgević der Skupština eine Vorlage, welche eine bessere Organisation des Zollamtsdienstes, sowie eine strengere Bestrafung gewisser frauduloser Vorgänge seitens der Importeure von ausländischen Fabrikanten bezweckte. Die Kammer zollte den Ausführungen, mit welchen der Finanzminister den Gesetzentwurf begründete, Beifall und nahm die Vorlage mit sehr grosser Majorität an. Der amtliche Ausweis der Zolleingänge für die ersten zwei Monate des laufenden Jahres, die in commerzieller Beziehung zu den am wenigsten belebten gehören, ergab denn auch thatsächlich ein Plus von 100.000 Dinaren, was als eine directe Wirkung des neuen Gesetzes betrachtet werden muss. Die Voraussicht des Ministers hat sich somit in glänzender Weise bewährt. Es erscheint schon jetzt so gut wie gewiss, dass diesem Gesetze, wenn es strenge und gerecht gehandhabt wird, ein Plus von mindestens 1·5 Millionen Dinaren in den diesjährigen Zolleingängen zu verdanken sein wird. Dass dieses Gesetz die zwischen Serbien und den auswärtigen Staaten bestehenden Handelsverträge nicht im geringsten tangiert, ist selbstverständlich, umsomehr, als sich die gegenwärtige Regierung die gewissenhafteste Erfüllung aller, durch internationale Vereinbarung Serbien auferlegten Pflichten zum Grundsatze gemacht hat, sowie sie andererseits die Respectierung der dem Königreiche verbrieften Rechte fordert. Es ist daher nicht ganz verständlich, wenn in auswärtigen Geschäftskreisen gegen das in Rede stehende Gesetz Recriminationen erhoben werden. Mit der Schaffung desselben hat ja Serbien nur ein ihm zustehendes Souveränitätsrecht ausgeübt, ohne dass man ihm im entferntesten eine einseitige Erhöhung der Zollsätze zum Vorwurfe machen könnte. Es hat denn auch keine einzige Regierung einen Einwand gegen das Gesetz, das den Zolldienst verbessert und dadurch die Einnahmen steigert, erhoben; dazu lag eben nicht die geringste Veranlassung vor. Vom Gesetze sind nur jene betroffen worden, welche sich bisher gewisser Praktiken bedient hatten, die zur Schädigung des Fiscus führen mussten und die in schroffem Widerspruche zum Buchstaben und zum Geiste der Handelsverträge standen. Ein Unrecht ist mit der Bekämpfung dieser Praktiken gewiss niemandem zugefügt worden. Die in dem neuen Gesetze angedrohten Strafen sind gewiss geeignet, von weiteren Versuchen solcher Art abzuschrecken. Art. 165 des Gesetzes lautet nämlich folgendermassen: »Wenn der Declarant eine falsche Factura überreicht und deren Correctheit mit seiner Unterschrift verbürgt hat, es sich jedoch herausstellt, dass die Factura gefälscht ist, so hat die Zollbehörde das Strafverfahren nach § 147 des Strafgesetzes einzuleiten und hiernach auf Gefängnis in der Dauer von drei Monaten bis zu einem Jahre zu erkennen.« Es werden also gewisse, bisher nur gefällsstrafrechtlich geahndete Vergehen in Hinkunft nach dem allgemeinen Strafgesetze beurtheilt und mit entehrenden Freiheitstrafen belegt. Nicht unwichtig ist ferner der Umstand, dass durch das neue Gesetz die Zollhinterziehungen der Zollbeamten geändert werden, beziehungsweise den Angebern, nicht wie bisher ein Drittel, sondern die Hälfte der Strafbeträge zuerkannt wird, was selbstverständlich eine Verschärfung der Wachsamkeit in dieser Richtung zur Folge haben wird.

Stand des Weinbaues in Croatien und Slavonien.

Unter dem vernichtenden Einflusse der Phylloxera und der Peronospora ist die Weinbaufläche in Croatien und Slavonien, welche Ende 1888 noch 118.227 Joch bedeckte, im Jahre 1897 aber bereits auf 72.840 Joch gesunken war, mit Ende 1898 auf 69.067 Joch zurückgegangen. Nachdem jedoch von dieser angeblich noch mit Reben bestockten Fläche im abgelaufenen Jahre 13.222 Joch durch die Phylloxera bereits so vollständig zerstört waren, dass sie gar keinen Ertrag mehr gaben, und weitere 6392 Joch aus der gleichen Ursache in sehr gemindertem Ertrage standen, nachdem ferner 9254 Joch Weingärten durch die Peronospora zum Absterben gebracht wurden, kann die noch ertragfähige Weinbaufläche nicht höher als mit 40.799 Joch angenommen werden. Aller Voraussicht nach sind aber auch die in jenen Bezirken gelegenen Weingärten, in denen derzeit zwar das Vorhandensein der Phylloxera noch nicht amtlich constatiert wurde, welche aber an bereits inficierte Weinberge der Nachbarbezirke anrainen, als verloren zu betrachten. Umso erfreulicher ist es, dass die zielbewusste Thätigkeit der croatisch-slavonischen Landesregierung bezüglich der Regenerierung der Weingärten schon einen für die dortigen Verhältnisse bedeutenden Erfolg aufzuweisen hat. Dieser Erfolg gewinnt noch an Bedeutung, wenn berücksichtigt wird, wie geringe Mittel dem Lande zur Verfügung stehen und mit welchen Schwierigkeiten man hier kämpfen muss, um Vorurtheile zu beseitigen und das Interesse am Weinbaue in dem nur zu häufig in Noth, Unwissenheit und Aberglauben versunkenen Volke wieder zu beleben. Kommt es doch vor, dass sich die Bevölkerung ganzer Gemeinden weigert, selbst gegen Peronospora und Oidium anzukämpfen, weil dem Volke eingeredet wurde, die aufgetauchten Rebenschädlinge seien eine unabwendbare Strafe Gottes, gegen die anzukämpfen sündhaft wäre. Trotzdem hat sich die Fläche der regenerierten Weingärten gegen den Bestand von 1897 nahezu verdoppelt und betrug Ende 1898 schon 17.514 Joch. Auch im laufenden Jahre schreiten die Arbeiten rüstig fort und da nun auch schon die kleineren Besitzer regenerierter Weingärten Schnitt- und Wurzelreben abzugeben beginnen, besteht auch kein Mangel an Regenerierungsmaterial. Überdies hat auch die Kenntnis der Veredlungsmethoden und ihre Anwendung durch die Abhaltung von Lehrcursen ihren Weg in die breiteren Schichten des Volkes gefunden. Was den Ertrag der Weingärten betrifft, war das Jahr 1898 kein günstiges. Als in vielen Gegenden neuer Schädling trat Oidium Tukerii mit solcher Vehemenz auf, dass infolgedessen die Lese von 2228 Joch ganz verloren gieng und 7423 Joch einen kaum nennenswerten Ertrag gaben. Der Gesammtertrag an Wein betrug 130.051 Hektoliter. Ausserdem wurden 41.130 Hektoliter als Most verkauft.

Die bosnische Elektricitäts-Actiengesellschaft.

Die von der Elektricitäts-Actiengesellschaft vormals Schuckert & Co. in Nürnberg für die obige Gesellschaft in Jaice erbaute Kraftcentrale und Carbidfabrik hat, wie mitgetheilt wird, am

24. März den Betrieb und die Carbidproduction begonnen. Die Anlage verfügt das ganze Jahr hindurch über eine constante Wasserkraft von 8500 HP. an den Turbinenwellen. Hiervon sollen 8000 HP. auf Carbid nach Schuckert'schem Verfahren arbeiten. Die Betriebseröffnung erfolgte einstweilen mit 2000 HP. Seit Ende April soll bereits die gesammte Anlage mit 8000 HP. auf Carbid arbeiten. Dieses Carbidwerk ist in seiner Art bis jetzt das grösste in Europa.

Eine holländisch-croatische Montangesellschaft.

In Amsterdam hat sich eine holländisch-croatische Montangesellschaft mit einem Capital von zwei Millionen Gulden gebildet. Zweck der Gründung ist die Erschliessung croatischer Bergwerke.

Der Wert der serbischen Eisenbahnen.

Die serbische Regierung liess die Eisenbahnen durch eine Fachcommission abschätzen. Der Gesammtwert der Eisenbahnen wurde mit 105 Millionen Dinaren festgestellt. Der ursprüngliche Wert der Eisenbahnen war 90 Millionen Dinare. Im Jahre 1894 wurde nach Vermehrung der Hochbauten und des Fahrparkes ein Wert von 90 Millionen Dinaren constatiert und jetzt, wo neuerdings verschiedene Zubauten und Vermehrungen am Rollmateriale vorgenommen wurden, hat sich der Wert auf 105 Millionen Dinare gehoben.

Bücherbesprechungen.

Sämmtliche zur Besprechung einlangende Bücher, Zeitschriften etc. finden in der Reihenfolge ihres Einlaufes an dieser Stelle bereitwilligste Aufnahme.

Neues über die Türkei.

Seit dem Bestande des ottomanischen Reiches hat sich kaum jemals eine solche Hochflut von Büchern und Broschüren, die Türkei betreffend, über den europäischen Büchermarkt ergossen, wie während der letzten Jahre. Aber auch nie sind über ein Land so widersprechende und so sehr von extremen Parteistandpunkten zeugende Urtheile und Meinungen veröffentlicht worden, wie sie die neuere und neueste Literatur über die Türkei aufweist — ein Beweis, dass es den Chronikern weniger darum zu thun war, ihr Publicum aufzuklären, als entweder auf das Sensationsbedürfnis desselben zu speculieren oder ihre Feder — bezahlt oder freiwillig — einer Tendenzpolitik zu widmen.

Am ärgsten treiben es in dieser Beziehung die Franzosen, deren Literatur eine Unzahl von Büchern aufweist, in denen Land, Leute und Regierung mannigfach behandelt wird. Die Veröffentlichungen von Victor Bérard, Paul de Regla, Kesnin Bey, Edmond Fazy sind zwar gründlich, aber umso weniger unbefangen und gerecht in ihren Urtheilen und Schlüssen. Einige davon sind in Romanform gehalten, andere geben sich als ernste Arbeiten, alle aber sind von dem selbstgefälligen fanatischen Geiste des Patriarchen in Nathan dem Weisen durchtränkt: der Türke muss gehängt werden. Am wertvollsten noch ist das Werk Edmond Fazys »Les Turcs d'aujourd'hui (Ollendorf, Paris): es ist zwar auch nicht frei von Übertreibungen und schiefen Urtheilen, aber im allgemeinen sachlich gehalten und umfasst ein reiches Material über Dinge und Persönlichkeiten, einschliesslich des diplomatischen Corps, im ottomanischen Reiche. Die Charakterzeichnungen sind, wenn auch beissend, meist recht zutreffend.

Weit angenehmer lesen sich die türkische Angelegenheiten behandelnden Werke der deutschen Literatur. Nur zwei davon seien hier hervorgehoben: das eine stammt von Paul Lindau und führt den Titel »Ferien im Morgenlande« (F. Fontane & Co., Berlin, Preis Mk. 3.50). Es sind das bloss Tagebuchblätter aus Griechenland, der europäischen Türkei und Kleinasien, aber nur ein Künstler des Stils, ein Mann von Welterfahrung und mit offenem Auge wie Lindau vermag den spröden Stoff der Reisebeschreibung in eine solche liebenswürdige, fesselnde Form zu kleiden. Historische Rückblicke wechseln mit landschaftlichen Schilderungen, an moderne Sittenbilder reihen sich Beobachtungen über orientalische Kunst, neben statistischen Aufzählungen und Zahlenreihen sind Anekdoten und sarkastische Bemerkungen wirkungsvoll eingeflochten. Die Reise nach Athen amüsiert ebenso, wie die Fahrt auf der anatolischen Bahn; für die schauerlichen Schilderungen des Blutfestes der Perser entschädigen die heiteren Ostertage am Goldenen Horn, sowie das fesselnde Capitel »Muhammed und die Frauen«. Lindau hatte durch seine Beziehungen beste Gelegenheit, Land und Leute eingehend zu studieren und übermittelt uns seine Eindrücke in seiner originellen, frischen Art.

Das zweite Werk heisst »Türke, wehre dich« von Dr. Hans Barth (Leipzig, Verlag der Reuger'schen Buchhandlung. Preis 3 Mark). Es ist ebenfalls ein anmuthiges Buch, das sich gegen die falsche Beurtheilung kehrt, welche die Türken bei den europäischen Nationen finden. Das sehr interessant geschriebene Werk zeigt uns die Türken im wahren Lichte, ihre Fehler werden ohne Nachsicht gerügt, aber auch ihre Vorzüge in entsprechender Beleuchtung hervorgehoben. Alles in allem wird die äusserst lesenswerte Schrift viel zur richtigeren Beurtheilung der Türken und ihrer Verhältnisse beitragen.

Auch in der englischen Literatur tritt das politische Moment, abgesehen von einigen Broschüren, z. B. über Armenien, die alle im kirchlichen Fahrwasser schwimmen, fast ganz zurück hinter den Reisebeschreibungen und verwandten Werken; freilich mangelt es auch da nicht an den üblichen Ausfällen gegen die Türkei und deren Bewohner. Ein recht interessantes, ziemlich gerechtes und unparteiisches Buch, das sich auch durch seine Ausstattung besonders von den französischen Werken vortheilhaft unterscheidet, ist der umfangreiche Band von Miller »Travels and Politics in the near East« (Fischer, Umoin); es handelt zwar nicht ausschliesslich von der Türkei, sondern vielmehr vom »näheren« Orient im allgemeinen und seinen Beziehungen zur Türkei und zu Europa, wird aber dadurch nur umso interessanter. Eine ähnliche Arbeit ist Beamans »Twenty years in the near East« (Methuen, London), in welchem der Verfasser neben Schilderungen aus Egypten und Kreta das Leben in Constantinopel behandelt. Von den über den Krieg erschienenen Werken seien hier erwähnt des bekannten Parlamentsmitgliedes Sir Ellis Ashmead-Bartletts »Battlefields of Thessaly« (Murray), das, von einem Laien für Laien geschrieben, den militärischen Fachmann weniger befriedigen mag. Immerhin aber liefert das Werk einen sehr lesenswerten Beitrag zur neueren Geschichte der Balkanhalbinsel, sowie der nationalen und religiösen Gegensätze auf ihr. Clive Bighams »With the Turkish army in Thessaly« (Macmillan) ist eine vorurtheilsfreie, aufrichtige Geschichte des Feldzuges von einem englischen Militär; für die türkische Armee hegt er grosse Bewunderung, wenn er auch die Mängel der Feuerdisciplin scharf tadelt. Zum Schlusse verdient besondere Erwähnung das Werk

The Travels and Adventures of the Turkish Admiral Sidi Ali Reïs. (Die Reisen und Abenteuer des türkischen Admirals Sidi Ali Reïs.) Von Armin Vámbéry. (London 1899, Luzac & Co.)

Es ist dies ein hochinteressantes Buch, mit welchem der rühmlichst bekannte ungarische Orientalist Prof. Vámbéry vor das englische Lesepublicum getreten ist. Es bildet die Übersetzung einer alten Reisebeschreibung, welche der türkische Admiral Sidi Ali Reïs über seine in den Jahren 1553—1556 unternommenen Reisen in Indien, Afghanistan, Centralasien und Persien herausgegeben hat. Obgleich sich das Buch nur als Übertragung eines fremden Werkes gibt, geht sein Wert dennoch weit über den einer Übersetzung hinaus, denn sein gelehrter Herausgeber hat in einer Einleitung und zahlreichen Anmerkungen eine solche Fülle interessanter Daten angeführt, dass diese allein für mehrere wissenschaftliche Abhandlungen genügen würden. Prof. Vámbéry schildert uns den Verfasser des Buches als einen echten Typus der islamitischen Cultur seiner Zeit und als einen Vertreter jener Classe von Civil- und Militärwürdenträgern, deren Einfluss es hauptsächlich zuzuschreiben ist, dass das ottomanische Reich jene hohe Stufe der Cultur erreicht hat, welche es unter der Herrschaft Solimans des Grossen einnahm. Sidi Ali war vom Standpunkte seiner Zeit nicht bloss ein hervorragender Kenner der nautischen Wissenschaften, sondern zeichnete sich auch als Mathematiker, Astronom, Geograph, Theolog und Poet vielfältig aus; am anziehendsten aber ist sein glühender Patriotismus und sein unerschütterliches Vertrauen in die Grösse und Macht des ottomanischen Reiches, welches in seinem Werke überall zutage tritt. Man kann sich aus seinem Werke ein vollkommenes Bild des moslemitischen Asien des XVI. Jahrhunderts bilden. Historiker, Geographen, Ethnographen und Sprachforscher werden ihre Kenntnisse aus diesem Werke in schätzenswerter Weise bereichern können, aber auch für den Laien ist die Schilderung der zahlreichen Abenteuer, welche die kleine Truppe Sidi Alis zu bestehen hatte, überaus anziehend und interessant. Besonders wertvoll sind auch die zahlreichen Weisheitsregeln, welche der türkische Verfasser in seine Erzählung einstreut. Das Buch wurde übrigens schon mehreremale in moderne Sprachen übertragen, allein die früheren Übersetzungen sind bereits veraltet und so hat Prof. Vámbéry durch seine sorgfältige Arbeit die wissenschaftliche Welt jedenfalls zu Dank verpflichtet. —

Ethnographia. X. Jahrg., Nr. 1. Redigiert von Dr. Bernhard Munkácsi und Dr. Julius Sebestyén.

Das Jänner-Februar-Heft des Organes der ungarischen ethnographischen Gesellschaft ist mit folgendem Inhalte erschienen: Dr. Julius Sebestyén: Die Denkmäler des avarisch-székler Zusammenhanges. Béla Vikár: Volkspoesie des Somogyer Comitates. Johann Kovács: Die Quacksalber- und Zaubermittel im Szegediner Hexenprocesse (3. Fortsetzung). Luise Harmath: Székler Volksgebräuche. Dr. Wilibald Semayer: Die Ethnographie in deutschen Museen (III. Prag). Literatur (Tibet-ungar. Sprachstudien und turanische Sprach- und Volksstudien, besprochen von Bernhard Munkácsi. »Die Donauländer«, besprochen von B. M. Über ungarische und rumänische Volkssagen von Ludwig Katona. Ethnographische Bibliographie von Árpád Hellebrant.) Vereinsangelegenheiten. Ethnographische Nachrichten. (Minister Wlassics für die Volksschullehrer. Die Angelegenheit des slavischen ethnographischen Museums in St. Petersburg. Die ethnographische Preisausschreibung eines Provinzblattes. Das ethnographische Museum in Stockholm. Über ungarischen Stil. Das persische Volkslied. Ein wunderlicher Kauz.) Gerichtliche Ethnographie. (Das Bad der Rosi Szemenke. Die Arznei des alten Weibes. Die Leichenschänder.) Die reichhaltige Zeitschrift erscheint zweimonatlich. Abonnementspreis ganzjährig 3 fl., Ladenpreis 5 fl. Mitglieder erhalten dieselbe gratis. ***

Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini.

Soeben ist der erste Band des XI. Jahrganges dieses trefflichen Organes des Landesmuseums in Serajewo erschienen. Derselbe bringt auch diesmal eine Fülle wissenschaftlicher und folkloristischer Aufsätze. Vor allem eine Abhandlung Ferd. Kochs über das Vorkommen von Beryllen in der Motajica-Planina in Bosnien. Hierauf folgt ein Aufsatz von Theodor Ippen über alte Kirchenruinen in Albanien mit neun nach Photographien angefertigten Illustrationen, darunter eine Inschrift der Ruine in Sirdži unweit von Scutari mit dem Nachweise, dass die Gemahlin des serbischen Königs Stefan Uroš II., des Erbauers dieser Kirche, eine Katholikin gewesen. Dr. Ludwig von Lorenz-Liburnau schildert in interessanter Weise die Wildziegen des griechischen Archipels, von welchen das Serajewoer Museum eine hübsche Collection in präpariertem Zustande und der Park zu Ilidže eine Colonie lebender Exemplare aufweist. Der Abhandlung sind prachtvolle Illustrationen beigegeben. Custos Dr. Karl Patsch berichtet über seine jüngsten archäologisch-epigraphischen Untersuchungen in Dalmatien und der Lika, wie auch über zwei Mithren-Reliefs, die dieser fleissige und gewissenhafte Forscher entdeckt hat. Dr. J. Bokić bespricht das Vorkommen der Schmarotzerpflanze Viscum album in Bosnien. Der Assistent der bosnisch-herzegowinischen Staatsbahnen, Karl F. Maly, hat sich mit »Floristischen Beiträgen« eingestellt. Der reichhaltige folkloristische Theil bringt eine stattliche Anzahl interessanter Volksbräuche und Sagen aus Dalmatien, Bosnien und der Herzegowina. Die vom Hofrath Constantin Hörmann vortrefflich redigierte Zeitschrift kostet jährlich — sie umfasst vier stattliche Bände — bloss 2 fl. —r.

Statistisches Jahrbuch des Königreiches Serbien (Annuaire statistique du royaume de Serbie). Zweiter Band 1894—1895. Belgrad 1898. Königl. serbische Staatsdruckerei.

Wie seine Vorgänger, enthält auch dieses neueste Jahrbuch des statistischen Bureaus des königl. serbischen Ministeriums für Volkswirtschaft eine Fülle interessanter statistischer Daten in übersichtlicher Bearbeitung. Das schön ausgestattete Werk enthält 22 Abschnitte: Staatsgewalt (geographische Lage und politische Eintheilung), Oberfläche und Bevölkerung, Bewegung der Bevölkerung, Ackerbau, Viehzucht, Preise, Monopole (Tabak, Salz, Petroleum), Bergbau, Brauereien und Dampfmühlen, Verkehr (Post und Telegraph, Eisenbahn, Schiffahrt), Handel, Finanzen, Geldinstitute, Versicherungsgesellschaften, Kirche, öffentlicher Unterricht, Sanität, Justiz, öffentliche Bauten, Heerwesen, Meteorologie, Allerlei.

Der instructiven Publication entnehmen wir folgende, allgemeines Interesse erweckende Daten:

Die Bruttoeinnahme der serbischen Staatseisenbahn betrug im Jahre 1893 5.5168.18, im Jahre 1894 5.741.000, im Jahre 1895 5.558.000 Dinare; der Rein-

ertrag sank in diesen drei Jahren von 2.402.000 des Jahres 1893 auf 1,902,000 Dinare im Jahre 1895.

Von Kirchen und Klöstern gab es in Serbien im Jahre 1891: 540 Kirchen, 25 Kapellen, 50 Klöster; im Jahre 1895: 596 Kirchen, 31 Kapellen und 50 Klöster. Indem in diesen 4 Jahren die Zahl der Kirchen um 56 und die Zahl der Kapellen um 6 zunahm, sank merkwürdigerweise die Zahl der weltlichen Priester von 1016 des Jahres 1891 auf 997 des Jahres 1895, indessen die Zahl der Ordensbrüder (Klostermönche) von 1891 bis 1895 von 72 auf 85 stieg.

Höhere und Mittelschulen gab es in Serbien im Jahre 1895 insgesammt 37 (14 Obergymnasien, 10 Untergymnasien, 2 Realschulen, 6 höhere Mädchenschulen, je eine theologische Facultät, Lehrerpräparandie, Handelsschule, landwirtschaftliche Schule und Militärakademie) mit 546 Lehrern und 7365 Schülern und Schülerinnen. Für diese Schulen wurden insgesammt 1,522,254 Dinare verausgabt, durchschnittlich also 210 Dinare per Schule. Elementarschulen gab es in diesem Jahre 977 (und zwar 847 für Knaben, 130 für Mädchen; davon 156 städtische, 821 Dorfschulen) mit 1059 Lehrern und 757 Lehrerinnen und 73,522 Schülern (61,697 Knaben und 11,825 Mädchen).

An Sanitätspersonal zählte Serbien im selben Jahre: 122 Ärzte, 93 Hebammen, 58 Apotheker mit 62 Gehilfen und 24 Thierärzte. In 27 Spitälern waren 196 Krankenwärter angestellt; in 1558 Betten wurden das Jahr hindurch 18.350 Kranke gepflegt, deren Kosten sich auf 771.049 Dinare beliefen, so dass auf einen Patienten durchschnittlich 42 Dinare entfielen.

Lesevereine finden wir in Serbien im Jahre 1895 im ganzen 35 mit 1913 Mitgliedern. Die Einnahmen beliefen sich auf 27.339, die Ausgaben auf 23.844 Dinare. In den Lesesälen lagen insgesammt 555 Journale und Zeitschriften auf (432 serbische und 123 ausländische). Das Inventar aller dieser Vereine enthält 5940 Bücher, 25 Mappen und 157 Bilder. Alle 35 Lesevereine verfügen über ein Capital von 33.500 Dinaren, denen eine Gesammtschuld von bloss 220 Dinaren gegenübersteht.

Der Raum gestattet uns leider nicht, auch anderes Wissenswerte dem interessanten Jahrbuche zu entnehmen, auf dessen weitere Ausgaben mit Spannung entgegengesehen werden darf. Denn im letzten Quinquennium ist auch in Serbien auf allen Linien des öffentlichen Lebens intensiv gearbeitet worden und manches, was aus obigen Ziffern etwa armselig hervorlugen mag, ist mittlerweile zum Vortheile des wacker vorwärtsstrebenden Landes anders geworden. * * *

Beschreibender Katalog der ethnographischen Sammlung Ludwig Birós aus Deutsch-Neu-Guinea (Berlinhafen). Auf Unkosten der ungarischen Akademie der Wissenschaften und des ungarischen Nationalmuseums herausgegeben durch die ethnographische Abtheilung des ungarischen Nationalmuseums. Mit 23 Tafeln und 20 Textfiguren. Budapest, 1899.

Die jüngste Abtheilung des ungarischen Nationalmuseums, die im Monate Juni des vorigen Jahres vom Unterrichtsminister Dr. Julius Wlassics eröffnete ethnographische Abtheilung, ist soeben mit ihrer ersten Edition vor die Öffentlichkeit getreten, einem wahren Prachtwerke, in welchem in der Form eines »Catalogue raisonné« die Sammlung des in Neu-Guinea weilenden ungarischen Naturforschers Ludwig Biró aufgearbeitet ist. Der Katalog, ein Quartband im Umfange von 14 Bogen, ist in deutscher und ungarischer Sprache erschienen und enthält folgende fünf Gruppen: I. Kleidung und Körperschmuck (darunter mannigfachster Kopfschmuck, Nacken- und Brustschmuck, Armbinden und Armbänder); II. Hausgeräthe und Werkzeuge (Feuerreibholz, Löffel aus Muschel- und Cocosschalen, Bastkörbe und Ranzen, Stein- und Muschelbeile, Knochengeräthe, Schlafschemel, Holzgeschirre); III. Cultus-Objecte (Religion, Aberglaube und Talismane, Tanzgeräthe, Ruftrommel); IV. Waffen und anderweitige Objecte (Knochendolche, Bögen, Pfeile, Rindengürtel, Lanzen und Fischspeere); V. Verzeichnis der Photographien (photographische Originalaufnahmen). Die Edition dieses in der ungarischen Fachliteratur bisher einzig dastehenden Werkes wurde vom Director des Nationalmuseums, Ministerialrath Emerich v. Szalay, initiiert und von der ungarischen Akademie der

Wissenschaften unterstützt, deren leitende Kreise eingesehen hatten, dass die Veröffentlichung der herrlichen Sammlungen Ludwig Birós eine unerlässliche Pflicht sei, sowohl gegenüber dem in der Fremde rastlos arbeitenden ungarischen Forscher, als auch gegenüber der europäischen ethnographischen Fachwissenschaft, für welche die Resultate des ungarischen Forschers von grösstem Interesse sind. So wurde die Biró'sche Sammlung schon vor dem Erscheinen des Kataloges in der ausländischen Fachliteratur als hervorragendste Materialquelle benützt.

Der Katalog wurde mit Hilfe der Notizen Ludwig Birós vom Leiter der ethnographischen Abtheilung, Dr. Johann Jankó, ferner von den Beamten dieser Abtheilung Dr. Willibald Semayer und Sigm. Bátky verfasst. Die Illustrationen stammen von Aurel Richter. Die gediegene Ausstattung gereicht der Firma Hornyánszky zur Ehre. Der Preis des schönen Werkes beträgt 3 fl.

* * *

Hrvatski salon (Croatischer Salon). Agram, Verlag der Actiendruckerei.

Unter diesem Titel ist in der croatischen Landeshauptstadt ein Ausstellungsalbum für graphische Künste anlässlich der im December 1898 feierlich eröffneten Gemäldeausstellung heimischer Künstler erschienen.

Die Entwicklung der croatischen Kunst ist noch ein nahezu jungfräuliches Gebiet für die wissenschaftliche Forschung. Vor nicht langer Zeit noch hat man von einer croatischen Malerei kaum noch etwas gehört und heute erfreuen sich croatische Künstler in Europa eines wohlverdienten guten Rufes. Dieser Aufschwung der croatischen Kunst tritt aber ganz plötzlich und fast unvermittelt ein. Wohl gibt es aus früheren Jahrhunderten vereinzelte Wandmalereien in Kirchen und Klöstern. Diese Überreste heimischer Kunst jedoch sind Anlehnungen an die italienische Kunst und durch und durch von italienischem Geiste beseelt.

Nicht etwa im Mangel an der entsprechenden Eignung der croatischen Race liegt es, dass die croatische Kunst auf keine glänzende Vergangenheit zurückzublicken vermag, als vielmehr in der Ungunst der Verhältnisse, die ja bestimmend sind für die Form, in der die Denkungsart einer Nation ihren Ausdruck findet. Ein Blick in die Geschichte Croatiens, welches Jahrhunderte hindurch schwere Kämpfe um das Dasein und um die allgemeinen Güter des Christenthums geführt hat, beweist zur Genüge, dass weder Zeit noch Gelegenheit da war, höhere culturelle und künstlerische Ziele zu verwirklichen. In der Vertheidigung der materiellen Existenz verdrängte das Schwert Griffel und Pinsel. Auch war der vaterländische Boden noch nicht geeignet, die Künstlerseele genügend zu nähren; es fehlte an Kunstverständnis und an einem Kunstcentrum. Und da die Kunst nicht nur nach Brot, sondern auch nach Herrensucht geht, so ist es nicht zu verwundern, dass mit der Wiedergeburt der croatischen Literatur, die in den letzten Decennien zu ungeahnter Grösse erblühte, nicht auch der Strahl künstlerischer Begabung hervorbrach, um am umwölkten Himmel der nationalen Cultur eine glänzende Bahn zu beschreiben.

Erst mit dem Eintritte der Ära der allgemeinen Entwicklung, der ruhigen Arbeitsamkeit und des ernsten culturellen Strebens ist auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst in Croatien ein bedeutender Aufschwung wahrnehmbar, vornehmlich, seit in Agram eine Colonie von jungen Künstlerkräften sich zusammengethan, um im edlen Wettstreite den Geschmack des Publicums zu läutern, seinen Sinn für das Schöne zu entwickeln.

Endlich verspürt man auch in Croatien einen Hauch vom heiligen, tiefen Ernst, der die Schöpfer zahlreicher Kunstwerke erfüllt, welche in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten herrlichen Kunstpavillon Rechnung geben von den Bestrebungen der wackeren Kunstjünger.

Nun wurde auch noch die glückliche Idee zur Herausgabe eines Ausstellungsorganes verwirklicht und die uns vorliegenden vier Hefte »Salon« mit hübschen Reproductionen zahlreicher Werke von Bukovac, Frangeš, Iveković, Čikoš, Tišov und anderer und mit seinen lesenswerten literarischen Beiträgen wohlklingender Namen der croatischen Schriftstellerwelt gewährt einen tiefen Einblick in die geistige Werkstätte Jung-Croatiens, in welchem frisches Leben pulsiert, gehobene Schaffensfreude sich bemerkbar macht. sp.

Vjestnik kr. hrv.-slav.-dalm. zemaljskog arkiva (Organ des kön. croat.-slav.-dalm. Landesarchivs).

Auch das zweite Heft dieser von uns bereits besprochenen, von Dr. Ivan Bojničić redigierten wissenschaftlichen Zeitschrift bringt eine reiche Auswahl interessanten Lesestoffes. An erster Stelle begegnen wir einer bemerkenswerten Studie von Prof. Alois Klaić »Die croatischen Banuse zur Zeit der nationalen Dynastie«. Die Ausführungen des gelehrten Verfassers concludieren dahin, dass während der nationalen Dynastie der Banus als erste Persönlichkeit nach dem Könige galt. Anfangs war der Banus der Verweser (vicarius) des croatischen Fürsten im einstigen alten Liburnien, ohne auf die Geschicke des engeren Croatien einzuwirken. Erst im X. Jahrhundert, nachdem das Fürstenthum Croatien in ein Königreich umgewandelt ward, bekleidete der Banus eine Staatswürde. Der erste namentlich bekannte Banus war Pribunja während der Regierung des Königs Krešimir des Älteren (um das Jahr 945). Dieser Banus stieg zu solcher Macht, dass er Krešimirs Sohn Friedrich vom Throne stürzte (949). Pribunjas Nachfolger sind stets die Ersten im Reiche, die selbst von den Königen »potentes bani« genannt werden. Im XI. Jahrhundert war die Banuswürde so mächtig, dass einige Banuse sogar den Königsthron besteigen konnten, so Dimitrija Zvonimir und Peter Svačić, der letzte croatische König aus nationalem Geblüte. — Der Historiker Ivan Tkalčić liefert geschichtliche Daten zur Biographie und Wirksamkeit des Agramer Bischofs Augustin Kazoti (von 1266 bis 1322). — Redacteur Bojničić berichtet über Jacob von Bribir aus dem Geschlechte Šubić. — Emil Laszowski beendet seine »Auszüge aus den auf die Klöster in Syrmien bezughabenden türkischen Urkunden«. Derselbe liefert neue Beiträge zur Geschichte der Hexenverfolgung in Croatien. — Dr. G. Manojlović theilt Bruchstücke aus der in syrischer Sprache verfassten Kirchengeschichte Johanns von Ephesus mit, die sich auf die Balkanländer beziehen. Unter »Allerlei« befinden sich zahlreiche interessante Notizen von Bojničić, Laszowski, Barić und anderen. (Einige croatische Gaugrafen schliessen einen Friedensvertrag mit den Bewohnern in Arbe 1268. Das Siegel des Sigismund Mrnjavčić 1660. Die adeligen Curien im Archidiaconate Gorica 1683. Das Wappen der Stadt Peterwardein vom Jahre 1751). Den Schluss bilden einige Bücherbesprechungen. Der gediegene »Vjestnik«, der sich auch typographisch gefällig präsentiert, erscheint vierteljährlich in je vier Druckbogen umfassenden Heften und kostet per Jahrgang 3 fl. —r.

A művészi nevelés a középiskolában (Die künstlerische Erziehung in der Mittelschule). Von Béla Lázár. Budapest, Athenaeum, 1899.

Seit Minister Julius v. Wlassics an der Spitze des ungarischen Cultus- und Unterrichtswesens steht, ist auch im Kunstleben Ungarns eine erfreuliche Wendung zum Besseren, auf dem Gebiete der schönen Künste allenthalben ein kräftiges Vorwärtsstreben, ein wetteiferndes Vorwärtsdrängen bemerkbar. In der Reihe der bahnbrechenden Ideen des nimmerrastenden Ministers ist nicht die letzte diejenige, die darauf gerichtet ist, in geeigneter Weise den Sinn der Schuljugend für Kunst zu erwecken, und indem ihr das Verständnis für das ewig Schöne beigebracht wird, ihren Geschmack zu läutern und ihre Denkungsart zu veredeln.

Der auf dem Gebiete der ästhetischen Forschung unermüdliche Autor der vorliegenden Broschüre hat es nun, gestützt auf Aussprüche berühmter Männer und mit Zuhilfenahme interessanter Gleichnisse bezüglich einschlägiger Institutionen fremder Staaten, unternommen, die Modalitäten klarzulegen, unter welchen den edlen Intentionen des kunstsinnigen Ministers entsprochen und die lernende Jugend mit den veredelnden Kunstbegriffen vertraut gemacht werden könnte.

Der anregenden Broschüre ist vornehmer Ton, überzeugende Kraft der Darstellung, stellenweise schwungvolle Diction und jene vollkommene Beherrschung des besprochenen Gegenstandes nachzurühmen, die alle Arbeiten dieses ausgezeichneten ungarischen Ästhetikers kennzeichnet. —c—

Geschichte der Ungarn. Von Dr. Eugen Csuday. Deutsch von Dr. M. Darvay. Grossoctav mit den Bildnissen Árpáds und Franz Josef I. von Gustav Morelli.

Selbstverlag. Preis broschiert in 2 Bänden 15 Mark.

Es ist eines der bestgeschriebenen vaterländischen Geschichtswerke, welches sich durch gediegenes, auf Quellenstudien fussendes Wissen und eine treffliche, populäre Darstellungsform auszeichnet und worin die Geschichte Ungarns bis in die jüngste Zeit (1890) geschildert wird. Verfasser und Übersetzer haben alles gethan, damit dem deutschen Publicum ein in jeder Beziehung verlässliches, das Verständnis der Thaten des ungarischen Volkes erleichterndes, von patriotischem Geiste und gesundem, politischem Sinn durchdrungenes Geschichtsbuch geboten werde. Da ein solches Werk in neuerer Zeit fehlte, indem die letzten ähnlichen Arbeiten veraltet sind und kaum bis zum Freiheitskampfe reichen, darf die vorliegende Geschichte Ungarns, deren Ausstattung eine vornehme ist, freudig begrüsst werden und des Dankes und der Anerkennung aller Patrioten sicher sein.

* * *

Povjestničke crtice Kreševa i franjevačkoga samostana (Historische Skizzen über Kreševo und das Franciscanerkloster). Von P. Ignatius Strukić, Katechet und Redacteur des »Franjevački Glasnik«. Mit einer topographischen Karte und 15 Abbildungen. Serajewo, 1899. Verlag der »Bosnischen Post«. Preis 80 kr.

Mit der Herausgabe des vorliegenden Werkes hat der verdienstvolle Autor eine edle und patriotische That vollbracht. Indem er die Geschichte Kreševos und seines altehrwürdigen Franciscanerklosters in anziehender Weise schildert, beleuchtet er gleichzeitig die märtyrerhafte Wirksamkeit der bosnischen Franciscanermönche, die ihre schwierige Mission als Verbreiter der christlichen Lehre und als auf dornenvollen Pfaden wandelnde Pionniere der Civilisation in aufopferndster Weise erfüllen. In ergreifenden Schilderungen lässt uns der Verfasser die endlosen Qualen, Leiden und Bitternisse ahnen, welche der selbstlose Orden Jahrhunderte lang in türkischer Sclaverei in ihrem Kampfe um Glauben und Freiheit erdulden musste.

Das Werk besteht aus 5 Abschnitten. Im ersten wird uns das alte, im zweiten das heutige Kreševo vorgeführt. Wir lernen im ersten die Patarenersecte kennen, die einen so verhängnisvollen Einfluss auf die Geschichte Bosniens geübt hat; der zweite macht uns mit der natürlichen Lage, der Bevölkerung, den Volksgebräuchen, dem Dialecte, der Beschäftigung u. s. w. bekannt, indessen die folgenden Abschnitte ganz der Geschichte des Klosters, von seiner Begründung im XIV. Jahrhundert an bis auf den heutigen Tag gewidmet sind. Alle Wechselfälle desselben: wie es im Jahre 1463 in türkische Hände gefallen, zerstört, wieder aufgebaut, im Jahre 1765 zu Asche niedergebrannt, dann wieder neu erstanden, all das schildert der Verfasser in fesselnder Weise und — im Bewusstsein einer guten Sache — in warmem, überzeugendem Tone, voll Wahrheitsliebe und patriotischen Gefühls. Wir begrüssen das schöne Werk als ernste Arbeit eines gewiegten Literaten aufs freudigste, denn er liefert zur Geschichte Bosniens einen wertvollen Beitrag.

—i—

România (Rumänien) von Adolf Strauss.

Das vorliegende Werk ist als 4. und 5. Nummer der Sammlung »Iparosok olvasótára« (Bibliothek für Gewerbetreibende) erschienen. Der Verfasser beschreibt die volkswirtschaftlichen und ethnographischen Verhältnisse Rumäniens und die Entstehungsgeschichte dieses Balkanstaates, welcher heute einen Vorposten der europäischen Civilisation im Orient bildet. Ausführliche Capitel sind gewidmet den Volkssitten, der Volkswirtschaft, den finanziellen, Verkehrs-, Sanitäts- und Justizverhältnissen in Rumänien, der Heeresverfassung, dem Unterrichte, den geographischen und klimatischen Verhältnissen und den wichtigeren Handels- und Gewerbefactoren in diesem Staate. Schliesslich bietet das Werk einen kurzen Abriss der Literatur- und Kunstgeschichte in Rumänien. Der Band, welcher mit zahlreichen Illustrationen versehen ist, kostet 60 kr. und ist im Verlage der Hofbuchhandlung R. Lampel (Ph. Wodianer & Söhne) erschienen.

»Pester Lloyd.«

Über croatische Colonien in Mähren, Unter-Österreich und im westlichen Ungarn. Ethnographische Studien Von Ivan Milčetić. Agram, 1899. Verlag der Actiendruckerei.

Die in diesem Büchlein flott geschriebenen Reiseschilderungen des vortheilhaft bekannten croatischen Schriftstellers verdienen in mehrfacher Hinsicht Beachtung. Es sind dies nicht leicht hingeworfene Eindrücke eines schriftstellernden Touristen, auch keine verschwommenen Momentphotographien, sondern wirkliche, ernsthafte Studien, auf comparativer Grundlage basiert, mit einer Fülle interessanter ethnographischer Skizzen und sprachwissenschaftlicher Bemerkungen durchsponnen. Die Licht- und Schattenseiten der inmitten fremder Elemente vegetierenden Oasen des Croatenthums sind im Buche ziemlich gleichmässig vertheilt. Nicht überall sieht der Verfasser die Zukunft der croatischen Race gesichert, der fremde Einfluss droht vielmehr in den meisten Gegenden Mährens und Unter-Österreichs die croatische Bevölkerung zu entnationalisieren, während die Croaten in der Ödenburger Gegend an ihre Traditionen sich klammern, croatische Schulen unterhalten, in denen wohl auch die ungarische Sprache gelehrt wird, nichtsdestoweniger aber Magyarisierungsversuchen kräftigen Widerstand leisten. Aber auch hier wird die Intelligenz in fremdem Geiste erzogen.

Das mit 5 Illustrationen geschmückte Werkchen ist in schönem Stile geschrieben und bietet eine anregende Lectüre.

—i—

Ruthénekröl (Über Ruthenen).

So betitelt sich eine monographische Skizze aus der Feder des Kostrinaer griechisch-katholischen Geistlichen Constantin Michael Lengyel. Auf Grund langjähriger Erfahrung bespricht der Autor die traurige Lage der Ruthenen, gibt eine ausführliche Schilderung der geographischen Verhältnisse ihrer Wohnorte und beschäftigt sich eingehend mit ihren Sitten, ihrem geistigen und religiösen Leben. Das gut geschriebene, einer guten Sache dienende Buch ist bei Moriz Lévai in Ungvár um den Preis von 1 fl. erhältlich. ^

Österreichische Monatsschrift für den Orient. Wien, 1899. (Redacteur R. v. Roessler.)

Das Februar- und Märzheft dieser vornehmen, den Interessen des Orients vorzüglich dienenden Zeitschrift ist mit folgendem Inhalte erschienen: Ethnographisches aus Ostturkestan. Von H. Vámbéry. — Das Congogebiet vom wirtschaftlichen Standpunkte. Von Hofsecretär E. v. Maurig. — Die wirtschaftliche Erschliessung Chinas. Von L. — Geschichte Formosas. Von -l. Die Wirtschaftsverhältnisse Ostasiens. Vom kaiserl. Rath A. Wiesenburg. — Die Filipinos als Herren im eigenen Hause. Eine ethnographisch-politische Studie von F. Blumentritt. — England und Russland in Afghanistan. — Chronik. — Miscellen. — Literatur. — Unter dieser Rubrik wird auch das 1. Heft der »Donauländer« von Prof. Dr. R. Sieger eingehend besprochen, ein endgiltiges Urtheil über unsere Zeitschrift jedoch behält sich der Herr Recensent für einen späteren Zeitpunkt vor. — Die elegante Monatsschrift erscheint im Verlage des k. k. österr. Handelsmuseums (Wien, IX 1. Berggasse 16) Mitte jeden Monates. Abonnement ganzjährig 5 fl. △

Wanderungen in Begleitung eines Naturkundigen. Herausgegeben von Dr. K. G. Lutz (Stuttgart, C. Hoffmann'sche Verlagshandlung A. Bleil).

In diesem Werke wird in erster Linie all das aus dem Naturleben geschildert, was ein naturkundiger Vater seinen Kindern, was ein Lehrer seinen Schülern bei ihren Wanderungen durch die Natur zunächst erklären und mittheilen soll. Besonderer Wert ist in diesem Buche auf die Lebensäusserungen bei Thieren und Pflanzen, auf ihre Entwicklung, auf ihre Bedeutung im Haushalte der Natur, auf ihre Stellung in Sage und Dichtung gelegt worden; während im geologischen Theile des vorliegenden Werkes insbesondere die Umgestaltung der Erdoberfläche in der Vorgeschichte durch Darstellung der gegenwärtig wirkenden Ursachen dargelegt wird. Die Verlagshandlung hat alles aufgeboten, um dem reich illustrierten Werke eine gute Ausstattung zu geben. Monatlich erscheinen zwei Lieferungen à 36 kr., das ganze Werk wird aus 12 Heften bestehen. △

A. Hartlebens Statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. VII. Jahrgang, 1899.

Übersichtliche Zusammenstellung von Regierungsform, Staatsoberhaupt, Thronfolger, Flächeninhalt, absoluter und re-

lativer Bevölkerung, Staatsfinanzen (Einnahmen, Ausgaben, Staatsschuld), Handelsflotte, Handel (Einfuhr und Ausfuhr), Eisenbahnen und Telegraphen, Zahl der Postämter, Wert der Landesmünzen in deutschen Reichsmark u. österreichischen Kronen, Gewichten, Längen- und Flächenmassen, Hohlmassen, Armee, Kriegsflotte, Landesfarben, Hauptstadt und wichtigsten Orten mit Einwohnerzahl nach den neuesten Angaben für jeden einzelnen Staat. Ein grosses Tableau (70/100 *cm*). Gefalzt 30 kr. (A. Hartlebens Verlag in Wien).

Diese Tabelle vereinigt eine reiche Fülle von geographisch-statistischen Angaben über alle Staaten der Erde in ungemein übersichtlicher Anordnung. Die Tabelle enthält in ihren einzelnen Rubriken: Regierungsform, Staatsoberhaupt, Thronfolger, Grösse und Bevölkerung, Staatsfinanzen, Handel und Handelsflotte, Eisenbahnen, Telegraphen, Zahl der Postämter, Geld, Masse und Gewichte, Armee und Kriegsflotte, Landesfarben, Hauptstadt und andere wichtigste Orte mit Einwohnerzahl. Und alle ihre Angaben sind vollkommen verlässlich. △

A Tisza hajdan és most (Die Theiss einst und jetzt). Unter diesem Titel hat das königlich ungarische Ackerbauministerium ein Werk herausgegeben, welches von dem gewiegten Leiter des hydrographischen Bureaus, Herrn Sectionsrath Josef v. Péch, redigiert wurde. Das Werk erscheint in sieben Theilen. Vorerst wurde der vierte Theil veröffentlicht, welcher die Flussprofile der Theiss behandelt. Die anderen Theile werden später ausgegeben werden. Wir können nicht umhin, zu erklären, dass ein so gründliches Werk über einen Fluss bisher nicht veröffentlicht wurde. Alle nur wünschenswerten Daten, welche zur Beurtheilung des inneren Lebens und des Organismus eines Flusses dienen, sind darin in einer solchen Fülle und in so logischer Reihenfolge enthalten, dass deren Lectüre die vollständigste Befriedigung der Fachleute erweckte. Da die zur Verfügung gestellten Daten den gegenwärtigen Zustand der Theiss und jenen vor der Regulierung in vergleichender Form darstellen, so ist der fachmännische Leser in der Lage, sich ein klares Bild über die Wirkungen der Theissregulierung zu verschaffen. Mit anerkennenswerter Offenheit werden in diesem Werke die Schlussfolgerungen über die Resultate der Theissregulierung gezogen, so dass auf deren Grundlage ein zweckentsprechendes Programm für die noch durchzuführenden Arbeiten aufgestellt werden kann. Ein abschliessendes Urtheil über die gesammte Theissregulierung kann erst nach dem Erscheinen der übrigen Theile des Werkes gefällt werden. Billig und gerecht ist es, die Aufmerksamkeit des königl. ung. Ackerbauministeriums auf einen sehr wichtigen Umstand zu lenken. In den Achtzigerjahren hat dieses Ministerium ein grösseres umfassendes Werk über den Stand der ungarischen Waldungen veröffentlicht, und zwar in mehreren europäischen Sprachen. Es wäre sehr zu wünschen, wenn dieser Vorgang auch jetzt beobachtet würde. Das vorliegende Werk, welches mit augenscheinlicher Gründlichkeit ausgearbeitet wurde, verdient es in hohem Masse, dass dasselbe auch in deutscher Sprache erscheine. Die Fachmänner Deutschlands würden mit Genugthuung ein solches Werk begrüssen, das speciell den Theissfluss behandelt, und Ungarn würde einen wissenschaftlichen Erfolg erzielen, der einen deutlichen Beweis für die Culturbestrebungen dieses Landes bildet. Bei den vielen Vorzügen, die dieses Werk besitzt, kann man mit Beruhigung einer Kritik des Auslandes entgegensehen. Wir schliessen unsere Bemerkungen mit dem Wunsche, dass dieses Werk von den Fachleuten eifrig gelesen und gewürdigt werde. △

Durch Syrien und Kleinasien. Reiseschilderungen und Studien aus dem Jahre 1896 von Roman Oberhummer und Heinrich Zimmerer. 32 Bogen gr. 8° mit 15 Lichtdrucktafeln und ca. 50 Abbildungen im Text, sowie einer Übersichtskarte von Dr. B. Hassenstein. Preis elegant gebunden Mark 18.

Das Buch enthält die Ergebnisse einer Orientreise, die im Jahre 1896 von Münchener Forschern: Roman Oberhummer und Heinrich Zimmerer unter den Auspicien der Geographischen Gesellschaft zu München ausgeführt wurde. Die Reise führte von Beirut über Damaskus, Aleppo und den cilicischen Taurus nach Kappadokien, dessen Geschichte ein längerer Abschnitt gewidmet ist, am Flusslauf des

Halys entlang und schliesslich von Katsarieh heimwärts. Die persönlichen Erlebnisse treten in den Hintergrund gegen das reiche historische, archäologische, geologische und botanische Material, das mit viel Fleiss und Gründlichkeit zusammengetragen ist. Der zweite Theil des 32 Bogen starken Bandes enthält wertvolle Originalbeiträge der Gelehrten Preyer, Riggauer, von Ammon, Hanz, Eugen Oberhummer, M. Schlagintweit, Hirth und Hommel, theils Bearbeitungen der gesammelten Münzen, Gesteinproben, Pflanzen und Inschriften, theils culturhistorische, topographische und militärische Mittheilungen. Ein Bericht von Dwight über das amerikanische Missionswerk in der asiatischen Türkei und ein Capitel über Teppiche machen den Beschluss. Die zahlreichen Abbildungen sind sämmtlich nach Originalaufnahmen hergestellt.

* * *

Allgemeine Erdkunde in Bildern. Herausgegeben von Dr. Alwin Oppel und Arnold Ludwig. Steif geheftet Mark 6.50, in Leinwandband Mark 8.50. Breslau, Ferdinand Hirt.

Das vorliegende Werk ist der nunmehr in dritter Auflage erschienene erste Theil von Hirts »Geographischen Bildertafeln«, die anerkanntermassen an Reichhaltigkeit und Gediegenheit, wie an künstlerischer Ausführung der gebotenen Darstellungen alle Werke ähnlicher Art weit hinter sich lassen. Ganz besonders gilt dies von dem ersten Theile, der eine fast auf jedem Blatte bemerkbare Umarbeitung erfahren hat. Wenn jemals der Grundsatz, dass für die Jugend das Beste gerade gut genug ist, an einem zunächst zu Unterrichtszwecken bestimmten Buche streng durchgeführt wurde, so ist dies hier geschehen. Das Buch ist geeignet, jede Schul- und Hausbibliothek zu zieren und einen glänzenden, verhältnismässig gediegenen Schmuck des Weihnachtstisches zu bilden, zumal dasselbe durch den niedrigen Preis auch von weniger bemittelten Familien angeschafft werden kann.

* * *

Schliesslich wurde uns zur Besprechung zugeschickt:

Rajska vodica (Paradieswasser), ein Originalzaubermärchen von Arth. Schneider und Jakša Sedmak (Agram, 1899, Buchhandlung der Actiendruckerei).

Werke dieses Genres sind wohl dem Gebiete, auf welches sich unsere Thätigkeit erstreckt, ziemlich entrückt; nichtsdestoweniger sei bemerkt, dass das Büchlein, welchem zwei Andersen'sche Märchen und auch nationale mythologische Motive zugrunde liegen, fliessende, klangvolle Verse, zahlreiche poetische Momente und in manchen Bildern reizvolle dichterische Stellen aufweist. Die Musik zu dieser Märchenkomödie hat Prof. Carl Kaiser componiert. Das hübsch ausgestattete Werkchen ist zum Preise von 30 kr. erhältlich.

— i —

Herausgeber: Prof. Ad. Strausz.

Für die Redaction verantwortlich: Kaiserlicher Rath Carl Graeser.

Secretär der Redaction: Mavro Spicer.

K. k. Hoftheaterdruckerei, Wien, I. Wollzeile 17. (Verantwortlich: A. Rimrich.)

Schnellzugs-Verbindungen

zwischen

Wien—Budapest—Bukarest und
Wien—Budapest—Belgrad—Sofia—Constantinopel
und retour.

Wien—Bukarest.

	Sch.-Z.	Orient-Expresszug
Wien (Westbhf.) . .	—	7·00 Samstag
Wien (Staatsbhf.) .	9·05	7·36 Samstag
Budapest (Westbhf.)	1·50	11·50 Samstag
Bukarest	11·40	6·55 Sonntag

Bukarest—Wien.

	Sch.-Z.	Orient-Expresszug
Bukarest	5·55	7·00 Mittwoch
Budapest (Westbhf.)	1·45	1·00 Donnerstag
Wien (Staatsbhf.) .	6·30	7·10 Donnerstag
Wien (Westbhf.) .	8·05	7·57 Donnerstag

Wien—Constantinopel.

	Sch.-Z.	Orient-Expresszug
Wien (Westbhf.) .	—	7·00 Montag u. Donn
Wien (Staatsbhf.) .	8·45	7·36 Montag u. Donn
Budapest (Ostbhf.) .	1·45	12·10 Dienst. u. Freitag
Belgrad	10·00	6·20 Dienst. u. Freitag
Sofia	10·33	5·44 Dienst. u. Freitag
Constantinopel .	6·28	11·45 Mittw. u. Samst.

Constantinopel—Wien.

	Sch.-Z.	Orient-Expresszug
Constantinopel .	8·15	3·57 Montag u. Donn
Sofia	5·41	9·49 Dienst. u. Freitag
Belgrad	5·31	6·25 Dienst. u. Freitag
Budapest (Ostbhf.) .	2·20	12·40 Mittw. u. Samst.
Wien (Staatsbhf.) .	7·20	7·10 Mittw. u. Samst.
Wien (Westbhf.) .	—	7·57

Budapest—Belgrad—Sofia—Constantinopel und Budapest—Bukarest.

Ausserdem befinden sich Schlafwagen in den Nacht-Personenzügen Nr. 17/s, 18/s, 17/w und 18/w zwischen **Wien** und **Budapest**.

Die Bestellung auf Schlafwagenplätze kann bei den Agenturen der Schlafwagen-Gesellschaft oder vor Abgang des Zuges bei dem Conducteur des Schlafwagens gemacht werden.

Orient- und Ostende-Expresszüge.

Die **Orient- und Ostende-Expresszüge** bestehen aus **Salon-, Restaurations- und Schlafwagen** und können gegen Lösung von Fahrbillets I. Classe und Aufzahlung der tarifmässigen Zuschlagstaxen benützt werden.

In **Wien** findet die Aufnahme von Reisenden für die Orient- und Ostende-Expresszüge in der Richtung **nach Budapest** auf dem **West- und Staatsbahnhofe**, in der Richtung **nach Paris und Ostende** jedoch nur auf dem Westbahnhofe statt.

Das Absteigen der Reisenden in der Richtung von **Budapest** kann in Wien auf dem **Staats- und Westbahnhofe** erfolgen.

K. k. Hoftheaterdruckerei (verantwortlich A. Rimrich), Wien, I. Wollzeile 17.

I. JAHRGANG. 1899. 6–7. HEFT.

DIE DONAULÄNDER.

ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

MIT BERÜCKSICHTIGUNG VON

HANDEL, INDUSTRIE UND VERKEHRSWESEN

IN DEN

LÄNDERN DER UNTEREN DONAU.

HERAUSGEGEBEN

VON

ADOLF STRAUSZ.

AUSGEGEBEN: 1. JULI 1899.



VERLAG VON CARL GRAESER.

WIEN. LEIPZIG. BUDAPEST.

Die Donauländer.

HERAUSGEBER:
Prof. Ad. Strausz
in Budapest
VII. Alsó erdősor 1.

ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Für die Redaction verantwortlich:
Kaiserlicher Rath CARL GRAESER.

VERLAG:
Carl Graeser
in Wien IV.
Starhemberggasse 26.

Monatlich 1 Heft, Lexikon-Octav, 5—6 Druckbogen.

Preis pro Jahrgang für Österreich-Ungarn ö. W. fl. 12.—, für das Deutsche Reich 24 Reichsmark, für die Länder des Weltpostvereines 30 Francs.

Inhalt des Heftes 6—7:

Die Anfänge der ungarisch-slavischen ethnischen Berührung.

Von Dr. Bernhard Munkácsi.

(Schluss.)

An der Hand des Miklosich'schen Wörterbuches ausgehend, finden wir das Kennzeichen der russischen Schichte im ungarisch-slavischen Wortschatze in den folgenden, mit streng übereinstimmender Form bloss aus dem Russischen nachweisbaren ungarischen Wörtern: gyantár = russ. jantarь (Bernstein), was nichts anderes ist, als die Übernahme des litauischen jentaras, jintaras, gentaras; dann bot (Stock) = russ. botъ; hingegen neuslov., bulg., serb., croat., poln. bat; lyuk (Loch) = russ. ljukъ; aber das kleinrussische ljuka, poln. luka, neuslov. luknja soll die Übernahme des althochdeutschen luccha, neuhochd. lücke sein (vergl. Budenz' Wörterbuch, wo es als Originalwort erklärt wird); borostyán (Bernstein) = russ. burštyn, bruštyn, poln. bursztyn; komor (düster, mürrisch) = russ. chmur: çhmuryj, chmurnyj; chmuritь-sja »finster aussehen« mit ähnlichem Lautwechsel wie kártya (Karte), daneben hártya (Membrane) = russ. chartьja, altslov. harъtija, griech. χαρτίον; oder kór (Krankheit) = russ. chvorь; chvoryj (krank); — die Wörter poln. chmura (Regenwolke), pochmurny (finster), sowie böhm. chmoura, chmurny können bei diesem alten, bereits im Codex von Tihany in der Form kumur vorkommenden Worte nicht in Betracht kommen; — gomolya (Masse) = altruss. gomolja (vergl. kleinruss. homôłka, poln. gomołka, Käselaibchen). Als russische Lauteigenthümlichkeit haben wir das wortbeginnende »cs« (lies: »tsch«) in dem landläufigen und alten ungarischen Worte csuka (Hecht) anzusehen, das sich nicht aus dem altsloven. Worte štuka entwickeln konnte, welches sich aus der bulgarischen, serbischen Form štuka, walachisch ştucă, ştĭucă, (štukė, stjukė), böhmisch štika, slovakisch štjuka folgern lässt, sondern ebenso wie das mordwinische čukā aus dem russischen ščuka (das poln. szczuka und das neuslov. ščuka, šuka kann in unserer Frage natürlich nicht in Rechnung kommen). Ein ähnliches Wort ist csorba (Scharte), palozisch cserba, insoferne das russische ščerba (nebst welchem das ähnlich lautende

polnische szczerb, szczerba und neuslov. ščrba, škrba auch hier als Grundlage der Übernahme ausgeschlossen ist*) der ungarischen Form näher kommt, als dessen Copien: altslov. štrъbъ, bulgar. štrъb, böhmisch štěrb, štěrba. Ebenfalls nur aus dem Russischen erklärlich ist das ungar. Wort szikra (Funke) = weissrussisch skra, in anderen russischen Dialecten zra, hieraus: zgra, während es ansonsten überall iskra (böhmisch jiskra) heisst. Ferner können hier noch die folgenden Wörter als solche in Betracht kommen, die ausser dem Russischen bloss aus dem Altslovenischen bekannt sind, und zwar: ungar. gabona (Getreide) = kleinruss. gobino »far«, altslov. gobino, gobina »fruges«; ungar. személy »persona« und »femina«, altsloven. sêmь (Person), sêmija (Personal), russ. semьja »Mann und Weib, jedes im Verhältnis zum andern; Familie« (altpreuss. seimins, litauisch šeimina »Gesinde«). Schliesslich kann lediglich durch russischen, beziehungsweise orientalischen Einfluss das bislang dunkle ungarische Wort órjás, óriás (Riese) erklärt werden. Es stimmt damit nämlich das kleinrussische Wort varjah (starker, grosser Mann) gut überein, das in seinem Grunde nichts anderes ist, als der Volksname der normannischen Varegen (altnordisch Vaeringer, russisch varjagъ), und als solcher mit dem üblichen Suffixe »-in« wohl auch in der Form varjašin gebraucht ward, gerade wie rusь: rusjin (der Russe), ongrъ: altslov. ągrin, bulgarisch ugrin (der Ungar); srb: srbin (der Serbe); vgl. russisch varjaža »überseeisches Land, der von dorther Kommende« und varjaga »Dieb«. Die Bedeutung des letzteren Wortes, mit dem ähnlich lautenden russischen Worte vorъ (Dieb) verglichen, erklärt uns gleichzeitig die Abweichung des Anlautes im ungarischen Worte óriás (*vorjašin, anstatt varjašin, wie auch sonst: russisch balvan und bolvan = Säule, Dummkopf; rachmanyj, rochmanyj = mitleidig; kazakin, kozakin = Kosake; kozarin = Χάζαρος u. s. w.)**) — Bezüglich der Entwicklung der Bedeutung ist zu bemerken, dass der Ausdruck »Riese« auch in anderen Sprachen sehr oft der Name irgendeiner fremden, meistens mächtigen Volksrace ist: so ist das böhm. obr, slovak. obor, obrin (Riese) identisch mit dem slavischen Namen der Avaren: Obrъ, Obrinъ; das deutsche Wort Hüne (Riese,

*) Dass in diesen das »št« sich im Ungarischen nicht in einen »č«-artigen Laut verwandelt hat, wie dies Asbóth meint (Slavische Wörter im Ungarischen, S. 14), beweisen auch die ungar. Wörter istálló (Stall), alt stallo, staloi (italienisch stalo, stalla), istáp (mittelhochdeutsch stap, neuhochdeutsch Stab) und üstök (Schopf), mit denen die ungarische Sprache bei der Einbürgerung der fremden Form gleichfalls anders vorgegangen ist.

**) Auf diese Weise kann die neben dem neuslov. orijaš, orjaš und walachisch oriêš bestehende neusloven. Bildung orjak (Riese) als eine Anpassung an die Volksnamen poljak, slovak, slezak betrachtet werden.

Recke), mittelhochdeutsch hiune, identisch mit dem Namen der Hunnen; ein anderes altes deutsches Wort für »Riese« ist »ent, enz«, identisch mit dem alten Namen der Slaven Venti, Venedi (= vend); ebenso verhalten sich die bulgarisch den Sinn des »Riesen« ausdrückenden Bezeichnungen spolin, ispolin und der zur Race der Hunnen und Avaren gehörende Volksname Spalus, das gleichfalls bulgarische Wort žid (Riese) und die Bezeichnung der Juden: žid, das altslov. vlatъ, russ. volotъ, veletъ »gigas« und der Volksname Veleti, Veletabi, Wilzi; ungar. vitéz (tapfer), russ. vitjazь, serb., neuslov. vitez, altslov. vitęzь (hieraus: vitengjъ) »heros, miles« und der Name eines preussischen Stammes, der Witinger (waiting, weiting).*) Auch das sagenhafte Riesenvolk alan-gasar der Wotjaken trägt den Namen der Alanen und Kasaren, geradeso wie der Name der biblischen Völker Gôg und Mâgôg im heutigen jüdischen Jargon einen »hohen, starken Menschen« bedeutet. Ein interessanter, hieher gehöriger Beleg ist das altslov. študъ, čudъ, čudinъ (Riese) und der mit ihm synonyme russische Name ščudъ, čudъ, der heute das in den Kurganen begrabene alte Riesenvolk, einst die finnischen Völker bedeutete. Dies ist die Herübernahme des gothischen Wortes thiuda (Volk), dessen litauische Copie tauta (lit. tautininkas = Oberländer, deutscher Ausländer) in grosser lautformiger Nähe zum ungarischen Worte tót (Slovake) steht. Ist dieser Vergleich richtig, dann reiht sich auch der Volksname tót den Beweismitteln des östlichen Slaventhums an.

Ein wichtiger Beweis des orientalischen Ursprunges ist eine solche Formation mehrerer, mit zwei Consonanten beginnender slavischer Wörter in der ungarischen Sprache, wo der zweite Consonant (»r« oder »l«) mit dem darauf folgenden Vocal durch Lautüberwerfung die Stelle tauscht, wie z. B. in diesen: ungar. szerda (Mittwoch) = slav. srêda; ungar. cserda, csorda (Herde) = slav. črêda; ungar. pelyva (Spreu) = slav. plêva; ungar. eszterha (Estrich) = slav. strêcha; | ungar. szilva (Pflaume, Zwetschke) = slav. sliva; | ungar. szalma (Stroh), slav. slama; ungar. garmada (Haufen), slav. gramada; ungar. balga (blöde) = russ. blagoj; | ungar. korpa (Kleie) = slav. krupa; ungar. szolga (Diener) = slav. sluga; | ungar. kulcs, kujcs (Schlüssel) = slav. kljućь, russ. ključъ. Diese Lautüberwerfung kann nicht als beliebte ungarische Eigenthümlichkeit betrachtet werden; wir können sie nicht in den älteren Formen der ungarischen Lehnwörter aus anderen Sprachen nachweisen, obgleich es auch unter diesen ähnliche gibt, z. B. ungar. teréfa, tréfa = Spass (aber nicht térfa), vgl. ital. truffo; ungar.

*) S. bezüglich alles dessen Miklosich: Etym. Wb., S. 318, 393, 394, 411, und Perwolf: »Archiv für slav. Philologie«, IV., S. 66

primás = Primgeiger, Primus (nicht pirmás), lat. primas; ungar. plebános (Pfarrer), lat. plebanus; mhd. kramaere (Krämer), ungar. kalomár (heute: kalmár); vgl. noch deutsch Schlacke: ungar. salak; Schrot: ungar. serét, srét; Schlag: ungar. islóg; Schlinge: ungar. isling; Bretze: ungar. perecz; Kramm: ungar. karám; Kratze: ungar. garacz; Schraube: ungar. sróf; Friede: mhdeutsch frid, ungar. frigy (Bund) u. s. w. Sonderbar aber charakterisiert diese Lauteigenthümlichkeit, wenn auch nicht stets in denselben Fällen, in denen wir das im Ungarischen finden, die ins Walachische übergegangenen slavischen Wörter; so ist z. B. das ungarische Wort szarka = Elster (slav. sraka) dort: sarkă, das serbische gradja (Zaunwerk) ist auch dort gardă, geradeso wie im ungarischen gárgya, sowie das slavische gradъ (Garten) = wal. gard; das slavische blato (Sumpf) dort: baltă (ebenso: neugriechisch βάλτη, βάλτος); das altslov. brъvьno (Balken), ungar. berena, dort: bîrnă und brînă (lies: bîrnĕ, brînĕ); gribъ (Pilz), wal. chiribă, chribă »boletus bovinus«; grъlo (Gurgel), wal. girlă (lies: gîrlĕ) »gurges«; drъzъ »audax«, wal. dirz (lies: dîrz) u. s. w. Im Russischen finden wir in solchen Fällen die nebst der bekannten ungar. Form szerda (Mittwoch): szereda, z. B. dasselbe Wort ist dort: sereda, neben diesem sreda;*) das ungar. szarka (Elster) ist dort: soroka; das ungar. szalma (Stroh), russ. soloma (neugriechisch σάλομα); das ungarische garád: russ. gorodъ; ungar. berena (Balken): russ. berveno, berno, daneben: brevno u. s. w. Aber das übrige Slaventhum zeigt dem gegenüber stets die Formen mit den wortbeginnenden Consonantengruppen, z. B. dem ungar. szalma (Stroh) entsprechend: altslov., neuslov., bulgar. slama, böhm. sláma,

*) Unter unseren Sprachforschern herrscht die Auffassung, dass alle Fälle einer solchen Lautüberwerfung so entstanden sind, wie neben szereda — szerda, das heisst, dass es eigentlich auch keine Lautversetzung, sondern nur die gewohnte Auflösung der Anlautconsonanten-Gruppe durch einen Vocal ist, nach welchem der Vocal der zweiten Silbe verloren gieng, wie z. B. aus dem deutschen Krämer ungar. zuerst kalomár und dann kalmár wurde. Wie hier ersichtlich, können wir die Sache auch anders auffassen, d. h. dass szereda und szerda (Mittwoch) in der ungarischen Sprachgeschichte von einander unabhängige, aus gesonderten slavischen Sprachen (russisch und walachisch-slovenisch) herübergekommene Formen sind. Ebenso ist neben dem allgemein gebräuchlichen ungar. szolga (Diener) in den Urkunden des XIII. Jahrhunderts als Eigennamen Zuluga-geur (Szolga-Győr) neben der damals übrigens gleichfalls gebräuchlichen Form Zulgageur (s. die Zeitschrift »Nyelvtudományi Közl.«, XVIII., S. 264). Meiner Ansicht nach ist auch hier zwischen den beiden Formen kein sprachgeschichtlicher Zusammenhang; ihr Verhältnis können wir auch so auffassen, dass neben der verbreiteten, von Osten gebrachten, alten Form szolga hier (vielleicht nur dialectisch und in engem Kreise) sie dies Wort von neuem herübergenommen haben, z. B. aus dem Südslavischen (serb., bulgar., neuslov. sluga), und dies nach gewohnter Art und Weise, d. h. mit Auflösung der Anfangsconsonanten-Gruppe der ungarischen Aussprache angepasst wurde.

poln. słoma; dem ungar. csorda (Herde): altsloven., neusloven. črêda, bulgar. crъda, böhm. štřída, slovak. črieda, poln. czrzoda; dem ungar. szerda (Mittwoch): altslov., neuslov., bulgar. srêda, serb. srijeda, böhm. středa. Es ist also unzweifelhaft, dass das Ungarische die slavischen Wörter mit Lautüberwerfung aus der Sprache des in der Gegend der walachischen oder russischen Sprache, d. h. des im Osten sesshaft gewesenen altslovenischen Volkes herübergenommen haben kann.

Wir haben schon oben erwähnt, dass in der Substitution der beiden irrationalen Vocale (altslov. »ъ« und »ь«) die walachische Sprache in gleicher Weise vorgeht, wie die ungarische. Dasselbe gilt auch betreffs des Russischen; die ungarischen Wörter moh (Moos), rozs (Roggen), kormány = Regierung (altslov. mъhъ, rъžь, krъma) sind auch dort: mochъ, rožь, korma (d. h. statt »ъ« mit »o«) und das ungarische temlecz (Kerker), eczet = Essig (altslov. tьmnьca, ocьtъ) gleichfalls: tjemnjica, ocetъ (d. h. statt »ь« mit »e«). Im Zusammenhange mit dem Vorhergehenden kann auch dies als orientalischer Zug gelten.

Eigenthümlich zeugt für den orientalischen Ursprung das ungarische Wort könyv (Buch), in seiner alten Form kenyü, kenyv, das von dem altslov. Worte kъnjiga, gemein-slav. knjiga, litauisch kniga, kninga sich nicht trennen lässt; dennoch lässt es sich für eine unmittelbare Herübernahme hieraus wegen der wesentlichen lautlichen Abweichung der Schlusslaute nicht denken. Eine eng übereinstimmende Copie der ungarischen Form ist indessen das mordvin. końov = Papier (vgl. bezüglich der Bedeutungen: wogul. nēpäk = Papier und Buch, Schriftstück, Brief), was darauf hinweist, dass wir irgendeine ausgestorbene Sprache der Wolga-Gegend als Bindeglied aller der citierten Formen halten sollen. Mit Rücksicht darauf, dass die ungarischen Wörter betü (Buchstabe) und ír (schreibt) türkischen, und zwar merkwürdigerweise ugrisch-türkischen (d. h. bulgarisch-tschuvaschischen) Charakters sind, in Anbetracht dessen ferner, dass die Lautänderung »g«, »v«, »u« am Wortende gleichfalls eine sehr bekannte Eigenthümlichkeit dieses auf das Ungarische einwirkenden ugrischen Türkenthums ist (z. B. im ungar. borsó Erbse, ünő junge Kuh, karó Stange); ja, dass geradeso, wie die Formen könyü, könyv neben dem ungar. daru (Kranich) auch darvak, darvas (wogul. tārī', Stamm: tārγ- Kranich) blieb; abgesehen von solcher in der Wortmitte sich zeigender Lautänderung in ungarischen Wörtern und Formen wie karvaly (Falke), orv (Dieb), burvány (Unkraut), bojtorvány (Klette); — dies alles in Betracht gezogen, können wir kaum bezweifeln, dass das Wort könyv ein ins Ungarische durch ugrisch-türkische Vermittlung aus dem Slaventhum gelangtes Wort ist, also eigentlich zu der Art solcher Wöter, wie orosz und lengyel gehört. Dies bedenkend, glauben wir, dass auch über das bislang

so dunkle Wort orvos (Arzt) Licht aufgehen wird, für dessen Grundbedeutung auf der Stufe primitiver Cultur ganz natürlich dergleichen genommen werden kann, wie: Quacksalber, Prophet, Zauberer, Schwarzkünstler. Für den Wurzeltheil des Wortes orvos (* orv-), mit der auch im ungarischen Worte könyv (Buch) sich zeigenden Lautänderung »g« — »v« könnten wir auf solche Weise das russische Wort vorogъ (Zauber) ansehen, aus welchem auch das mit der russ. Form vorožitь (zaubern) und mit dem neuslov., croat. vraž (Zauber) übereinstimmende ungarische varázs stammt. Eine sehr treffende Analogie zu dieser Auffassung bildet die ursprüngliche, aus dem entsprechenden serbischen, bulgarischen vrač (Hexenmeister, Zauberer) folgernde Grundbedeutung des altslov. Wortes vračь = russ. vračъ (Arzt).

Mit der Annahme der ungarisch-slavischen ethnischen und sprachlichen Berührung vor der Zeit der Landnahme ist es sehr natürlich, dass einzelne Wörter, so wie in neuerer Zeit in die Sprache unserer heimischen Slaven, so früher auch in das Russische, in das Slovenische an der unteren Donau und durch diese dann in die umgebenden und entfernteren slavischen Sprachen eindringen konnte. Jedenfalls müssen wir für ein solches Wort ansehen die dem an die Nomadenzeit erinnernden ungar. Wort szállás (Quartier, Wohnung) entsprechenden Wörter: russ. šalaš, poln. sałasz, szałasz = Hütte (vgl. bezüglich des wortbeginnenden, durch Laut-Assimilation entstandenen »š«: russ. šerstь Wolle, Haar = altslov. srъstь, neuslov. srst, poln. sierść und szerść); serb., böhm. salaš (Villa), bulg. šalaš (Zelt, Laubenhütte), walach. sălaš, osm. salaš. Das Wort der die Slaven mit Steuern vexierenden Ungarn war das gemeinslavische bir (Steuer, Kopfsteuer), altslov. birъ »census«, neuslov. bir »dos«, bulg. bir, birija, kleinruss. bir, byr, walach. bir (Steuer), serb. bir »collecta parochi«, lett. beri (Kornabgabe), was die Copie des ungar. bér, bir (Lohn, Dienstgeld) ist. Für aus dem Ungarischen stammende Ausdrücke müssen wir auch die den ungar. Wörtern bátya (älterer Bruder), gatya (Leinwandunterhose) und kutya (Hund) entsprechenden slavischen Wörter halten. Den Ursprung des ersten Wortes rechtfertigt das wogul. pänt, pänťukwė (»von Seiten der Gattin oder Schwester der ältere Schwager«), dessen tavdaer wogulische Copie päńtĕ zugleich »Onkel mütterlicherseits«, das ihm entsprechende syrjenische bať aber »Vater«, bať-mam »Eltern«, važ-bať »Vorfahren« bedeutet. Mit diesen stimmen genau überein: russ. batja »Vater, älterer Bruder, Onkel«, mit Diminutiv-Endung: batjuška, batьko (Onkelchen), bulgar. bašta, altsloven. bašta, baština (Erbe, eigentlich väterliches Gut). — Das russische Paar des ungarischen Wortes gatya = Unterhose (finn. kaatio, wogul. käś, nordostjak. kätsi, kaś) ist das in der Pluralform gebräuchliche dialectische gatji,

dessen fernere regelmässige Varianten im Slaventhum die folgenden sind: altslov., bulgar. gašti, neuslov. gače, serb. gaće, gemeinruss. gači, poln. gacie (litauisch gaces). Das mit dem wogulisch. Worte kūťuw, kuťkē (Hund) übereinstimmende ungar. kutya ist auch im gleichbedeutenden Worte der russischen Dialecte kutja, kutьka, kutjonok enthalten, sowie in seinen ferneren slavischen Varianten: bulgar. kuče, kučka, croat. kučak, neusloven. kučka, serb. kučak, kučka u. s. w. Auch das ungarische Wort lapu, wogul. lapėñk (Klettenstrauch), welches sich als eine andersartige Bildung zu den Wörtern ungar. lap, lapi, mordvin. lopa, wogul. lōpta (Blatt) gesellt, hat seine Varianten im ganzen Slaventhum, wie: russ. lapuchъ, lapucha, kleinruss. łopuch, poln. łopuch, łopucha, łopian, böhm. lopuch, serb. lopuh, neuslov. lapuh, lopuh, lopnik. Letzterer Beleg ist deshalb beachtenswert, weil er, nach Analogie des ungar. holló (Rabe) = wogul. xulax, ostjak. kōlank; ungar. lassú (langsam) = wogul. loaśėx; ungarisch tapló (Schwamm) = wogulisch täplėx, die entsprechende ungarische Form mit voraussetzbar älteren, vollkommeneren Enden zeigt, welche Szamota auch in den ungarischen Urkunden gefunden hat (Lopuchustaua aus dem Jahre 1285: Feneto Lapuhus*) dicto aus dem Jahre 1412). — Das wissend, dass unter den neueren ungarischen Lehnwörtern der slavischen Sprachen sich auch veraltete vorfinden, z. B. neuslov. aldov (Opfer) = áldó; serb. lopov (Dieb) = ungar. lopó; altslov., neuslov. vapa (Pfütze) = altungar. vápa, lápa, láp; böhm. fena (Hündin) = ungar. fene, in der alten Bedeutung von Hund, können wir nicht für blossen Zufall halten das lautliche Zusammentreffen des ungarischen Wortes ólom (Blei), wogul. volėm, mit dem slavischen olovo (Blei), russ. olovo, wołovo, altslov., neuslov., serb., böhm. olovo, bulgar. olovo, elav, poln. ołow, polab. vülüv, serb. vołoj, volyj; aus dem Russischen: litauisch alvas (Blei), lett. alva, altpreuss. alwis (Blei), und nachdem das ungarische Wort entschieden originell ist — im Verhältnis zum finnischen Zeitworte vala-, mordv. valo- (giessen) eine solche Bildung wie ungar. álom (Schlaf, Traum) aus dem ungarischen Zeitworte aluv- (schlafen) — können wir glauben, dass die slavische Form, wenn auch nicht unmittelbar aus ólom, aber aus irgendeinem mit ihm gleichbedeutenden * óló-, ólov-artigen, ausgestorbenen Gefährten entstanden sein kann. Auf diese Weise verstehen wir auch den Zusammenhang des wogul. lūmpänt, lūpänt (breit-, rundblätterige Wasserpflanze; nymphæa), finn. lumpee-, und anderer-

*) Vgl. übrigens bezüglich dieser ungarischen Schreibweise: azah = aszó (Thal) aus dem Jahre 1055; ohut cutarea = ó-út kútjára (zu des alten Weges Brunnen) aus dem Jahre 1055; via ohwht, ó-út (alter Weg) aus dem Jahre 1542; tohu, tó (See, Teich) aus dem Jahre 1225.

seits des bulgar., serb. loboda, russ. lebeda, lebedka, poln. łoboda, lebioda, neuslov. loboda, lebeda (atriplex, Melde), mit dem in dieser slavischen Form erscheinenden ungar. laboda (Melde) derart, dass wir als Grund der slavischen Wörter irgendein der wogul. Form lūpänt, lümpänt regelrecht entsprechendes, ausgestorbenes *lobod, *labad in der alten ungarischen Sprache voraussetzen.*) Bei diesem Punkte seien wir dessen eingedenk, dass nicht das ganze Ungarnthum es war, das, nach Pannonien gekommen, hier sich eine Heimat erworben hat, sondern dass es auch, und zwar in nicht unbedeutender Anzahl, von ihm losgetrennte Zweige gab; namentlich jener, welcher mit den Bulgaren zusammen im VII. Jahrhundert in die Gegend des Mittellaufes der Wolga, und jener andere, welcher zur Zeit der Wanderung nach dem Etelköz gegen Persis zu wanderte. Die in der ungarischen Sprache nicht vorkommenden, aber im Slaventhum noch übriggebliebenen Wörter ungarischen Ursprunges können eventuell auch aus der Sprache dieser losgerissenen Ungarn stammen.

Das grosse Alterthum der ethnischen Berührung mit dem Slaventhum lässt sich übrigens nicht nur bezüglich des Ungarnthums, sondern auch mit Bezug auf die ihm verwandten Völker, besonders der in der Uralgegend, nachweisen, obwohl die Gebiets-Isolierung derselben vom Slaventhum durch die Einkeilung des Türkenthums schon in die Zeit des Beginnes der Völkerwanderung verlegt werden kann. Mögen hier als Belege einige Beispiele der gegenseitigen sprachlichen Einflüsse folgen: wogul. Kworės, Numi-Kworės, ein Beiname des Himmelsgottes Numi-Tarėms, dessen Variante wotj. Kwaź, Kwaź ausser dieser mythologischen Bedeutung auch als Gemeinname im Sinne von »Himmel, Witterung, Luft« gebraucht wird = russ. Chorsъ, bulgar. Chrъs (Sonnengottheit), besonders bei den heidnischen Russen (s. Jireček: Geschichte der Bulgaren, 102; und Miklosich, Et. Wb., S. 89), | sossėl, ein drachenartiges, sagenhaftes Thier in den wogulischen Heldenliedern = bulgar. sъsel, russ. suslъ, suslikъ »mus citellus«, böhm. sysel | nordostjak. rex, rėx (Beere), das auch im Auslaute des ungarischen Wortes eperj (Erdbeere) und szederj (Brombeere) vorhanden ist (s. die ungar. Zeitschrift »Nyelvör« = »Sprachwart«, XXIII., S. 2) = altslavisch *rêchъ: russ. orêchъ, altsloven. orêh, altpreuss. reisis, litauisch rešutas = Nuss, Haselnuss (vgl. bezüglich der Bedeutung: wotjakisch mul'i = Beere, Haselnuss, Nuss, Eichel) | nordwogulisch puñxėl, nordostjak. pōgol (Knopf): altsloven. pągy, »corymbus«, pągvica »globulus«, poln. pągwica, russ. pugovica, pugovka (Knopf), neusloven.

*) Interessant spiegelt die lautlichen Übergänge zwischen den wogulischen und slavischen Formen das mittels Metathesis gebildete litauische balanda, lett. balande (statt *labanda) ab (s. Miklosich: »Etym. Wb.«, S. 428).

ponglica = Häftel (die wogulische Form spiegelt den altslavischen Nasallaut ab) | südostjak. sur, permisch džor, »canus« (grau), ungar. szürke*) = grau (im Bistricer Lexikon: zyr), kleinruss. sur, serb. sur, »ferrugineus«, neusloven. suri, walach. sur, türk. soro (grau) | syrjen. kimör (Wolke, Dunkel) = poln., russ. chmura, chmara = Regenwolke (s. Miklosich, Et. Wb., S. 311) | perm. č'aröm = Eisrinde auf dem Schnee (welches Budenz mit dem ungarischen Worte szirony, szirom = Schneekruste vergleicht) = russ. čerenъ, serenъ, poln. szreń, szron = Reif, gefrorener Thau (s. die ungarische Zeitschrift »Nyelvtudományi Közl.« = »Sprachwissenschaftl. Mittheilg.«, XXVI., S. 256 und 346); litauisch sarma id. | syrjen. orś, wotjak. uriš (Gerte, Peitsche): vgl. altslav. oržinъ: altsloven. ražьnъ, russisch roženь u. s. w., »stimulus, fuscina« | syrjen.: udž, wotjak. udž, už (Sache, Angelegenheit, Arbeit, Beschäftigung), ungar. ügy, moldauisch-tschángó. vigy (vigyel = ügyel = passt auf, besorgt, bewacht) = altsloven. veštь (Sache), bulgar. věst, russ. veščъ, althochdeutsch wiht, goth. vaihts (Ding) | syrjen. šol' (Spiess, Speer, Pflock), wogul. sol', šal' (Spiess) = altsloven. sulica (Wurfspiess), neusloven. sulica, »sagitta, lancea«, kleinruss. sulica, »hasta«, böhm. sudlice, poln., russ. sulica (ungar. szulicza, szúcza), slavische Wurzel: sudla; vgl. »su-«: altslov. suvati, sovati = stossen (s. Miklosich, Et. Wb., S. 328).

Den Einfluss in entgegengesetzter Richtung, nämlich den Einfluss der Sprachen der ungarischen Race auf das Slaventhum, können wir z. B. aus folgenden Beiträgen ersehen: russ. vêža (Wartthurm, Hütte), poln. wieża, böhm. věže, vež, sloven. väža, »turris«, croat., neusloven. vêža (Vorhaus, Küche), altsloven. veža, »cella penaria«, litauisch vėža (Thurm) = ostjak. voš, wogul. uš, ūs (Burg, Stadt, Umzäumung), das auch eine Verbalform hat in: wogul. »ūs-«: ūsėm, pelim.-wogul. ūšmä, ostjak. vošėm, ušėm = Fischerumzäumung; vgl. syrjen. vož = Fischerumzäumung | kot, altslovenisch kotьcь, »cella«, neusloven. kotec (Hühnerhaus, Schweinestall), serb. kot, kotac (kleiner Stall), böhm. kot (geringes Haus), poln. kociec (Steige, Käfig), russ. kotuchъ (Hütte), litauisch kutis, althochdeutsch chuti, mittelhd. chute = ostjak. kŏt, kăt, xăt (Zelt, Haus), mordwin. kut, tscher. kudo, finn. kote, koti u. s. w. (ungar. ház = Haus)**) | slav. *vorbъ (ungar. veréb) = Sperling, von dem in den heutigen slavischen Sprachen nur weitergebildete Formen (altslov. vrabij, vrabьcь,

*) Slavischen Ursprunges ist auch das ungarische szőke (blond) = altslov. sivъ, neuslov., bulg., serb. siv, böhm. sivý, poln. siwy, kleinruss. syvyj, syvak, russ. sivyj (grau), litauisch šivas (weiss, schimmelig).

**) Eine besondere Herübernahme desselben Wortes ist russ., kleinruss. chata (Hütte, Zimmer).

neuslov. vrabelj, vrabec, russ. vorobej, vorobec u. s. w.) bekannt sind, während das ungar. veréb (Sperling) und finn. varpu die reine Stammform zeigen = wogul. vorėp, vorėp (samenbrechender Rabe), mit dem dieselbe Wurzel haben und somit die Ursprünglichkeit des Wortes bezeugen: ostjak. vorš, syrjen. variš (Habicht), finn. varekse, mordwin. varsi (Krähe) u. s. w. (s. Budenz, Magyar-ugor szótár [Ung.-ugr. Lexikon] unter dem Artikel varju) | russ. syčъ, böhm. sýc (Eule, »strix passerina«): vgl. wogul. siwės, ostjak. sius (eine Adlerart), ungar. sas (Adler) | morch, russ. moroška, poln. mroszka, »rubus chamaemorus« = wogul. marėx, morėx (gelbe Sumpf-Himbeere), nord-ostjak. morax, murox, »rubus chamaemorus« I. murax, S. moreňk, morak (Mottebeere), samojed. maraña, mura'ka, maragga, »rubus chamaemorus« (vgl. finn. marja, »bacca«, tscher. mör, »fragum«, ungar. bogyó = Beere, (s. das ungar.-ugr. Lexikon) | russ. jiva, altslov., serb. iva (Bachweide), böhm. jíva (Erdkiefer), poln. iwa (Sahlweide), litauisch jëva, iva, altdeutsch iwa, altungar. iva, »taxus«: vgl. wogul. jiw, jū (Baum), ostjak. jux, jug id., tscher. jakte, »pinus silvestris«, jurak-samojed. jiä, jie (Fichte, Kiefer), ostjak.-sam. tüe, tü, tö, čwe id., tavgy.-sam. júka (Holzscheit), jenisej.-sam. juko id. (s. Halász, in der ungar. Zeitschrift »Nyelvtud. Közlemények«, XXIV., S. 467).

Schliesslich müssen wir im Anschlusse an die Beweisführung für die alte Zeitperiode der slavisch-ungarischen ethnischen Berührung noch auf einen Nebenumstand die Aufmerksamkeit hinlenken. Bekanntlich steht die Geschichte und Entwicklung des aus seiner Urheimat nach Westen ziehenden Ungarnthums im engsten Zusammenhange mit derjenigen des eine tschuvaschischartige Sprache redenden türkischen Volkes, das wir aus gutem Grunde mit jenem Un-ugur-Volke identificieren können, von dem auch der europäische Name der Ungarn stammt. Wichtige Thatsache ist es, dass dieselben Lauteigenthümlichkeiten, welche die in der ungarischen Sprache vorfindbaren ugrisch-türkischen Lehnwörter charakterisieren, auch in einzelnen slavischen Wörtern türkischen Ursprunges nachweisbar sind, was also die Schlussfolgerung zulässt, dass die Ungarn, wahrscheinlich als Verbündete dieser Türken, gleichfalls dieser Berührung nicht ferne gestanden sein können. Dies können wir umso eher denken, weil — wie wir oben gesehen — einige slavische Elemente der ungarischen Sprache den Stempel gerade der Vermittlung dieses Türkenthums an sich tragen. Sehen wir also diese Thatsachen näher an. — Wie bekannt, ist eine der auffallenden Lauteigenthümlichkeiten der ugrisch-türkischen Elemente der ungarischen Sprache die Umänderung des gemeintürkischen »z« in »r« (z. B. ungar. karó (Stange) = türk. kazuk; ungar. gyűrű (Ring)

= türk. jüzük). Dieselbe Eigenthümlichkeit können wir an den slavischen Copien des ungarischen Wortes szarka (Elster) sehen, wie: altsloven. svraka, sroka (Elster), neusloven. sraka, straka, bulgar. svraka, sraka, serb. svraka, švraka, böhm. straka, russ. soroka, altpreuss. sarke, litauisch šarka, walach. sarcă. Die bekannten Varianten des allen diesen zugrunde liegenden türkischen Wortes sind: burjetisch-mongol. šāzagai, šadziga, khalka-mongol. šiγazaγai, tungusisch sadžiga, kojbal-tatar. saskan, saskĕn (Elster), zu denen die ungarische Form szarka ähnlich lautet, wie das ungar. sárkány (Drache) = kuman. sazagan id. *) Diesen Lautwechsel »z-r« vermuthe ich auch in dem Vordertheile des von Miklosich für »dunkel« bezeichneten russ. Wortes gornostaj, poln. gronostaj, böhm., sloven. hranostaj (Hermelin), dessen Vordertheil sehr gut übereinstimmt mit dem Namen einer Wiesel-Art, nämlich mit göríny (Iltis); dieses aber ist identisch mit dem kojbal-karagasischen küzän, küsän, wolga-tatar. küzen, mongol. kürene (Iltis). Ähnliche Fälle sind: bulgar. granica, grъnica (Art Eiche), serb. granica; vgl. bulgar. gorun (Art Buche), walach. goron, gorun (s. Miklosich, Etym. Wörterbuch, S. 74); slavische Grundform * gornica. Vgl. tschuvaschisch xorĕn, xurĕn (Birkenbaum), karagas. kadeñ, kojbal. kazèñ, jakut. xatïñ, kirgis. kajïñ, tatar. kajĕñ u. s. w. | altslov. gъrnъ, grnьcъ (eiserner Topf), bulgar. grъnec (Topf), serb. grnac, böhm. hrnéc, poln. garniec id., kleinruss. horn (Esse, Herd), russ. gornъ = Herd (Miklosich a. a. O., S. 64). Vgl. tschuvasch. xoran, xuran, gemeintürk. kazan (Kessel); vgl. bezüglich der Abweichung der Bedeutungen: wogul. put (Kessel und Topf) = ungar. faz-ék (Topf).

Eine andere Sonderbarkeit einzelner türkischer Elemente der ungarischen Sprache ist der Lautwechsel »j-sz«; z. B. ungar. szél (Wind, ventus) = tschuvasch. śil, türk. jil, ungar. szöllö (Weinbeere) = tschuv. śǫrlǫ, tatar. jizläk (Beere). Dergleichen im Slaventhum: neusloven., bulg., serb. som, böhm., poln. sum, kleinruss. sōm, sum, russ. som (Wels), altslov. somъ, »mugil«, litauisch šamas, lett. sams: vgl. die türkischen Sprachen: tschuvasch. šojĕm, tatar. jajïm, jajïn, kirgis. jajïn = Wels (s. die ungar. Zeitschrift »Nyelvtudományi Közl.«, XXIII., S. 434). Solche scheinen noch zu sein: russ. syvorotka, poln. syrowatka, slovak. serwatka, serb. surutka, neusloven. sirotev, sirotka (Molke): vgl. jakut. suorat (sauere Milch), tschagat. džugrat, osman., azerbajd.

*) Bezüglich des neben dem wortbeginnenden »v« der slavischen Formen kann z. B. russ. tvarogъ, tvorogъ, slovak., böhm. tvaroh, bulgar. tvarog (Käse) und tschuvasch. tórĕx, tschagat. torak, mongol. tarax, jakut. tar (sauere Milch Milchrahm) in Betracht kommen.

jogurt, joɣurt*) id., mit denen in Abstammungsverbindung auch das ungar. sajt (Käse) ist (s. ebenda, XXI., S. 124.) — Eine dritte Eigenthümlichkeit der türkischen Wörter im Ungarischen ist die Eliminierung der wortschliessenden »g, k« (z. B. ungar. borsó Erbse = türk. burčak, tschuvasch. pọrźa, ünő = türk. inäk, tschuvasch. ėńä). Mit solcher Lauteigenthümlichkeit erscheint das auf eine altslavische *bъzъ-Form zeugende bulgar. bъz, neusloven. bez, serb. baz, böhm. bez, bezu, bzu, poln. bez, bzu, russ. bozъ, beza, croat. baz, baza, ungar. bodza (Holunder), neben denen, den ungarischen Varianten borza, bozza, bodza und andererseits dem palozischen (ungarischen) b̓orzag entsprechend, auch in den slavischen Sprachen vorkommt: serb. bazag, croat. bazg, bazga, neusloven. bezg. Das entsprechende türkische Grundwort spiegelt das osttürkische borsuk (Eibenbaum) ab, das in zweierlei Formen herübergenommen worden ist: von der ungarischen Sprache sowohl, wie von der slavischen. Ein anderes Beispiel für die Eliminierung des wortschliessenden »k« sind den gemeintürkischen Formen: kumlak, tatar. xomlak gegenüber das mit dem ungarischen komló (Hopfen), tschuvasch. xumla, mordwin. komlä, finn. humala enger übereinstimmende altslovenische chmelь, dessen im Auslaute mehr verwischte Äquivalenten: russ. chmelj, neusloven., serb. hmelj, bulgar. hmel, böhm. chmel, poln. chmiel u. s. w. — Auch die Veränderung des »u-« oder »a«-Vocales der ersten Wortsilbe in »i« ist ebenfalls ungarische Eigenthümlichkeit, z. B. ungar. tinó (Kuh) = türk. tana, tschuv. tïna; ungar. bika (Stier) = türk. buka. Dergleichen slavische Fälle sind: altsloven. bykъ, neusloven., bulgar., serb. bik, poln., russ. byk (s. die ungarische Zeitschrift »Nyelvtudományi Közl.«, XXIII., S. 433) | russ. byrьka, byrka (Lamm, junges Schaf), ungar. birka = kirgis. marka (fettes Lamm). — Beispiele für andere eigenthümliche ungarisch-türkische und slavische Übereinstimmungen sind: russ. tovaryšъ, tovarjiščъ (Kamerad, Gefährte), altsloven. tovarištь (»-stь ist unhistorisch« sagt Miklosich), neusloven. tovariš, tovaruš, croat. tovaruš, böhm. tovaryš, poln. towarzysz, walach. tovarăš, litauisch tavorčius, tavarčius, ungar. társ, alte Form: taris »Gefährte, Kamerad« = tschuvasch. tawraš »die vom selben Stande, derselben Gattung«, hieraus: arab. taur, osman. tavr (Art, Lage, Stand) und türk. eš, ėš (Genosse; s. Budagov I., S. 744) | altsloven. tikrъ, tykrъ (aus dem Jahre 1073 nachgewiesen), tikrь (XI. Jahrh.), tikъrъ (XII. Jahrh.), tikra (XV. Jahrh.) = ungar. tükör (Spiegel, speculum, alte Form tiker), tschuvasch. tọgọr, tọgọrť, tscherem. tïgar, tigir (vielleicht tatar. tėgėz = glatt, eben) | altsloven., serb., russ. kraguj,

*) Die in den slavischen Formen sich zeigende Metathesis macht die an das Wort syrъ (Käse) sich anschmiegende Volksetymologie verständlich.

neusloven. kraguly, böhm. krahuj, poln. krogulec, ungar. karvaly, karvoly, karuly (Sperber, falco nisus), das gegenüber den Formen: tatar. kẽrgẽ, tschag. kĩrgi, kĩrgu, kĩrgaj mit dem Slaventhum zusammen auf eine dritte gemeinsame Quelle hinweist (s. »Ethnographia«, VI., S. 452).

Auf Grund all diesen können wir demnach als Endresultate unserer Forschung folgende Behauptungen aufstellen:

1. Die Anfänge der ethnischen, wie auch der sprachlichen Berührung der Ungarn und Slaven sind bedeutend älter, als die Landnahme und sind in die Zeit des Aufenthaltes der Ungarn in der Gegend des Schwarzen Meeres zu verlegen.

2. Namentlich auf dem Gebiete des Spracheinflusses müssen wir — wenn nur entschiedene historische oder philologische Umstände das Entgegengesetzte nicht beweisen — die ungarischen landläufigen, sowie die slavischen Lehnwörter mit altslovenischer, walachisch-slavischer und russischer Lautbildung als aus dieser Periode stammende betrachten.

3. Auf dem Gebiete des heutigen Ungarn haben die landnehmenden Ungarn ein von den auch heute noch lebenden slavischen Nationen verschiedenes, mit ihnen nicht identificierbares slavisches Volksthum, höchstens in nur unbedeutender, vom Gesichtspunkte ethnischen und sprachlichen Einflusses kaum in Betracht kommender Anzahl, finden können.

4. Die aus den slavischen Elementen der ungarischen Sprache ableitbaren culturhistorischen und urgeschichtlichen Schlüsse also (z. B. bezüglich des häuslichen Lebens, des Ackerbaues, des Gewerbes und des ersten Bekanntwerdens mit dem Christenthum) sind gleichfalls in älterer, der Landnahme vorausgehender Periode zu denken.

5. Gegenüber dieser älteren Schichte des slavischen ethnischen und sprachlichen Einflusses gibt es auch eine aus neuerer Zeit, aus der auf dem Gebiete des gegenwärtigen Ungarn vollzogenen Berührung stammende Schichte, die hauptsächlich südslavischen Charakter aufweist. Ein solches sehr wichtiges Wort der ältesten staatlichen Institutionen ist megye, in alter ungarischer Form auch megya (= croat., serb. medja) »Comitat«, welches — hätte die Hauptmasse der slavischen Bewohnerschaft Ungarns einer Sprache altslovenischer Art sich bedient — jedenfalls mesgye (altsloven. mežda) lauten würde, welches Wort der älteren slavischen Schichte in der Bedeutung »Grenzfurche« gebraucht wird.

Die asiatischen Expeditionen des Grafen Eugen Zichy.

Selbstbericht.

(Fortsetzung und Schluss.)

Uplis-Czihe hängt einerseits mit den Culturen Kleinasiens und des Pontus zusammen und enthält andererseits zahlreiche orientalische Elemente; solche Elemente kommen im Kaukasus sehr reichlich vor. Der wirklich kurze Abstecher, welchen wir bei dieser Gelegenheit machen konnten, führte uns auch zu dem alten grusischen Gotteshause im Aténerthal. Auch dieses Monument ist in den obenerwähnten zwei Werken über den Kaukasus erwähnt, doch ist seine künstlerische Bedeutung aus dem Gesichtspunkte einzelner, sehr wichtiger Details weder in diesen Werken, noch in der Studie der Gräfin Uvaroff über Grusien gewürdigt. Bei ernster Würdigung hätte man das classisch schöne parthische Relief, welches wir mit bewundernden Blicken an der westlichen Wand der Kirche betrachteten, wahrhaftig nicht so unverständlich verzeichnen können, als wie wir es in dem Werke Gagarins sehen, und es hätten in dem Werke unmöglich solche Reliefs wegbleiben können, welche auch weltliche Personen darstellen und daher unschätzbare Documente der Costümgeschichte sind. Auch für das Studium der von dem iranischen Gebiete kommenden Kunstströmungen wird der Kaukasus noch lange Zeit der wichtigste Boden sein; eine genaue, monographische Aufarbeitung einzelner Thäler des Kaukasus würde der Fachwissenschaft unschätzbare Resultate liefern.

Unsere Expedition hatte nicht diesen Zweck, und so mussten wir denn mit tiefem Bedauern weiter eilen und die Aufarbeitung des Tifliser kaukasischen Museums in Angriff nehmen, welches ein nicht minder dankbares Gebiet war. Mit der Aufarbeitung dieses Museums hatten wir die Erforschung des an die Pontusgegend sich anschliessenden Gebietes auch beendet.

Das Studium der Wolgalinie begannen wir in Astrachan. Die archäologische Sammlung seines Museums stammt von den Kirgisen- und Kalmückensteppen der Umgebung von Astrachan und verdient eben vermöge ihres localen Charakters Beachtung. Diese Sammlung beleuchtet die Bronzezeit der unteren Wolga mit einigen charakteristischen Stücken und trägt zur Verbreitung der allgemeinen Kenntnis der Bronzeformen bei; ihre Stücke aus der Eisenzeit liefern in mancher

Hinsicht fast vollständige Serien, aus welchen Ursprung und Bedeutung gewisser Formenkreise verständlich wird. Nicht minder bemerkenswert sind jene Gorodistye-(Erdwälle-)Funde, welche aus dem XI.—XIII. Jahrhundert stammen und unter welchen wir schon hier einige interessante locale Überreste des romanischen Stiles antreffen. Der Wert dieser Funde wird noch dadurch gehoben, dass sie zum grossen Theile aus der Sammlung verlässlicher Männer stammen, bezüglich welcher man aus den Aufzeichnungen des Museums und aus drei Zeitschriften genaue Aufschlüsse erhält. In dieser Weise wird die Astrachaner Gelehrtengesellschaft zum Mittelpunkte einer solchen archäologischen Thätigkeit, deren Wirkungskreis uns nahe berührt. Unsere Historiker, welche die Urwohnsitze der Ungarn erforschen, legen nämlich, auf die Daten des Jordanes (Getica ed. Mommsen, V. Capitel, 63. Seite) gestützt, grossen Wert auf das zwischen der Wolga und dem Don gelegene Gebiet, wo sie, besonders dort, wo die beiden Flüsse sich einander am meisten nähern (also in der Gegend von Czariczin, beziehungsweise Sarepta), das unter den Namen Savieren oder Hununguren bekannte Ungarvolk des VI. Jahrhunderts suchen, von welchem wir wissen, dass es zur Sommerszeit die weitgezogene Grenze seines Gebietes entlang herumstreifte. Übrigens ist es heute nicht bloss das Astrachaner Museum allein, welches die Sammlung der Alterthümer dieses wichtigen Gebietes für seine Aufgabe betrachtet. Das von der Saratower Archivcommission angelegte Museum, das neugegründete Museum von Samara, die Sammlung in Simbirsk und das mit der Universität Kasan verbundene Museum dienen demselben Zwecke. Zu archäologischen Forschungen bietet dieses Gebiet reichlich Gelegenheit. An der Wasserscheide, welche zwischen der Wolga und dem Don sich hinzieht, gibt es massenhaft Kurgane und andere Grabstätten, dort sind auch Erdwälle in grosser Anzahl anzutreffen. Bei Sarepta hatten wir Gelegenheit, eine Gruppe solche Kurgane zu mappieren, photographische Aufnahmen von denselben zu machen, und das Material des Museums zu Saratow bot uns treffliche Aufklärungen über das Alter und die Natur mancher Arten von Kurganen und der längs der Wolga anzutreffenden Erdwälle. In Saratow gibt es zwei Museen. Aus der Sammlung des einen, des sogenannten Raditschewsky-Museums, haben wir einige gute Bronzekessel der späteren Typen erhalten, sowie einen Spiegel, welcher gleichfalls einen späten Typus repräsentiert. Dieses Museum verfügt auch über charakteristische Stücke von einem Erdwall bei Kamüsin. Der Schwerpunkt der archäologischen Thätigkeit liegt bei dem Museum der Archivcommission in Saratow. Das Material dieses Museums hat uns wichtige Aufschlüsse über die Natur der Kurgane an der Wolga geliefert und ich bemerke hier nur soviel,

dass nach diesen Aufschlüssen in jenen Kurganen die Überreste verschiedener Zeiten aufzufinden sind. Jener Typus, von welchem wir eine Gruppe bei Sarepta mappierten und photographierten, ist in grosser Anzahl in der Umgebung von Czarewtschina anzutreffen. Ein Theil dieser Kurgane liegt auf dem Gebiete der Güter, des Grafen Nesselrode, welcher mehrere dieser Kurgane blosslegen liess. In dem einen fand er zwei Steigbügel, einen Zügel und einen chinesischen Bronzespiegel neben einem Ochsenkopf; diese Gegenstände photographierten wir auch. Diese Funde bieten genügende Stützpunkte zur Bestimmung der Zeit der Kurganengruppen und es blieb uns nur noch der Wunsch übrig, dass wir auch den Bau dieser Kurgane kennen lernen möchten. Auch dieser unser Wunsch blieb nicht unerfüllt; denn infolge der freundlichen Einladung des Grafen Nesselrode wurde uns auch Gelegenheit geboten, einen Kurgan bei Czarewtschina blosszulegen. Allein dieser war schon früher einmal aufgegraben worden und so fanden wir denn nichts als Knochen; immerhin konnten wir die interessante Anordnung desselben kennen lernen.

Vorzügliche Repräsentanten eines anderen Kurganentypus sind die Kurgane von Dimitrijew, aus welchen dieses Museum sehr zahlreiche und verlässliche Funde besitzt. Diese bieten reichliche Belehrung in Betreff unserer Gruppen aus dem I.—III. Jahrhundert nach Christi Geburt und liefern ein erwünschtes Datum auch hinsichtlich unserer sogenannten Scythengruppe. Auch unter den Funden der Gorodistye (Erdwälle) von Beldschamen und Uwell konnten wir reichlich Analogien zu unseren Funden aus dem I.—III. Jahrhundert nach Christi Geburt sammeln.

In das Museum zu Samara konnten wir bei unserem ersten Besuche wegen Kürze der Zeit nicht gelangen; doch ruhte ich nicht, bis ich nicht bei Gelegenheit eines späteren Ausfluges auch dorthinein gelangte und einige photographische Aufnahmen von dem Material des Museums mir verschaffte. Dieses jüngste unter den Museen an der Wolga liefert das beredteste Zeugnis in der Hinsicht, was wir von den localen Forschungen dieser Museen in naher Zukunft zu erwarten haben; denn unter den vier photographischen Aufnahmen, welche ich mir da beschaffte, gab es unter anderem ein Schwert, welches unsere Beachtung in höchstem Masse verdient. Sein Typus ist der aus dem Scythenkreise bekannte, welcher indes eine Laufbahn hatte, die einen sehr langen Zeitraum umfasste und dessen Varianten bis in die geschichtlichen Zeitalter herabreichen.

Klein, aber doch sehr interessant ist auch das Museum zu Simbirsk. In seinen Sammlungen bewahrt es so manche interessante Reliquie aus der Bronze- und aus der Eisenzeit an der Wolga; weit

mehr als diese interessieren uns jedoch jene Reliquien, die wir als Vermächtnis der Wolga-Bulgaren betrachten können. Den letzteren begegnen wir jedoch in weit grösserer Anzahl in dem mit der Kasaner Universität verbundenen Museum.

Jenes weite Territorium, auf welchem die Ruinen der alten Stadt Bolgari liegen und welches mit seinen, architektonische Überreste bergenden Hügeln am besten mit unserem Aquincumgebiete verglichen werden kann, ist eine unerschöpfliche Schatzgrube antiker Funde. Leider sind diese Funde fast ausnahmslos sporadisch und stammen zum grossen Theil von unzuverlässigen Bauernhänden. Die heutige Bevölkerung von Bolgari gleicht am meisten den Ó-Szönyer Bauern; die Leute sind lauter Alterthumsforscher und Sammler und treiben einen Handel mit Antiquitäten. Wer heutzutage einen Ausflug nach Bolgari macht, wie wir es thaten, kann im Laufe eines Tages eine ganze Sammlung von dortigen Funden zusammenbringen. Die Kasaner historische und archäologische Gesellschaft hat schon wiederholt Ausflüge nach Bolgari und Nachgrabungen daselbst veranstaltet; so ist es denn natürlich, dass das Kasaner Universitätsmuseum von Funden wimmelt, die in Bolgari erworben wurden. Wie reich indessen auch das Museum der Kasaner Gelehrtengesellschaft an Bolgarier Funden sei, so dürfen wir doch auch des Kasaner öffentlichen städtischen Museums nicht vergessen, welches nach Andreas Lichatschoff Feodorowitsch benannt ist und die reichsten, vollständigsten und systematischesten Sammlungen von Bolgarier Funden besitzt.

Wenn wir jene Masse von archäologischem Material, welches in den erwähnten zwei Museen uns zur Verfügung steht, richtig verwerten wollen, müssen wir vor allem über den schon vorhin betonten Umstand im Reinen sein, dass diese Fundmasse aus lauter sporadischen Erwerbungen besteht, und dass dort kein einziger sogenannter geschlossener Fund uns zur Verfügung steht. Die Art und Weise der Verwertung kann daher nur die typologische Aufarbeitung sein. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, bilden die früheste Gruppe dieser Funde diejenigen Objecte, welche antike Reminiscenzen verrathen und in diesem Betracht mit der hunnisch-germanischen Gruppe der ungarländischen Völkerwanderungszeit übereinstimmen. Diese Gruppe ist die verhältnismässig dürftigste; aber was in dieser Gruppe zur Verfügung steht, ist eigenartig genug und überrascht durch die Reinheit der Motive. Überdies lenken sie unsere Aufmerksamkeit auf solche Motive, welche bei unseren vaterländischen Reliquien, vielleicht weil sie an späteren Producten auftreten, gerade wegen ihrer schematischen Natur bisher nicht gewürdigt wurden. Es ist seltsam, aber Thatsache, dass auf diese Gruppe unter den Funden von Bolgari und Bilyarsk nicht eine fortsetzungs-

weise Fundgruppe folgt; wir befinden uns vielmehr nach einem beträchtlichen Intervall unter der grossen Masse jener Funde, deren Analogien wir zum Theil unter den aus dem X. und aus späteren Jahrhunderten stammenden Permer Funden, zum Theil unter jenen Funden erhalten, welche auf russischem Boden nicht älter als aus dem X.—XI. Jahrhundert sind, aber oft bis zum XIV.—XV. Jahrhundert herabreichen. Bei dem Studium dieser Fundgruppe kann man einerseits die späte Laufbahn solcher Stücke beobachten, welche jedenfalls zu den Vermächtnissen früherer Nomadenvölker gehören, andererseits kann man ein schönes Material aus Stücken zusammenstellen, welche als locale Denkmäler romanischen Stiles betrachtet werden können, und kann man auch jene Entwicklungen ausscheiden, welche unter der Einwirkung des chinesischen Gewerbes entstanden sein mochten oder unmittelbar chinesischem Import zuzuschreiben sind.

Jedenfalls muss diese seltsame Erscheinung ihren Grund darin haben, dass es zwischen den zwei grossen Gruppen der Funde von Bolgari und Bilyarsk eine Lücke von 400—500 Jahren gibt; mit dieser Ursache jedoch will ich mich im Rahmen des gegenwärtigen Berichtes nicht befassen. So viel muss ich immerhin bemerken, dass diese Lücke wahrscheinlich nur eine scheinbare ist und dass die unter den Bolgarier Funden figurierende erste Gruppe schwerlich mit dem eigentlichen Bolgari enger zusammenhängt. Trotz des verheissenden Hinweises, welcher in dem Namen der Stadt liegt, haben wir nämlich unter den Bolgarier Funden nichts entdeckt, was genauer mit den Überresten aus der Zeit unserer Landnahme zusammenhienge (fernere Analogien sind reichlich vorhanden), während wir in einem anderen Funde, nämlich in dem zu Bolimer (in anderer Umschreibung Bulimer oder Balimer), einer Gemeinde, welche in einer Entfernung von 7 Werst von Bolgari liegt, Analogien fanden, welche mit unserer Gruppe aus der Zeit der Landnahme enger zusammenhängen.

Bei Kasan verliessen wir die Wolgalinie, denn unsere nächste Station, Perm, liegt schon an der Kama. In dieser Stadt interessierte uns einerseits das Museum der Uraler Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, andererseits planten wir einen Ausflug nach Ilyinskoja-Selo, wo wir die Sammlung des Herrn Tyepluchoff besichtigen wollten. Dieser unser letztere Plan erwies sich jedoch als unausführbar; denn in Perm angelangt, erfuhren wir, dass Herr Tyepluchoff sich in Wien befinde und dass in seiner Abwesenheit die Sammlung unzugänglich sei. Einzelne Stücke dieser Sammlung betreffen unsere Gruppe aus der Zeit der Landnahme, und da diese Sammlung eben veröffentlicht wird, schenkte Baron Tiesenhausen von den fertigen Tafeln je einen Abzug dem Archäologen meiner Expedition. Diese Tafeln bestärkten

den Archäologen in der Annahme, dass einzelne Stücke der Sammlung die Zeit unserer Landnahme berühren und eben deshalb hätten wir gern durch Autopsie uns volle Gewissheit verschafft. Es schien, dass die Abwesenheit des Herrn Tyepluchoff diesen Plan vereiteln sollte; trotzdem half uns die Sammlung des schon erwähnten Permer Museums aus der Verlegenheit. Hier fanden sich nämlich auch die von Herrn Tyepluchoff gesammelten Typen und aus den für die Zeitschrift »Matyeriali« angefertigten Tafeln konnten wir nacheinander jene Stücke reconstruieren, welche die Zeit unserer Landnahme betreffen. Wir fanden aber in diesem Museum noch anderes. Die Analogien unserer Gruppe aus der hunnisch-germanischen Zeit konnten wir durch mehrere photographische Aufnahmen bereichern.

Das Hauptmuseum der Uraler Naturwissenschaftlichen Gesellschaft befindet sich in Jekaterinenburg. Es wird niemanden überraschen, dass wir in dieser jenseits des Urals gelegenen Station Reliquien aus der sibirischen Bronzezeit reichlich fanden; eine grössere Überraschung war es, dass wir unter den Funden der Kurgane bei Sadrinsk Antiquitäten ganz anderer Art entdeckten, als wie sie nach der sehr mangelhaften Publication Heikels angenommen werden konnten.

Das Museum zu Tjumen besitzt nur einen unbedeutenden archäologischen Theil; was davon brauchbar, ist aus der schon oben erwähnten Publication bekannt und für uns von geringerem Werte. Wir hielten uns da nicht lange auf; nachdem wir die erforderlichen Notizen gemacht hatten, eilten wir nach Tobolsk, um das Museum dieser Stadt, das wichtigste in Nordsibirien, zu studieren.

Die besondere Wichtigkeit desselben liegt darin, dass es einen grossen Theil seiner Alterthümer von dem uns so nahe interessierenden ostjakischen Gebiete erhalten hat und über reichliches Material verfügt. Von diesem Material muss ich vor allem denjenigen Theil hervorheben, welcher mit unserer Scythengruppe correspondiert und von welchem wir einige sehr interessante Analogien sammelten; das besondere Interesse dieser Stücke liegt darin, dass, obgleich die hier gesammelten Analogien ebenfalls nur sporadische Funde sind, sie doch ihre typologische Umgebung haben. Für wichtig erachte ich auch, dass wir Spuren unserer hunnisch-germanischen Gruppe auch hier fanden, wenn auch viel schwächer repräsentiert, als die zur früheren Gruppe gehörigen Reliquien. Nur wenige Werst von der Stadt entfernt liegt der »Issker« genannte Erdwall, welcher eine ebenso reiche Fundgrube des Tobolsker Museums ist, wie Bolgari für das Kasaner oder Uwek für das Saratower. Aus dem genannten Erdwalle ist in reicher Fülle ein Material zu sammeln, welches den Funden aus unseren niederungarischen Erdwällen analog ist und welches bei der Auswahl der ungari-

schen Elemente unserer ziemlich verworrenen Funde dieser Art als geeigneter Wegweiser dienen wird.

Weiter in Sibirien eindringend, gelangten wir in immer interessantere Gebiete und der Besuch der Museen wurde umso lohnender, als wir überall solche Sammlungen antrafen, welche sich in den Händen wissenschaftlicher Gesellschaften befinden. So wird das Museum in Omsk von der westsibirischen Section der Kaiserlichen Geographischen Gesellschaft verwaltet und weil es ziemlich entlegen von der geraden Weglinie ist, hat selbst Heikel es nicht besucht. Vermöge seiner stark südlichen Lage erstreckt dieses Museum seine Sammlungen nicht bloss auf die nördlich gelegenen Gebiete, sondern empfängt eine Menge Funde auch aus der südlichen Region, besonders aus jener von Semiretsch. Es ist daher auch nicht zu verwundern, wenn wir nebst jenen Gegenständen, welche specifisch ugrischen Ursprunges sind, auch ein neues Element finden. Auf 25 Aufnahmen wurden etwa 50 Gegenstände photographiert und wir wollen betonen, dass wir unsern Schwerttypus aus der Zeit der Landnahme mit den charakteristischen Riemenbändern, dessen Spuren wir seit Perm verloren hatten, hier abermals an zwei Kamenajapuppen empfiengen, deren eine aus dem Gebiete von Kok-Tschitew stammt.

Tomsk ist eine Universitätsstadt; der Curator der Universität, Dr. Florinski, ist ein alter Herr und geht nächstens in Pension. Dieser Mann hat sein ganzes Leben der Aufgabe gewidmet, die Umgegend von Tomsk aus archäologischem Gesichtspunkte zu durchforschen; er sammelte und schrieb. Das Resultat seiner Sammlungen ist das Museum in Tomsk, welches, mit der Universität verbunden, durch die Unterstützung der Regierung und durch Schenkungen Einzelner bereichert, heute so reich ist, dass das in diesem Jahre erschienene dritte Supplement seines Kataloges die Nummer 4372 verzeichnet, womit dieser catalogue raisonné noch keineswegs vollständig ist. Die Arbeiten Florinskis laborieren an der Schwäche, dass er sowohl in dem Bronzemeissel als in den spätesten Messingsteigbügeln urslavische Objecte sieht. Dieser Chauvinismus nimmt aber seinen thatsächlichen Daten nichts von ihrem Werte. Herr Kuznyeczoff, Bibliothekar der Universität Tomsk, ein auch in der westlichen Literatur bekannter Forscher der sibirischen Archäologie, hat das Museum der Tomsker Universität gleichfalls mit einem wertvollen Material bereichert. Da wir hundert Photographien von dieser Sammlung besitzen, konnten wir bei einem so genauen Kataloge, wie der des Florinski, uns leicht darin zurechtfinden, umsomehr, als die durch Heikel gelieferte Aufarbeitung dieses Museums den besten Theil seiner obenerwähnten Arbeit bildet. Jenes wirklich schöne Material, welches in diesem Museum die sogenannte

sibirische Bronzezeit repräsentiert, ist eines der lehrreichsten. Uns interessierte aber doch mehr jene reiche Serie von Steigbügeln, welche das Bindeglied zu den bereits erwähnten sind und aus dem Gouvernement von Jenissei (Bezirk Minussinsk) stammen. Wir besprachen mit Herrn Kuznyeczoff auch die von ihm ausgegrabenen Funde vom Tomsker Grabfelde; ja wir hatten, dank seiner Gefälligkeit, Gelegenheit, auf dem Grabfelde selbst Nachgrabungen zu veranstalten. Wir legten drei Gräber bloss: die bei dieser Gelegenheit ausgegrabenen Antiquitäten schenkte Herr Kuznyeczoff unserer Expedition.

Von Tomsk führte uns unser Weg nach Krasnojarsk. Das Museum dieser Stadt ist ziemlich primitiv, verfügt aber schon jetzt über ein beachtenswertes Material von Überresten aus der sibirischen Bronzezeit, welche sämmtlich aus der Gegend von Krasnojarsk stammen. Die hier verbrachte Zeit lieferte uns ein ziemlich interessantes und lehrreiches Material; auffällig war hier der vollständige Mangel solcher Typen, welche man auf westlicher gelegenen Gebieten schon aus anderen Ursachen für sehr späte Formen halten musste. Das archäologische Bild des Gouvernements Jenissei gibt übrigens doch nicht die Sammlung von Krasnojarsk, sondern das städtische Museum in Minussinsk, welches schon bisher in der westlichen Literatur das am meisten bekannte ist, insbesondere auf Grund der Arbeiten Martins. Dieser verdiente Forscher ist aber, weil er an der Hand der skandinavischen Schule Nachgrabungen auf russischem Boden unternahm, in grosse Irrthümer verfallen und hat viele heterogene Dinge unter den Sammelbegriffen der Bronzezeit und der Ahnenzeit zusammengefasst. Hievon abgesehen, finden wir, dass seine Publicationen über die bis in die historischen Zeiten herabreichende Gruppe, welche er die Eisenzeit nennt, sich sozusagen nur auf die Pfeilspitzen erstrecken. Es gibt also noch lange viel zu thun. Wir haben bei dieser Gelegenheit der Aufarbeitung der soeben erwähnten sogenannten Eisenzeit-Funde unsere Aufmerksamkeit zugewendet. Auf meine Bitte hatte der Director des Museums die Güte, aus dieser Gruppe eine typologische Serie zusammenzustellen und der Expedition zu schenken.

Systematische ethnographische Forschungen aus ungarischem Gesichtspunkte sind bisher auf russischem Boden nicht gemacht worden und so musste ich auch darauf Gewicht legen, dass bei Gelegenheit dieser meiner Expedition auch solche Forschungen in Angriff genommen werden; darum bat ich Herrn Dr. Johann Jankó, Custos des ungarischen Nationalmuseums und Leiter der ethnographischen Abtheilung, an meiner Expedition als Ethnograph theilzunehmen, wobei ich die Umschreibung seines Arbeitsprogrammes völlig seiner Fachkenntnis und seiner Tüchtigkeit anheimstellte. Bei der ungeheueren

Grösse des russischen Reiches und bei der Mannigfaltigkeit seiner Bevölkerung war natürlich nicht daran zu denken, dass wir diese Völkerschaften einzeln durchstudieren und aus der Ethnographie derselben die ungarischen Elemente ausscheiden: dies kann nicht das Werk eines Menschen sein, dazu ist die lange Zeit hindurch fortgesetzte Arbeit von Generationen nothwendig; das Hauptgewicht mussten wir darauf legen, dass die ethnographischen Fachfragen so abgefasst werden, dass wir in der von mir gegebenen Zeit eine befriedigende Antwort auf dieselben erlangen, dass wir also in dieser Weise die uns Ungarn interessierenden ethnographischen Forschungen auf russischem Boden in Angriff nehmen, aber schon bei dieser Inangriffnahme gewisse Resultate erzielen. Bei der Auswahl dieser ethnographischen Aufgaben konnte richtunggebend nur die Frage sein, welche Capitel unserer Ethnographie diejenigen sind, die wir schon gründlich genug kennen: denn von einer erfolgreichen vergleichenden Arbeit kann nur dann die Rede sein, wenn uns die ungarischen und die russischen Elemente des zu vergleichenden Materiales gleichmässig bekannt sind. Aus dem Gesichtspunkte der ungarischen Ethnographie traten besonders zwei Fragen hervor, deren Studium in der gegebenen Zeit ein sicheres Resultat zu verheissen schien; die eine ist die Frage des Ursprunges der ungarischen Fischerei, die andere Frage ist die der Verwandtschaft mit den Ostjaken.

Das sachliche, ethnographische, historische und linguistische Material der ungarischen Fischerei hat Otto Herman schon im Jahre 1887 gesammelt und publiciert; die Sammlung, welche er seinem Werke zugrunde legte, wird in der ethnographischen Abtheilung des ungarischen Nationalmuseums verwahrt; während Otto Herman damit eine bisher unbekannte Schichte des ungarischen Volkslebens entdeckte, versuchte Bernhard Munkácsi den von Herman gesammelten Wortschatz zu analysieren und es gelang ihm auch, die finnisch-ugrischen, türkisch-tatarischen und slavischen Elemente auseinanderzuhalten; diese Arbeit ermöglichte es uns, ihre Resultate in gewissen allgemeinen Zügen auch auf die sachliche Ethnographie geltend zu machen. Eine der Aufgaben der Ethnographie war also die, dass sie auf russischem Boden die Analogien der sachlich, historisch und linguistisch nunmehr wohlbekannten ungarischen Fischerei suche, und dass sie erforsche, ob die mit finnisch-ugrischen, türkisch-tatarischen und slavischen Worten bezeichneten Gegenstände in derselben Form wie bei uns auch auf russischem Boden vorhanden seien und wenn ja, in welchen Theilen und bei welchen Völkerschaften Russlands, in welcher Form, unter welchen Bedingungen; endlich, dass sie den Versuch mache, an der Hand des in dieser Weise gesammelten Materiales die Frage zu be-



antworten, welche Elemente unserer Fischerei wir übernommen haben, von wem, wann, wo, wie und weshalb?

Wenn das Gebiet dieser Forschungen ein kleines wäre, dann könnte die einzige Modalität zum Studium dieser Fragen nur die sein, dass der Ethnograph die verschiedenen Fischerei-Niederlassungen dieses Gebietes aufsuche und an Ort und Stelle die Fischereigeräthe studiere. Diese Methode kann auf russischem Boden bei der ungeheueren Ausdehnung des Reiches weder in dieser, noch in irgend einer anderen Frage angewendet werden. Ein Resultat wäre auch davon nicht zu erwarten gewesen, wenn der Ethnograph ausschliesslich die Erforschung der Fischerei einer Gegend sich zur Aufgabe gemacht hätte. Welche Gegend sollte es sein? Die Wolgagegend oder das Becken des Irtis und Ob, oder etwa der Aralsee u. s. w.? Abgesehen davon, dass das Studium der Fischerei dieser Gegenden in jedem einzelnen Falle mindestens je zwei Jahre beanspruchen würde, kann die Fischerei einer einzelnen Gegend — welcher Gegend immer — an und für sich nur ein geringes Resultat liefern, weil der volle Zusammenhang zwischen diesen Fischereien und der ungarischen Fischerei nicht vorhanden ist und die übrigen Glieder der Kette fehlen und in solchen Gegenden wieder erforscht werden müssten, deren Aufarbeitung abermals Jahre in Anspruch nehmen würde. Und wenn wir manche Spuren der ungarischen Fischerei thatsächlich am Aralsee entdecken, können wir da behaupten, dass sie in Wirklichkeit von dort stammen? Wie, wenn sie bis hinauf zum nördlichen Eismeer sich überall finden? Wie, wenn sie von den Ugoren oder gar von den Slaven auf die Türken überkommen sind? All dies sind Fragen, die wir nicht beantworten können, wenn wir bloss die Fischerei vom Aralsee kennen und nicht auch diejenige aus den anderen Gegenden.

Obwohl Otto Herman wiederholt betont, dass die russische Fischerei in ihren Einzelheiten unbekannt sei, mussten wir in dieser Frage doch alle unsere Hoffnung auf Russland setzen, weil wir unmöglich annehmen konnten, dass in einem Lande, wo die Fischerei sowohl wegen des Fischreichthums der Gewässer, als auch vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte und infolge der von der griechisch-orthodoxen Kirche vorgeschriebenen zahlreichen Fasten eine so grosse Bedeutung hat, wie in Russland, es nicht eine sehr entwickelte Literatur über die Fischerei geben soll und dass die Museen gerade in dieser Hinsicht nicht ein reiches Material enthalten würden. Nicht das russische Reich war die terra incognita, welche wir entdecken sollten, sondern die russische Literatur. Von dieser konnten wir in Betreff der Geräthe eine sehr grosse Masse von Daten erwarten, welche geeignet wären, nicht nur von der Fischerei einzelner Gegenden Russ-

lands, sondern des ganzen russischen Reiches ein ausführliches Bild zu bieten, ein Material, welches geeignet sein würde, eine eingehende Vergleichung mit unserem eigenen ungarischen Material zu ermöglichen.

Dies war die eine ethnographische Aufgabe meiner Expedition. Die zweite war die Frage der Verwandtschaft mit den Ostjaken.

Die ungarische vergleichende Sprachwissenschaft hat genau festgestellt, dass die ungarische Sprache finnisch-ugrischen Ursprunges ist, und zwar den ostjakischen und wogulischen Idiomen am nächsten verwandt. Vor dem Ethnographen, der auf russischem Boden mit ungarischen Augen arbeitet, taucht daher die folgende Frage auf: Finden sich in sachlichen Analogien oder in der Übereinstimmung des Stammes Beweise der Verwandtschaft zwischen der ostjakischen und ungarischen Sprache in der Ethnographie und Anthropologie der beiden Völker? Diese Frage haben nicht wir zuerst aufgeworfen; abgesehen davon, dass schon Reguly sich mit der Frage beschäftigte, hat Dr. Karl Pápai im Jahre 1888 zu diesem Zwecke eine Reise zu den Ostjaken gemacht und anderthalb Jahre unter ihnen zugebracht. Die ethnographische Sammlung, die er mit sich brachte, hat noch heute nicht ihresgleichen unter allen europäischen Sammlungen. Allein ein eigenartiges Geschick hat es uns versagt, die Resultate seiner Reise und seiner Studien näher kennen zu lernen. Pápai starb in der Blüte seiner Jahre, noch bevor er sein Material hätte publicieren können. Von seinen Schriften ist nur der anthropologische Theil druckfertig, obwohl auch dieser nur auf an Lebenden vorgenommenen Messungen beruht, denn Pápai hatte keine Gelegenheit, Schädel und Skelette zu sammeln. Die Beendigung der von ihm ungelöst gelassenen Frage, die Aufklärung und Verwertung seiner Sammlungen zu diesem Zwecke, einerseits die Vergleichung seiner Sammlungen mit den russischen Sammlungen, andererseits die Ergänzung dieser seiner Sammlungen durch neuerliche, unter den Ostjaken selbst gemachte Sammlungen; dies war jene, vor allem ein musealisches Interesse besitzende Aufgabe, welche wir im Zusammenhange mit der ostjakischen Frage ebenfalls lösen mussten.

Allein vermöge ihres speciellen ungarischen Gesichtspunktes erfordert diese unsere zweite Aufgabe eine weit grössere Umsicht und Vorbereitung, als diejenige, mit welcher die bisherigen Ostjaken-Expeditionen, die einen ganz anderen Zweck verfolgten, ans Werk giengen. Gleichwie es vor den Linguisten eine natürliche Sache ist, dass beispielsweise mit der Erforschung der ostjakischen Sprache derjenige sich vergeblich beschäftigt, der nicht vorher mit den Gesetzen der finnisch-ugrischen Linguistik im Detail und gründlich sich vertraut gemacht hat, so ist auch die Beschäftigung mit der ostjakischen Ethnographie vollkommen unfruchtbar aus dem Gesichtspunkte unserer

eigenen vaterländischen Frage, insolange wir die ostjakische Ethnographie nicht auf Grund der vergleichenden Ethnographie der finnisch-ugrischen Völker prüfen; und dies macht uns zur Pflicht, dass wir vor der Erforschung des ostjakischen Volkes auch die Ethnographie der übrigen finnischen Völkerschaften kennen lernen; bei dieser vorbereitenden Arbeit müssen wir nebst der russisch-finnischen Literatur in dem bisher gesammelten ethnographischen Materiale der russischen Museen die Orientierung suchen und finden. Es leidet keinen Zweifel, dass nach solcher Vorbereitung die an Ort und Stelle vorzunehmende Erforschung der Ostjaken binnen viel kürzerer Zeit viel grössere Resultate zu sichern vermag, als welche immer von den bisherigen Expeditionen während eines noch so langen Zeitraumes es vermochte.

Zur Feststellung dieser ethnographischen Aufgabe war nichts anderes nothwendig, als die Kenntnis der Bewegungen und Resultate unserer heimischen Ethnographie; auf Grund derselben kann man eine andere ethnographische Aufgabe in Verbindung mit der Erforschung der ungarischen Urgeschichte sich nicht ausstecken und nachdem in unserem Vaterlande mit der russischen Fischerei und mit der sachlichen Ethnographie der russischen Völker sich niemand beschäftigt hat, konnten wir hinsichtlich der Details des Programmes hier im Lande von niemandem eine Orientierung erwarten; wir mussten sie bei jenen suchen, die sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt haben, weil dies entweder ihre höhere nationale Cultur oder ihr staatliches Interesse erheischte, nämlich bei den Finnländern und Russen.

Die Lösung der so umschriebenen Aufgabe konnte natürlich nur in dem Hauptsitze der finnischen Gelehrsamkeit, nämlich in Helsingfors, in Angriff genommen werden. Die Finnländer sind auch auf diesem Gebiete viel weiter vorgeschritten als wir, und man kann die finnische Ethnographie heute in dem finnischen ethnographischen Museum zu Helsingfors in ihrer Vollständigkeit kennen lernen; in den ausgezeichneten Sammlungen dieses Museums mussten wir nicht bloss das ganze Inventar der Gegenstände der finnischen Ethnographie, sondern auch die auf alle Gegenden des ganzen Landes sich erstreckenden typologischen Serien der einzelnen Objecte zusammenstellen und hier mussten wir in die analytische Wissenschaft der Elemente der finnischen Ornamentik tiefer eindringen, wobei wir natürlich auch di bisherigen Resultate der einschlägigen finnischen, russischen und schwedischen Literatur zusammenstellen und ausnützen mussten. Die Frucht dieser drei Monate in Anspruch nehmenden Thätigkeit ist jene Sammlung von 300 Photographien und 2000 Originalzeichnungen, welche wir von den Objecten des Museums anfertigten und auf Grund deren wir nunmehr ein ziemlich gerundetes Bild von der finnischen

sachlichen Ethnographie geben können, womit wir zugleich jene ausgezeichnete finnische Sammlung, welche Béla Vikár auf seiner im Jahre 1888 gemachten Finnlandsreise erwarb, wissenschaftlich verwertbar machten.

Die Helsingforser Sammlungen bieten indes nebst der finnischen Ethnographie auch zur Erkenntnis der Ethnographie der übrigen ugrischen Völker ein grundlegendes Material. Im historischen Museum zu Helsingfors mussten wir die Grundlegung der vergleichenden Ethnographie der ugrischen Völker durch das Studium der ostjakischen Sammlung des Ahlquist, ferner und insbesondere durch das Studium der Mordva- und Cseremiss-Sammlungen des A. O. Heikel beginnen, welche Sammlungen speciell aus dem Gesichtspunkte der vergleichenden Ornamentik von ausserordentlicher Bedeutung sind.

Aus dem Gesichtspunkte der ungarischen Fischerei mussten wir nebst dem ausgezeichneten Fischereimaterial des ethnographischen Museums auch noch auf das Studium des Helsingforser Museums für finnische Fischerei eminentes Gewicht legen und die Ergänzung dieser Studien und Bekräftigung derselben durch die Autopsie machte jene zwei Ausflüge nothwendig, deren einer uns in die Gegend von Tammerfors und deren anderer uns in die Umgebung von Sortavala am nördlichen Ufer des Ladogasees führte und welche uns in dem von der Natur gebotenen Rahmen in lebendiger Anwendung all das zeigten, was wir bisher nur aus dem reichen Material der Museen und der Literatur kannten.

Das Studium der finnischen Wissenschaft zeichnete uns ausser den Aufgaben, die wir uns selbst gestellt hatten, noch eine andere Aufgabe vor, welche wir, wenn irgend möglich, in den Rahmen dieser Expedition einbeziehen mussten, und dies war die Urreligion aller finnisch-ugrischen Völker, somit auch der Magyaren, die samanische Religion. Den Finnländern ist es gelungen, genau nachzuweisen, was wir in ihren Überlieferungen als Überreste der uralten samanischen Religion betrachten können und sie haben auch die Frage schon zum Gegenstande der Untersuchung gemacht, welche Analogien in den Religionen der übrigen finnischen Völker auf diesem Gebiete ermittelt werden können; es leidet keinen Zweifel, dass diese Forschungen uns Ungarn zunächst interessieren, doch haben die Finnländer selbst als Hauptorte dieser Studien Petersburg und Kasan bezeichnet, und so mussten wir die eingehende Inangriffnahme dieser Studien für die genannten zwei Stationen unserer Expedition vorbehalten.

Die ausserordentliche Zuvorkommenheit und das warme Interesse, mit welchem die finnischen Fachkreise die Studien meiner Expedition verfolgten und unterstützten, machten es uns möglich — an was wir

sonst gar nicht hätten denken können —, dass wir mit sämmtlichen finnischen ethnographischen Museen — es gibt in Finnland ausser Helsingfors noch acht solche Museen —, mit der inneren Organisation, dem Material dieser Museen, mit dem System der finnischen ethnographischen Arbeiten, mit der Rolle der Ethnographie auf der Universität, mit der herrlichen Thätigkeit und dem reichen literarischen handschriftlichen Material der an der Universität wirkenden wissenschaftlichen Gesellschaft »Muurahaiset« (Ameisen) bekannt wurden. Die Kenntnis all dessen ist für die ungarische Ethnographie aus dem Grunde wichtig, weil unsere vaterländische ethnographische Sammlung heute noch durchaus nicht organisiert ist und weil man die Organisation derselben in einer anderen Form, als wie sie die Finnländer binnen 25 Jahren durchgeführt haben, auch bei uns nicht durchführen kann.

Nachdem wir die Sammlungen Finnlands in dieser Weise durchstudiert hatten, forderten die ethnographischen Interessen, dass wir die Forschungen in Petersburg, dem Centrum der russischen Gelehrsamkeit, fortsetzen. Die Erweiterung des Fundamentes der finnisch-ugrischen vergleichenden Ethnographie machte vor allem die Durchforschung der ethnographischen Sammlungen der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften nothwendig. Das genannte Museum ist an finnisch-ugrisch ethnographischem Material durchaus nicht reich, aber das Wenige, was dort zu finden ist, hat einen classischen Wert, indem es die Sammlungen eines Pallas, Castrén und Poliakoff bildet. Seit jenen Zeiten, aus welchen diese Sammlungen stammen, war die Ethnographie jener Völker durch die häufige Berührung, ja durch die Vermischung mit den Russen ausserordentlichen Änderungen unterworfen und die ursprünglichen Spuren können nur immer schwieriger herausgeschält werden, dort geradeso, wie bei uns.

Das Material dieses Museums bietet auch ein unvergleichliches Material zum Studium des Samandienstes; dies wird durch die Thatsache möglich gemacht, dass dieses Museum die classischen Saman-Sammlungen der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft aufgenommen hat, umsomehr, als der Samandienst in russischer Sprache eine ungemein entwickelte Literatur hat und das Studium dieser Frage dort sicher so weit gediehen ist, dass auch gewisse Folgerungen abgeleitet werden können. Unsere Aufmerksamkeit, welche durch die von den Finnländern erreichten Resultate auf den Samandienst hingelenkt wurde, mussten wir also jetzt auch dieser Sache zuwenden; und nachdem diese Studien auch eine archäologische Bedeutung haben, weil gewisse Objectgruppen der archäologischen Funde, deren Verwendung nicht bekannt war, durch irrthümliche Hypothesen erklärt werden, mussten wir das Hauptgewicht darauf legen, zu erforschen, welche

Region Asiens als dasjenige Gebiet bezeichnet werden kann, wo der Samandienst bis auf den heutigen Tag in seiner ursprünglichsten und reinsten Form beobachtet und studiert werden kann. In Petersburg mussten wir die Varpachovskij'sche ostjakische Fischereisammlung aufarbeiten, welche in dem Museum für Hausindustrie ausgestellt ist und einer Expedition entstammt, die im Interesse der Erforschung der ostjakischen Fischerei zwei Jahre hindurch währte; diese Sammlung hatte denn auch eine eminente Bedeutung, sowohl aus dem Gesichtspunkte der ungarischen Fischerei, als aus dem der ethnographischen Verwandtschaft mit den Ostjaken; denn über die ostjakische Fischerei stand uns bisher nur ein mehr weniger fehlerhaftes lexigraphisches Material zur Verfügung; doch war es mangels eines systematisch gesammelten Materials unmöglich, die Geräthe der ostjakischen Fischerei mit jenen der ungarischen Fischerei zu vergleichen. In Petersburg musste endlich auch das Fundament zu den Arbeiten gelegt werden, welche die Erforschung und die Erkenntnis der russischen Fischerei zum Zwecke hatten. Unsere Vermuthung, dass es in Russland eine reiche Fischerei-Literatur geben müsse, hatte sich thatsächlich bewahrheitet; die Russen haben Hunderttausende von Rubeln aufgewendet, um ihre Fischerei kennen zu lernen, nicht jetzt, sondern schon in den Fünfziger- und Sechzigerjahren; das bezügliche Elaborat umfasst neun Bände Text, während die dazu gehörigen vier Albums auf 500 Blättern in mehr als 3000 herrlichen colorierten Zeichnungen uns die russische Fischerei vorführen, mit allen ihren Geräthen, Vorgängen, mit dem Meisterhandbuch u. s. w., kurz mit allem, was gerade uns zur Erkenntnis unserer ungarischen Fischerei so unbedingt nothwendig ist. Diese Arbeiten sind heute im Handelsverkehre nicht mehr zu haben, weder im Ministerium, noch auf dem Markte; nur zufällig findet man manchmal irgendwo ein Exemplar oder einen Theil des Werkes. Diese grundlegenden Arbeiten, die sich an die Namen Beer und Danielevsky knüpfen und durch das Material der seit 20—30 Jahren erscheinenden verschiedenen russischen Fachzeitschriften über Fischerei und anderer neuerer Publicationen und Handbücher, sowie durch jenes Material bereichert werden, welches die zur Untersuchung des ökonomischen Zustandes der westsibirischen Bauern und Eingeborenen eingesetzte Commission über die Fischerei gesammelt hat, — alle diese Arbeiten also bieten uns ein so detailliertes Bild, welches uns ermöglicht, einen bedeutenden Theil der Objecte der ungarischen Fischerei nach ihrem Ursprung auseinander zuhalten, ja bezüglich eines ansehnlichen Theiles derselben auch festzustellen, wann, wo und woher wir sie übernommen haben.

Die sechsmonatliche Arbeit, die wir in Helsingfors und Petersburg verrichteten, liess die weitere Gestaltung der ethnographischen Auf-

gaben nunmehr scharf hervortreten. So verlockend auch manche im Ethnicum der Türken auftauchende und in den Museen gefundene Analogien mit den Magyaren waren, so interessant auch beispielsweise die Baschkirenfrage zu werden verhiess, welche in russischer Sprache eine riesige Literatur hat, so erfolgverheissend auch die eine oder andere Idee schien, welche von heimischen oder russischen Fachmännern in Verbindung mit der Expedition aufgeworfen wurde, so mussten wir doch auch auf dem Gebiete der Ethnographie uns in strenger Disciplin an den einmal gewählten Weg halten, welchen die bisherigen Vorstudien gerechtfertigt hatten, und wir mussten unsere Aufmerksamkeit künftig noch genauer und ausschliesslicher in den Dienst jener Fragen stellen, die bereits in bestimmten Umrissen sich vor uns abzeichneten. Die eingehende Kenntnis der finnisch-ugrischen Ethnographie, der russischen Fischerei und des altaischen Samandienstes war die dreifache Aufgabe, welche fortan unseren ethnographischen Forschungen die Richtung geben musste.

Zur Ergänzung der Kenntnis der westlichen Finnen war die Prüfung der Museen in den baltischen Provinzen nothwendig, während die Sammlungen in Reval und Dorpat die Ethnographie der Esthen tiefer beleuchteten. Das Material der lettischen Museen in Riga und Mitau war in den ethnographischen Forschungen deshalb wichtig, weil es einerseits genau feststellen lässt, welche Wirkung die finnische Cultur auf die lettische ausübte, andererseits jene Gemeinsamkeiten der finnischen und magyarischen Ethnographie beleuchtet, welche nicht ugrischen Ursprunges sind und welche durch Vermittlung der Letten zu uns, zu den Finnländern und Esthländern gelangt sind.

Die Museen Moskaus waren aus dem Gesichtspunkte aller drei ethnographischen Fragen von Wichtigkeit; das noch aus den Sechzigerjahren stammende überaus reiche ugrische Material des Rumjanczoff-Museums, ferner die in den letzten zwei Jahren beschaffte prächtige Saman-Sammlung desselben Museums, endlich die Fischereisammlung des polytechnischen Museums lieferten zu allen drei ethnographischen Aufgaben unserer Expedition ein ausserordentlich wertvolles Material, und die zwei Monate, welche von der für die Studien bestimmten Zeit für die baltischen und Moskauer Museen übrig geblieben waren, erwiesen sich so sehr unzureichend, dass es beispielsweise zur baren Unmöglichkeit wurde, jene prächtige Sammlung aus dem russischen Hirtenleben aufzuarbeiten, welche in dem Moskauer historischen Museum verwahrt wird und in deren schönen Serien von Trinklöffeln und anderen Geräthen wir zahlreiche Analogien zu ähnlichen Erzeugnissen unseres heimischen Hirtenlebens fanden.

Jene Reisen, welche die Expedition in den folgenden zwei Monaten in Südrussland, an den Küsten des Schwarzen Meeres und des Kaspischen Meeres, im Kaukasus, dann längs der Wolga bis Astrachan und Kasan machte und welche an einem Punkte bis zum Ural ausgedehnt wurden, waren für die ethnographischen Forschungen besonders aus dem Gesichtspunkte der Fischerei von Bedeutung. Auf diesen Reisen musste und konnte jener Weg festgestellt werden, auf welchem die iranischen Elemente unserer Fischerei zu uns gelangt waren; auf diesen Reisen musste endgiltig entschieden werden, ob gewisse Elemente unserer Fischerei türkischen oder persischen (iranischen) Ursprunges sind, welche Rolle der Wolgafischerei aus dem Gesichtspunkte der ungarischen Fischerei zukommt. Zu diesem Zwecke mussten wir insbesondere das reiche Fischereimuseum und die Fischereibibliothek von Astrachan, das Museum von Saratow und endlich die überaus wertvolle Bibliothek des Regierungscommissariates für die Uralfischerei durchforschen. Von Kasan angefangen mussten wir das Schwergewicht der ethnographischen Forschungen wieder auf die ugrischen Völker legen. Die Museen Kasans sind berufen, die Ethnographie der Ugoren an der Wolga, die Museen von Perm, Jekaterinenburg, Tobolsk und Tomsk die Ethnographie der Wogulen und Ostjaken mit neuem Material zu beleuchten und zur Ausbreitung der vergleichenden Basis beizutragen; ihre Verbindung untereinander und ihre Wirkungen aufeinander können nur hier eingehender untersucht werden. Die aufgezählten Museen enthalten überdies ein bedeutendes Material in Betreff des Samandienstes aus dem Gesichtspunkte der östlichen finnisch-ugrischen Stämme, während das Fischereimaterial hier in weitaus geringerem Masse bereichert wurde.

Alle diese ethnographischen Studien, so wie Dr. Jankó in Tiflis, später zwischen Kasan und Tobolsk, ihre Resultate mir vorgelegte, überzeugten mich davon, dass die Spuren der ungarischen Ethnograpie auf russischem Boden derzeit von dem Altaigebirge nicht nach Osten führen und dass, insofern die Erforschung der Fischerei die Skizzierung der Geschichte unserer Fischerei wenigstens in den Hauptzügen schon gestattet, wir in den zwei anderen Aufgaben der ethnographischen Forschungen, nämlich in der Frage der Verwandtschaft mit den Ostjaken und in der Frage des Samandienstes, über den Rahmen der musealen und literarischen Forschungen hinausgreifen und zu den Forschungen an Ort und Stelle übergehen müssen. Dr. Jankó hatte aus diesem Gesichtspunkte behufs Erforschung der Frage der ostjakischen Verwandtschaft das Programm einer Forschungsreise unter die Ostjaken vorgelegt, während er behufs Studiums des Samandienstes die Region von Kobdo im nordwestlichen Theile Mongoliens als jenes

Gebiet bezeichnete, wo die Studien Erfolg verhiessen. In Anbetracht, dass die Ostjakenexpedition den ganzen Sommer bis zum Spätherbst in Anspruch genommen haben würde und dass es dann schon unmöglich gewesen wäre, im Laufe des Winters bis Kobdo vorzudringen und folglich die Expedition sich bis zum Schlusse des laufenden Jahres hingezogen hätte, was aus persönlichen und dienstlichen Gründen diesmal unthunlich erschien, war ich genöthigt, den Plan der Reise nach Kobdo fallen zu lassen und betraute Dr. Jankó damit, in den Seitenthälern des Irtis und des Ob die im Urwalde lebenden Ostjaken aufzusuchen, sie aus ethnographischem und anthropologischem Gesichtspunkte zu studieren, Gegenstände zu sammeln, besonders solche, welche geeignet wären, die Sammlung des verewigten Dr. Carl Pápai zu ergänzen, dann nach Beendigung dieser seiner Reise den Versuch zu machen, in Tomsk die berühmte Kuznyeczoff'sche Sammlung zu erwerben und so nach Ungarn zurückzukehren. Dr. Jankó entsprach diesen meinen Aufträgen, verliess mit seinem Kahne Tobolsk, legte eine Fahrt von 3000 Werst zurück, von welchen 2000 auf die Thäler des Urwaldes, auf die Flüsse Demjanka-Saüm und Gross-Juga entfielen, erwarb etwa 300 ethnographische Objecte, machte ebensoviele photographische Aufnahmen, dann etwa 500 anthropologische Messungen und demographische Aufzeichnungen über 125 Wald-Ostjaken, liess 30 Schädel und zwei vollständige Gerippe von Wald-Ostjaken ausgraben und erwarb schliesslich in Tomsk, meinem Auftrage gemäss, die Kuznyeczoff'sche Sammlung. Nachdem er in solcher Weise seine Aufgabe vollendet, traf er am 22. October 1898 in Budapest ein.

Von einer Zusammenfassung der Resultate all dieser archäologischen und ethnographischen Forschungen kann im Rahmen dieses vorläufigen Berichtes nicht die Rede sein. Doch habe ich dafür gesorgt, dass das gesammelte Material unverzüglich in Aufarbeitung genommen und die Resultate so bald als möglich dem grossen Publicum zugänglich gemacht werden. Weder auf dem Gebiete der Archäologie, noch auf dem der Ethnographie hatten wir uns Pläne gemacht, welche bleibende Resultate verheissen konnten; wir hatten uns streng vorgeschrieben, was wir zu vollziehen haben, und wir konnten das, was wir erreichten, binnen der verhältnismässig kurzen Zeit nur so erreichen, dass wir uns streng innerhalb dieses Rahmens bewegten. Russland ist nicht der Boden, wo man auf einmal viel verrichten kann; die Archäologie und Ethnographie sind nicht solche Wissenschaften, welche von den Gesetzen der stufenweisen Entwicklung befreit wären; es war uns nur gegönnt, das erste Blatt eines unbekannten Buches zu lesen, in welchem die archäologischen und ethnographischen Nachweisungen der Urgeschichte der Ungarn verzeichnet sind. Das einträchtige und freund-

schaftliche Zusammenwirken von Generationen und Völkern ist nothwendig, damit die ungarische Nation auch die übrigen Theile des Buches kennen lerne. Es ist möglich, dass das erste Blatt, welches wir gelesen hatten, von unseren Nachfolgern anders und mit verschiedenen Änderungen gelesen werden wird, immerhin aber beseelt uns das beruhigende Gefühl der wohlerfüllten Pflicht; haben wir auch in der einen oder anderen Richtung vielleicht geirrt, so waren wir doch die Ersten, die einen tiefergehenden Blick in dieses Buch werfen konnten.

Ich hielt es für nothwendig, mit den ethnographischen Forschungen zugleich auch die linguistischen Forschungen in mein Programm aufzunehmen und ich legte Gewicht darauf, dass sie parallel mit den ethnographischen Forschungen geführt werden. Die sprachlichen Forschungen musste ich natürlich dort aufnehmen, wo die ungarischen Linguisten sie abgebrochen hatten. Die Sprachwissenschaft hatte festgestellt, dass die der ungarischen Sprache zunächst verwandten Sprachen die wogulische und die ostjakische sind, und nachdem Reguly und Munkácsi die Erforschung der wogulischen Sprache schon beendigt hatten, so bedeutet dies, dass man sich nunmehr mit der ostjakischen Sprache eingehender befassen muss, damit das Verhältnis dieser Sprache zur wogulischen einerseits und zur ungarischen andererseits genau festgestellt werden könne. Nebst dem rein akademischen Programme des Studiums der ostjakischen Sprache und der ostjakischen Idiome konnte ich mich aber auch dem Verlangen des anderen Lagers heimischer Sprachforscher nicht verschliessen, und darum musste ich einerseits das Sammeln von ungarisch-tschuvaschischen Sprachanalogien, andererseits das Studium der Baschkirensprache in das Programm unserer Sprachforschungen aufnehmen.

Um dieses Programm zu verwirklichen, forderte ich Herrn Josef Pápai auf, im Rahmen meiner Expedition die Lösung dieser Aufgaben zu versuchen. Ich bot ihm Gelegenheit, die russische Sprache gründlich zu erlernen, und so konnte er an sein Werk gehen. Die Brennpunkte der Pflege der finnisch-ugrischen und türkisch-tatarischen Linguistik sind heute Helsingfors, Petersburg und Kasan; an diesen Orten erlangt der Linguist die genauesten Nachweisungen zu den an Ort und Stelle vorzunehmenden Forschungen. Zur Erforschung der Tschuvaschen ist ebenfalls Kasan der Ausgangspunkt; von hier aus musste der Linguist die Wohnstätten der Tschuvaschen aufsuchen.

Bei der Erforschung der Ostjaken musste das Hauptgewicht auf die nördlichen Ostjaken gelegt werden, weil Reguly seine ostjakischen Fabeln in irgendeinem nordostjakischen Idiom niedergeschrieben hat, welches wir heute noch nicht kennen. Zur Erkenntnis der verschiedenen Idiome sind die Märkte in dem südlich gelegenen Obdorsk am besten

geeignet, zu welchen die ostjakische Bevölkerung von weit und breit zusammenströmt. Der Linguist musste daher den Sommer dazu benützen, einerseits nach Obdorsk selbst zu gelangen, andererseits die ostjakische Sprache so gründlich zu erlernen, dass er die kurze, zwei bis drei Wochen währende Zeit des Wintermarktes vollkommen gerüstet zu Zwecken der Wissenschaft ausnützen könne.

Herr Linguist Pápai hat diese zwei Punkte des Programmes bereits gelöst und indem er in Obdorsk überwinterte, nahm er an dem Wintermarkte theil und befindet sich derzeit auf dem Wege nach Tobolsk. Jetzt muss er an seine dritte Aufgabe: das Studium der Baschkirensprache schreiten, welches er bis zum Herbste dieses Jahres beendigen will.

Er befindet sich noch unterwegs, und so halte ich es für verfrüht, die Resultate seiner Forschungen zusammenzufassen; ich wollte mit dem Gesagten nur die Richtung seiner Forschungen bezeichnen; doch erblicke ich in den an mich gerichteten Briefen Pápais bereits die Gewähr dafür, dass auch seine Arbeit schöne Früchte für die vaterländische Sprachwissenschaft bringen werde. Zu meiner unendlichen Freude kann ich ein sehr wichtiges Resultat seiner Thätigkeit heute schon melden. In seinen letzten, an mich und an Herrn Universitätsprofessor Dr. Sigmund Simonyi gerichteten Briefen schreibt nämlich Pápai, dass es ihm gelungen, die von Professor Simonyi ihm zugesendeten einzelnen Theile der Reguly'schen ostjakischen Sagen zu erklären und so ist denn das ganze bezügliche Vermächtnis Regulys, welches bisher als todter Schatz von der ungarischen Akademie der Wissenschaften verwahrt wurde, heute schon ein lebendig sprudelnder Quell der ungarischen Sprachwissenschaft.

Die hauptsächlichsten Aufgaben meiner Expedition bildeten zwar archäologische, ethnographische und linguistische Forschungen; nichtsdestoweniger hielt ich es für eine angenehme Pflicht, auf dieser Expedition auch einem direct ausgedrückten Wunsche Sr. Excellenz des Herrn kön. ung. Ministers für Cultus und Unterricht zu entsprechen. Se. Excellenz Herr Dr. Julius Wlassics, welcher mein Programm kannte und insbesondere wusste, dass ich meinen Weg von dem südlichen Sibirien über Transbaikalien, Mongolien und durch die Chamo-Wüste, den »Gobi« nehmen werde, drückte den Wunsch aus, ich möge Gelegenheit bieten zur Erforschung der nur mangelhaft bekannten Fauna dieser Gebiete, beziehungsweise zu zoologischen Sammlungen. Zu diesem Zwecke nahm ich Herrn Ernst Csiky, Assistenten der zoologischen Abtheilung des Nationalmuseums, und einen Präparator mit.

Unsere zoologischen Sammlungen begannen wir auf den kahlen Bergen der Umgebung von Tiflis und wenngleich die fortwährenden Regengüsse und der späte Eintritt des Frühjahres sehr geringe Resultate verhiessen, gab es doch unter den hier gesammelten Insecten auch solche, welche aus diesem Gebiete bisher unbekannt gewesen. Weit ergiebiger war ein Ausflug nach der Gegend von Gori und in das schöne Aténer-Thal, wo unter anderem eine Specialität des Kaukasus, eine grosse Eidechse (Agama caucasica Eichw.) in unseren Besitz gelangte.

Bei Uplis-Czihe erlegten wir drei Exemplare einer besonderen Kibitzgattung (Vanellus gregarius). Während unseres Aufenthaltes zu Tiflis trafen von den Zugvögeln am 11. April die Hausschwalbe, am 14. April der weisse Storch und am 16. April die Rauchschwalbe ein. In den östlicheren Theilen des Kaukasus fanden wir ein schönes Exemplar der iberischen Schildkröte.

Auf dem Kaspischen Meere und längs des Wolgaflusses nördlich vordringend, geriethen wir wieder in den Winter und so hatten die zoologischen Sammlungen ein Ende. Nichtsdestoweniger gelang es uns bei einem Ausfluge in das Wolgadelta, ein sehr interessantes, jetzt im Aussterben begriffenes Thier, die kaspische Robbe (Phoca caspica) zu erwerben.

In der Umgebung von Saratow, an dieser Ostgrenze der russischen Steppe, unsere diesbezüglichen Sammlungen fortsetzend, gelangten wir in den Besitz einiger charakteristischer Thiere, der Tnutiria taurica Tausch. und des Dorcadion equestre Laxm. Sehr zahlreiches und schönes Material boten uns Kasan und die Umgebung, wo, abgesehen von den Tausenden und Abertausenden Insecten, welche in unsere Netze geriethen, die mikroskopische Fauna des Kabansees und längs der Kazanka gelegenen Tümpel ein sehr interessantes Resultat lieferten, indem sie die Wissenschaft um mehrere, bisher völlig unbekannte Gattungen bereicherten. Auf diesen Gebieten durchwanderten wir den sogenannten europäischen District der paläarktischen Region. Nachdem wir das Uralgebirge durchschritten hatten, gelangten wir in den sibirischen oder nordasiatischen District, dessen Thierwelt von der unsrigen so sehr verschieden ist, dass dort höchstens einzelne Gattungen unserer nur in den höheren Gebirgsgegenden anzutreffenden Thiere bekannt erschienen. Unsere Sammlungen in Chmelew, Tobolsk, Omsk, Tomsk und Krasnojarsk haben im grossen Ganzen noch nördlichen Charakter. Das am oberen Laufe des Jenissei gelegene Minussinsk zeigt jedoch schon entschieden solche Thiergattungen, welche für den Süden, für die wärmeren Gegenden charakteristisch sind. Hier erst hatten wir so recht Gelegenheit, die mittelasiatische

reiche Fauna kennen zu lernen. Im Felde, im Walde, auf Blumen, im Sande, unter Steinen wimmelten die Repräsentanten der verschiedenen Insectenordnungen. Auch auf den Hängen des nahen Sajangebirges begegnen wir schon einer ganz anderen Thierwelt. So kommt hier beispielsweise eine von unserem Waldhirsche abweichende Gattung, der Maralhirsch, vor, welcher vermöge des Aberglaubens von der Heilwirkung seines Geweihes zu einem Hausthier der Sajan-Tataren geworden. Ferner haben wir Geweihe von einer Rehgattung (Capreolus pigargus Pall.) mitgebracht, welche Gattung von der unsrigen völlig verschieden ist. Von den Seltenheiten der höheren Gebirgsgegenden brachten wir mit: den altaischen Auerhahn (Tetraogallus altaicus Gebl.), vom Flachlande das Ewermann'sche Zeislein, das viel grösser, aber ebenso schädlich ist, wie das unsrige.

Auf den kahlen, dürren Hügeln, welche die Stadt Krasnojarsk umgeben, gab es Tausende und Abertausende von Schmetterlingen, darunter sehr zahlreiche Gattungen, die bisher für sehr selten gegolten.

Auf der Szolenga, dem grossen Flusse Transbaikaliens, südlich ziehend, hatten wir Gelegenheit, uns von dem grossen Reichthum an Wasservögeln zu überzeugen. Unser Schiff scheuchte zahllose Enten, Wildgänse, See-Elstern (Heamatopus ostralegus) aus ihrem Elemente auf. Der südliche Theil des Landes bildet schon einen Übergang vom Gebiet der sibirischen Urwälder zu den sandigen, kahlen Gebirgsgegenden Mongoliens, daher beginnt auch seine Fauna eine andere zu werden. In der Ebene sprengt die Gazella gutturosa in bald kleineren, bald grösseren Gruppen dahin; in seinen minder ausgedehnten Eichenwäldern haust das Birkhuhn, unbehelligt von der Büchse des Jägers. Selbst bei unserem Zuge durch die Wälder flogen die Birkhühner nicht auf, sondern wichen nach Art unseres Hausgeflügels den Pferden aus. Zwischen den Bergen, in den geschützten, in schöner Vegetation prangenden Thälern fanden wir in bald kleineren, bald grösseren Gruppen den Dyboroskischen Trappen, welcher — wie wir später beobachteten — auch in der östlichen Hälfte der Gobiwüste überall vorkommt. Östlich von Urga, der Hauptstadt Mongoliens, gegen Nalaicha, und südlich, bis zum Rande der Gobiwüste, zeigte sich überall sehr zahlreich eine seltsame Gattung von Murmelthier, der Bobak, welches gleich unserem Murmelthier Wachen aufstellt; durch den scharfen Pfiff der Wachen von unserer Annäherung benachrichtigt, flüchteten diese Thiere rasch in ihre unterirdischen Höhlen. In der Gobiwüste sind verschiedene, für die Steppe charakteristische Thiere in unseren Besitz gelangt, Insecten, zumeist unter Steinen hervor. In der sonnverbrannten Sandwüste tummelten sich munter — waren sie doch so recht in ihrem Elemente! — die hurtigen kleinen Phryno-

cephalen und andere Eidechsen, unter ihnen die bisher nur nach einem Exemplar bekannte Gattung Eremias Przewalskii; auf Beute lauernd, lagen, unbeweglich unter einem Rasenflecke oder einem Halbstrauche verborgen, giftige Schlangen, von welchen wir so manches schöne Exemplar für das Nationalmuseum mitbrachten. Wir trafen Tausende Stücke zählende Herden der Gazella picticauda und einzelne Stücke der Gazella Przewalskii. In riesigen Scharen flogen breitfüssige Wüstenhühner dahin, welche zuweilen auch in unserem Vaterlande erscheinen. Den Salzsee Chernim-Czagannor und die nach den Regengüssen entstandenen Tümpel wählten auf ihrem Zuge nach Australien zur Ruhestätte verschiedene Wildenten, Schwäne, graue Reiher und Kraniche. Als eine sehr interessante Erscheinung kann ich anführen, dass unter den in der Gobiwüste gesammelten Pflanzen es auch mehrere solche gibt, welche auch im ungarischen Tieflande anzutreffen sind; als Beispiel nenne ich nur den Tribulus orientalis, welcher im ungarischen Volksmunde »Königsmelone« heisst.

Der südliche Abhang der Gobiwüste und China selbst hatten im Spätherbste, als wir dahin gelangten, schon wenig mehr zu bieten; nichtsdestoweniger brachten wir von der chinesischen Mauer bei Khalgan und aus dem Engpasse bei Nankou eine neue Eidechsengattung, aus der Umgebung von Daba den Raddé'schen Warzenfrosch, welcher bisher nur in der Gegend des Amur bekannt gewesen.

Von der Menge des gesammelten Materials kann ich heute nur approximativ reden, denn besonders die Insecten sind noch zum grossen Theile nicht präpariert, daher auch nicht gezählt. Wirbelthiere brachten wir 250 Stück, von Thieren mit artikulierten Füssen 8000 Insecten, 1000 Spinnen, Hundertfüssler, Scorpione u. s. w.

Dazu kommt noch die unzählbare Menge mikroskopischer Wasserthierchen, welche derzeit bereits aufgearbeitet sind. Von den 200 Gattungen, welche beobachtet wurden, sind 18 Gattungen für die Wissenschaft ganz neu. Es kann demnach auch heute schon constatiert werden, dass die zoologische Sammlung, obgleich sie nur nachträglich in den Plan der Expedition aufgenommen wurde, mit ihren Resultaten doch in bemerkenswerter Weise zur Vermehrung der wissenschaftlichen Kenntnisse über ein bisher nur sehr mangelhaft gekanntes Gebiet beigetragen hat, und da es das freundliche Interesse Sr. Excellenz des Herrn Ministers war, welches mir zu einer Bereicherung des wissenschaftlichen Wertes meiner Expedition in dieser Richtung Gelegenheit gegeben hat, wird er mir gewiss gestatten, ihm dafür meinen herzlichsten Dank zu zollen.

Nach alledem erübrigt es nur mehr, einerseits über einen der bemerkenswertesten Funde meiner mongolischen Reise und andererseits

über jene im Interesse meiner rein historischen Aufgabe entwickelten Bestrebungen einige Worte zu sagen, welche auf das Auffinden, Copieren und auf die eventuelle Wiedererwerbung der von Batu Khan im Jahre 1241 aus Ungarn als Beute weggeschleppten und angeblich nach China gebrachten Urkunden aus dem Zeitalter der Árpáden gerichtet waren.

In der Mongolei fanden wir zwischen den Flüssen Nalaicha und Tola, auf dem Gebiete, welches die Mongolen Chusso-Szolo nennen, interessante Grabinschriften, welche wir copierten. Es ist nicht ausgeschlossen, dass diese Inschriften über unsere Széklerschrift einiges Licht verbreiten können, da ihre äussere Form lebhaft an diese Schrift erinnert. Wie sich aber die Sache auch verhalten möge, ich wollte Sorge dafür tragen, dass in meinem Werke, welches die Aufarbeitung der wissenschaftlichen Resultate meiner Expedition enthalten wird, auch eine von fachmännischer Hand stammende Publication dieser Inschriften nicht fehlen möge. Ich habe daher Herrn Wilhelm Radloff ersucht, diese Aufgabe zu übernehmen, und der Petersburger Gelehrte, der sich schon seit langer Zeit mit der Herausgabe von Inschriften aus der Orkhu- und Jenissei-Gegend befasst, hat sich der Aufgabe bereitwillig unterzogen.

In Bedzin, oder in europäischer Form Peking, sind wir am 30. September 1898 in der unglücklichsten Zeit — garade am Tage der Palastrevolution eingetroffen. Wir sehr dieser Umstand die ohnehin nicht leichte Aufgabe erschwerte, in China nach Urkunden aus der Árpádenzeit zu suchen, lässt sich vorstellen. Ich hatte ebensosehr mit dem Argwohn und Übelwollen, als auch mit der vollkommensten Unwissenheit zu kämpfen. Den chinesischen Herren — welche gewohnt waren, dass ein Europäer, der ihre Regierung aufsucht, gewiss eine Bergwerks- oder Eisenbahnconcession oder gar einen Hafen und ein kleines Stück Gebiet verlangt und oft fordert — schien es anfangs ganz unbegreiflich, dass sich ein Europäer finde, der nur alte Schriften, die in ihren Augen ganz wertloses Zeug sind, sucht, — ja, dass er ihnen für diese sogar Geld anbot. Nichtsdestoweniger habe ich nach und nach das Eis gebrochen, so dass ich mit den Mitgliedern des neu ernannten Tsung-li-Yamen Verhandlungen aufnehmen konnte. Man empfieng mich dreimal in offener Sitzung des Tsung-li-Yamen und zweimal kam dieses zu mir, um zu unterhandeln. Im Laufe dieser Unterhandlungen habe ich meine ganze Überredungskunst aufgeboten, ich habe gebeten und capacitiert, — der Himmel allein weiss, wie vielmale ich ihnen die historische Seite der Sache erklärte. Ich zeigte ihnen aus alten lateinischen Urkunden entnommene Musterblätter und Buchstabenformen, um sie besser zu orientieren, was für Documente ich suche. Alles vergebens;

davon, dass man mir den Eintritt in die Paläste, in welchen ihre alten Documente bewahrt werden, gestatte und mir so persönliche Nachforschungen möglich mache, konnte unter den verworrenen politischen Verhältnissen nicht die Rede sein, es ist aber möglich, dass ich doch nicht vergebens Schritte gethan habe. Ich habe ihre Aufmerksamkeit so sehr erregt, dass sie sich ihrerseits zu Nachforschungen bereit erklärten, ja mich dieser ihrer Bereitwilligkeit sogar schriftlich versicherten. Das Original der bezüglichen, in chinesischer Sprache abgefassten Resolution wurde im Archiv der Pekinger österreichisch-ungarischen Gesandtschaft untergebracht. Ich theile dieselbe nach der authentischen Copie in Übersetzung mit.

»Österreichisch-ungarische Gesandtschaft in China. Übersetzung Nr. 30.

Peking, 21. October. Euer Hochgeboren Herr Baron! Ich bin so frei, Euer Excellenz zu verständigen, dass wir dem Wunsche, welchem Herr Graf Eugen Zichy wiederholt und auch gestern Ausdruck gegeben hat, dass nämlich zur Überprüfung der von ihm erbetenen alten Urkunden ein oder zwei Sachverständige entsendet werden, aufrichtig nachzukommen wünschen.

Leider verfügen wir in diesem Augenblicke über kein entsprechendes Individuum, das wir mit einer solchen Aufgabe betrauen könnten. In kurzer Zeit ist es auch nicht leicht, einen solchen Mann zu finden, denn es gibt wohl im chinesischen Reiche sehr viele Gelehrte, welche die ältesten Bronzen, Inschriften und Schriftzeichen kennen, von den ältesten Dynastien Chin und Han angefangen bis auf den heutigen Tag, es findet sich aber überaus selten ein Fachkenner, der auch die lateinischen Buchstaben und Inschriften verstehen würde.

Wir werden aber der Angelegenheit unsere ganze Aufmerksamkeit widmen und einen solchen Sachverständigen suchen. Wenn es uns gelingt, sei es in Peking, sei es in irgend einer Provinz des Reiches, ein entsprechendes Individuum zu finden, werden wir dasselbe unverzüglich damit betrauen, die pünktlichen und gründlichen Nachforschungen zu beginnen.

Die eventuell gemachten Funde werden wir abschreiben oder abmalen lassen und der k. und k. Gesandtschaft übergeben, um damit die Liebe des Herrn Grafen Eugen Zichy für Alterthümer zu befriedigen.

Die Photographien, welche wir gestern so glücklich waren, von Sr. Excellenz zu übernehmen, werden wir unserem in Berlin residierenden Botschafter Sr. Excellenz Hsü übergeben, den wir in den nächsten Tagen hier erwarten und der es nicht unterlassen wird, Sr. Excellenz dafür seinen aufrichtigen Dank zum Ausdrucke zu bringen.

Empfangen Euer Excellenz den Ausdruck meiner besonderen Hochachtung. Sämmtliche Minister des Tsung-li-Yamen. Sr. Excellenz Herrn Baron Moriz Czikann, k. und k. Gesandter und bevollmächtigter Minister u. s. w., u. s. w.«

Ich gebe demnach die Hoffnung nicht auf, dass, wenn die Annahme begründet ist, dass Batu Khan die Urkunden unserer Könige aus dem Geschlechte der Árpáden mit sich geschleppt hat und dass dieselben sich bis heute in den chinesischen Archiven befinden, die chinesischen Herren auf die Spur der Urkunden gelangen werden.

Indem ich hiemit meinen Bericht schliesse, muss ich noch von neuem Sr. Excellenz dem Herrn Unterrichtsminister Julius Wlassics meinen Dank dafür zum Ausdrucke bringen, dass er so freundlich war, aus Anlass dieser meiner Studienreise den mich begleitenden, ja acht Monate vor mir abgereisten Fachmännern für diese lange Zeit Urlaub zu gewähren. Dank schulde ich ferner auch Sr. Excellenz dem Herrn gemeinsamen Kriegsminister Edmund Edlen v. Krieghammer, welcher den im activen militärischen Dienste stehenden Philologen Professor Josef Pápai auf meine Bitte bis September dieses Jahres beurlaubt hat; — schliesslich meinen Mitarbeitern, welche die der ungarischen Wissenschaft zur Ehre gereichende Arbeit mit unermüdlichem Eifer vollzogen und die Wechselfälle und Mühen der langen Reise mit mir getheilt haben.

Eheschliessungen in Bosnien und der Herzegowina.

Von **Prof. Em. Lilek.**[*]

Mit den Schilderungen von Hochzeitsgebräuchen der Serben und Croaten haben sich bereits viele befasst (Vuk Karadžić, Medaković, Vrčević, Bogišić, Ilić, Milićević u. a.), aber die Schilderungen dieser Schriftsteller beziehen sich aus leicht begreiflichen Gründen grösstentheils auf die küstenländischen und auf jene Gegenden, welche fremdem Einflusse zugänglicher waren.

Wer die ältesten Hochzeitsgebräuche unserer Völker und der Slaven überhaupt finden will, der wird dieselben in jenen Ländern suchen müssen, die infolge ihrer geographischen Lage bis in die jüngste Zeit fremden Einflüssen am wenigsten ausgesetzt waren, woselbst das Volk, dem conservativen türkisch-mahomedanischen Elemente politisch untergeben, am leichtesten und tiefsten sein eigenthümliches patriarchalisches Leben zu bewahren vermochte, — und das ist das Volk in Bosnien und der Herzegowina, welches erst seit der österreichisch-ungarischen Occupation in grösserem Masse der allgemeinen Nivellierung des socialen Lebens ausgesetzt ist. Und gerade aus diesen Gegenden ist über den oben bezeichneten Gegenstand das wenigste Material gesammelt.

Das Wenige, was bislang über Hochzeitsgebräuche in Bosnien und der Herzegowina geschrieben wurde, besitzt bloss confessionellen und localen Wert; ich habe daher alles zusammengetragen, was erstens auf die Eheschliessungen unserer Orthodoxen, Katholiken und Mahomedaner Bezug hat; zweitens, was in allen Gegenden Bosniens und der Herzegowina aufzufinden war, die noch einer authentischen und erschöpfenden Schilderung entbehren; drittens wurde Dorf und Stadt berücksichtigt, um ein Urtheil zu ermöglichen, inwieferne einzelne Confessionen und kirchliche Behörden und inwieferne fremde Nationen, fremde Rechtsanschauungen und fremde Culturströmungen die Entwicklung der Hochzeitsgebräuche unserer Bevölkerung zu beeinflussen imstande waren; weiters, um den Unterschied zwischen n a t i o n a l e m und localem Brauche festzustellen.

---

[*]) Aus dem »Glasnik«, dem vorzüglich redigierten Organe des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums. (Siehe Bücherbesprechungen der »Donauländer«, Heft 2.)

Bei der Bearbeitung des Materials habe ich nicht so sehr auf die Hochzeitslieder, Trinksprüche und andere, vor mir bereits sattsam geschilderte Dinge Gewicht gelegt, als vielmehr und ganz besonders auf rechtliche und religiöse Ceremonien, symbolische Acte und andere Bräuche von ethnologischem Werte, um in dieser Weise über die rechtlichen und religiösen Anschauungen und über die Gefühlswelt, über den moralischen und culturellen Stand unseres Volkes ein desto getreueres und vollkommeneres Bild zu schaffen.

Das Sammeln rechtlicher Volksgebräuche ist nicht nur für die comparative ethnologische Rechtswissenschaft und die Culturgeschichte von höchster Wichtigkeit, sondern es besitzt auch einen eminent praktischen Wert für alle, die eine legislatorische, richterliche und administrative Thätigkeit entfalten, denn indem sie dem Volke Recht sprechen, müssen sie in erster Linie dessen Rechtsanschauungen, seine Rechtsbegriffe, Sitten und Gebräuche, die Bedeutung von Volkssentenzen u. s. w. genau kennen, um ihm nicht ein Gesetz aufzuzwingen, welches dem althergebrachten Rechte widerstrebt, und um über dasselbe nicht ein Urtheil zu fällen, welches seinen Rechtsbegriffen zuwiderläuft.

Beim Sammeln meines Stoffes war ich auf die ausgiebige Mithilfe von Priestern, Lehrern, Freunden und Bauern angewiesen, denn derjenige, der Volksgebräuche sammelt, ist nicht in der Lage, alles selber direct zu untersuchen. Es ist dies nicht nur zufolge zeitlicher und räumlicher Hindernisse unmöglich, sondern auch deshalb nicht, weil der Sammler, ohne vollstes Vertrauen zu erwecken, niemals alles, am allerwenigsten von Frauenspersonen, erfahren wird. Nicht einmal dem Einheimischen wird die Mutter oder Schwester alles mittheilen, erst einem Fremden! Weiber wollen nicht mit der Farbe heraus, entweder aus Scham, oder weil sie die Gebräuche, um die sie befragt werden, bagatellisieren. Jene Scham aber wohnt nicht bloss den Weibs-, sondern auch den Mannspersonen inne. Haben mich doch zwei Referenten ersucht, nichts so hinzustellen, dass es aufs Volk ein schlechtes Licht würfe! Dies sei ferne von mir! Beim Sammeln von Hochzeitsgebräuchen liess ich mich lediglich von wissenschaftlichem Interesse leiten. Was ich in Erfahrung gebracht, habe ich getreulich niedergeschrieben, aber nirgends etwas in der Absicht, den einen oder andern Brauch vielleicht dem Hohne preiszugeben.

Den gesammelten Stoff habe ich folgendermassen vertheilt:

I. Formen, unter welchen hierzulande Ehen geschlossen werden können.

II. Schilderung von Hochzeitsgebräuchen:

a) bei den Orthodoxen,

b) bei den Katholiken,
c) bei den Mahomedanern,
d) bei den Slovenen.

III. Betrachtungen über einzelne Heiratsceremonien und andere Gebräuche.

IV. Kurze Vergleiche hierländischer Heiratsgebräuche mit Heiratsgebräuchen der alten Hebräer, Griechen, Römer und Germanen.

I. Formen, unter welchen hierzulande Ehen geschlossen werden.

Eine Ehe kann hierzulande derart geschlossen werden, dass erstens der Jüngling die Maid raubt, gewaltsam heranzieht, stiehlt, verdient oder freit; zweitens, dass das Mädchen selber zum Manne überläuft.

1. »Mädchenraub«.

Unser Volk kennt zwei Arten des Mädchenraubes:

a) Den wirklichen Mädchenraub (raptus violentiae), wenn der Jüngling die Maid gegen ihren Willen und gegen den Willen ihrer Eltern oder Verwandten raubt;

b) Die Entführung (raptus seductionis), wenn das Mädchen in den Raub gegen den Willen ihrer Eltern oder Verwandten einwilligt.

Ersterer erfolgt, im Falle der Jüngling ein Mädchen liebgewonnen, aber keine Gegenliebe findet und auch bei den Eltern des Mädchens auf Widerstand stösst.

Oftmals geschieht es auch, dass ein Mädchen zwei Burschen mit Versprechungen vertröstet und von beiden ein Liebespfand in Empfang nimmt. Der eine schickt nun, ohne zu wissen, dass die Auserkorene auch noch einem zweiten ihr Jawort gegeben, die Freier zu ihren Eltern; dieselben lehnen natürlich ab, denn sie sei bereits einem andern versprochen. Der bekörbte Bursche schart dann einige seiner Kameraden um sich, und Nächte hindurch wird dem Mädchen aufgelauert, bis es endlich in die Falle geräth. Ist sie nicht gewillt, dem Manne zu folgen, dann wird gegen sie ein Messer oder eine Waffe gerichtet und ihr mit Todtschlag gedroht, im Falle sie nicht sofort klein beigibt. Hie und da liegt auch der zweite, mit dem Jaworte Beglückte im Hinterhalte, und es kommt zu einem blutigen Scharmützel zwischen beiden lauernden Parteien. Wer Sieger bleibt, der führt die Maid heim und lässt, so schleunig als nur möglich, die Trauung vollziehen.

Nicht selten gelingt es der Staatsgewalt, rechtzeitig einzugreifen, eine gewaltsame Trauung zu vereiteln und den Entführer mit schwerem Kerker zu bestrafen. In türkischer Zeit war es viel einfacher: da wurde

vom Entführer selbst oder vom gut bezahlten Aga in aller Eile ein Priester herbeigeschafft, der das Pärchen auf der Stelle traute.

Aber auch noch in jüngster Zeit sind Fälle von Mädchen-Entführungen nicht selten. Die Central-Strafanstalt in Zenica beherbergt laut einer daselbst geführten Liste auch heute mit mehrjährigem schweren Kerker bestrafte Individuen, die auf Mädchenraub ausgegangen waren, und wie viele Entführer ihre Strafe in den Gefängnissen der verschiedenen Kreisgerichte der occupierten Provinzen abbüssen, darüber fehlen nähere Aufzeichnungen. Auch werden nicht alle Fälle von Entführungen zur Anzeige gebracht, da sich das Volk scheut, darüber etwas in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen.

Die Entführung des Mädchens mit dessen Einwilligung ist in ganz Bosnien und der Herzegowina, zumeist bei den Orthodoxen und Mahomedanern, gang und gäbe.

Der heiratslustige Bursche schreitet von Reigen zu Reigen und fahndet nach einem Mädchen. Hat er seine Wahl getroffen, dann schickt er der Auserkorenen durch Weiber seiner Familie ein Liebespfand. Willigt sie ein, dann nimmt sie das Geschenk entgegen. Nun nehmen die Weiber das Mädchen mit sich; der Bursche aber hält schon ein Pferd bereit, welches ihn mit der theueren Last davonzutragen hat. Wohl stürmt die dupierte Verwandtschaft des Mädchens nach, aber in den seltensten Fällen gelingt es, der Davoneilenden habhaft zu werden. Nach 2 bis 3 Tagen kündigt der Entführer dem Ortsgeistlichen das Geschehene an und äussert den Wunsch, sich trauen zu lassen. Da der Geistliche in neuester Zeit eine solche Trauung nicht vollziehen darf, bevor er vom Seelsorger jener Pfarre, woselbst das Mädchen zuständig ist, keine schriftliche Erklärung erhalten hat, dass des Mädchens Eltern ihre Einwilligung geben, so bedeutet er dem jungen Manne, eine Versöhnung anzubahnen. Es geschieht äusserst selten, dass die Eltern nicht gute Miene zum bösen Spiele machen.

Hie und da ereignet es sich, dass das Mädchen von Weibern weggeschleppt wird, ohne den Mann je gesehen oder auch nur etwas von ihm gehört zu haben. Ja zuweilen wird die Maid, falls sie das Geschenk nicht annehmen wollte, gewaltsam weggeführt.

Auch solche Entführungen haben zu zahlreichen blutigen Schlägereien geführt und schon so manches Leben gekostet.

Ein halbes Jahr oder ein Jahr nach der Trauung wird die Versöhnung angebahnt und zum Preise von zwei oder drei Ochsen vollzogen. Die neue Freundschaft wird durch gegenseitige Besuche besiegelt; den Anfang machen die Verwandten des Mädchens, diesen folgen diejenigen des Mannes.

Zuweilen gelingt es den Eltern, ihre Tochter dem Entführer vor der Trauung zu entreissen.

Geht man den Ursachen nach, welche Anlass zu Mädchenentführungen geben, so sind dieselben mannigfacher Natur. Der Mädchenraub kann bedingt sein:

1. Durch leidenschaftliche Liebe des Mannes, die weder bei der Erwählten seines Herzens, noch bei ihren Eltern oder Verwandten Wiederhall findet;

2. zuweilen durch gemeine sinnliche Lust;

3. durch Rachsucht, wenn das Mädchen am Burschen Verrath geübt hat;

4. durch Rachsucht und Noth, wenn Nachbarstämme in Feindschaft leben und ein Ehebündnis untereinander nicht zugeben wollen;

5. durch Billigkeitsrücksichten, indem die Heirat im Entführungswege unbedeutende Kosten verursacht;

6. durch das Heldenalter unseres Volkes, woselbst es vielen rühmlicher dünkt, das Mädchen zu entführen, sie im Kampfe mit ihren Angehörigen zu erringen, als sie zu freien;

7. dadurch, dass der Sinn für rechtliche gesellschaftliche Ordnung noch nicht ins Volk gedrungen ist, jene Ordnung, die neben der Gewalt und Eigenmacht Einzelner nicht zu bestehen vermag, sondern auf gegenseitigen Verträgen, auf Recht und Gesetz beruhen muss.

Das Hauptmerkmal des Mädchenraubes ist die körperliche Kraft, die entweder gegen das Mädchen und dessen Angehörigen, oder nur gegen die letzteren zur Anwendung kommt.

Aber bei den hierländischen Mahomedanern kann eine Ehe auch auf Grund moralischer Gewaltthat gegenüber der erwählten Maid und ihren Eltern oder Verwandten geschlossen werden; diese Form heisst:

2. »Gewaltsame Heranziehung.«

Der mahomedanische Jüngling nimmt in der Weise Rache an dem Mädchen, welches ihm Gegenliebe versagt, oder an ihren Verwandten, die eine Ehe mit ihm nicht zugeben wollen, dass er auf einem öffentlichen Orte das Mädchen bei der Hand erfasst, an sich heranzieht und einigemale abküsst. Ein solches Mädchen ist nun in den Augen der mahomedanischen Welt mit einem »Makel« behaftet, und keiner, der um diese Schändung weiss, wird das Mädchen ehelichen. Soll nun das Mädchen nicht unverheiratet bleiben, so bleibt den Verwandten nichts anderes übrig, als mit dem Hause des Jünglings Freundschaft zu schliessen, damit auf diese Weise »das reine Antlitz« gerettet werde und das Mädchen nicht »in der Schande« bleibe.

In dieser Weise vermag der Bursche die Eltern moralisch zu zwingen, ihm die Tochter zu versprechen, und letztere, mit ihm die Ehe zu schliessen, es sei denn, dass sie sich schon früher mit ihm ins Einvernehmen gesetzt hätte.

Sind die Eltern des Mädchens nicht gewillt, sich zu versöhnen, so können sie ihn, gerade wie beim Mädchenraub, wegen öffentlicher Gewaltthätigkeit gerichtlich belangen.

Will die »Herangezogene« nichts von dem Manne wissen, der sie öffentlich »geschändet« hat, so heisst es im Foča-er Bezirke: »Weshalb heiratet sie ihn nicht, nachdem sie sich selber die Füsse abgehauen?«

Die Form der »Heranziehung« kann nur bei den Mahomedanern zum Ehebunde führen.

Wurde das Mädchen vom Burschen insgeheim, verstohlen, ohne irgendwelchen physischen Widerstand entführt, so heisst es:

3. »Er hat sie gestohlen.«

Hat sich ein Paar liebgewonnen, die Eltern des Mädchens jedoch widersetzen sich der Heirat, dann vereinbaren beide den geeignetsten Zeitpunkt, da er mit zweien, dreien Kameraden kommen würde, sie nachts verstohlen zu entführen. Nachdem alles genau vereinbart ward, kommen die zur Ausführung des Diebstahles Designierten zur verabredeten Stunde in des Mädchens Haus. Dort warten die Burschen in sicherem Verstecke so lange, bis das Mädchen aus dem Hause tritt. Dann erfassen sie es bei der Hand und fort geht es ins Haus des Burschen. Daselbst wird die Nacht durchjubelt und schon am nächsten Tage werden die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen.

Einige Zeit nach der Hochzeit begibt sich das Mädchen zu den Ihrigen, um deren Verzeihung zu erbitten. In der Regel wird der Entlaufenen vergeben, worauf ihr ihre sämmtlichen Habseligkeiten ausgefolgt werden. Später wird ihr im neuen Heim ein Besuch abgestattet. So im Foča-er Bezirke.

Im Bezirke Vlasenik bestehen über Mädchendiebstahl folgende Gebräuche:

Hat der Bursche am Feiertage vor der Kirche ein Mädchen erblickt, welches ihm durch einen Wink das Zeichen ihrer Huld gibt, dann verabreicht er ihr später heimlich an einem verabredeten Orte eine Angabe, die aus einem Ringe und mindestens drei Ducaten besteht. Zur bestimmten Zeit trifft er mit zweien seiner nächsten Verwandten ein und führt das Mädchen heimlich in seine Behausung. Kurz darauf wird die Hochzeit gefeiert. Etwa zwei Wochen darnach entsendet der Mann seine Vertrauten in des Mädchens Haus, um die Versöhnung herbeizuführen. Diese Leute werden »Friedensstifter« ge-

nannt. Sie führen mit sich eine ansehnliche Summe Geldes, Speise und Trank, ein Pferd, einen Ochsen, eine Kuh oder Ähnliches mehr. Der Führer der Deputation bietet dem Hausherrn den Frieden an mit den Worten: »Freund, wir sind gekommen, um Frieden zu schliessen. Fordere, Bruder, was immer du wünschest; hier ein Pferd, Geld!«

Daraufhin gibt des Mädchens Vater folgende Antwort: »Wozu Frieden schliessen? Wir hatten uns ja gar nicht verfeindet. Gebet mir so und soviel und ich will euch die Habseligkeiten des Mädchens ausfolgen.«

Auf diese Weise lässt sich der Vater alle für seine Tochter verausgabten Kosten bezahlen. Nach vollzogener Versöhnung folgt ein fröhliches Mahl.

Es gibt auch Fälle, wo den Friedensstiftern die Thüre verschlossen bleibt, worauf sie unverrichteter Sache abzuziehen genöthigt sind.

Bei den Mahomedanern, unter denen der Verkehr zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte viel mehr eingeschränkt ist als bei den Orthodoxen und Katholiken, spielt beim Diebstahle die Anführerin eine wichtige Rolle. Das gestohlene Mädchen wird gewöhnlich von Weibern entführt, oftmals in der Weise, dass die Trauung stattfindet, ohne dass das Mädchen den Bräutigam je gesehen.

Dreifach ist der Grund zum Mädchendiebstahle: Entweder widersetzen sich die Eltern des Mädchens einer Heirat mit diesem oder jenem, oder wird das Mädchen von den Eltern überschätzt, oder liegt es in der Absicht des Burschen, eine billigere Hochzeit zu veranstalten. Denn wie wir später sehen werden, sind die einer gesetzlichen Hochzeit vorausgehenden Zusammenkünfte ziemlich kostspieliger Natur; zweitens ist die Hochzeit selber mit einem gestohlenen Mädchen mit weit geringeren Kosten verbunden, indem bedeutend weniger Gäste geladen werden. Aus diesen Gründen werden in erster Linie die Mittellosen eine Ehe im Wege des Mädchendiebstahles eingehen. Aber auch die intelligenten Leute bedienen sich aus Billigkeitsrücksichten dieser Form der Eheschliessung.

Um eine billige Hochzeit zu arrangieren, kann der Diebstahl zwischen dem Burschen und den Angehörigen des Mädchens auch verabredet sein.

Vom Mädchen, welches sich aus dem Hause ihrer Eltern oder Verwandten heimlich entführen liess, heisst es, es sei »gestohlen«, oder es sei »überlaufen«, deshalb nennt man sie auch »Überläuferin«.

4. Fluchtehe.

Entbrennt ein Mädchen in heisser Liebe zu einem Burschen, ohne die Einwilligung der Eltern zur Heirat erlangen zu können, dann wartet

sie die günstige Gelegenheit ab, um selber zum Geliebten zu überlaufen. Erblickt sie z. B. den Burschen am Wasser, begibt auch sie sich dahin und fordert ihn auf, sie zu führen. Er leistet ihrer Aufforderung, nachdem er einen seiner Kameraden herbeigerufen, sofort Folge und führt sie in ihrem Alltagsgewande, barfuss, heim; bloss einen Rock oder Mantel wirft er über sie, um sie auf diese Weise unkenntlich zu machen und einer Verfolgung seitens ihrer Angehörigen vorzubeugen.

Einer solchen Flüchtlingin wird von ihren Eltern nichts herausgegeben, bevor sich die beiden Häuser des Brautpaares nicht versöhnt haben. Aber auch dann erhält sie bloss die Hälfte ihrer Habseligkeiten, auch mehr oder weniger, je nach der Höhe des Lösegeldes.

Nebst der Liebe sind es auch noch andere Gründe, die das Mädchen zur Flucht veranlassen; so beispielsweise Vexation seitens zahlreicher Geschwister, die sie zu Aschenbrödel-Diensten verhalten wollen.

Das Rechtverhältnis einer Überläuferin im Hause ihres Mannes ist nicht das allerbeste. Beim geringsten Hader muss sie über sich die Worte ergehen lassen: »Bist selbst gekommen, kannst auch selbst wieder gehen!«

Keine einzige der bis jetzt angeführten ehelichen Formen entspricht vollkommen den Rechtsbegriffen der hierländischen Bevölkerung. Soll eine Ehe nach rechtlichem Volksbrauche geschlossen werden, dann muss das Mädchen verdient oder gefreit, das heisst, mit den Eltern des Mädchens müssen Vereinbarungen gepflogen werden.

5. Dienstehe.

Im Dorfe Štrpci bei Prnjavor ist es Sitte, dass ein armer Bursche, der nicht heiraten kann, in den Herrendienst tritt und mit dem Arbeitgeber vereinbart, eine gewisse Reihe von Jahren zu dienen, nach deren Ablauf dieser ihm seine Tochter oder ein anderes Mädchen der Hausgenossenschaft zur Frau geben muss. *)

6. Werbung.

Die üblichste Form der Eheschliessung ist die, dass die Familie des Burschen um die Hand des Mädchens bei dessen Eltern oder Verwandten anhält. Bevor wir uns jedoch in die Charakterisierung dieser Form der Eheschliessung einlassen, wollen wir erst die verschiedenen Hochzeitsgebräuche schildern, um alles herauszufinden, was den Beweis liefert, dass diese Art der Eheschliessung noch alle Spuren des **Kaufes** aufweist.

---

*) Vergl. die biblische Geschichte, wonach Jakob sieben Jahre für Labans Tochter Lea und weitere sieben Jahre für deren Schwester Rachel dienen musste.

II. Hochzeitsbräuche.

A. Bei den Orthodoxen.

In Ljubov (Bezirk Trebinje).

a) Werbung. Hat der Bursche auf ein Mädchen sein Auge geworfen, dann erklärt er seinen Eltern, heiraten zu wollen. Darauf versammelt sich die ganze Familie zu einem Rathe, ob das Mädchen ins Haus genommen werden soll. Lautet der Beschluss bejahend, dann schreitet der Vater, Bruder oder ein intimer Freund zur Werbung. Der Werber nimmt Geld, einen Apfel und einen Ring mit sich für den Fall, als das Mädchen noch am selben Tage ihr Jawort geben sollte. Ist des Mädchens Heim in grosser Entfernung, so nimmt der Werber daselbst Nachtquartier. Am Abend schweigt er über den Zweck seines Kommens; am Morgen aber, beim Kaffee, wendet er sich an den Hausherrn mit den Worten: »Gestern abends war ich Musafir (Gast) und jetzt bin ich Stari svat (erster Brautwerber). Dein Haus und deine Freundschaft ist uns theuer und deshalb wünschen wir, in noch nähere Freundschaft mit dir zu treten.« Will der Hausherr von einem Ehebündnis nichts wissen, gibt er folgende Antwort: »Ich danke dir, Bruder, dass du dich hieher bemüht hast; aber bessere Freunde, als wir bisher gewesen, können wir nicht sein.« Die Ausrede kann auch anders lauten, etwa: das Mädchen sei noch zu jung u. s. w. Ist er jedoch einer Heirat nicht abgeneigt, dann erwidert er: »Dank dir, der du gekommen und demjenigen, der dich geschickt hat! Habe Geduld, bis ich über dein Haus Erkundigungen eingezogen und bis ich mich mit meinem Hausgesinde berathschlagt habe. An dem und dem Tage komme wieder.«

Zur bestimmten Zeit erscheint der Werber abermals mit noch einem oder zweien Gefährten. Nach erhaltener günstiger Antwort wünscht der Stari svat das Erscheinen des Mädchens. Dieses zeigt sich in prächtigem Kleide. Der Stari svat erhebt sich und spricht: »Ich stehe heute vor dir, du aber von heute an für immer vor mir«, dann küsst er sie auf die Stirne und reicht ihr Apfel, Ring und einen Ducaten hin. Das Mädchen küsst ihm die Hand, nimmt die Geschenke und geht mit einem Complimente von dannen. Hierauf wird mit dem Hausherrn der Tag der Hochzeit und die Zahl der Hochzeitsgäste vereinbart, sowie auch, was vom Hausherrn ins Haus des Mädchens gebracht werden wird. Früher bestanden die Geschenke aus Kleidungsstücken für Gross und Klein, heutzutage wird Geld im Betrage von 20—30 Gulden verabreicht.

b) Kirchliches Aufgebot. Nach erfolgter Vereinbarung ergeht an den Priester die Aufforderung, die Ehe dreimal aufzubieten und zu

untersuchen, ob zwischen den Brautleuten keine das Ehebündnis behindernde Verwandtschaft besteht.

c) Hochzeit. Acht Tage vor der Trauung schreitet der Bräutigam oder sonst wer aus dessen Hause zur Einladung der Hochzeitsgäste. Am Tage vor der Hochzeit versammeln sich die Gäste im Hause des Bräutigams und jeder bringt nach Möglichkeit seine Gabe: ein Schaf, ein Rind, ein Fass Wein u. s. w. Der Hausherr entfaltet die Fahne. Beim Nachtmahle werden die Functionäre auserwählt. Vorerst designiert der Hausherr den Stari svat, und beide wählen dann die übrigen Chargen. An Functionären sind vorhanden: Der Stari svat und dessen Gehilfe; der Beistand und der Vicebeistand; der Brautführer und sein Gefährte; der Anführer; der Fahnenträger mit seinem Gehilfen; der Hausherr; der Schalkmeier; der Marschall; der Kammerdiener.

Als erster Brautwerber (stari svat) fungiert derjenige, der als bester Tischredner bekannt ist. Er führt den Vorsitz und alles muss sich seinen Anordnungen fügen. Er ist deshalb gewöhnlich der Älteste an Jahren. Sein Gehilfe (momak) hat ihn in seinen Agenden zu unterstützen. Der Beistand (kum) ist Trauzeuge und ist stets um das Brautpaar herum geschäftig. Gewöhnlich ist der Taufpathe zugleich auch Beistand. Der Vicebeistand (prikumak) ist der Gehilfe des Beistandes. Der Brautführer (djever) hat die Braut aus der Hand ihres Bruders zu übernehmen und sie ins Haus des Bräutigams zu führen und solange über sie zu wachen, bis sie ins Brautgemach geführt worden ist. In der Regel übernimmt diese Function der jüngere, ledige Bruder des Bräutigams; in Ermanglung eines solchen ein naher lediger Verwandter. Bei zwei Brautführern heisst der ältere Djever-baša. Der Djever hat stets an der Seite der Braut zu sein und sie zu Fuss zu begleiten; der Djever-baša, mitunter auch ein naher Verwandter, kann sich freier bewegen und reitet. Der Anführer (prvjenac) schreitet an der Spitze des Hochzeitszuges und kündigt im Hause der Braut das Nahen der Hochzeitsgäste an. Wo es angeht, bekleidet dieses Amt des Bräutigams Oheim; dasselbe kann aber auch jemand aus einer anderen Familie übernehmen. Hingegen muss der Fahnenträger (barjaktar) zur Familie gehören. Sein Gehilfe (jamak) kann einer anderen Familie angehören. Der Marschall (vojvoda) hat kein besonderes Amt. Bei einer geringen Zahl von Hochzeitlern kann er dem Gehilfen des ersten Brautwerbers und dem Schalkmeier substituieren. Die Marschallswürde bekleidet der jüngste Schwiegersohn im Hause des Bräutigams. Der Hausherr (domaćin) ist, wie der Name von selbst andeutet, der Repräsentant vom Hause des Bräutigams gegenüber dem Hause der Braut. Er hat unter anderem auch bei der Übernahme der Braut und beim Abladen ihrer Effecten Zahlungen zu leisten. In der Regel fungiert als Hausherr des Bräutigams

Vater oder Bruder; in Ermanglung des einen oder anderen ein naher Verwandter. Der Schalkmeier (čauš) hat für Verpflegung, Speise, Trank, Pferdefutter u. s. w. Sorge zu tragen, dann aber obliegt ihm auch die Belustigung der Hochzeitsgäste unterwegs und während der Mahlzeiten im Hause der Braut und des Bräutigams. Unterwegs schlägt er mit einem Stocke an die Hausthüren und wird von den Weibern mit Geschenken bestochen, damit er keinen Schaden anrichte. Der Kammerdiener (komordjija) führt des Mädchens Garderobe. Er kann auch ein Fremder sein. Gewöhnlich zählt er auch nicht so recht zu den Hochzeitsgästen.

Alle genannten Chargen haben takt- und würdevoll ihres Amtes zu walten und müssen sich eines gewissen feinen Tones befleissen. Früh morgens schmückt sich alles mit Blumen und Tüchern, selbst den Pferden wird dieser Schmuck angelegt. In den Rock wird, namentlich seitens der Burschen, ein schwarzer Dorn gesteckt, damit ihnen die Hexen und bösen Geister nichts anzuhaben vermögen. Daraufhin wird durch den Svat der Hochzeitszug formiert: Allen voran der Anführer mit dem Fahnenträger, dann er (der Svat) mit dem Beistand, der Brautführer mit dem Hausherrn, der Čauš, der Marschall und der Kammerdiener. Sobald der Zug sich formiert hat, besteigt der Stari svat als Erster das Pferd. Auf dessen Commando: Vorwärts! schwingt sich alles aufs Ross und setzt sich singend, und unter Pistolenschüssen die Pferde tummelnd, in Bewegung.

Vor dem Hause der Braut werden sie von einer singenden Mädchenschar erwartet, die von den Ankömmlingen mit geldgespickten Äpfeln beworfen wird. Aus dem Hause eilen die älteren Familienangehörigen herbei, indessen die Burschen die Pferde in Empfang nehmen. Nun werden die Gäste von der Schwiegertochter oder einem anderen Weibe des Hauses mit Blumen geschmückt, wobei sie trachtet, sich eine von den Hochzeitlern mitgebrachte Blume anzueignen. Letztere aber sind wohl auf der Hut, denn sich eine Blume entwenden zu lassen, gilt als böses Omen: der Bestohlene müsse dann gewiss vom Pferde stürzen oder gar sterben. Sobald alles geschmückt ist, wird ins Haus gegangen und ein lustiges, mit zahlreichen launigen Trinksprüchen gewürztes Mahl eingenommen. Nach aufgehobener Tafel wird die geschäftliche Seite erledigt. Der Hausherr aus der Gruppe der Gäste erlegt dem Vater der Braut die bereits früher stipulierte Summe (15 bis 30 Gulden), dann erfolgt seinerseits die Beschenkung jedes einzelnen Gliedes der Familie, schliesslich hat er den Koffer der Braut, worauf des Mädchens Bruder sitzt, loszukaufen. Vor dem Aufbruche trachtet jeder Hochzeitler, aus dem Hause der Braut etwas mitzunehmen. Nach herzlicher Verabschiedung wird die Braut auf das

Pferd gesetzt, auf welchem der Brautführer gekommen war, ihre Garderobe aber aufs Pferd des Kammerdieners geladen. Regnet es, dann hüllt sich die Braut in einen rothen Mantel. Nun formiert sich der Hochzeitszug in folgender Reihenfolge: Der Anführer und der Brautwerbergehilfe, der Fahnenträger, der Brautwerber mit dem Beistand, die Braut mit dem Brautführer, hinterher der Djever-baša, der Hausherr, die Schwiegersöhne, je nach dem Alter geordnet, und zuletzt der Marschall. Der Zug begibt sich gen Osten zur Kirche und in entgegengesetzter Richtung ins Haus des Bräutigams. Vor der Kirche erfolgt die Begegnung des Brautpaares. Nach der Trauung begibt sich der Bräutigam mit seiner Begleitung allein nach Hause. Sobald sich der Zug mit der Braut dem Hause nähert, eilt der Marschall voraus, um ihr Kommen zu avisieren. Die Hausinsassen reichen ihm eine Kanne mit Wein und hüllen ihn in ein Hemd. Hierauf bildet eine Mädchenschar einen Reigen vor dem Hause und erwartet und begrüsst den Hochzeitszug mit verschiedenen Hochzeitsliedern. Auch dieser Reigen wird mit Äpfeln und Geld beschenkt.

Vor dem Hause angelangt, wird der Braut ein männliches Kind zugeführt, damit sie ihren Mann mit Knaben beschenke. Dieses Kind dreht sie dreimal um, u. zw. von rechts nach links und gibt es wieder zurück. Nachher wird ihr eine Getreidereuter, worin ein Laib Käse sich befindet, verabreicht. Das Getreide wirft sie zuerst über die rechte, dann über die linke Schulter, schliesslich über das Haupt; alles andere zuletzt übers Haus. Nach diesen Ceremonien wird sie vom Pferde gehoben. Sie naht sich einem vor dem Thore stehenden, mit frischem Wasser gefüllten Fässchen, entfernt mit dem Munde den Seitenpfropf, damit das Wasser bis zur Seitenöffnung ausfliesse und lässt daselbst einen Gulden zurück. Vor der Hausschwelle verbeugt sie sich dreimal, legt über die Quere etwas Geld darauf oder schlägt bloss mit der rechten Hand auf den rechten Thürstock und die Oberschwelle. Ins Haus getreten, tritt sie zum Herde und lässt auch hier Geschenke zurück. Schliesslich küsst sie den Schwiegereltern und den bejahrteren Familienangehörigen die Hände, die jüngeren aber ins Gesicht. Nun wird zur Mahlzeit geschritten, die gewöhnlich drei Tage dauert. Während dieser ganzen Zeit bewirtet die Braut an der Seite des Brautführers die Gäste. Vor jedem Gaste, der ein Lied zum besten gegeben oder einen Toast gesprochen, hat sich die Neuvermählte zu verneigen und ihm die Hand zu küssen. Am zweiten Tage vor der Mahlzeit wird die Braut von den Brautführern vor die Hochzeitsgäste hinausgeführt, um ihnen Wasser zum Händewaschen zu verabreichen, worauf sie seitens dieser mit Geldgeschenken bedacht wird. Am dritten Tage werden die Gäste vor dem Aufbruche von der Braut beschenkt;

der eine erhält ein Hemd, der andere eine Unterhose, der dritte ein gesticktes Sacktuch u. s. w., wobei sie allen die Hände küsst. Als Gegengeschenk nimmt sie abermals Geldstücke in Empfang.

d) Besuche. Nach der Hochzeit werden die befreundeten Familien besucht. Den Anfang machen Angehörige aus dem Hause der Braut, und zwar deren Eltern; in Ermanglung dieser ihr Bruder und ihre Schwägerin. Bei dieser Gelegenheit wird eine Menge von Lebensmitteln und Kleidungsstücken als Geschenk an die männlichen und weiblichen Glieder der Familie mitgebracht. Gelegentlich der Gegenvisite seitens der Neuvermählten werden ebenfalls Gegengeschenke, aber nicht in so grosser Menge, gemacht. Mit der jungen Frau begibt sich zum Besuche der Ihrigen der Schwiegervater oder Brautführer, niemals aber ihr Mann. Dieser begibt sich ins Haus der Schwiegereltern nicht vor Ablauf eines Jahres. Dann aber hat er alle, insbesondere aber die Schwiegermutter, reichlich zu beschenken. Die Visite dauert gewöhnlich vier bis fünf Tage.

In Medna und Umgebung.

a) Werbung. Die Eltern des heiratslustigen Burschen lassen vorerst durch einen Verwandten Erkundigungen einziehen, ob die Eltern des Mädchens und dieses selber einer Heirat geneigt sind. Wird der Antrag abgewiesen, dann hat sich auch das Project für immer zerschlagen. Wird eine Zusage gemacht, dann begibt sich der Vater des Burschen mit einem Verwandten und einem Nachbarn, mit Geschenken beladen, ins Haus des Mädchens, woselbst dann die Werbung stattfindet. Der Weg dahin geschieht insgeheim und versteckt, damit nicht ein anderer das Mädchen entführe oder dem Freier Übles nachzureden sich beeile.

b) Hochzeit. Die Hochzeitler schmücken sich derart, dass sie in den Turban (Handtuch) drei Garnbündel stecken, je eines roth, blau und weiss. Über den Ohren hängen Maiskolben hinab, über die rechte Schulter und unterhalb der linken Achsel wird eine Schnur mit Nüssen oder Haselnüssen, oder ein Kranz gedörrter Birnen oder Äpfel gezogen. Die Pferdezügel werden mit Handtüchern behängt.

Im Hochzeitszuge werden auch für die Braut und deren Garderobe zwei Pferde mitgeführt. Der Vater des Bräutigams führt Kleider mit, womit sich die Braut vollständig umzukleiden hat; ausserdem bringt er Lebensmittel, in grösserer Menge noch, als gelegentlich der Werbung. Im Hause der Braut angelangt, wird die ganze Nacht durchgejubelt.

Am andern Morgen macht sich die Braut reisefertig und nimmt von den Ihrigen Abschied; des Bräutigams Vater erlegt dem Vater der Braut das Lösegeld (40—100 Gulden), beschenkt der Reihe nach alle

Kinder und Weiber, worauf der älteste oder der Lieblingsbruder der Braut diese hinausführt und dafür ein Trinkgeld in der Höhe von 5—10 Gulden erhält. Sobald die Garderobe des Mädchens aufgeladen werden soll, setzt sich die Schwester der Braut auf den Koffer und widersetzt sich insolange, bis sie ein Geschenk erhält, zumeist einen Gulden. Ist aber das Gepäck bereits am Pferde, dann fällt sie erst recht dem Pferde in die Zügel und ist nicht wegzubringen, bis sie nicht wieder einige Silbermünzen erhält. Besitzt die Braut keine Schwester, so thut das ein Mädchen der nächsten Verwandtschaft. Nun wird die Braut unter ähnlichen Ceremonien wie im vorstehenden Capitel ins Haus des Bräutigams gebracht, ein Geistlicher gerufen und die Trauung daselbst vollzogen. Sträubt sich der Geistliche, ins Haus zu kommen, so wird das Paar in der Kirche getraut.

Nach der Trauung wird ein Tisch aufgestellt und alles von den Hochzeitsfunctionären an Speise und Trank Mitgebrachte aufgestellt, wobei der Čauš der Reihe nach aufzählt, was der eine oder der andere gespendet hat. Das lustige Mahl währt bis in die späte Nacht, worauf das Gros der Gesellschaft auseinandergeht, indessen nur die Functionäre zurückbleiben und sich bis zum nächsten Mittag amüsieren. Dann ziehen auch sie ab und die Hochzeit hat ihr Ende erreicht.

Bezirk Petrovac.

a) Anschau. Ist das Mädchen und dessen Haus der Familie des Burschen unbekannt, dann geht der Bursche mit seinem Vater »auf die Anschau«.

b) Werbung. Der Vater macht sich allein auf den Weg, das Mädchen für den Sohn zu freien. In der Regel entscheidet des Mädchens Vater allein. Das Mädchen ist fast immer bereit, dem Wunsche der Eltern zu willfahren. Es kommt aber auch vor, dass die Gefreite dem Werber ihr Jawort gibt und noch am selben Abende Vorbereitungen trifft, zu einem anderen zu fliehen.

c) Hochzeit. Functionäre sind: Der Kum (Beistand), Stari svat (Brautwerber), Djever (Brautführer) und Barjaktar (Fähnrich). Hier übernimmt letzterer auch die Rolle des Vojvoda (Marschall) und Čauš (Schalkmeier); deshalb fällt auch die Wahl des Fähnrichs auf einen wohlbekannten Bruder Lustig. Die Hochzeitler brechen vom Hause des Bräutigams in der Abenddämmerung auf. Im Hause des Mädchens werden sie mit gedeckter Tafel empfangen. Die Speisen stammen zumeist aus dem Hause des Bräutigams. Singend und Schabernack treibend wird bis in die späte Nacht hinein gezecht; dann begibt sich alles zur Ruhe, um beim ersten Morgengrauen sich zu erheben und Anstalten zum Aufbruche zu treffen. Während des Frühstückes der

Gäste wird die Braut zur Abreise ausgestattet. Unterwegs veranstalten die Hochzeitler einen Wettlauf, mit Ausnahme des Brautführers, der von der Seite der Braut nicht weichen darf. Die Braut wird unter den uns bereits bekannten Ceremonien ins Haus geleitet, von wo aus in die Kirche zur Trauung gegangen wird. Gegen 9—10 Uhr werden drei Tische aufgestellt: Einer für die Chargen, ein zweiter für die Weiber und der dritte für die Nachbarn und Verwandten. Vor der Mahlzeit ruft ein Spassmacher die Spenden aus. Nun kommt der Brautführer mit der Braut, die ihre Geschenke bringt. Hierauf folgt die Händewaschung in der Weise, dass der Brautführer das Lavoir hält, die Braut das Wasser aus der Kanne giesst und der erstere wieder jedem die Hände mit dem Handtuche abtrocknet. Der Ausrufer nimmt dann einen grossen, in der Mitte ausgetieften Brotlaib und sammelt die Waschgebür für die Braut ab, worauf diese ihre Geschenke unter die Gäste vertheilt. Nun beginnt der Schmaus, während dessen Dauer die Braut mit dem Brautführer unausgesetzt neben dem Tische zu stehen und sich immer zu verbeugen hat, sobald jemand ein Lied anstimmt oder den Namen Gottes erwähnt. Den älteren Männern muss sie überdies die Hände küssen. Dies währt gewöhnlich bis Mittag. Dann begibt sich alles auf die grüne Flur, woselbst dem Spiele und Tanze gehuldigt wird.

Nach dem Spiele wird die Mahlzeit fortgesetzt. Der Fähnrich schleppt an den Ohren eine Hündin herbei und fordert von den Hochzeitsgästen Trinkgeld, als wäre er der Brautführer des Thieres. Später bringt er noch anderes Hausvieh herbei, welches er auch nach Gutdünken abschlachten darf, wie es denn überhaupt den Gästen freisteht, Hühner, Gänse oder Enten, und gehören dieselben auch nicht ins Haus, nach Belieben hinzuschlachten. Ja, sie tödten sogar Bienen und heben den Honig aus. Gegessen, getrunken, gesungen wird bis Mitternacht, das Brautpaar jedoch wird schon gegen 9—10 Uhr abgeführt, worauf die Dorfjugend aufs Dach losschlägt, dass ein Höllenspectakel entsteht. Am nächsten Morgen gegen 9 Uhr erscheint die Braut mit dem Brautführer und kämmt alle der Reihe nach, wofür sie abermals Geld in Empfang nimmt.

Bezirk Prijedor.

a) Anschau. Es kommt vor, dass sich die zu Vermählenden niemals gesehen haben und sich nur vom Hörensagen kennen. In diesem Falle nimmt der Bursche eine Flasche Branntwein und begibt sich in Begleitung eines Kameraden (oder auch seines Vaters) auf die »Brautschau«. Im Hause des Mädchens angelangt, wechselt er mit dem Mädchen stumme Blicke, trinkt mit den Hausgenossen den Branntwein aus und verabschiedet sich, ohne von der Heirat auch nur ein Wort erwähnt zu haben. Zu Hause angekommen, befragt er seinen Vater, ob

ihm das Mädchen recht ist oder nicht. Im ersteren Falle schreitet der Vater zur

b) Werbung. Willigt die Braut ein, dann erhält sie eine Angabe (5—10 Gulden), gleichzeitig aber bestimmt sie selbst die Summe, die ihr zum »Apfel« (Verlobung) verabreicht werden muss. Dies geschieht nach einigen Tagen, worauf der Hochzeitstag bestimmt wird.

c) Hochzeit. Am festgesetzten Tage erscheinen die Hochzeitsgäste (auch der Bräutigam kann kommen) um die Braut. Bis zum Morgengrauen wird gezecht und dann, nachdem der Vater der Braut vom Vater des Bräutigams ein gewisses Lösegeld erhalten, erfolgt der Aufbruch nach dem Hause des Bräutigams, woselbst bereits der Priester wartet und die Trauung vollzieht. Hierauf folgt die Mahlzeit. Nach Verlauf von 15 Tagen empfängt die Jungvermählte die Besuche ihrer Verwandtschaft, die sich mit Speise und Trank und anderen Geschenken für alle Hausgenossen einzustellen hat. Selbst den Hühnern, Hunden und sonstigen Hausthieren müssen die Angehörigen der Braut das Futter zubereiten oder die Streu zurechtmachen.

Bezirk Vlasenica.

a) Werbung. Auch hier begibt sich der Vater zur Werbung für den Sohn, indem er eine Flasche Branntwein und einige Ducaten mitnimmt. Nachdem die Väter des Paares untereinander einig geworden, wird das Mädchen befragt. Die Antwort lautet stets: »Ich bin überall gerne, wohin mich der Vater gibt.« Kennt das Mädchen ihren Zukünftigen, dann wird auch sofort der Hochzeitstag bestimmt, widrigenfalls wird erst eine »Anschau« in Aussicht gestellt. Findet der junge Mann keinen Gefallen, dann muss das Mädchen das erhaltene Angeld zurückerstatten.

b) Hochzeit. Je nach den Vermögensverhältnissen des Hauses ist auch die Zahl der Hochzeitsfunctionäre kleiner oder grösser. Die Hauptchargen jedoch dürfen keineswegs fehlen. Im übrigen weichen die Ceremonien im Hause der Braut nur sehr wenig von den bisher bekannten ab. Sobald morgens, nach durchjubelter Nacht, zur Abreise geschritten wird und man der Braut ihr Pferd vorführt, trägt der Kum einen Tisch herbei, legt seine Kappe hin, die Braut tritt darauf und besteigt das Pferd, welches vom Brautführer geführt wird. Den ganzen Weg entlang darf die Braut weder absteigen, noch zurückblicken, — damit sie ihren Mann nicht verlasse. Im Hause des Bräutigams angelangt, spielen sich die uns ebenfalls schon bekannten Scenen ab.

In Serajewo.

a) **Kleine Werbung oder Besprechung.** Hiezu schickt der Vater des Burschen den nächsten Verwandten. Sagt der Vater des

Mädchens zu, dann wird der Tag der Verlobung (gewöhnlich an einem Montag oder Dienstag) anberaumt.

b) Verlobung. Dieselbe findet im Hause des Mädchens im Beisein der ganzen Verwandtschaft statt.

c) Bokaruše. Am Sonntag, welcher der Trauung vorangeht, wird im Hause des Mädchens ein weibliches Fest veranstaltet, welches den Namen »Bokaruše« führt. Derselbe stammt von dem Worte »bokara«, einem Gefässe, woraus den Gästen Getränke verabreicht werden. Zu diesem Feste treffen nicht nur die weiblichen Angehörigen der Familie, sondern auch diejenigen der Nachbarschaft ein. Jede muss aber der Braut ein Geschenk mitbringen, welches der ganzen Gesellschaft vorgewiesen wird. Auch die Brautführer haben sich mit Geschenken einzustellen. Abends kommen Männer hinzu und dann dauert die Unterhaltung bis in die späte Nacht.

d) Trauung. In Serajewo wird, dem türkischen Brauche gemäss, die Trauung manchmal noch bei Nacht vollzogen. Die Hochzeitler werden vor dem Hause der Braut von ihrem Vater und dessen Brüdern, im Zimmer aber von Hochzeitslieder singenden Mädchen und Weibern erwartet. Um zwei Uhr nachts wird aufgebrochen. Der erste Brautführer faltet der Braut die Hände, nimmt den Trauring, bekreuzigt ihr dreimal die Hände und streut vor sie mit Geld vermengten Zucker. Nach dieser Ceremonie schreitet man zu Zweien in die Kirche. Die Braut geht gegen Osten, der Bräutigam gegen Westen zur Kirche und vor derselben findet die Zusammenkunft statt. Nach der Trauung begibt sich alles in das Haus des Bräutigams, woselbst der Herd von der Braut geküsst und beschenkt wird.

Das Hochzeitsmahl heisst hier »pilav«.

Einige Tage nach der Trauung besucht das junge Ehepaar die Schwiegermutter des Mannes, und zwar einer Einladung derselben folgend, wobei Geschenke für alle Hausgenossen mitgebracht werden. Später ladet der Vater des Bräutigams die Angehörigen der Schwiegertochter zu sich ein.

Rundschau.

Die Orientalische Handelsakademie in Budapest.

Nach achtjährigem Bestande erhielt die bisher unter dem bescheidenen Namen eines »Orientalischen Lehrcurses« wirkende Anstalt vor kurzem die an allerhöchster Stelle sanctionierte neue Organisation und damit gleichzeitig die bei weitem wichtigere Mission einer »Orientalischen Handelsakademie«.

Die massgebenden Kreise Ungarns, mit Gabriel Baross an der Spitze, haben schon vor langer Zeit das Bedürfnis einer Lehranstalt gefühlt, welche den Zwecken des ungarischen Orienthandels dienen sollte. Der vor acht Jahren gegründete orientalische Lehrcurs beschränkte sich im Anfange darauf, für die Orientalischen Exposituren des Ungarischen Handelsmuseums geeignete Kräfte heranzuziehen, die vermöge ihrer Sprachkenntnisse und ihrer Fachbildung zum Versehen der administrativen Agenden verwendet werden konnten. Dieser eng begrenzte Wirkungskreis soll nun wesentlich erweitert werden. Reichstags-Abgeordneter Max Falk, der im Auftrage des ung. Unterrichtsministeriums als Präsident der Anstalt fungiert, ferner der Director der Orient. Handelsakademie, Herr Dr. Ignaz Kúnos, waren eifrig bestrebt, die Lehranstalt auf jene Höhe der Entwicklung zu bringen, welche den Gründern vorgeschwebt hatte. Es wurde vor allem für den Unterricht der orientalischen Sprachen und der Fachwissenschaften ein in jeder Hinsicht entsprechender Professorenkörper angeworben. Besondere Pflege soll der praktischen Ausbildung der Hörer zutheil werden, u. zw. in allen jenen Disciplinen, die zur gründlichen Kenntnis der ethnographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Balkanländer erforderlich sind.

Der Exporthandel Ungarns ist in erster Reihe auf den Balkan angewiesen. Dieses Gebiet muss und soll demnach das Hauptaugenmerk und der wichtigste Studiengegenstand der Orientalischen Handelsakademie bilden. Die absolvierten Hörer der Anstalt sind dazu berufen, durch wissenschaftliche und praktische Erforschung der Balkanländer zu Pionnieren der ungarischen Handelsinteressen zu werden.

Die Orientalische Handelsakademie hat den Zweck, für den ungarischen Handel praktisch ausgebildete Kräfte heranzuziehen, die als kaufmännische Beamte oder als selbständige Unternehmer sowohl durch allgemeine Bildung, wie auch durch Fachwissen und Sprachkenntnisse, hauptsächlich in der Förderung und Entwicklung ungarischer

Handelsbeziehungen zum Orient, den gesteigerten Anforderungen der Zeit in jeder Hinsicht entsprechen.

Ferner hat die Anstalt die Aufgabe, die Aneignung commerzieller Fach- und Sprachkenntnisse auch solchen Personen zu ermöglichen, die in den Handelswissenschaften eine höhere Ausbildung zu erlangen wünschen.

Die Orientalische Handelsakademie ist dem kön. ung. Cultus- und Unterrichtsministerium untergeordnet.

Die Überwachung und Leitung der Orientalischen Handelsakademie obliegt dem Aufsichtsrathe, welcher aus einem Präsidenten und sechs Mitgliedern besteht. Der Präsident wird vom kön. ung. Minister für Cultus und Unterricht im Einvernehmen mit dem kön. ung. Handelsminister ernannt. Von den sechs Mitgliedern werden zwei durch das kön. ung. Unterrichtsministerium, zwei durch das kön. ung. Handelsministerium entsendet. Ferner delegiert das leitende Comité der Budapester Handelsakademie ein Mitglied. Der Director der Orientalischen Handelsakademie ist officielles Mitglied des Aufsichtsrathes und versieht die Agenden des Schriftführers. Der vollständige Unterrichtscurs erstreckt sich auf zwei Jahrgänge.

Der Lehrplan der Orientalischen Handelsakademie umfasst folgende Unterrichtsgegenstände:

A) Sprachen.	Wöchentlich Stunden
a) Rumänische Sprache	5
b) Serbische und bulgarische Sprache	5
c) Türkische Sprache	5
d) Neugriechische Sprache	4
e) Italienische Sprache	4
f) Französische Sprache	4
g) Deutsche Sprache	2

Der Unterricht im Deutschen und Französischen ist für die ordentlichen Hörer allgemein verpflichtend. Von den unter a)—e) angeführten Sprachen sind für jeden ordentlichen Hörer zwei obligatorisch, für die er sich bei seinem Eintritte nach freier Wahl entscheiden kann. Ein Wechsel der zu Beginn des ersten Studienjahres gewählten Sprache ist nicht gestattet.

Die ordentlichen Hörer können selbst bei freiwilliger Meldung am Unterricht von mehr als zweier der unter a)—e) angeführten Sprachen nicht theilnehmen.

Zur Ergänzung des Sprachstudiums dienen Specialcurse für vulgärarabische und russische Sprache. An ersterem können jene Hörer des II. Jahrganges theilnehmen, die türkischen Unterricht geniessen; zu letzterem werden die Hörer der serbischen und bulgarischen Sprache zugelassen.

Den Zweck des Sprachunterrichtes bildet: a) die praktische Erlernung der fremden Sprachen; b) Übung in der Handels-Correspondenz; c) Terminologie der Handelsfächer. Zur Erreichung dieses Zweckes wird der Unterricht, hauptsächlich im Französischen und Deutschen, schon von Anfang an in der betreffenden Fremdsprache ertheilt.

B) Fachgegenstände.

	Wöchentliche Stundenzahl I. Jahrgang	II. Jahrgang
a) Ethnographie und Handels-Geographie des Orients	4	4
b) Zollwesen und auswärtiger Handel, Consularwesen und Internationales Recht	3	3
c) Verkehrswesen	3	3
d) Rechtsencyklopädie in Verbindung mit Öffentlichem Recht und Verwaltungsrecht	1	1
e) Handels- und Credit-Gesetzgebung	1	1
f) National-Ökonomie und Finanzwissenschaft	2	2
g) Commerzielle Fächer:		
1. Kaufmännische Arithmetik	2	2
2. Buchführung	2	2

Sämmtliche Fachgegenstände sind für die ordentlichen Hörer obligatorisch.

Zur Ergänzung des Fachunterrichtes dienen die alljährlichen Studienreisen nach den bedeutenderen Handelsplätzen des Orients, ferner der Besuch von industriellen Anlagen und grösseren Handelshäusern, die vom Standpunkte unseres orientalischen Handelsverkehres von Wichtigkeit sind.

Die Hörer der Orientalischen Handelsakademie sind: a) ordentliche, b) ausserordentliche.

Als ordentliche Hörer des ersten Jahrganges werden zunächst solche Absolventen von höheren Handelsschulen, von Gymnasien oder Realschulen aufgenommen, welche die Maturitätsprüfung mit Erfolg bestanden haben. Den Vorzug geniessen diejenigen Abiturienten von Mittelschulen, die sich mit einem vorzüglichen Maturitätszeugnisse ausweisen können.

Die ordentlichen Hörer sind zum Hören sämmtlicher Lehrgegenstände und zur Theilnahme an den Colloquien verpflichtet.

Ausserordentliche Hörer sind diejenigen, die behufs Erweiterung ihrer Kenntnisse am Unterrichte einzelner Fächer theilzunehmen wünschen, und sich mit den zum Verständnisse des betreffenden Lehrfaches nöthigen Vorkenntnissen ausweisen können.

Am Ende eines jeden Schuljahres sind die Hörer verpflichtet, sich einer Prüfung zu unterziehen, welche aus einer schriftlichen Arbeit und einer unter dem Vorsitze eines Mitgliedes des Aufsichtsrathes abgehaltenen mündlichen Prüfung besteht.

Diese Schlussprüfung erstreckt sich für die Hörer des II. Jahrganges auf sämmtliche Unterrichtsgegenstände beider Jahrgänge.

LEHRPLAN.

A) Handels-Geographie und Ethnographie des Orients.

(In beiden Jahrgängen wöchentlich 9 Stunden.)

Die Balkan-Halbinsel (Dalmatien, Bosnien und die Herzegowina, Rumänien, Serbien, Griechenland, Bulgarien, Montenegro, Europäische Türkei); Asiatische Türkei.

Der Lehrstoff wird nach kleineren ethnographischen oder geographischen Einheiten behandelt und erstreckt sich auf Folgendes: a) Ethnographische und politische Abgrenzung, Bevölkerungs-Statistik,

physische Volkstypen: b) Ursprung und Geschichte der einzelnen Völkerschaften, vom Zeitalter der Völkerwanderung bis zur Begründung der letzten Regierungsform; c) das physische Leben des Volkes in der Gegenwart: Ernährung, Wohnung, Bekleidung, Hausindustrie, Bewaffnung u. s. w.; d) das geistige Leben des Volkes: Sitten und Gebräuche, Religion, Sprache und Poesie.

Lehrstoff des I. Jahrganges.

Bulgarien. Ausdehnung und administrative Eintheilung. Allgemeine Beschreibung der Gebirge; Gebirgspässe und Bergspitzen. Flüsse, mit besonderer Rücksicht auf die Schiffahrt. Die Donau und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung. Wichtigere Brücken. Allgemeine Charakteristik der Bodencultur. Eintheilung des bulgarischen Gebietes vom Standpunkte der Cultur. Die landwirtschaftlichen Gebiete. Ursachen der brachliegenden Gebiete. Mittel der Landwirtschaft. Gross- und Kleingrundbesitzer. Weizenbau. Mohn-, Tabak-, Reis-, Mais-, Hanf- und Leinenproduction. Landwirtschaftliche Colonien. Waldungen. Der heutige Stand der Viehzucht. Massregeln zur Förderung der Viehzucht. Masse und Gewichte. Das Geldsystem der Balkanländer.

Industrie. Nationale Industrie. Chemische Industrie: Fabrication von Rosenöl, Zündhölzchen, Kerzen, Seifen und Farben. Mühlen und Bierbrauereien. Zuckerindustrie. Die landwirtschaftlichen Producte in der Industrie und die Tabakfabrication. Eisenindustrie. Der Hochofen von Samakovo. Schmiede, Schlosser und Blechschmiede, Nagelschmiede. Keramische Industrie. Eigenthümlichkeiten der Thonindustrie. Ziegel- und Kalkbrennereien. Holzindustrie Dundjer. Zimmerleute, Tischler, Drechsler, Holzschnitzer und Wagner. Textil-Industrie. Grundbedingungen nach den einzelnen Gegenden. Teppichindustrie. Schajak. Aba. Gajtan. Gold- und Silberarbeiten. Filigranarbeiten, Fibulen, Buchdruckereien. Photographie und Zinko-Photographie. Lederindustrie. Opanken-Erzeugung. Lederindustrie zur Zeit der türkischen Oberherrschaft. Kürschnerindustrie. Schuhmacher. Riemer.

Bosnien. Ausdehnung und administrative Eintheilung. Allgemeine Beschreibung der Gebirge. Wasserstrassen. Hydrographische Unterscheidung zwischen Bosnien und der Herzegowina. Die Sava. Die Flüsse Bosniens vom Standpunkte der Schiffahrt. Regulierung des Drina-Flusses.

Allgemeine Charakteristik der Landwirtschaft. Gross- und Kleingrundbesitzer. Landwirtschaftliche Zustände zur Türkenzeit. Creditanstalten und ihre Bedeutung für die Landwirtschaft. Weinbau und Musteranlagen. Tabakbau. Pflaumencultur und Export. Waldungen. Viehzucht und Veredlung. Fortschritte seit der Occupation. Schafzucht. Rinder- und Schweinezucht. Vieh-Export. Bergbau. Bergbaugesellschaft »Bosnia«. Berggesetz. Gold- und Silberminen. Eisen-, Blei-, Kupfer-, Quecksilber-, Schwefel-, Kohlen- und Salz-Minen. Mineralquellen. Schwefelquellen. Das Kupferwerk von Sinjako, das Privat-Bergwerk in Čevljanović-Vogošća und das Chrom-Erzwerk von Duboštica. Eintheilung der Industrie. Hausindustrie. Čarschia-Industrie und Kunstindustrie. Die Industrie Bosniens zur Zeit der Türkenherrschaft. Stickerei und Teppichweberei. Incrustations-Arbeiten, Frebel-Arbeiten. Gravier-

kunst. Gold- und Silberschmiedekunst. Die Visokoer Teppiche. Die Serajewoer Teppichweberei. Thonindustrie, Čibuk-Erzeugung. Die Usoraer Zuckerfabrik. Die Zenicaer Eisen- und Stahlfabrik. Spiritusfabriken. Mühlen und Bierbrauereien. Ammoniak- und Soda-Erzeugung. Papierfabrication, Petroleumraffinerie. Lederindustrie. Die Central-Strafanstalt in Zenica. Die Central-Gewerbeschule und Werkstätten in Serajewo. Das Trappisten-Kloster vom Standpunkte der Industrie.

Serbien. Administrative Eintheilung Serbiens; Gebietseintheilung; Gebirge und Flüsse. Öffentlicher Unterricht. Landwirtschaft. Eintheilung des Culturgebietes. Landwirtschaftliche Anstalten. Viehzucht. Borstenviehhandel. Forstwirtschaft; Daubenexport. Montanindustrie; Marmorlager, Silber-, Kupfer-, Blei-, Zink-, Eisen- und Quecksilber-Minen. Kohlenbergwerke in staatlichem und privatem Besitz. Majdan-Pek. Industrien: Nationales Gewerbe, Hausindustrie, Čarschia-Industrie, Fabriksindustrie. Holz-, Thon-, Eisen- und Lederindustrie. Textilindustrie im allgemeinen und in fabriksmässigem Betriebe. Kragujevac, Rudnik, Paracsin, Nisch, Valjevo. Mühlenindustrie und Bierbrauereien.

Lehrstoff des II. Jahrganges.

Türkisches Reich: 1. Albanien. Administrative und geographische Eintheilung. Beschreibung des Küstengebietes, Gebirge und Flüsse. Ethnographische Beschreibung, Stammesverfassung, Volksversammlungen. Gewohnheits-Gesetze. Bodencultur. Landwirtschaftliche Unterschiede zwischen nördlichem und südlichem Gebiete. Viehzucht, Pferde-Export. Berat, Gebirgsbewohner, Hirtenleben. Eigenthümlichkeiten des städtischen Gewerbes. Forstwirtschaft. Fischerei.

2. Macedonien. Beschreibung seines Gebietes, Gebirge, Wasserstrassen und Seen. Administrative Beschreibung. Landwirtschaft: Getreide-, Tabak-, Sezam- und Olivenbau. Bienenzucht und Seidenbau. Beschreibung des Tabakgebietes, Kavalla, Jenidse, Drama, Serez, Gevgeli, Salonichi. Hinterlande des Hafens. Bitolia-Monastir und Umgebung. Der Ochrida- und Presba-See. Forstwirtschaft und Bergbau. Kupfer- und Steinkohlen-Minen, Schiefer- und Marmorlager. Industrien. Die Čarschien von Salonichi, Bit.-Monastir und Üsküb. Nationales Gewerbe, Fabriksindustrie, Seidenspinnereien, Dampfmühlen und Bierbrauereien.

3. Thracien. Administrative Eintheilung, Gebietsbeschreibung, Gebirge, Flüsse, Seen. Landwirtschaft, Beschreibung der fruchtbarsten Landstriche. Die Ufer der Marica und der Ergene. Weinbau-Gebiete. Landwirtschaftliche Mittelpunkte: Middia, Rodosto. Viehzucht. Thon- und Holzindustrie. Textilindustrie. Webereien. Adrianopel und Umgebung. Die Landzunge von Gallipoli. Obstbau. Ölbäume, Sezam, Reis. Die politische und volkswirtschaftliche Bedeutung Constantinopels; Eintheilung der Stadt; das Bazarleben; Klein- und Grossgewerbe, moderne Einrichtungen. Landwirtschaftliche und Gewerbeschulen, Fabriksindustrie.

4. Klein-Asien mit besonderer Rücksicht auf Smyrna. Teppicherzeugung; deren wichtigste Mittelpunkte; Eintheilung der Teppiche nach Grösse, Farbe und Stoff; Benennung der Teppiche nach ihrer Verzierung; Eintheilung der Teppiche nach ihrer Qualität; Wochen-

märkte, Anschaffung des Rohstoffes; Karawanen für Farbentransport; Statistik der Teppicherzeugung; Teppichexport; die grösseren Teppichniederlagen. — Die Herekeer Seiden- und Teppichfabrik.

5. Syrien. Administrative und geographische Eintheilung. Häfen, Gebirge, Flüsse, Seen. Öffentlicher Unterricht. Landwirtschaft nach Bezirken; Obstbau, Weinbau, Weingattungen; Tabakbau, Beschreibung der verschiedenen Tabakgattungen. Bienenzucht, Seidenbau. Textilindustrie; Beschreibung der verschiedenen Stoffarten. Eisen- und Stahlindustrie, Incrustationen. Nationales Gewerbe. Fabriksanlagen. Vervielfältigungsindustrie. Jerichoer Balsam. Industrieartikel der Pietät in Jerusalem, in Bethlehem und in anderen Pilgerstädten. Märkte. Damaskus. Beirut.

Rumänien. Administrative Eintheilung, Gebirge, Flüsse, Seen. Öffentlicher Unterricht und Gerichtsbarkeit. Landwirtschaft, Klein- und Grossgrundbesitz. Pachtverhältnisse. Das Carp'sche Gesetz, Parzellierung auf Amortisation. Arbeiterverhältnisse, Musterdörfer. Eintheilung des Culturgebietes; Mais, Weizen, Roggen, Gerste, Hafer; Weincultur, Weingattungen; Tabakbau; Bienenzucht, Seidenbau. Viehzucht, Hornviehstand, Borstenviehzucht. Jagd und Fischerei. Forstwirtschaft. Kronwaldungen. Petroleumquellen, Salz- und Kohlenbergwerke. Industrien. Kleingewerbe. Industrielle Begünstigungen. Fabriksindustrie mit besonderer Rücksicht auf einzelne Centralmärkte und auf die Holzindustrie.

Griechenland. Administrative Eintheilung. Landwirtschaftliche Verhältnisse. Rosinen, Wein, Tabak, Feigen, Baumwolle, Getreide. Bergbau. Handelsverhältnisse. Industrien. Entwässerung der Kopaer Seen.

Allgemeine geographisch-ethnographische Beschreibung der Balkan-Halbinsel.

Praktische Warenkunde, mit besonderer Rücksicht auf die im Orient bestehenden Handelsgebräuche.

B) Zollwesen und Auswärtiger Handel, in Verbindung mit dem Consularwesen und dem Internationalen Recht.

(In beiden Jahrgängen wöchentlich 3 Stunden.)

1. Zollwesen. Erster Theil: Allgemeine Darstellung der Zölle, Zolltarife und Zollverwaltung. Begriff, Entstehung und Entwicklung der Zölle, ihre Bedeutung vom Standpunkte der Gefälle. Arten der Zölle; Massregeln als Gegengewicht zu den Zollbeschränkungen; Begriff, Eintheilung, Arten und Durchführung der Zolltarife; alphabetisches Warenverzeichnis; Verhältnisse des Zollgebietes, Zollstrassen und Zollorgane; Zollverfahren, Zollcontrole. Zweiter Theil: Zollwesen der österr.-ungar. Monarchie. Entwicklung der Zollverhältnisse der Monarchie, Zoll- und Handelsbündnis; das Gesetz über den allgemeinen Zolltarif und die auf dessen Durchführung bezüglichen Verordnungen; Zollregulativ. — Dritter Theil: Zolltarife, Zollregulative und die hierauf bezüglichen Durchführungs-Verordnungen in Rumänien, Serbien, Bulgarien, Griechenland, Russland, Egypten und in der Türkei.

2. Auswärtiger Handel. Erster Theil: Begriff der Handelsverträge und ihre Bestimmungen, mit besonderer Rücksicht auf die Meistbegünstigung; Darstellung der Handelsverträge der österr.-ungar.

Monarchie, Rumäniens, Serbiens, Bulgariens, Griechenlands, Russlands, Egyptens und der Türkei. — Zweiter Theil: Statistik des Warenverkehres und ausführliche Darstellung des Warenverkehres der österr.-ungar. Monarchie und Ungarns. Der Einfuhr- und Ausfuhr-Handel Rumäniens, Serbiens, Bulgariens, Griechenlands, Russlands, Egyptens und der Türkei; die hier vorkommenden wichtigsten Handelsartikel; Darstellung der auf den Märkten dieser Staaten bestehenden Concurrenzverhältnisse.

3. Consularwesen. Organisation und Gebietseintheilung der österr.-ungar. Consulatsämter. Pflichten und Rechte der österr.-ungar. Consule, mit besonderer Rücksicht auf den commerziellen Dienst, auf administrative und privatrechtliche Angelegenheiten, auf ihre Gerichtsbarkeit, auf die Consulargebüren und Schiffahrtsangelegenheiten. Consulats-Anwalte. Darlegung der Consularverträge.

4. Internationales Recht. Begriff des internationalen Rechtes. Das Friedensrecht mit besonderer Rücksicht auf die internationalen Verträge. Kriegsrecht. Diplomatische Vertretungen.

C) Verkehrswesen.

(In beiden Jahrgängen wöchentlich 3 Stunden.)

1. Eisenbahnen. Elemente der Eisenbahn-Technologie. Das Eisenbahnrecht, insbesondere das Eisenbahntransportrecht in Ungarn und im Oriente; die wichtigsten bezüglichen Betriebsreglements. Eisenbahngeographie der österr.-ungar. Monarchie, der Balkanländer und Kleinasiens. Die Verwaltung der Eisenbahnen. Die in der österr.-ungar. Monarchie und auf der Balkan-Halbinsel eingeführten Tarifsysteme. Concrete Local- und Verbandstarife sammt Refactien, ihre Anwendung, d. h. Berechnung von Transportkosten gegebener Sendungen. 2. Binnenschiffahrt. (Fluss-, See- und Canal-Schiffahrt); Recht und Geographie der Binnenschiffahrt mit besonderer Rücksicht auf die Donauschiffahrt. Die in Ungarn und im Oriente activen Binnenschiffahrts-Unternehmungen, deren Benützung und Tarife. 3. Seeschiffahrt; die bestehenden öffentlich- und privatrechtlichen Bestimmungen, insoferne dieselben für die Transporteure von unmittelbarem und allgemeinem Interesse sind; das vaterländische und österreichische Recht im Vergleiche mit dem italienischen, deutschen und englischen Recht. Schiffahrtsgeographie des Mittelländischen Meeres, insbesondere des Adriatischen, des Ägäischen und des Schwarzen Meeres. Die verschiedenen Arten des Seetransportes. Die für den Orient wichtigen Seeschiffahrts-Unternehmungen, besonders der Lloyd, dessen Betriebsreglement und Tarife; die »Adria« und die kleineren Fiumaner Unternehmungen.

D) Rechtsencyklopädie in Verbindung mit Öffentlichem Recht und Verwaltungsrecht.

(In beiden Jahrgängen wöchentlich 1 Stunde.)

1. Begriff und Eintheilung der Gesellschaft, des Staates und des Rechtes. Grundelemente des Staates, die Majestätsrechte, die Lehre von der Theilung der Staatsgewalten. Staatsformen: Darstellung der gesetzgebenden, verwaltenden und richterlichen Organisation. — Grund-

begriffe des Strafrechts, mit besonderer Hervorhebung der Eigenthümlichkeiten des positiven Strafrechtes in den Balkanstaaten und mit vornehmlicher Rücksicht auf Handelsvergehen. — Eintheilung des Privatrechtes, Rechtssubjecte, Rechtsobjecte: die das Sachen- und Obligationsrecht betreffenden allgemeinen Lehren auf praktischer Grundlage und mit Beleuchtung von Beispielen aus dem ungarischen und österreichischen Rechte, aus dem Code Civil und aus dem in den Balkanländern in Geltung stehenden Gesetzen.

2. Öffentliches Recht und Verwaltungsrecht. Grundrissliche Darstellung der auf die öffentlichrechtlichen Verhältnisse bezüglichen Gesetze Ungarns, der im Reichsrathe vertretenen Länder, Bosniens und der Herzegowina und der Balkanstaaten; Organisation der Verwaltung, Wirkungskreis der Verwaltungsbehörden; Organisation und Verfahren der in Handels- und Industrieangelegenheiten competenten Gerichts- und Verwaltungsbehörden.

E) Handels- und Credit-Gesetzgebung.

(In beiden Jahrgängen wöchentlich 1 Stunde.)

Das Handels- und Wechselrecht in systematischer Darstellung auf Grund des ungarischen positiven Gesetzes und im Vergleiche mit der bezüglichen Gesetzgebung in den Balkanstaaten. Die nicht ins Verkehrswesen einschlagenden Theile des privaten Seerechtes auf ähnlicher Grundlage.

Börsenorganisation und börsengerichtliches Verfahren (Börsengeschäfte). Grundriss des Concursrechtes, Grundprincipien des handels- und wechselgerichtlichen Verfahrens. Specielle Verordnungen zu Gunsten des Patent-, Waren- und Warenmusterschutzes, zum Schutze von Handel, Marktwesen und Massystem; Gewerbepolizei, Pfandleihwesen, Schutz gegen Fälschung von Handelsartikeln, Regelung der Licitationen und Ausverkäufe.

All dies in vergleichender Darstellung des ungarischen positiven Rechtes mit der Gesetzgebung der Balkanstaaten.

F) Nationalökonomie und Finanzwissenschaft.

(In beiden Jahrgängen wöchentlich 2 Stunden.)

Die Volkswirtschaft, ihr Begriff, ihre Organisation, ihre Erscheinungen und ihre Gesetze. Verhältnis der Volkswirtschaft zum Staate. I. Allgemeine Erscheinungen der Volkswirtschaft: 1. Die Production. Die Factoren der Production (Natur, Arbeit, Capital). Die Productivität. 2. Der Umsatz. Grenzen, Ausdehnung und Lebhaftigkeit des Umsatzes. Tauschverkehr, Güterverkehr. Preise, Geld und Credit. 3. Das Einkommen und seine Vertheilung. Das Einkommen des Bodens, der Arbeit und des Capitals. 4. Die Consumtion. — II. Specielle Erscheinungen der Volkswirtschaft auf dem Gebiete der Urproduction, der Industrie, des Handels und des Verkehres, mit besonderer Rücksicht auf das Geld-, Credit- und Bankwesen.

Die Finanzwissenschaft. Begriffsbestimmung. Ausgaben und Einnahmen des Staates. Monopole, Gebüren, Steuern. Ausführliche Darlegung der Steuerarten. Der Staatscredit, mit besonderer Rücksicht auf die Staatsschuld Ungarns und der Balkanstaaten.



G) Kaufmännische Lehrfächer.

I. Kaufmännisches Rechnen.

(Wöchentlich 2—2 Stunden.)

1. Kurze Übersicht der vier Species, mit besonderer Rücksicht auf die in der Praxis vorkommenden Abkürzungen. Die wichtigsten Masse, Gewichte und Geldeinheiten, mit besonderer Rücksicht auf den Orient. Verhältnisse und Propositionen, Regel de Tri, Kettenregel, Durchschnittsrechnung.

Mischungsrechnung. Percentrechnung. Zinsen- und Discontrechnung. Warenberechnung. Zölle, Warenversicherung; die beim Warengeschäfte sich ergebenden Kosten.

2. Geldsystem der Balkanstaaten. Warennotierung an den ausländischen Börsen.

Warencalculation in Bezug auf Ausfuhr- und Einfuhrartikel des Orients, Paritätstabellen.

Gemeinsame Übungen mit den Hörern der Bildungsanstalt für Handelsschul-Professoren. Ausarbeitung von Facturen und Paritätstabellen.

II. Buchhaltung.

(Wöchentlich 2—2 Stunden.)

1. Begiff, Zweck und Wichtigkeit der Buchhaltung. Die auf die Buchführung bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen. Begriff, Eintheilung und Abschätzung des Vermögens. Inventar und Bilanz. Methoden der Buchhaltung. Rechnungen und Bücher bei der einfachen Buchführung. Die Berechnung des Geschäftsergebnisses bei der einfachen Buchführung. Mathematische Grundlagen der doppelten Buchführung. Angewandte Methoden der doppelten Buchführung. Die Berechnung des Geschäftsergebnisses bei der doppelten Buchführung. Conto-Corrents mit constantem und wechselndem Zinsfusse.

Übungen. Praktische Ausarbeitung von Geschäftsgängen nach einfacher und doppelter Methode, mit Berücksichtigung des oben angeführten Lehrstoffes.

2. Verrechnung von Gesellschafts-Unternehmungen, mit besonderer Rücksicht auf offene Handelsgesellschaften, Commandit- und Actiengesellschaften. Verrechnung von Warengeschäften in Commission und a metà, mit besonderer Rücksicht auf Import und Export. Bank-Commissionsgeschäfte mit den bezüglichen Conto-Corrents und mit Rücksicht auf den beendigten Lehrstoff des kaufmännischen Rechnens.

Übungen: Praktische Ausarbeitung von Geschäftsgängen und Geschäftsfällen aus dem Kreise des Waren- und Bankgeschäftes.

Aufsichtsrath und Lehrkörper.

1. Aufsichtsrath.

Präsident: Dr. Max Falk, Abgeordneter.

Mitglieder:

a) von Seiten des Cultus- und Unterrichtsministeriums:
Dr. Béla Erődi.
Dr. Julius König.

b) von Seiten des Handelsministeriums:
Thomas Biró.
Josef Szterényi.

c) von Seiten des leitenden Comités der Budapester Handelsakademie:
Ritter Sigmund v. Falk.

2. Director.

Dr. Ignaz Kúnos, lehrt türkische und arabische Sprache.

3. Professoren.

Dr. Georg Alexics, lehrt rumänische Sprache.

Dr. Oskar Asbóth, lehrt serbische und bulgarische Sprache.

Philipp Bartos, lehrt französische und deutsche Sprache.

Dr. Franz Fuhrmann, lehrt Zollwesen und Auswärtigen Handel in Verbindung mit Consularwesen und Internationalem Recht.

Dr. Rudolf Mantuano, lehrt Rechtsencyklopädie in Verbindung mit Öffentlichem Recht und Verwaltungsrecht.

Elemér v. Mátray, lehrt Verkehrswesen.

Dr. Karl Neumann v. Gárdony, lehrt Handels- und Creditgesetzgebung.

Rhousos Rousopoulos, lehrt griechische Sprache.

Dr. Amadé Rudan, lehrt italienische Sprache.

Adolf Strausz, lehrt Ethnographie und Handels-Geographie des Orients.

Ömer-Feridun efendi. Lector für orientalische Sprachen.

Samuel Bogyó, lehrt Kaufmännisches Rechnen.

Dr. Julius Kovács, lehrt Nationalökonomie und Finanzwissenschaft.

Heinrich Trautmann, lehrt Buchhaltung.

* * *

Die Orientalische Handelsakademie verfügt über zehn, zu Gunsten ihrer Hörer gegründeten Stipendien, unter denen zwei Reisestipendien, gestiftet vom königl. ung. Handelsministerium zu dem Zwecke, absolvierten Hörern der Anstalt längere Studienreisen nach dem Oriente zu ermöglichen. — Die Richtung der zu unternehmenden Reise wird auf Vorschlag des Aufsichtsrathes vom königl. ung. Handelsministerium bestimmt. Die Dauer einer jeden Reise erstreckt sich auf ein Jahr. Wenn die Reiseroute bloss die Balkanländer umfasst, so beträgt das Stipendium achthundert Gulden, erstreckt sie sich jedoch auf entferntere Länder, so ist der Betrag des Stipendiums zwölfhundert Gulden. Die Stipendisten sind verpflichtet, dahin zu streben, am Orte ihrer Mission in einem Handelshause als Correspondenten, Agenten oder in irgend einer anderen entsprechenden Eigenschaft Anstellung zu finden und dann über ihre Erfahrungen und Studien im Wege der Direction der Orientalischen Handelsakademie dem königl. ung. Handelsministerium ausführliche und eingehende Berichte zu erstatten. In diesen Berichten soll vornehmlich die Frage behandelt werden, in welchen Zweigen des Handels und der Industrie

zwischen Ungarn und dem betreffenden Platze Handelsverbindungen angeknüpft werden könnten. Die Bedingungen zur Erlangung dieser Reisestipendien und ausführliche Instructionen für die Reiseroute sind übrigens in einer Specialverordnung des königl. ungar. Handelsministeriums enthalten.

Bosnisches Kunstgewerbe.

Über den Ursprung und die Entwicklungsgeschichte der in dieser Gruppe vertretenen Erzeugnisse fehlen nähere verlässliche Daten. Dieselben rühren aus einem Lande her, welches zwar unmittelbar an der Schwelle des civilisierten Europa gelegen ist, dessen Culturgeschichte in ihren Einzelheiten aber bis auf die neueste Zeit beinahe gänzlich unbekannt war. Durch den eigenthümlichen Charakter, welcher diesen Erzeugnissen innewohnt, lässt sich schon auf den ersten Blick ihre orientalische Provenienz zweifellos erkennen, doch muss es bei näherer Betrachtung auffallen, dass sie in gewisser Hinsicht ein specifisches, von den Producten der übrigen orientalischen Länder abweichendes Gepräge an sich tragen.

Bosnien und die Herzegowina sind schon zur Zeit des byzantinischen Reiches in das Gebiet der orientalischen Kunst einbezogen worden, doch hat sich in diesen Ländern auch infolge des seinerzeitigen regen Handelsverkehres mit Ragusa und Venedig der italienische Einfluss geltend gemacht. Auf diese Art hat sich auf dem bosnisch-slavischen Boden einerseits unter dem Einflusse des Orients, andererseits unter dem Einflusse Italiens nicht nur auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, sondern auch auf demjenigen der Hausindustrie ein selbständiger Charakterzug ausgebildet, welcher als bosnisch-orientalisch bezeichnet werden kann. Alle Vorzüge, welche die orientalischen Erzeugnisse aufweisen, findet man auch bei den bosnisch-orientalischen Producten und die aus der Blütezeit der verschiedenen Kunsttechniken in Bosnien stammenden Objecte weisen eine hohe Stufe der Vollendung auf. Hiezu hat nicht unwesentlich der Umstand beigetragen, dass Bosnien nach der Eroberung durch die Türken in eine vollkommene Abgeschiedenheit gerieth und dadurch die etwaigen schädigenden Einflüsse von auswärts so ziemlich ausgeschlossen wurden.

Solange Ruhe und Wohlstand in diesem Lande herrschten, insolange blühten auch die verschiedenen Kunsttechniken. Reiche und Mächtige legten einen grossen Wert darauf, die schönsten Arbeiten der im Lande lebenden Meister ihr Eigen zu nennen und förderten auf jedwede Art deren Schaffenskraft. Die weiblichen Künstlerinnen erfreuten sich des Schutzes der vornehmen Damen.

Als jedoch die Zeit der langwierigen Unruhen in Bosnien eintrat und dadurch die materielle Lage der Bevölkerung im allgemeinen sich ungünstig zu gestalten begann, nahm die Zahl der Träger der verschiedenen Kunstindustriezweige nach und nach ab. Nur primitive Gebrauchsartikel wurden geschaffen, bei denen sich noch die Spuren einer schönen Ornamentik alter guter Formbildung mit schlechtem Materiale oder plumpen Zuthaten in seltsamer Vereinigung zusammenfinden. Die aus dieser Zeit des Verfalles stammenden Artikel, an welchen der

eigentliche künstlerische Wert der betreffenden Technik oft kaum noch zu erkennen ist, haben viel dazu beigetragen, dass über das Wesen des bosnisch-herzegowinischen Kunstfleisses noch vor einem Decennium nicht ganz vortheilhafte Anschauungen verbreitet waren.

Nach der Übernahme der Verwaltung Bosniens und der Herzegowina durch die österreichisch-ungarische Monarchie traten andere Verhältnisse ein.

Die Einbeziehung dieser Länder in das gemeinsame Zollgebiet der Monarchie brachte vor allem einen regen Handelsverkehr zwischen Bosnien und den Nachbarländern zustande. So erfreulich nun dieser Verkehr vom volkswirtschaftlichen Standpunkte auch bezeichnet werden muss, so brachte er doch in anderer Beziehung für die bosnisch-herzegowinischen Kunsttechniken die Gefahr mit sich, dass durch die leichte Zubringung billiger Verbrauchsartikel, die dem Bosnier bis zu der Zeit entweder ganz unbekannt oder schwer zugänglich waren, an denen er aber rasch Gefallen fand, die einheimische Kunsttechnik immer mehr verdrängt und schliesslich vernichtet werden könnte, — eine Erscheinung, die sich in allen orientalischen Ländern, welche in unmittelbare Berührung mit den Erzeugnissen der europäischen Industrie gerathen sind, gezeigt hat.

Es war daher sowohl vom allgemeinen künstlerischen Standpunkte, als auch im materiellen Interesse des Landes selbst geboten, die alten einheimischen Kunstwerke zu erhalten und auf die Regenerierung derselben hinzuarbeiten.

Es muss als ein unschätzbares Verdienst des Reichs-Finanzministers Benjamin von Kállay bezeichnet werden, dass er gleich nach der Übernahme der obersten Leitung Bosniens und der Herzegowina auch diesem wirtschaftlichen Zweige seine besondere Aufmerksamkeit zuwendete.

Von dem Standpunkte ausgehend, dass in dieser Frage in kurzer Zeit Erspriessliches geleistet werden könne, wenn ein constantes und planmässiges Vorgehen in einer bestimmten Richtung eingehalten wird, dass aber für eine solche Action bei einer privaten Unternehmung weder auf Hingebung, noch auf genügendes Verständnis zu rechnen sei, so hat es Seine Excellenz für nothwendig erachtet, die Angelegenheit von staatswegen in die Hand zu nehmen.

Bei der nun von der bosnisch-herzegowinischen Landesverwaltung zur Hebung und Erhaltung der einheimischen Kunsttechniken unternommenen Action wurden zwei Momente ins Auge gefasst: einerseits sollte dahin gewirkt werden, die schönsten überlieferten Formen der alten bosnisch-orientalischen Kunsttechnik in ihrer früheren Reinheit wieder herzustellen, andererseits musste auch angestrebt werden, unter Verwendung von tadellosem und geeignetem Materiale die Arbeiten auf eine grössere Anzahl dem europäischen Culturleben mehr zusagender Gegenstände zu übertragen, um auf diese Weise auch eine Verwertung der Erzeugnisse zu sichern.

Um dieses Ziel zu erreichen, hiess es vor allem, die im Lande noch lebenden wirklichen Meister ausfindig zu machen. Zu diesem Zwecke bereiste zuerst der bei der Budapester Landesausstellung 1885 als Ausstellungs-Commissär fungierende Herr Otto von Szentgyörgyi im Auftrage der Regierung, ebenso später der bekannte Professor der Kunst-

gewerbeschule des österreichischen Museums in Wien, Hofrath Storch, das Land und nahmen die spärlich vorhandenen Arbeiten einzelner Meister in Augenschein, veranlassten die Ausführung verschiedener Objecte durch ehemalige Kunsthandwerker, die ihren Beruf infolge der misslichen materiellen Verhältnisse schon aufgegeben hatten und sammelten auf diese Art das Material, welches zur Inangriffnahme der weiteren Action erforderlich war.

Es kann hier nicht unerwähnt gelassen werden, dass gerade die diesbezüglichen Forschungen des bedauerlicherweise durch Geisteskrankheit frühzeitig seinem Berufe entzogenen Herrn von Szentgyörgyi, welcher mit unsäglicher Mühe und nie erlahmendem Eifer im Gerümpel und in den alten Vorrathskammern die idealsten Formen und die charakteristischesten Ornamente der alten Technik zu finden wusste, auf diesem Gebiete bahnbrechend waren.

Die gegenständlichen Studien erstreckten sich auf nachfolgende Industriezweige:

1. Incrustation.
2. Tauschierarbeiten.
3. Treiben und Gravieren.
4. Teppichweberei.
5. Stickerei.

Die Technik der Incrustation, der Einlegearbeiten auf Holz, welche sich namentlich durch die grosse Feinheit der Ausführung und den ausserordentlichen Reichthum an origineller Ornamentik auszeichnete, wies zu der Zeit noch eine ansehnliche Anzahl von kundigen Vertretern im Lande auf. Hiebei wurden drei verschiedene Nuancierungen vorgefunden, an die sich auch wieder die einzelnen Meister constant zu halten pflegten. Arbeiten von ausserordentlich feiner und zarter Ornamentik, dann solche mit starken Linien und einfachen Ornamenten und endlich Arbeiten, welche diese beiden Techniken zu vereinigen trachteten.

Nach den Städten, in welchen die gefundenen Hauptvertreter der einzelnen Gattungen lebten, wurden sie zur Unterscheidung Serajewo-er, Foča-er und Livno-er Arbeiten genannt.

Nicht so günstig stand es mit dem Tauschieren, der Einlegearbeit auf Stahl. Die Tauschiertechnik hat sich in Bosnien, speciell bei der Decorierung von Waffen, zu künstlerischer Vollkommenheit entwickelt, ist aber nach und nach in Verfall gerathen. Nur ein einziger wirklicher Künstler im Tauschieren namens Mustafa Letić, wurde in Foča vorgefunden. Der hochbetagte Meister hatte bereits die Ausübung seines Kunsthandwerkes aufgegeben und befasste sich mit der Bearbeitung seiner kleinen Wirtschaft. Als man mit der Aufforderung an ihn herantrat, den winzigen Hammer und den silbernen Draht wieder in die Hand zu nehmen, so meinte er, die Zeiten seiner Kunst wären schon vorbei.

Vieler Mühe und auch verhältnismässig ansehnlicher Geldopfer hat es bedurft, um Letić dazu zu bewegen, nur zwei Schülern Unterricht im Tauschieren zu ertheilen. Kaum ein Jahr hatte der merkwürdige Greis sein Amt ausgeübt, als ihn der Tod seiner Thätigkeit entriss; dennoch ist durch ihn die Tauschierkunst Bosnien erhalten geblieben.

Treibe- und Gravierarbeiten waren seit langem in Bosnien heimisch. Da diese Techniken zum grössten Theile auf Gegenstände des täglichen Gebrauches angewendet wurden, so fand man stets auch zahlreiche Vertreter dieses Industriezweiges im Lande.

Der Verfall desselben lieferte aber auch den deutlichsten Beweis für die eingetretene Verarmung der Bevölkerung und für das damit zusammenhängende Verschwinden des Kunstsinnes. Wiewohl es unzählige Familien gegeben hatte, in denen dieses Gewerbe von Vater auf Sohn vererbt wurde, so fand sich doch beim Beginn der Regenerierung in dieser Technik kein einziger Meister, welcher wirklich Vollkommenes und den ehemaligen Arbeiten Gleichwertiges hätte leisten können.

Die Teppichweberei als Gegenstand des Hausfleisses stand ehemals in Bosnien auf bedeutender Höhe. Der Teppich bildet bekanntlich das Haupt-Einrichtungsstück der orientalischen Wohnung; auch in Bosnien ward daher die grösste Sorgfalt auf die Erzeugung dieses wichtigen Artikels verwendet. Der allgemeine wirtschaftliche Verfall hatte aber auch diesen Industriezweig nicht unberührt gelassen und seit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts waren gute Arbeiten eine Seltenheit. Das billigste Wollmaterial wurde verarbeitet und Anilinfarben verdrängten die alten guten Farbstoffe.

Auch die Erzeugung feiner Bezsorten, die heute reissenden Absatz finden, hat in der Zeit des Verfalles nachgelassen gehabt. Desgleichen die Stickereiarbeiten, welche, nach den Gegenständen aus der Blütezeit urtheilend, eine solche Vollkommenheit aufwiesen, dass sie mit den europäischen Stickereien jede Concurrenz aufnehmen konnten.

Mit den Stickereien beschäftigte sich die ganze Frauenwelt Bosniens, sowohl der Harem des Reichen, als auch Frauen der ärmlichen Bauernhütte.

Die Regenerierung der drei erstbenannten kunstgewerblichen Gruppen wurde seitens der bosnisch-herzegowinischen Landesverwaltung in der Weise vorgenommen, dass anfangs die tüchtigsten Arbeiter als Lehrer in den subventionierten Ateliers angestellt und ihnen einzelne Jünglinge als Schüler zugewiesen wurden.

Diese Ateliers wurden mit den entsprechenden Werkzeugen ausgestattet und den Meistern wurde auch das zu verarbeitende Material zur Verfügung gestellt.

Die in den Ateliers ausgeführten Arbeiten, welche vom Ärar angekauft wurden, verwendete man zur Sondierung der Marktverhältnisse.

Hiezu boten die in der Monarchie und im Auslande zu der Zeit veranstalteten verschiedenen Ausstellungen, auf welchen die Erzeugnisse des bosnisch-herzegowinischen Kunstgewerbes vorgeführt wurden, die beste Gelegenheit. Das Publicum bekundete für die bosnischen Erzeugnisse überall das lebhafteste Interesse. Die Kauflust steigerte sich von Tag zu Tag und die Absatzgebiete schienen dadurch gesichert zu sein.

Dies veranlasste die Landesverwaltung, ihrer Action einen grösseren Umfang zu verleihen, und thatsächlich sind kaum zehn Jahre verflossen, seitdem die Action der Landesverwaltung zur Hebung und Regenerierung des Kunstgewerbes und der Hausindustrie in Bosnien und der Herzegowina eingeleitet wurde.

Die in mehreren Ausstellungen ausgestellt gewesenen Erzeugnisse bezeugten den Kennern dieser Länder die innerhalb eines Decenniums erzielten Fortschritte, sie dienten aber zugleich für alle Ausstellungsbesucher als ein Bild des bosnisch-herzegowinischen Kunst- und Hausfleisses.

a) Central-Regierungsatelier in Serajewo,

gegründet in Form einer kunstgewerblichen Schule nebst Internat mit folgender Organisation:

An der Spitze steht ein Leiter, welcher die administrativen Agenden besorgt, die Aufsicht über das Personale und dessen Thätigkeit ausübt und zugleich den Zeichenunterricht ertheilt.

Jeder Gruppe steht ein Meister als Lehrer vor, welchem Gehilfen und Zöglinge unterstellt sind.

Die Incrustationsabtheilung leitet der bestrenommierte Incrusteur Sulejman Osmanagić. Ihm zur Seite stehen derzeit 6 Gehilfen und 8 Zöglinge.

Die Tauschierabtheilung führt Osman Bičakčić, der erste Schüler des Altmeisters Letić, eine vorzügliche Kraft, die den Lehrer übertroffen hat. An seiner Seite wirken 4 Gehilfen und 17 Zöglinge.

Die metallurgische Abtheilung gliedert sich in drei Unterabtheilungen:

a) Treibearbeiten mit Mehmed Bektić;
b) Graveurarbeiten mit Mustafa Toholj (früher Mustafa Bektić) und
c) Montierungs- und Vergolderarbeiten mit Husein Zlatarević an der Spitze. Diese Abtheilung zählt insgesammt 6 Gehilfen und 16 Zöglinge.

b) Regierungs-Incrustationsatelier in Foča

unter der Leitung des Rista Šunkurika, beschäftigt derzeit keine ständigen Hilfsarbeiter.

c) Regierungs-Incrustationsatelier in Livno

unter der Leitung des tüchtigen Meisters Anto Mamić, zählt 13 Zöglinge und arbeitet ausser für den Bedarf des kunstgewerblichen Bureaus in Wien auch in eigener Regie für den Handel.

d) Regierungsatelier für Teppichweberei in Serajewo.

Wie bei den obigen kunstgewerblichen Zweigen, wurde auch die Action zur Hebung der Teppichweberei insceniert. Doch musste bei diesem Industriezweige mit Rücksicht auf die nicht zu vermeidende Concurrenz des europäischen Marktes mit weitgehendster Vorsicht vorgegangen werden. Infolgedessen wurde die Action nicht sofort auf das ganze Land ausgedehnt, sondern vor allem nur ein Regierungsatelier in Serajewo gegründet, welches einerseits die Aufgabe hatte, durch Zurückgreifen auf die alten guten Muster, durch eine sorgsame Auswahl des besten einheimischen Wollmateriales und guter Farbstoffe tadellose Producte herzustellen, sowie unter Benützung von fremdländischen feinem Materiale durch die hervorragende Kunstfertigkeit der einheimischen Weberinnen auch den westeuropäischen Anforde-

rungen entsprechende Erzeugnisse auf den Markt zu bringen, andererseits aber Absatzgebiete ausserhalb des Landes zu erobern.

Da ferner nach anderweitig gemachten Erfahrungen gerade bei diesem Industriezweige der die Originalität und den Charakter der orientalischen Technik schädigende Einfluss der westeuropäischen Massenproduction mit grösstem Nachdrucke hintangehalten werden musste, so schien es geboten, bei dieser Regenerierungs-Action solche Mittel in Anwendung zu bringen, welche den sichersten Erfolg verhiessen.

Der Wert der bosnischen Teppiche liegt hauptsächlich in deren orientalischem Charakter. Um diesen in Bosnien ziemlich erblassten Charakter mit Sicherheit und Raschheit aufzufrischen, erschien es am zweckmässigsten, auf die eigentliche Heimstätte dieser Kunst, den Orient selbst und insbesondere Persien, zurückzugreifen. Demzufolge wurde für das Regierungsatelier für Teppichindustrie ein persischer Maler engagiert, dem die Aufgabe übertragen ist, nicht nur die alten Muster in ihrer ehemaligen classischen Reinheit herzustellen, sondern auch neue, echt orientalische Vorlagen für Teppiche zu entwerfen.

Auch auf diesem Gebiete wurden nach kurzer Zeit derartige Resultate erzielt, dass die anfänglich geringe Anzahl der beschäftigten Arbeiterinnen sozusagen von Monat zu Monat vermehrt werden musste. In der jüngsten Zeit hat man in diesem Atelier auch das Knüpfen von Teppichen mit bedeutendem Erfolge in Angriff genommen.

Das Atelier ist mit allen erforderlichen technischen Hilfsmitteln ausgestattet; die Webstühle in demselben sind für grössere Teppichdimensionen zugerichtet und eine eigene Färberei ist damit verbunden. Die in den letzten Jahren erzielten Erfolge sind vielversprechend. An der Spitze des Ateliers stehen fachmännisch gebildete Leiter (der Techniker H. Panitschek und der Chemiker Hoffmann).

Mit Ende 1895 bestand das Personale dieses Ateliers aus 2 Werkmeistern, 2 Untermeistern, 4 Abrichterinnen, 6 Spulerinnen, 95 Arbeiterinnen, 3 Färbergehilfen und 28 Anfängerinnen.

e) Bezfabrication und Stickerei.

Für die Hebung und die Erhaltung der Bezfabrication und der Stickerei wird in der Weise Sorge getragen, dass die von der Landesverwaltung errichtete Factorei den einzelnen tüchtigen Arbeiterinnen Webstühle unentgeltlich zur Verfügung stellt und ihnen ausserdem das Material: Garne und Seide vorschussweise an die Hand gibt. Die von denselben fertiggestellten Arbeiten werden, ohne Rücksicht auf den Absatz, von dem Ärar abgekauft und der Weiterverkauf erfolgt gleichwie bei den Erzeugnissen des landesärarischen Regierungsateliers.

Ende 1895 standen 466 von der ärarischen Factorei in den Bezirken Serajewo, Mostar, Bugojno, Travnik, Stolac und Trebinje an Bezarbeiterinnen vertheilte Webstühle in Verwendung.

Croatisches Volksschulwesen.

Dem neuesten statistischen Ausweise der croat.-slav. Landesregierung über den Stand des croatischen Volksschulwesens im ab-

gelaufenen Schuljahre 1897/98 entnehmen wir folgende interessante Daten:

In Croatien und Slavonien gab es zu Ende des erwähnten Schuljahres insgesammt 1360 niedere Volksschulen, und zwar: 1288 (94·67%) öffentliche Communal-, 40 (2·99%) öffentliche confessionelle und serbisch autonome und 32 (2·34%) private Volksschulen.

Die Zahl der öffentlichen Volksschulen hat sich gegen das Vorjahr um 16, diejenige der Privatschulen um 2 vermehrt. Auf je 1608 Einwohner kommt eine Schule, gegen 1629 im Vorjahre. Von den Privatschulen besass bloss eine das Öffentlichkeitsrecht.

Dem Geschlechte nach gab es 64 Knaben- und 68 Mädchenschulen, 1228 Schulen wurden von Kindern beiderlei Geschlechtes frequentiert. Der Stand der Lehrkräfte gestaltete sich folgendermassen: an 817 Anstalten wirkte je eine Lehrkraft, in 337 Schulen gab es je zwei, in 81 je drei, in 108 je vier, in 16 je fünf, in einer sechs Lehrkräfte.

Die Zahl der Knabenschulen blieb dieselbe, wie im Vorjahre: von den 18 neu entstandenen Schulen entfällt eine auf die Mädchenschulen, während 17 eine Vermehrung der Schulen beiderlei Geschlechtes bedeuten. Die Zahl der einclassigen Schulen hat sich um 8 vermindert, jene der zweiclassigen dagegen um 20, jene der dreiclassigen um 4 vermehrt.

Vom nationalen Standpunkte ist es nicht uninteressant, dass das Plus der 16 öffentlichen Volksschulen auf solche mit croatischer Unterrichtssprache entfällt, während die Zahl der anderssprachigen sich gleich blieb (deutsche 25, ungarische 7, ruthenische 2, slovakische 3). Von den beiden neugegründeten Privatschulen entfällt eine auf die croatische, die andere auf die ungarische Unterrichtssprache. Insgesammt gibt es 13 croatisch-serbische, 8 deutsche und 11 ungarische Privatschulen: hievon werden 26 von einzelnen Personen, 4 von Religionsgemeinden und 2 von Priesterorden erhalten: der Confession nach sind 25 römisch-katholisch, 1 griechisch-orientalisch, 4 evangelisch und 2 israelitisch.

Auch die confessionellen Schulen zeigen eine Änderung zu Gunsten der nationalen Sprache, indem die Zahl der confessionellen Schulen mit croatischer Unterrichtssprache um eine zunahm, hingegen eine ungarische confessionelle Schule eingieng.

Für die Erhaltung der Schulen wurden 1,799.804 fl. 06 kr., um 32.000 Gulden mehr als im Vorjahre, verausgabt. Hievon entfallen 1,302.878 fl. 19 kr. auf Lehrerbezüge und der Rest auf sachliche Auslagen. Die Zahl der Schulgebäude stieg um 18, von 1463 auf 1481. Die Zahl der Schulzimmer stieg um 30 (von 2300 auf 2330) und jene der Turnplätze um 5 (von 910 auf 915). Auch die Lehrer- und Schülerbibliotheken haben eine bedeutende Bereicherung erfahren. Ihre Zahl stieg um 41 (von 1374 auf 1415), die Zahl der Bände aber um 26.118 (von 365.431 auf 391.549).

Die Anzahl der Schulen, an denen ökonomischer Unterricht ertheilt wird, ist von 995 auf 1140, also um 145 (14%) gestiegen. Ausserdem wird an 1001 Schulen Unterricht im Haushalt und im Gemüsebau ertheilt.

An allen Schulen wirkten 2361 Lehrkräfte, um 26 mehr als im Vorjahre, und entfiel ein Lehrer auf 878 Einwohner, gegen 936 im

Vorjahre. Im ganzen Lande gab es 322.182 schulpflichtige Kinder (14·03% der Bevölkerung). Von diesen besuchten die Schule 196.357 (70·81%, gegen 60·22% im Vorjahre). Auf eine Schule entfielen demnach 246 schulpflichtige und 156 schulbesuchende Kinder, und auf eine Lehrkraft 125 schulpflichtige und 75 schulbesuchende Kinder.

Was die höheren Volksschulen anbelangt, blieb deren Zahl die gleiche wie im Vorjahre, nämlich 28. Die Erhaltung derselben kostete 101.948 fl. 84 kr. und besucht wurden sie von 2638 Schülern, um 39 mehr als im Vorjahre; an denselben wirkten insgesammt 179 Lehrkräfte.

Kindergärten gab es insgesammt 15, Kinderbewahranstalten 6, mit 23 Lehrerinnen und 10 Gehilfinnen. Bloss vier Kindergärten der Stadt Agram wurden auf Kosten der städtischen Gemeinde erhalten, alle übrigen Kindergärten und Bewahranstalten sind privat.

Zum Zwecke praktischer Ausbildung der weiblichen Jugend in der Hauswirtschaft bestehen 17 weibliche Fachschulen, deren Erhaltung ebenfalls aus Landesmitteln bestritten wird. Die Zahl der Frequentantinnen variiert zwischen 24 und 88.

Ausserdem besteht noch eine Holzschnitzschule in Otočac, eine weibliche Musikschule in Sisek, und je ein Fachcurs für Klöppelarbeit in Lepoglava und Varasdin-Töplitz.

Schliesslich sind noch folgende Anstalten zu verzeichnen, u. zw. in Agram: ein Knaben-Taubstummeninstitut, ein Blindeninstitut, eine weibliche Handelsfachschule, eine Correctionsanstalt für verwahrloste Knaben und eine private Näh- und Zuschneideschule; in Essegg: eine Schule für weibliche Handarbeiten, eine private Clavierschule und eine Korbflechtschule; in Semlin: eine Korbflechtschule.

Ein herzegowinisches Pompeji.

Inmitten der niederen Höhenzüge, welche das rechte Ufer der Narenta nächst Čapljina bilden, sind soeben Alterthumsfunde gemacht worden, welche wohl geeignet sind, nicht nur in der Gelehrtenwelt, sondern auch im Laienpublicum grosses, berechtigtes Interesse hervorzurufen. Der Spaten des Archäologen hat ein vollständiges altrömisches Lager mit wohlerhaltenen Mauern, Thoren, Thürmen und Gängen ans Tageslicht gefördert — die nächsten Tage dürften noch weitere hochwichtige Funde bringen und so ist man fast versucht, von einem herzegowinischen »Pompeji« zu sprechen.

Die Fundstätte liegt ungefähr eine Viertelstunde von der Südseite Čapljinas entfernt und umfasst einen ovalen Hügel »Mogorilo«, von welchem die Volkstradition schon seit langem gar mancherlei zu erzählen wusste. Der Custos der Serajewoer Landesmuseums, Herr Dr. Patsch, widmete nun während eines Aufenthaltes in Čapljina diesem Hügel seine Aufmerksamkeit und schon seine ersten Unternehmungen eiferten ihn zu weiteren Nachforschungen an, die nun ein so glänzendes Resultat ergeben haben. Durch die von Dr. Patsch geleiteten Arbeiten ist bisher das Areale eines römischen Lagers in der Länge von etwa hundert und in der Breite von etwa achzig Metern blossgelegt worden. Man ist genau imstande, die Eintheilung des Lagers zu erkennen; stehen doch noch fast alle Mauern und zahlreiche gewölbte Gänge, die

an dreissig Räumlichkeiten miteinander verbinden. Die Umfassungsmauern des Lagers zeigen drei Thore, von denen eines zweistöckig ist; die Stiegen in die Thorthürme sind ausserordentlich gut erhalten. Am stärksten — circa 1·5 Meter — sind die Umfassungsmauern in der Richtung gegen Ljubuški, als ob von dort feindliche Überfälle erwartet worden wären; die Räumlichkeiten selbst zeigen, insoweit sie als Wohnzimmer gedient haben dürften, noch gut erhaltenen Estrich und auch Wandmalereien; gleichzeitig ist aus dem Inneren dieser Räumlichkeiten aber auch zu erkennen, dass das Lager zweifellos durch Brand zugrunde gegangen sein dürfte, denn überall werden Holzkohlenreste und Brandschuttschichten gefunden. Interessant ist, dass eben die Volkstradition schon seit jeher behauptete, dass an der Stelle des Hügels einmal ein grosser Brand gewüthet habe — auf eben diese Sage wird auch der Name des Hügels »Morgorilo = mnogo gorilo« (hat viel gebrannt) zurückgeführt.

Die Funde, die an Gegenständen gemacht wurden, sind, trotzdem der Hügel Spuren von früheren Schatzgräbereien zeigte, ausserordentlich zahlreich und werden die Sammlungen des Landesmuseums in dankenswertester Weise bereichern. Lampen, Geschirre aller Art, Pflugscharen, Schaufeln, Fibeln, Waffen, Katapulte, Hufeisen, Ketten, dann zahlreiche Pilaster und Risalite, Säulenfragmente, darunter ein sehr schönes korinthisches Capitäl, Statuenbasen u. v. a. sind bisher in buntem Durcheinander von der Erdschichte befreit worden; an Inschriften hat man bisher nichts Belangreiches gefunden, so dass auch noch die Frage offen ist, welchem Truppenkörper das Lager als Heim gedient habe. Die Nischen für die Kultbilder — darunter eine in der Höhe von zwei Meter — lassen gleichfalls nichts Näheres über ihren früheren Inhalt erkennen.

Dagegen lieferten zahlreiche Funde interessante Aufschlüsse über die Lebensweise der einstigen Bewohner des Lagers. Die Pflugscharen und andere landwirtschaftliche Instrumente weisen schon darauf hin, dass die Bewohner dem Ackerbau oblagen, eine grosse Anzahl von Amphoren lässt auf Weinbau schliessen und Rehkrickeln, Hirschstangen und Keilerhauer zeugen für die Tüchtigkeit der römischen Soldaten als Jäger. Um derartige Jagdbeute zu liefern, mussten die Narenta-Ufer damals freilich ganz anders ausgesehen haben als heute — der dichte Wald hat ja seinerzeit im unteren Narentathale auch nicht gefehlt. Dass die römischen Soldaten Abwechslung in ihr Menu zu bringen wussten, ergibt sich aus Haufen von Seemuscheln und Austernschalen, die vorgefunden wurden. Die Ziegel, aus denen die Bauten aufgeführt sind, sind auffallenderweise nicht vom Militär selbst verfertigt, wie dies sonst üblich war, sondern stammen, wie Stempel erweisen, aus zwei Privat-Etablissements und aus einer kaiserlichen Ziegelei in Italien. Es ist dies wohl darauf zurückzuführen, dass in weitem Umkreise um Čapljina kein Lehm vorhanden ist und das ökonomische römische Ärar mit der Billigkeit des Wasserweges rechnete.

Das Lager ist zweifellos während oder kurze Zeit nach der Regierung Kaiser Neros (54—68 n. Chr.) erbaut worden und hat sicher bis zur Zeit des Kaisers Theodosius († 395 n. Chr.) bestanden, da Münzen aus der Regierungszeit dieses Kaisers in der letzten Boden-

schichte vorgefunden wurden. Auch zahlreiche Skeletbestandtheile wurden ans Tageslicht gefördert, doch stammen dieselben möglicherweise aus einer späteren Epoche, da die Gegend von »Mogorilo« in den letzten Jahrhunderten häufig als Begräbnisstätte benützt wurde. In archäologischen Kreisen gibt sich bereits sehr reges Interesse für die Funde von Mogorilo kund und hat die Museumdirection mit aller Energie dafür Vorsorge getroffen, dass die Ausgrabungen aufs gründlichste durchgeführt und fortgesetzt werden, was auch mit voller Sicherheit erwartet werden kann, da die diesbezügliche Leitung, wie erwähnt, in den bewährten Händen des Dr. Patsch ruht.

Universität Belgrad.

Auf Grund des von der Skupschtina votierten Gesetzes, betreffend die Errichtung einer serbischen Universität in Belgrad, wurde eine Commission ernannt, welche die Organisation der zukünftigen Hochschule auszuarbeiten hat. Die erste serbische Universität wird fünf Facultäten haben, eine theologische, philosophische, juridische, medicinische und eine technische Facultät. Im Zusammenhange damit hat der Minister des Innern die Errichtung meteorologischer Stationen in den serbischen Bädern und einer meteorologischen Centralstation in Belgrad angeordnet. Der Bau der neuen Universität soll demnächst in Angriff genommen werden.

Politische und wirtschaftliche Rundschau.

Die ökonomische Lage Serbiens.

Der eigentliche Erwerbs- und ökonomische Fortschritt eines Landes spiegelt sich zumeist in seinem Aussenhandel ab, namentlich eines Landes wie Serbien, dessen aus dem Auslande fliessende Einnahmen bloss aus dem Werte der exportierten Handelsproducte, nicht aber auch aus dem eventuell in fremde Unternehmungen gelegten Capitale stammen.

Über den Aussenhandel des Königreiches Serbien liefert uns die Zollstatistik interessante Daten. Die erste derartige Statistik hat das Resultat des Aussenhandels Serbiens für das Jahr 1862 veröffentlicht. In diesem Jahre betrug der Gesammtwert des Exportes 84,220.497 Groschen (circa 17 Millionen Dinare). Der Wert des Importes belief sich auf 63,481.896 Groschen (circa 13 Millionen Dinare).

Die grösste Summe der Ausfuhr lieferte Vieh (61% des Gesammt-Exportes), darunter an erster Stelle der Schwein-Export (40%). Von der Gesammtsumme der für die Ausfuhr zugeflossenen 84·2 Millionen Groschen entfielen für Vieh allein 51,421.079 Groschen. Die Ausfuhr von Getreide war gering, ein Beweis, dass der Ackerbau schwach entwickelt gewesen und über den nationalen Bedarf hinaus kaum etwas produciert hat. Weizen wurde für 481.000, Mais für 320.000, Gerste für 126.000, Hülsenfrüchte für 55.000, Hafer für 2000 Groschen ex-

portiert. Ausserdem Pflanzenproducte um 4, Thierproducte um 16, Metalle und Mineralien um 3 und Werkzeuge um 2 Millionen Groschen. Die Ausfuhr geschah nach Österreich-Ungarn (67,480.401), nach der Türkei (15,081.014), und nach der Walachei (1,659.082 Groschen).

Der grösste Theil des Importes entfiel auf: Manufactur (15,609.928), Metalle (12,409.859), Colonialproducte (6,513.808), Vieh (6,218.080), Pflanzenproducte (5.325.383), Getreide und Mehl (4,049.921) und Thierproducte (2,063.610 Groschen). Die Einfuhr geschah aus Österreich-Ungarn (41,884.130), der Türkei (16,315.908) und der Walachei (5.281.858 Groschen). Ein ganz minimaler Theil entfiel auf andere Länder. In den Sechzigerjahren vermochte Serbien kaum soviel Getreide zu producieren, als es für seinen eigenen Bedarf benöthigte, und auch die Ausfuhr von getrockneten Pflaumen war eine sehr geringe. Überhaupt verräth der damalige Aussenhandel Serbiens sowohl schwachen nationalen Bedarf, als auch unentwickelten Geschmack fürs Schöne (daher der geringe Import), ausserdem aber auch schwach entwickeltes Interesse für den Weltmarkt (daher der geringe Export). Er zeigt mit einem Worte ein Land in vollständig primitivem Zustande, das sich grösstentheils mit dem Selbstproducierten zufriedengibt und auch letzteres nicht in einer auch für den Weltmarkt genügenden Menge herstellt. Der Mangel eigener Producte auf fremdem Markte zog aber naturgemäss auch den Mangel an Mitteln zum Ankaufe fremder Producte nach sich. Diese Thatsache bestätigt am besten die Wahrhaftigkeit der allgemein bekannten ökonomischen Regel, dass der Export den Import herausfordert und dass nach der Höhe der Einfuhr (mit der Ausfuhr und dem Grade der Industrie relativ verglichen) jene Stufe der Civilisation gemessen werden muss, auf welcher die betreffende Nation sich befindet. Gilt dies als Regel, und zwar als einzig richtige Regel, dann darf über den culturellen und wirtschaftlichen Fortschritt des Königreiches Serbien während der letzten drei Decennien ein ziemlich günstiges Urtheil gesprochen werden; es darf dann füglich behauptet werden, dass Serbien seinen einstigen primitiven Zustand sehr weit zurückgelassen und mit seinem Aussenhandel viele Staaten des culturellen Westens erreicht hat.

Aus nachstehender Tabelle geht hervor, wie die Handelsbilanz Serbiens in den letzten 36 Jahren allmählich sich gestaltet hat:

Jahr	Export	Import
	für Dinare:	
1862	16,844.100	12,696.379
1868	37,824.145	29,974.695
1870	30,599.420	27,937.238
1872	33,380.920	27,383.020
1874	35,381.376	31,788.196
1875	35,014.874	31,219.243
1879	41,567.604	38,880.762
1880	35,212.269	46,095.614
1881	40,127.146	43,173.824
1882	40,334.090	48,451.340
1883	40,232.484	49,716.565

Jahr	Export	Import
	für Dinare:	
1884	39,968.706	50,947.185
1885	37,625.299	40,772.089
1886	40,718.677	51,694.436
1887	36,130.038	36,478,955
1888	38,909.099	35,183.879
1889	39,065.883	34,843.436
1890	45,840.561	38,044.748
1891	52,279.825	42,805.697
1892	46,451.656	37,069.634
1893	48,910.500	40,922.584
1894	46,023.249	34,881,173
1895	43,390.451	28,239.715
1896	53,385.969	33,447.859
1897	55,939.981	45,313.824
1898	56,991.479	40,834.465

Vom Jahre 1862 bis 1880 erscheinen bloss die wichtigeren Handelsbilanzen in Zahlen ausgedrückt, von da ab aber die alljährlichen, denn in unseren Betrachtungen kommt nur diese letztere Periode als Epoche eines neuen Lebens Serbiens, sowohl auf wirtschaftlichem und finanziellem, als auch auf culturellem Gebiete in Rechnung.

Die letzte Handelsbilanz weist im Vergleiche zur ersten einen gewaltigen Unterschied auf. Der Export, der im Jahre 1862 einen Wert von 16·8 Millionen repräsentierte, ist bis zur Summe von 56·9 Millionen angewachsen und während anfangs Waren im Werte von bloss 12·6 Millionen importiert erscheinen, beläuft sich im letzten Jahre der Wert des Importes auf 40·8 Millionen. Ein Land jedoch, das nach Verlauf von 36 Jahren seines mühevollen Lebens eine derartige Bilanz aufzuweisen vermag, darf mit Recht den Anspruch auf die Achtung des Auslandes erheben. Und eine Handelsbilanz, die nach 36 Jahren in den Einnahmen ein Sufficit von 40 und in den Ausgaben ein solches von 28 Millionen zu verzeichnen vermag, ist geeignet, den Fortschritt des betreffenden Landes in zweifacher Hinsicht darzuthun: Sie liefert den Beweis für den culturellen Fortschritt der Nation, da sie in engeren Beziehungen zum Auslande tritt und dieselben inniger zu knüpfen bestrebt ist; und sie bekundet den wirtschaftlichen Fortschritt des Landes, welches eine grössere Productionsfähigkeit, eine finanzielle Kräftigung und dadurch die Befähigung zum grösseren Ankaufe fremder Producte beweist.

Im Aprilhefte der »Donauländer« ist eine Übersicht der hauptsächlichsten Ex- und Importartikel Serbiens im Jahre 1898 erschienen. Wenn wir nun einige Posten der oben angedeuteten beiden Jahre vergleichen, werden wir am besten ersehen, inwieferne und nach welcher Richtung hin sich die Productivität und der Export Serbiens in dieser Zeit entwickelt hat. Exportiert wurde: Vieh im Jahre 1862 um 10,284.216 Dinare, im Jahre 1898 um 23,485.778 Dinare (Hornvieh um 12,605.675, Schweine um 10,880.103 Dinare); Getreide im Jahre 1862 um 186.000 Dinare, indessen sich der Wert der Einfuhr auf 810.000 Dinare be-

lief, so dass wir hier sogar einem Deficit von 624.000 Dinaren begegnen; im Jahre 1898 aber wurde exportiert um 11,810.155 Dinare (Weizen um 9,772.440, Hafer um 2,037.715 Dinare), wobei zu bemerken ist, dass die Saat des vorigen Jahres in Serbien eine äusserst ungünstige war und dass der gewöhnliche Exportartikel Mais zum Anbau aus der Fremde importiert werden musste. Der Export getrockneter Pflaumen, welcher im Jahre 1898 7·8 Millionen und im Jahre 1897 sogar 12·5 Millionen Dinare betrug, hatte im Jahre 1862 kaum die Summe von 300.000 Dinaren erreicht. Zwetschkenmus war damals ein ganz unbekannter Artikel, und im Jahre 1898 belief sich der Wert seines Exportes auf 1·5 Millionen, im Jahre 1897 auf 3·2 Millionen Dinare, wie denn die Bodenproduction überhaupt gegenwärtig den hauptsächlichsten Exporthandel Serbiens bildet. Es ist nur zu bedauern, dass der allbekannte Reichthum an Bergwerken viel zu wenig ausgebeutet wird. Immerhin kann in neuester Zeit auch auf diesem Gebiete ein intensiveres Interesse wahrgenommen werden, indem durch heimisches und fremdes Capital Genossenschaften behufs rationeller Ausbeutung der Bergwerke ins Leben gerufen werden.

Vermag Serbien auf dem Gebiete der Industrie auch nicht solche Erfolge aufzuweisen, wie durch seine Bodenbearbeitung, so darf dennoch nicht behauptet werden, dass das Land industriell zurückgeblieben ist. Ausser einer bedeutenden Menge von Dampf- und Kunstmühlen und Dampfbrauereien stehen auch noch andere industrielle Etablissements erster Ordnung in hohem Flore; so zwei Wollfabriken, je eine Leinwand-, Zündhölzchen-, Chemikalien-, Leder-, Pulver-, Munitionsfabrik, eine Fabrik für Maschinenbestandtheile, für Eisenmaterial, eine Eisengiesserei, eine Zuckerraffinerie, eine Posamenteriefabrik, nebst einer Anzahl von Seilerwerkstätten, die auch für den Export arbeiten.

Der Handelsverkehr mit dem Auslande hat in Serbien eine gewaltige Veränderung erfahren. Während sich derselbe nämlich im Jahre 1862 bloss auf Österreich-Ungarn, die Türkei und Walachei beschränkte, erstreckt er sich gegenwärtig in Bezug auf den Import auf 16, hinsichtlich des Exportes aber auf 10 Staaten, derart, dass dieses einst handelspolitisch ganz unbekannte Land während seiner 36jährigen Entwicklung mit der gesammten alten und einem Theile der neuen Welt in permanente Handelsverbindung getreten ist. Dieses musste naturgemäss auch die culturelle Entwicklung Serbiens günstig beeinflussen. Die Nation, die Jahrhunderte lang unter dem Joche der türkischen Herrschaft geschmachtet und heldenmüthig als Vorposten Europas gestanden, trat sofort nach ihrer politischen Befreiung in weite und kräftige Handelsverbindung mit dem civilisierten Westen und ward durch diese Vermittlung empfänglicher für dessen hochentwickelte Cultur. Wie vorher, blieb auch nachher am regsten der Handelsverkehr mit Österreich-Ungarn; diesem reihen sich dann die übrigen Länder des Westens und Ostens an.

* * *

Es gibt wenige Staaten, die auch nur ein Decennium lang eine Stabilität ihrer Handelsbilanz aufzuweisen vermögen. Auch Industrieländer, deren Production und demgemäss deren Export weniger von

eventuellen Elementarereignissen abhängen, sind nicht immer in dieser glücklichen Lage: umsoweniger kann dies von einem Ackerbau treibenden Lande gefordert werden, das obendrein erst jetzt in seiner Entwicklung begriffen ist und dessen Production und Verbrauch gewaltigen Fluctuationen unterworfen ist. Ausserdem haben in Serbien auf den Höhen- und Verhältniswechsel zwischen Ein- und Ausfuhr auch noch andere aussergewöhnliche Umstände eingewirkt, denen es zuzuschreiben ist, dass in manchen Jahren die Differenz zwischen Ein- und Ausfuhr so augenfällig auseinandergeht. Sachlich ist die Handelsbilanz Serbiens eine active. In der Regel zeigt sich ein gewisser Überschuss, der ungefähr 10 Millionen Dinare überschreitet. Deshalb muss ein eventuell erscheinendes Deficit als abnormal bezeichnet werden. Obige Tabelle zeigt bis inclusive 1879 stets eine active Handelsbilanz. Im Jahre 1880 kommt zum erstenmale eine Passivität zum Vorschein, die dann bis inclusive 1887 anhält. Im Jahre 1888 wird die Bilanz abermals activ und bleibt es stabil bis auf unsere Tage. Der Grund, warum wir die Passivität der Handelsbilanz jener ·16 Jahre im wirtschaftlichen Leben Serbiens als abnormale Erscheinung bezeichnen, ergibt sich von selber. Erstens deshalb, weil die Handelsbilanz bis dahin und auch nachher stets activ gewesen und zweitens, weil auch jene ganze Zeit bis zum Jahre 1890 für die Handelsbilanz Serbiens als eine vollständig abnormale bezeichnet werden muss. Das letzte Decennium kann denn auch als Epoche der Reorganisation im Leben Serbiens gelten. In dieser Zeit hat dessen gesammte Staatsorganisation neue Formen erhalten; der öffentliche Unterricht wurde auf eine neue Grundlage gestellt; alles, was einer Neuerung bedürftig war, wurde in neue Bahnen gelenkt: Serbien, bis dahin ein Fürstenthum, wurde in dieser Epoche (1882) zum Königreiche proclamiert und all das erheischte die Einfuhr neuer Artikel, die bis dahin als überflüssig erachtet worden waren.

Freilich repräsentierte dies nur eine relativ geringe Summe des ausserordentlichen Importes. Grössere Summen ergibt die Einfuhr von Eisenbahnmaterial, dann von Waffen und Munition. Bekanntlich wurde in dieser Zeit die serbische Eisenbahn, welche den Osten mit dem Westen verband, ausgebaut, wie denn auch nicht unbekannt ist, dass zuerst der serbisch-türkische und später der serbisch-bulgarische Krieg eine neue Bewaffnung erforderte. Würde aus der Statistik des Königreiches Serbien die Grösse der Summe aller dieser importierten ausserordentlichen Bedürfnisse ersichtlich sein, dann könnte auf leichte Weise auch der damalige Stand der Einfuhr von regelmässigen Bedarfsartikeln fremder Production herausgefunden werden. Leider sind die beiden Gattungen nicht von einander getrennt ausgewiesen. Nichtsdestoweniger aber vermögen wir die approximative Ziffer dieser importierten Producte anzugeben. An Munition und Waffen wurde im Werte von circa 10 Millionen, an Eisenbahnmaterial aber von 100 Millionen Dinaren importiert. Bringt man diesen Betrag vom Gesammtimporte in Abzug, dann ergibt sich beiläufig die Einfuhrsumme, die den regelmässigen Erfordernissen des Volkes entspricht und nur aus jenen importierten Gegenständen besteht, die in der Regel zum Verbrauch bestimmt sind. Eisenbahnmaterial aber gehört umsoweniger hieher

und muss umsomehr davon in Abzug gebracht werden, als sein Wert durch den Aufbrauch derselbe bleibt, der sich nur unbedeutend verringert und die dafür verausgabten Summen durch die Erträgnisse des Transitverkehres mit der Zeit amortisiert werden. Die Sufficite und Deficite der serbischen Handelsbilanz in der oben angedeuteten Zeit gestalten sich folgendermassen:

Jahr	Sufficit	Deficit
	in Dinaren:	
1862	4,147.721	—
1868	7,849.450	—
1870	2,662.182	—
1872	5,997.900	—
1874	3,593.180	—
1875	3,795.631	—
1879	2,686.842	—
1880	—	10,883.345
1881	—	3,046.678
1882	—	8,117.250
1883	—	9,484.081
1884	—	10,978.479
1885	—	3,146.790
1886	—	10,975.759
1887	—	348.917
1888	3,725.220	—
1889	4,222.447	—
1890	7,795.813	—
1891	9,474.128	—
1892	9.382.022	—
1893	7,987.916	—
1894	11,142.076	—
1895	15,150.736	—
1896	19,938.110	—
1897	10,626.157	—
1898	16,157.014	—

Die Summe des Deficites in den Jahren 1880—1887 beträgt abgerundet 57 Millionen Dinare. In Anbetracht dessen jedoch, dass in dieser Zeit um 100 Millionen Dinare Eisenbahnmaterial importiert wurde, für welchen ganz aussergewöhnlichen Import der Wert nicht in barem ausbezahlt wurde, sondern als Eisenbahnanleihe figuriert, so ergibt sich auch für die Zeit von 1880—1887 ein Sufficit von 43 oder jährlich 8·4 Millionen Dinare.

Übrigens gilt ja auch als Regel, dass Agriculturländer und Länder mit wenig Capital gewöhnlich active Handelsbilanz aufzuweisen pflegen. Für capitalistische Länder, wie England, Frankreich, Deutschland, Österreich-Ungarn u. a. ist diese Regel nicht obligat. In diesen Ländern ist eine active Handelsbilanz nicht nothwendig, weil eventuelle Deficite derselben durch die Rente gedeckt werden, die ihnen die in industrielle Unternehmungen und Anleihen fremder Länder gelegte Capitalien abwerfen. Es ist im übrigen allgemein bekannt, dass diese Staaten die

Hauptbesteuerer der kleinen Länder sind und dass sich die Industriepapiere der letzteren auf den Plätzen und in den Händen der ersteren befinden.

* * *

Was den wirtschaftlichen Wohlstand Serbiens betrifft, kann behauptet werden, dass derselbe dem Auslande weit besser bekannt ist, als den Serben selbst. Er ist ein für das Ausland sprichwörtlicher und dass er daheim weniger beachtet wird, ist ein Beweis mehr, dass ein solcher thatsächlich existiert. Ist es ja doch zur Regel geworden, dass derjenige, der im Wohlstande lebt, nicht weiss, was Wohlstand eigentlich ist und dass ihn nur derjenige zu achten versteht, der ihn bloss von der Ferne zu schauen imstande ist. Dies ist freilich nur allgemein gesprochen. Um dies beweisen zu können, sind Ziffern nothwendig; es muss ersichtlich gemacht werden, in welchem Verhältnisse der Staat, dessen Volk sich eines Wohlstandes erfreut, zum Auslande steht, welche Bewandtnis es hat mit seiner Einfuhr aus dem Auslande und mit seinen Abgaben an dasselbe. Dadurch erhellt erst klar die eigentliche ökonomische Lage des Ganzen und darin spiegelt sich erst der wirtschaftliche Wohlstand des Volkes.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass behufs Beurtheilung des wirtschaftlichen Wohlstandes eines Volkes die Bilanz der Ausgaben und Einnahmen des Landes ausschlaggebend ist. In capitalistischen Ländern, deren Verbindungen mit dem Auslande weit verzweigter und complicierter sind, vermag man dieselbe schwerer zusammenzustellen, denn es ist weder möglich zu controlieren, wie viel der Einzelne in einzelnen Unternehmungen profitiert hat, noch kann genau constatiert werden, welche Summen in fremde Renten eingelegt werden konnten. Andererseits ist die Natur der ökonomischen Verhältnisse Serbiens zum Auslande eine solche, dass ohne besondere Mühe eine annähernd genaue Bilanz aufgestellt werden kann. Als zwei Haupt- und schliesslich einzig charakteristische Ziffern für die internationale Bilanz Serbiens müssen das Saldo der Handelsbilanz und die Annuität auf Staatsanleihen betrachtet werden; und beide können unschwer herausgefunden werden.

In Folgendem seien die Sufficite der Handelsbilanz und die Annuitätssummen nebeneinandergestellt, woraus sich dann die internationale Bilanz Serbiens ergibt. Die Zeit vor dem Jahre 1880 ist deshalb nicht in Betracht gezogen, weil erst von da ab Serbiens Verhältnis zum Auslande in handelspolitischer Hinsicht sowohl, als auch in Sachen von Anleihen ausgesprochene und geregelte Form annimmt.

Jahr	Sufficit der Handelsbilanz	Annuität
1880	5,400.000	411.250
1881	5,400.000	6,977.300
1882	5,400.000	7,569.850
1883	5,400.000	8,009.850
1884	5,400.000	10,088.900
1885	5,400.000	12,284.120
Fürtrag	32,400.000	45,341.270

Jahr	Sufficit der Handelsbilanz	Annuität
	Übertrag 32,400.000	45,341.270
1886	5,400.000	12,999.130
1887	5,400.000	12,999.130
1888	3,725.220	13,406.900
1889	4,222.447	13,406.900
1890	7,795.814	15,768.220
1891	9,474.128	15,768.220
1892	9,382.022	15,768.220
1893	7,987.916	18,171.660
1894	11,142.076	18,171.660
1895	15,150.736	18,000.000
1896	19,938.110	17,000.000
1897	10,626.157	18,000.000
1898	16,157.014	19,100.000
	158,801.640	253,901.310

Aus obigen Daten geht hervor, dass Serbien während der abgelaufenen 19 Jahre circa 159 Millionen Dinare vom Auslande für exportierte Producte eingenommen hat. Die Summe der Abgaben an das Ausland als Annuität beträgt nahezu 254 Millionen Dinare. Nun hiesse es, die eine Summe von der andern in Abzug zu bringen, um auf diese Weise das Deficit oder Sufficit der internationalen Bilanz zu constatieren. Dieses jedoch ist nicht recht durchführbar, und zwar aus dem Grunde, weil in der Annuitätssumme nicht nur die Interessen auf behobene Darlehen, sondern auch die Abzahlungen als Amortisation des investierten und nutzbringend verwendeten Capitals enthalten sind. Die Höhe dieser Abzahlungen beläuft sich auf 37 Millionen Dinare, nach deren Abzug von der Gesammtsumme der Annuität sich als Summe der gezahlten Interessen der Betrag von 217 Millionen ergibt. Die Differenz zwischen dieser Summe und der Summe der Handelssufficite, nämlich der Betrag von 58 Millionen Dinaren, hätte demnach als jene passive Summe zu gelten, die Serbien ohne entsprechendes Äquivalent an das Ausland abgegeben hat.

Aber auch hiemit hat es sein Bewenden. Diese Berechnungsart kann schon deshalb nicht acceptiert werden, weil die Handelsbilanz Serbiens vor 1880 stets eine active gewesen war und weil das Sufficit, welches sich damals ergab, eine grosse Summe nationalen, aus dem Auslande zugeflossenen Capitals ausmachte. Den besten Beweis hiefür liefert die damalige Geldcirculation. Bis zum Jahre 1868 hatte Serbien (ausgenommen natürlich die frühere Zeit des serbischen König- und Kaiserthums) kein eigenes Geld. Bis dahin bediente es sich bloss türkischen, österreichischen und in letzter Zeit russischen Geldes, welches dem Lande im Wege des Sufficits in der internationalen Bilanz zufloss. Erst im Jahre 1868 wurde das erste serbische Gesetz über die Ausprägung von Kupfergeld sanctioniert. (Auf Grund des Gesetzes vom 15. März 1868 und vom 24. Jänner 1869 wurden 734.737 Dinare in Kupfer, im Jahre 1873 7 Millionen Dinare in Silber geprägt. Im Jahre 1878 wurde dann das erste Gesetz betreffs Prägung von Goldmünzen geschaffen.) Dies ist zweifellos der eclatanteste Beweis, dass die internationale

Bilanz Serbiens bis zum Jahre 1880 stets eine active war. Und sie blieb activ auch nachher, indessen die zeitweiligen ausserordentlichen Importe (an Eisenbahnmaterial, Waffen, Munition u. s. w.) der Staat selber besorgte und dieselben mittelst im Auslande gemachter Anleihen ausglich. Daraus ergibt sich wieder die Thatsache, dass der Import des Volkes niemals grösser war, als dessen Export, dass vielmehr letzterer stets um 10, 15 bis 20 Millionen Dinare mehr betrug, als die Einfuhr und dass sich im Volke dem Auslande gegenüber stets ein Sufficit ergab. Da jedoch der Staat als Vermittler für den Mehrbedarf des Volkes aus dem Auslande und für seine Abgaben an dasselbe die Mitte einnimmt, ist auch das Sufficit des Volkes auf dem Wege der Annuität und der ausserordentlichen staatlichen Importe wieder ins Ausland gewandert, wonach mit Bestimmtheit behauptet werden darf, dass in Serbiens internationaler Bilanz, weist sie auch kein Sufficit auf, von einem Deficit nicht gesprochen werden kann, und dass letzteres somit als vorübergehendes Symptom einer kurzen Spanne Zeit den nationalen Reichthum und Wohlstand kaum zu beeinflussen vermochte.

Im Gegentheile. Der nationale Reichthum wuchs immer mehr. Es geht dies aus der Lebensweise des Volkes und auch aus der grösseren Menge Geldes im Landesverkehr unzweifelhaft hervor. Hier der Beweis: Aus abgeschlossenen Anleihen kamen von aussen ins Land 269·5 Millionen Dinare. Angenommen nun, dass für importiertes Eisenbahnmaterial 100 Millionen und für Waffen und Munition 58 Millionen, insgesammt also 158 Millionen ins Ausland wanderten, so fallen der Vergrösserung des nationalen Reichthums 111·5 Millionen Dinare in barem Gelde zu, indessen auch jene 100 Millionen für Eisenbahnmaterial dem nationalen Reichthum zugute kommen. Aber auch die Geldcirculation an und für sich wurde durch die Summen fremden Capitals vergrössert, welches in heimischen industriellen, montanen und commerziellen Unternehmungen placiert ist (so ist die Serbische Creditbank durch fremdes Capital gegründet und auch eine bedeutende Anzahl von Actien der kön. serb. priv. Nationalbank befindet sich in fremden Händen).

* * *

Es erübrigt nur noch der Hinweis auf den Unterschied zwischen Staats- und Volskfinanzen und deren Verhältnis zum Auslande, denn dieselben identificierend, könnte man zu Trugschlüssen gelangen und, schlecht unterrichteten Stimmen über den Stand der serbischen Staatsfinanzen folgend, den obigen Auseinandersetzungen hinsichtlich der ökonomischen und finanziellen Lage des Volkes weniger Glauben schenken.

Nicht immer ist die Kenntnis der Theorie nothwendig. Die Praxis allein beweist am besten, dass der nationale Reichthum nicht nur ganz unabhängig von der staatlichen Finanzierung ist, sondern dass er auch dann ein Sufficit aufzuweisen vermag, wenn sich im Staatsbudget ein Deficit ergibt und zwar deshalb, weil die internationale Bilanz bloss mit der Handelsbilanz in Verbindung steht, mit dem Staatsbudget aber nur insoferne, als sie von diesem die fürs Ausland entfallenden Annuitäts-

summen aufzunehmen hat. Die Volksfinanzen können übrigens auch dann günstig stehen, wenn dies mit den Staatsfinanzen nicht der Fall ist, ja sie können in derselben Zeit sich vergrössern, als die Staatsfinanzen (natürlich durch neue Anleihen im Auslande) sinken. Letzteres ist gerade in Serbien der Fall. Der Staat gab dem Volke mehr, als er von diesem erhielt, nnd so musste er seine Deficite durch ausländische Anleihen decken. Aber der Erlös von erhaltenen Darlehen blieb im Lande, denn das Deficit war innerer, nicht internationaler Natur. So kam es, dass sich, wie oben angedeutet ward, der Reichthum Serbiens bedeutend vergrössert hat und dass diese Vergrösserung circa 211·5 Millionen Dinare ausmacht.

Serbien besitzt aber im Auslande Schulden in der Höhe von 310 Millionen Dinaren, ein Betrag, der der ersteren Summe gegenübersteht und zu dessen Begleichung Serbien ausser jenen 211·5 Millionen seinen Activen noch etwa 100 Millionen entlehnen und als Verlust in der Staats- und Volksbilanz verzeichnen müsste. Staatsschulden jedoch werden in der Regel nicht auf einmal, sondern nach einer gewissen Zeit in jährlichen Raten als Annuität getilgt. In Serbien geschieht dies, wie wir oben gesehen haben, in der Weise, dass die Annuität mittelst der Sufficite der Handelsbilanz ausgeglichen wird, und daraus folgt, dass Serbien, im Falle die heutigen Verhältnisse seiner Handelsbilanz und seiner Finanzen unverändert bleiben, seine Schulden im Auslande tilgen wird, ohne auch nur im geringsten den heutigen nationalen Reichthum schädigen zu müssen.

Milivoje M. Kostić.

Petition des ungarischen Brauerverbandes in Budapest an den Finanzminister.

Der ungarische Brauerverband in Budapest hat an den Finanzminister folgende Petition gerichtet:

»Eine den ungarischen Brauern widerfahrene grosse Unbill zwingt uns, an die bekannte Gerechtigkeitsliebe und das weise Einsehen Euer Excellenz zu appellieren und Sie zu ersuchen, das grosse Unrecht, welches den Mitgliedern unseres Verbandes geschehen, so rasch als möglich wieder gutzumachen.

Es gelangen nämlich an den ungarischen Brauerverband Tag für Tag Klagen darüber, dass Euer Excellenz die im § 2 des G.-A. XVII: 1898 über die Bierconsumsteuer bewilligte Steuerfreiheit des sogenannten Haustrunkes in so beschränktem Masse zu gewähren geruht haben, dass ein grosser Theil des den Angestellten der Brauereien ohne Gegenleistung ausgefolgten Haustrunkes den Bestimmungen des Gesetzes entgegen mit der hohen Bierconsumsteuer belastet wird.

Die Finanzdirectionen haben nämlich, wie wir vernehmen, mit Berufung auf einen hohen Erlass des Finanzministeriums die ungarischen Bierbrauereien mit der nichts weniger als angenehmen Mittheilung überrascht, dass Euer Excellenz das im Verordnungswege festzustellende Ausmass des steuerfreien Haustrunkes mit 1 Percent, beziehungsweise bei den kleineren Brauereien mit 1½ Percent der Production festgestellt

haben. Dies hat in den ungarischen Brauern eine umso bittere Enttäuschung hervorgerufen, als sie im Sinne des citierten Gesetzes bisher annehmen mussten, dass nicht just dieser Theil des Gesetzes nur auf dem Papier Geltung besitzen werde, sondern dass jenes Bierquantum, welches sie den in den Brauereien angestellten Personen unentgeltlich ausfolgen, de facto nicht bloss nur zum Theile, sondern in vollem Masse von der Entrichtung der Bierconsumsteuer befreit sein werde. Die ungarischen Brauer sehen jedoch mit Bedauern, dass bloss diejenigen Bestimmungen dieses ihnen zahlreiche neue Lasten aufbürdenden Gesetzes mit der grössten Strenge vollzogen werden, welche dem Ärar Vortheile sichern, während jene einzige Bestimmung des Gesetzes, welche berufen wäre, dieses mit ausserordentlichen Vexationen und riesigen materiellen Opfern verbundene Gesetz einigermassen zu mildern, nicht in der Weise durchgeführt wird, wie dies nicht bloss die Gerechtigkeit, sondern auch die Billigkeit erfordern würde.

Oder ist es etwa billig, dass die bei der Biererzeugung sich ergebende natürliche Schwendung vom hohen Ärare nicht in vollem Masse in Betracht gezogen wird bei der Anwendung einer Steuer, welche in Bezug auf ihre abnorme Höhe beinahe auf der ganzen Welt ihresgleichen sucht? Und doch wird nur ein Theil der Schwendung der Begünstigung der Steuerfreiheit theilhaftig, während für den anderen Theil die Steuer eingehoben wird, als ob es sich nicht um Bier handeln würde, das im Verlaufe des Betriebes auf natürlichem Wege verschwunden ist, sondern um solches Bier, welches vom Unternehmer der Brauerei verwertet wurde. Wir sagen nichts Neues damit, wenn wir behaupten, dass infolge der Schwendung, welche auf der Kühle und im Gährkeller, beim Einlagern und bei der Füllung der Fässer, sowie durch Verabreichung des sogenannten Haustrunkes stattfindet, 10—12 Percent des erzeugten Bieres für den Bierbrauer vollkommen verloren gehen. Seit dem Inslebentreten des neuen Bierconsumsteuergesetzes ist der Schade, welchen die Brauer bei der Besteuerung eines Theiles der Schwendung erleiden, noch grösser, als er bis zum 1. Jänner 1899 war. Bis zu diesem Tage gelangte der unter dem Titel der Schwendung eintretende Verlust nämlich nur in der Productionssteuer zum Ausdrucke; seitdem aber auch die Einhebung der Bierconsumsteuer den Brauern aufgebürdet wurde, kommt auch in der Consumsteuer jene Ungerechtigkeit zum Ausdruck, dass man auch nach solchem Bier Steuer zahlen muss, welches dem Brauer nicht bloss keinen Nutzen gebracht, sondern dessen Preis und Wert er nicht einmal empfangen hat. Wohl wird laut dem G.-A. XVII: 1898 beim Bier $6^1/_2$ Percent für natürliche Schwendung in Abschlag gebracht, so dass dieses Bierquantum von der Consumsteuer befreit ist. Mit Rücksicht jedoch darauf, dass die factische Schwendung nicht $6^1/_2$ Percent, sondern 10—12 Percent beträgt, werden zum mindesten $3^1/_2$—$5^1/_2$ Percent des erzeugten Bieres in ungerechter Weise mit der ausserordentlich hohen Consumsteuer belastet.

Unter solchen Umständen durften wir wohl hoffen, dass, wenn auch die Gesetzgebung es als billig anerkannt hat, dass ausser der erwähnten $6^1/_2$percentigen natürlichen Schwendung auch der Haustrunk von der Last der Bierconsumsteuer befreit werde, das hohe Ärar bei der Feststellung des Ausmasses des steuerfreien Haustrunkes nicht eng-

herzig vorgehen werde, damit jene $3^1/_2$—$5^1/_2$ Percent des erzeugten Bieres, welche bisher besteuert wurden, obschon dieses Quantum für den Producenten vollkommen verloren gegangen, auf einen je kleineren Percentsatz reduciert werden.

Mit Bedauern mussten wir jedoch die Erfahrung machen, dass wir uns in dieser Annahme getäuscht hatten, denn während das Erfordernis des Haustrunkes in den Brauereien durchschnittlich 3—$3^1/_2$ Percent beträgt, haben Euer Excellenz den steuerfreien Haustrunk doch nur mit 1—$1^1/_2$ Percent der Production bemessen, so dass noch immer $2^1/_2$—4 Percent solchen Bieres besteuert werden wird, für welches die Brauer den Preis nicht erhalten haben und hinsichtlich dessen ihnen die dafür bezahlte Bierconsumsteuer von niemandem zurückerstattet wird. Und doch haben unseres Wissens die Brauereien in jenen Ausweisen, in welchen sie das Erfordernis ihres Haustrunkes vor den Finanzdirectionen detailliert haben, bloss das an ihre Angestellten factisch ausgefolgte, und zwar unentgeltlich ausgefolgte Bier angemeldet, während es doch bekannt ist, dass nicht gering auch jenes Bierquantum ist, welches die Arbeiter während der Arbeit sich selbst aus den Behältern nehmen, was bei der grossen Ausdehnung der Keller schlechterdings nicht controliert und verhindert werden kann. Ohne dieses auf solche Weise abhanden kommende Bier beläuft sich der Haustrunk auf 3—$3^1/_2$ Percent, und doch haben die Organe Euer Excellenz das steuerfreie Ausmass desselben nur mit 1—$1^1/_2$ Percent festgestellt, so dass das diesen Percentsatz oft zweifach übersteigende Quantum Bier, welches den Angestellten ausser diesen 1—$1^1/_2$ Percent unentgeltlich ausgefolgt wird, dem Gesetze entgegen doch besteuert wird.

Denn was ist natürlicher, als dass sich bei den im Sinne des Gesetzes von Zeit zu Zeit zu bewerkstelligenden Vorrathsaufnahmen ein Manco bei der Abrechnung ergeben wird, da der Brauer doch mehr für den Haustrunk braucht, als die ihm steuerfrei bewilligten 1—$1^1/_2$ Percent und die Schwendung grösser ist, als die gesetzlich concedierten $6^1/_2$ Percent. Auf diese Art werden also die Brauer, abgesehen davon, dass sie leicht in den Verdacht kommen können, als hätten sie Bier ohne Entrichtung der Consumsteuer aus der Brauerei hinausgeschmuggelt, gezwungen sein, nachträglich die per Hektoliter mit 5 fl. bemessene Bierconsumsteuer auch für solches Bier zu bezahlen, von welchem sie zum Theil gar nicht wissen, wohin es gekommen, und für welches sie nicht einmal den Herstellungspreis erhalten haben.

Auch in dieser Beziehung sind die ungarischen Brauereien den österreichischen gegenüber im Nachtheile. Die österreichischen Bierbrauer, welche in der glücklichen Lage sind, dass das Bier in ihrem Vaterlande nicht mit jenen 5 fl. belastet ist, welche jetzt unter dem Titel der Bierconsumsteuer hierzulande eingehoben werden, sind selbst bei ihrem nach Ungarn eingeführten Bier unserem vaterländischen Erzeugnisse gegenüber im Vortheile. Wohl wird die Bierconsumsteuer auch nach österreichischem Bier bemessen, wenn es nach Ungarn eingeführt wird; während aber der ungarische Brauer die Bierconsumsteuer im Sinne des Gesetzes vor der Wegbeförderung des Bieres aus der Anlage der Brauerei zu entrichten hat, entrichtet der österreichische

Brauer diese Steuer überhaupt nicht, sondern es zahlt sie derjenige, der die betreffende österreichische Biersendung in Ungarn übernimmt. Während also der ungarische Brauer das Risico hat, dass er bei einem eventuell insolventen Abnehmer nicht bloss den Preis des gelieferten Bieres, sondern auch die für dasselbe bereits im vorhinein bezahlte Bierconsumsteuer verliert, hat der österreichische Brauer hinsichtlich der beträchtlich grossen Steuer keinerlei Risico, da dieselbe ja nicht von ihm bezahlt wurde, sondern von demjenigen, der das Bier übernommen hat. Aber auch aus einem anderen Grunde kann der österreichische Brauer sein Bier in Ungarn wohlfeiler geben als der ungarische. Während nämlich der ungarische Brauer die Consumsteuer, wie wir oben nachgewiesen haben, auch für $3\frac{1}{2}$ bis $5\frac{1}{2}$ Percent solchen Bieres zu entrichten hat, welches infolge natürlicher Schwendung abhanden gekommen ist und als Haustrunk unentgeltlich unter die Angestellten vertheilt wurde, wird das nach Ungarn eingeführte österreichische Bier bis auf den letzten Tropfen verwertet; der österreichische Brauer verliert unter dem Titel der Schwendung und des Haustrunkes absolut nichts, und so kann er mit seinem Biere die Concurrenz leichter bestehen als der ungarische Brauer.

Diese Übelstände, welche die mit relativ mehr Arbeitskraft arbeitenden kleinen Brauereien noch schwerer treffen als die grossen Brauereien, können nur so saniert werden, wenn die in den ungarischen Brauereien bei der Schwendung und beim Haustrunk sich ergebenden Verluste je geringer gemacht werden, beziehungsweise, wenn der den Angestellten unentgeltlich ausgefolgte Haustrunk de facto in vollem Masse als steuerfrei declariert wird.

Die ungarischen Brauer dürfen dies umsomehr beanspruchen, als sie jetzt wirkliche Steuereinnehmer des Staates sind und das Ärar durch diese ihren Schultern aufgebürdete neue Last ein wesentlich höheres Einkommen bezieht als bisher. Wenn die Gemeinden einen gewissen Antheil bekommen von jenen Consumsteuer-Einnahmen, welche sie für den Staat einheben, so wäre es berechtigt, dass auch den ungarischen Brauern eine gewisse Entlohnung zutheil werde für jene mit grossen materiellen Opfern und schwerer Mühe verbundene Arbeit, welche sie dem Staate durch die unmittelbare Einhebung und directe Ablieferung der Bierconsumsteuer leisten. Trotzdem berufen wir uns jedoch nicht auf das Recht, sondern appellieren nur an die Billigkeit, indem wir Euer Excellenz bitten, die Bierconsumsteuer nur nach solchem Bier einheben zu lassen, welches von den Brauern auch factisch verkauft wurde. Der Haustrunk aber wird nach avitischer Gepflogenheit, welche man, insbesondere zur Zeit der heutigen Arbeiterbewegungen, nicht mit einem Federstrich aus der Welt schaffen kann, unentgeltlich ausgefolgt, und zwar nicht im Ausmasse von $1-1\frac{1}{2}$ Percent, sondern das Erfordernis beträgt durchschnittlich $3-3\frac{1}{2}$ Percent.

Dass der Haustrunk bis vor kurzem auch von den fachkundigen Organen Euer Excellenz höher geschätzt wurde, als $1-1\frac{1}{2}$ Percent, zeigen jene Musterblätter, die der zur Durchführung des G.-A. XVII: 1898 erlassenen Instruction *B* beigeschlossen waren. So ist auf dem zu § 20 angefertigten Musterblatt Nr. 23 unter Nummer 7 der »Abrechnung« nicht bloss $1-1\frac{1}{2}$ Percent, sondern es sind 2 Percent des erzeugten



Bieres als steuerfreier Haustrunk ausgewiesen. Im praktischen Leben haben die Fachmänner eingesehen, dass selbst diese 2 Percent zu wenig wären, und deshalb haben unseres Wissens in zahlreichen Brauereien die Finanzorgane selbst die Angaben der Brauer, dass sie 3—3½ Percent für den Haustrunk brauchen, verificiert, gleichwie sich ja unseren Informationen nach auch zahlreiche Finanzdirectionen in ihren, an das hohe Ministerium geleiteten Unterbreitungen in demselben Sinne ausgesprochen haben.

Wir gehen aber weiter. Euer Excellenz selbst haben ja den Haustrunk wiederholt höher geschätzt, als jenes eine Percent, auf welches jetzt der steuerfreie Haustrunk bei vielen Brauereien beschränkt wurde. So findet sich in jener Rede, welche Euer Excellenz anlässlich der Verhandlung des G.-A. XVII: 1898 im Abgeordnetenhause gehalten, und in welcher Euer Excellenz von der Höhe der Steuer gesprochen haben, welche das Bier in Hinkunft belasten wird, folgender Passus:

»Wenn ich jedoch davon theils für die 6½percentige Schwendung, theils unter dem Titel der Steuerfreiheit des zum Haustrunk verwendeten Bieres 8 Percent abschlage, so bleiben als künftig sich ergebende Last 7,820.000 fl., d. h. 1 fl. 60 kr. per Hektoliter.«

Euer Excellenz haben also damals ausser der 6½percentigen natürlichen Schwendung für alle Brauereien durchschnittlich 1½ Percent für den steuerfreien Haustrunk in Rechnung gebracht, während heute nur den kleinen Brauereien 1½ Percent bewilligt wurden, welche damit absolut nicht auskommen, weil sie, wie gesagt, relativ mehr Arbeitskraft zu einer kleineren Production brauchen, während den grösseren Brauereien nur ein 1%iger steuerfreier Haustrunk bewilligt wurde, was gleichfalls absolut ungenügend erscheint.

Ja, mittlerweile scheinen auch Euer Excellenz sich die Überzeugung verschafft zu haben, dass selbst die Steuerfreiheit der erwähnten 8 Percent nicht genügend sein werde, wie ja thatsächlich weit mehr Bier an Schwendung und Haustrunk für den Brauer verloren geht. Diesem Umstande schreiben wir es zu, dass Euer Excellenz in dem dieser Tage erledigten Budget pro 1899 — wie dies in der Motivierung zum Budget des Finanzministeriums klar und deutlich zu lesen ist — nicht bloss mit einer 8percentigen, sondern mit einer 10%igen Schwendung bei der Präliminierung der einzunehmenden Bierconsumsteuer gerechnet haben.

Unter solchen Umständen ist uns fürwahr unbegreiflich, wie die Organe Euer Excellenz jetzt das Ausmass des steuerfreien Haustrunkes mit nur 1—1½ Percent der Production feststellen konnten, so dass unter dem Titel der Schwendung und des Haustrunkes alles in allem 7½—8 Percent des erzeugten Bieres steuerfrei sein werden, während in Wahrheit 10—12 Percent des Bieres von der Steuer hätten befreit werden müssen.

Da hier jedes einzelne Percent, in Geldeswert ausgedrückt, für die ungarischen Brauereien Mehrausgaben von vielen tausenden von Gulden bedeutet und die durch die übermässig hohe Steuerlast in ihrer Entwicklung gehemmte ungarische Bierindustrie, von welcher jetzt durch die obligatorische Aichung der Bierflaschen wieder ausserordentlich

grosse materielle Opfer verlangt werden, einer thunlichsten Erleichterung der Steuerlast auf das dringendste bedarf,

ersuchen wir Euer Excellenz, die den ungarischen Brauern widerfahrene Ungerechtigkeit je früher wieder gutzumachen und den im Sinne des Punktes *c*, § 2 des G.-A. XVII: 1898 steuerfreien Haustrunk mit 3 Percent der Production feststellen zu wollen.«

»Die ungarische Speculation.«

An der Berliner Börse waren recht ungünstige Gerüchte über den ungarischen Platz verbreitet, welche das »Ungarische Telegraphen-Correspondenzbureau« bereits kurz abgefertigt hat, indem es nach auswärts das folgende Telegramm versandte: »Hieher gelangte Börsenmeldungen von in Berlin verbreiteten ungünstigen Gerüchten in Betreff des Budapester Platzes sind hier völlig unverständlich, da auch nicht der geringste thatsächliche Anlass für eine beunruhigende Auffassung der hiesigen Lage gegeben ist und durchaus normale Verhältnisse, sowohl in der Geschäftswelt, als an der Börse herrschen.« Über den Ursprung dieser Gerüchte herrschte bisnun völlige Ungewissheit, so dass man geneigt war, dieselben auf tendenziöse Börsendepeschen von Contremineuren zurückzuführen. Jetzt wird aber die Sache klarer. Die »Berliner Börsen-Zeitung« weist genau auf die Quelle dieser nichtsnutzigen Meldungen hin; sie ist es selbst, indem sie einer Wiener Correspondenz Raum gibt, in welcher von einer Börsenkrise in Budapest, von der Unverkäuflichkeit der Wertpapiere, von der Restringierung des durch die Banken bisher gewährten Credites erzählt wird. Weiter, dass bei der letzten Versorgung die Speculation von den Banken rücksichtslos hinausgeworfen wurde und dass den privaten Kostgebern die exorbitantesten Reports gezahlt werden müssten. Das Mass des Unglückes, erzählt der Wiener Correspondent des ferneren, hat die verfehlte Weizenspeculation voll gemacht. Den Zusammenbruch der Hausse fühlt das Land in allen Gliedern. Unter den schwierigen Creditverhältnissen leidet auch die Industrie. Active Unternehmungen kommen in Concurs, weil sie plötzlich vor der Unmöglichkeit stehen, Capital für den Fortbetrieb zu beschaffen. Kurz, die Creditnoth bedroht ernstlich das gesammte Wirtschaftsleben. Endlich heisst es in dem famosen Briefe: »Es war ein offenes Geheimnis, dass Koloman v. Széll gesiegt hat im Zeichen der ungarischen Finanzverlegenheiten. Sein Werk sollte gekrönt werden durch den Abschluss einer neuen Anleihe. Aber bis heute ist nach dieser Richtung kein Schritt geschehen, weil er nicht hat geschehen können. Falsche Scham hält die Ungarn ab, einen höheren Zinsfuss zuzugestehen, billig aber ist gegenwärtig kein Geld zu haben. So muss man denn der weiteren Entwicklung der Dinge mit Aufmerksamkeit entgegensehen.«

Wir haben den Inhalt dieses, der Wahrheit frech ins Gesicht schlagenden Briefes wiedergegeben, nicht nur, um zu zeigen, wie weit sich die brutale Lüge und Gehässigkeit versteigen kann, sondern auch, um auf den Ursprungsort hinzuweisen. Es ist wohl überflüssig, auch nur ein Wort des Nachweises der völligen Unwahrheit der citierten

Behauptungen zu sagen, aber betonen müssen wir, dass der Ausgangspunkt der Angriffe Wien ist. Dieser Gegnerschaft begegnen wir seit Jahren in allen capitalen Fragen unserer ökonomischen Fortentwicklung. Was immer wir beginnen mögen, ob wir nun Interessen des Handels, der Industrie, der Landwirtschaft oder des Verkehres zu wahren wünschen, stets ist es derselbe Feind, auf den wir stossen. In Wien existiert ein ganz specieller Herd, von welchem aus in ununterbrochener Folge mit einer unglaublichen Verlogenheit Angriff auf Angriff gegen Ungarn gerichtet wird, die Thatsachen verdreht werden, und mit uns und über uns in einem Tone gesprochen wird, welchen kein anderer Staat gleich dem unserigen geduldig und ohne die strengste Retorsion hinnehmen würde. Wir aber gestatten es, dass gegen unser gesammtes Creditwesen, gegen unsere Banken und unsere Bankpolitik ohne allen Grund und ohne die mindeste thatsächliche Berechtigung fortwährend geschürt und gehetzt wird. Was ist nicht in den letzten Tagen ebenfalls von Wien her an Eruptionen von Gift und Galle geleistet worden, weil es dem ungarischen Handelsminister eingefallen ist, mit österreichischen Industriellen wegen Errichtung von drei Textilwarenfabriken in Ungarn zu unterhandeln?! Pech und Schwefel wurde gepredigt, Autoritäten wurden angerufen, um die Industriellen vor neuen Anlagen in Ungarn abzuschrecken und dergleichen mehr. Uns schreckt dieses Geschrei nicht und wir beugen uns vor den sogenannten »Fachmännern« in diesen Fragen nicht, die wahrscheinlich nur deshalb von der Etablierung österreichischer Firmen in Ungarn abrathen, weil sie selber kein Geld haben, um bei uns irgend etwas mit Aussicht auf Erfolg unternehmen zu können und daher solche Erfolge auch anderen nicht gönnen. Nun denn, die da kommen wollen, werden wir herzlich willkommen heissen, allein wir werden auch ohne fremde Hilfe unseren Weg machen. Die eiserne Nothwendigkeit, aber auch der kluge Sinn unserer leitenden Männer hat uns im Verlaufe der verflossenen fünfzehn Jahre eine rationelle Creditorganisation, grosse Verkehrsinstitutionen und starke Ansätze von Industrien schaffen lassen. Trotz Widerwärtigkeiten, trotz der Anfeindungen von Österreich her sind wir vorwärts geschritten und werden auch weiter vorwärts schreiten. Je heftiger die Angriffe sich gestalten, desto stärker wird unsere Entschlossenheit und Beharrlichkeit werden, um thatsächlich unabhängig von jenen zu werden, die, gleich ihren Vorfahren, nur einen Gedanken hegen und nur ein Ziel verfolgen: Ungarn ist eine Colonie Österreichs oder muss eine solche werden! Das eine ist nicht wahr, das andere wird niemals wahr werden.

Orientalische Eisenbahnen.

Die (19.) ordentliche Generalversammlung der Betriebsgesellschaft der orientalischen Eisenbahnen wurde jüngsthin unter Vorsitz des Verwaltungsrathsmitgliedes Ad. R. v. Schenk und in Anwesenheit von zehn Actionären abgehalten, welche 93.623 Actien mit 934 Stimmen vertraten. Nach dem pro 1898 vorgelegten Berichte des Verwaltungsrathes konnten die günstigen Folgen, welche bei der nun eingetretenen Ruhe in den Balkanländern für den Eisenbahnverkehr eintreten mussten, im abgelaufenen Jahre nicht voll zur Geltung kommen, weil die Ge-

treideernte sowohl im türkischen als auch ganz besonders im ostrumelischen Gebiete eine ausserordentlich schlechte gewesen ist, und die Fortschritte, die im sonstigen Güter- und im Personenverkehre allerdings gemacht wurden, die Ausfälle im Getreideverkehre nicht ausgleichen konnten. Doch lassen die unter diesen Umständen doch noch ziemlich guten Ergebnisse des Jahres auf eine weitere Hebung des Verkehres und der Einnahmen in Zukunft hoffen.

Der Bericht erwähnt nun die mit der früheren bulgarischen Regierung abgeschlossenen, durch die nicht erfolgte Sanctionierung der ottomanischen Regierung jedoch hinfällig gewordenen Verträge wegen Baues einer bulgarischen Staatsbahn und theilt mit, dass die Gesellschaft mit dem neuen Ministerium nun einen Vertrag auf Pachtung der bisher fertiggestellten, circa 90 Kilometer langen, mit der Gesellschaftsbahn zu verbindenden bulgarischen Concurrenzbahn abgeschlossen hat. Durch diesen von der Sobranje noch zu genehmigenden Vertrag würden die gesellschaftlichen Linien allerdings an Verkehr verlieren, und ausserdem würde die Gesellschaft voraussichtlich längere Jahre den für die gepachtete Strecke zu zahlenden Pacht aus dem Verkehre nicht vollständig herausbringen können. Aber die Verwaltung hat es vorgezogen, sich dem Verlangen der bulgarischen Regierung zu fügen, anstatt andernfalls in einen, beiden Theilen höchst schädlichen Concurrenzkampf zu gerathen. Auch dieser Vertrag ist mit einem Anleihevertrag in formelle Verbindung gebracht worden, welcher der bulgarischen Regierung zur Durchführung der noch von ihr zu vollendenden Eisenbahnen die Mittel gibt. Durch besondere Vereinbarungen werden in diesen Verträgen alle Verkehrsbeziehungen der Gesellschaft zum bulgarischen Staate geordnet.

Ein wichtiger Punkt dieser Abkommen ist die Vereinbarung, dass die Gesellschaft, soweit dies noch nicht geschehen ist, für ihren ganzen Nachbar- und Localgüterverkehr in Ostrumelien die Tarife einführe, welche für den Verkehr der Balkanstaaten und Österreich-Ungarns untereinander gelten. Diese Massregel, welche die Gesellschaft nun auch auf die türkischen Linien ausdehnen werde, dürfte zwar für die erste Zeit zu Ausfällen führen, liefere aber den Beweis der bereitwilligen Rücksichtnahme auf die Landesinteressen der Türkei und Bulgariens, da von derselben eine Hebung der Landwirtschaft und des Handels in den von den Gesellschaftsbahnen durchzogenen Gebieten erwartet werden darf. Der Bericht constatiert dann die insbesondere durch die Ermässigung der Personentarife eingetretene Steigerung des Personenverkehres auf den gesellschaftlichen Bahnen. Die Zahl der Reisenden ist von 3·498 Millionen im Vorjahre auf 3·961 Millionen, die Einnahmen aus dem Personenverkehre sind von 15·880 Millionen Piaster Gold auf 18·570 Millionen Piaster Gold gestiegen. Die Steigerung des Personenverkehres ist eine allgemeine, auf das ganze Netz und alle Verkehrsbeziehungen sich erstreckende gewesen. Der internationale Verkehr hat sich bedeutend gehoben trotz der sehr starken Concurrenz, welche demselben namentlich durch die rumänischen Linien über Constanza und durch die Schiffahrt von Marseille bereitet wird. Der Güterverkehr hat darunter gelitten, dass infolge der schlechten Ernte des Jahres 1898 der Getreideverkehr sehr grosse Ausfälle hatte. Gegen das

Vorjahr, in welchem 190.810 Tonnen Getreide verfrachtet wurden, brachte das Jahr 1898 mit 148.727 Tonnen einen Ausfall von 42.083 Tonnen. Aber Transporte anderer Güter sind an die Stelle getreten, und zwar solcher, welche dem regelmässigen Verbrauche des Landes selbst dienen. Die Einnahmen des Güterverkehres haben 29·006 Millionen Piaster Gold gegen 28·684 Millionen Piaster Gold im Vorjahre betragen. Die Einnahmen des allgemeinen Verkehres sind also sogar noch etwas gestiegen. Die Fonds der Gesellschaft (Amortisations-, Reserve-, Feuerversicherungs-, Erneuerungsfonds und ausserordentliche Reserve) betrugen Ultimo 1898 zusammen rund 6·580 Millionen Francs.

Die gesammten Einnahmen des Jahres 1898 ausschliesslich des Übertrages aus dem Vorjahre haben 11,826.342 Francs, die gesammten Ausgaben einschliesslich Zinsen und Amortisation 9,674.918 Francs betragen, so dass ein Reinertrag von 2,151.424 Francs, also per Kilometer 1702 Francs 37 Centimes, verblieben ist. Von diesem Reinertrage geht zunächst der statutenmässige Beitrag zum Reservefonds mit 107.571 Francs ab, es bleiben also 2,043.852 Francs und zuzüglich des Vortrages per 248.737 Francs aus dem Vorjahre 2,292.590 Francs verfügbar. Der Verwaltungsrath schlägt vor, von den Debitoren 99.163 Francs abzuschreiben, dem Erneuerungsfonds 300.000 Francs, der ausserordentlichen Reserve 150.000 Francs zuzuweisen, an die Actionäre wie im Vorjahre 4 Percent Dividende mit 1,600.000 Francs zu vertheilen und 143.427 Francs vorzutragen. Der Antrag wurde ohne Discussion einstimmig angenommen. In den Verwaltungsrath wurden die Herren C. Abegg-Arta (Zürich), Consul E. Gutmann (Berlin), Director Dr. G. Joly (Wien) und Director Dr. H. Siemens (Berlin) wieder- und an Stelle des ausgeschiedenen Grafen J. Salles der frühere Generaldirector der Anatolischen Eisenbahnen, Herr Otto v. Kühlmann, neugewählt.

Vom Eisernen Thor.

Behufs rascherer und sicherer Abwicklung des Schiffsverkehrs im Eisernen Thor-Canal lässt der ungarische Handelsminister mit Rücksicht auf die dortige bedeutende Stromgeschwindigkeit ein starkes Drahtseilschiff bauen, welches imstande sein wird, auf einmal je zwei der grössten Schlepper mit voller Ladung den Canal hinauf zu befördern, während der stärkste Donau-Remorqueur nur einen Schlepper und meistens auch diesen nur mit einem Dampfer-Vorspann zu remorquieren vermag. Das Drahtseilschiff wird nach Muster ähnlicher auf der Rhone im Verkehr befindlicher Dampfer gebaut und ist derart construiert, dass das 6 Kilomer lange, 32 Millimeter dicke Drahtseil, von dem das eine Ende am ungarisch-rumänischen Ufer befestigt ist, von der Schiffsmaschine auf eine $2^1/_2$ Meter im Durchmesser habende Trommel aufgerollt wird und so das Schiff sammt den beladenen Schleppern aufwärts zieht. Dieses Schiff wird mit Benützung der neuesten Errungenschaften der einschlägigen Technik gebaut. Der Schiffskörper ist nahezu fertig, so dass der Stapellauf noch im Laufe dieses Monats erfolgen kann. Heute fand sich Sectionsrath Béla Gonda mit dem mit der

Controle betrauten Oberinspector Aurel Rózsahegy und mit dem Oberinspector Eduard Egan ein, um das Schiff in Augenschein zu nehmen.

Der Donau-Theiss-Canal.

Dieses Project geht seiner Verwirklichung entgegen. Dieser Canal soll bekanntlich zwischen Budapest und Szegedin gebaut werden. Demnächst findet in dieser Angelegenheit in Szegedin eine Conferenz statt. Die Interessenten sind zu den grössten materiellen Opfern bereit, um den Bau des Canals baldigst zu ermöglichen. Der Concessionär Baron Fedor Nikolics hat beim Handelsminister bereits um Anberaumung des Zeitpunktes für die administrative Begehung angesucht.

Der Donau-Oder-Canal.

Die Budapester Handels- und Gewerbekammer wurde vom Handelsminister aufgefordert, die aus der Herstellung des projectierten Donau-Oder-Canals für Ungarn vom wirtschaftlichen oder Verkehrsstandpunkte eventuell erwachsenden Vortheile und Nachtheile in Erwägung zu ziehen und über das Project ein detailliertes Gutachten zu erstatten. Die von der Kammer einberufene Fach-Enquête hat in dieser Angelegenheit auf Grund des vom Kammer-Secretariat vorgelegten Elaborats eingehende Berathungen gepflogen und der Kammer einen umfassenden Bericht erstattet.

In dem Berichte wird nach einem Rückblick auf die Vorgeschichte des Projectes in erster Reihe der von der Verwirklichung desselben zu erwartende Einfluss auf unsere Fluss-Schiffahrt eingehend gewürdigt. Der Umstand, dass dem Schiffsverkehr in Ungarn fast ausschliesslich Bergtransporte zur Verfügung stehen, die Thalfahrten jedoch zum Transporte von Massengütern nicht gehörig ausgenützt werden können, hat zur Folge, dass die ungarischen Wasserfrachtsätze verhältnismässig hoch sind und dass der Schiffsverkehr auf der Donau hinter dem auf manchen zur Schiffahrt minder geeigneten Flüssen Deutschlands constatierbaren Verkehre weit zurückbleibt. Die Verwirklichung des Canalprojectes könnte hierin insofern eine günstige Wendung herbeiführen, als der Canal eine 3000 Kilometer lange, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere laufende Wasserstrasse schaffen würde, deren nördlicher Theil industriereiche Gebiete berührt, welche für die Thalfahrten namhafte Transporte liefern könnten, wodurch auch eine Verwohlfeilung der Tarifsätze ermöglicht wäre. Der Ausbau des Canals würde auch die günstige Folge haben, dass die von der Oder nach vielfachen Richtungen abzweigenden Schiffscanäle den ungarischen Schiffen neue Wege ins Innere Deutschlands eröffnen würden.

Der Bericht schildert sodann ausführlich alle Vortheile, die von der Ausführung dieses Canalprojectes für Handel und Industrie zu erwarten sind, insbesondere den Einfluss, den der Canal auf die Förderung der Ausfuhr ungarischer Rohproducte und die Einfuhr einzelner wichtiger industrieller Roh- und Hilfsstoffe ausüben könnte. Diesen Vortheilen werden sodann die Nachtheile gegenübergestellt, die sich nach Herstellung des Canals ergeben würden, so beispielsweise: Ver-

stärkung des Massenimports von amerikanischem und russischem Getreide, von schwedischem und norwegischem Holz, Verringerung der Bedeutung des Fiumaner Hafens und dergleichen. Übergehend auf die Frage der technischen Ausführung, führt der Bericht aus, dass die nach dem gegenwärtig für definitiv geltenden Plane beabsichtigten Vorrichtungen vom Standpunkte der Betriebssicherheit bedenklich und keineswegs als endgiltig gelöst erscheinen. Insbesondere sind die zur Ausgleichung der Niveaudifferenzen dienenden Hebewerke in Bezug auf so grosse Lasten und so bedeutende Niveauhöhen, um die es sich hier handelt, bisher noch nirgends erprobt worden.

Nach eingehender Prüfung der zu hoffenden Rentabilität des Schiffahrtscanals wird der Nachweis geliefert, dass auf einen so riesigen Verkehr, wie selber angesichts der sehr bedeutenden Investitionen und Betriebskosten erforderlich wäre, kaum gerechnet werden könne. Schliesslich behandelt der Bericht die Frage der vom Canal einzuschlagenden Richtung und hebt die Nachtheile hervor, die sich für Ungarn herausstellen würden, wenn der Canal — wie projectiert — ausschliesslich mit Einmündung in die Donau bei Wien erbaut werden sollte. Aus allen diesen Gründen hegt die Fachcommission die Überzeugung, dass das Canalproject nur in dem Falle zustande kommen könne, wenn sich im Laufe weiterer Studien eine Lösung finden liesse, welche die heute noch bestehenden technischen und finanziellen Schwierigkeiten beheben würde; dass ferner selbst im letzteren Falle die Herstellung des Canals vom ungarischen Standpunkte aus alle die Nachtheile, die sich — wie erwähnt — aus der Erleichterung des Hereinströmens fremdländischer Rohproducte ergeben, jedenfalls herbeiführen werde, während die Vortheile dieses Canals, welche die letzterwähnten Nachtheile auszugleichen vermöchten, nur dann zu erwarten wären, wenn die Einmündung des im Marchthale zu führenden Canals in die Donau bei Theben bewirkt wird, und noch besser in dem Falle, wenn die Verbindung der Oder mit der Donau mittelst eines vom Waagthale ausgehenden Canals hergestellt würde. Da nach dem Gesagten das Canalproject kaum zu den Aufgaben zählt, die für Ungarn in erster Reihe von Wichtigkeit sind, und die geplante Wasserstrasse überhaupt ausserhalb der ungarischen Machtsphäre liegt, so besteht nach Anschauung der Fachcommission für die ungarische Staatsregierung kein zwingender Grund, auf die Ausführung dieses Canalprojectes ein besonderes Gewicht zu legen oder im Interesse desselben Opfer bringen zu sollen.

Für eine viel näherliegende und viel dringendere Aufgabe erachtet die Fachcommission die Entwicklung und Ausbildung des ungarischen Wasserstrassennetzes, welche Frage eventuell den Gegenstand besonderer Studien und Berathungen in der Kammer zu bilden hätte. Sollte jedoch das Project eines Donau-Oder-Canals auf anhaltendes Drängen deutscher- und österreichischerseits dennoch in das Stadium der Verwirklichung treten, so hätte die ungarische Regierung die Einmündung des Canals bei Theben anzustreben und überhaupt sich Einfluss auf die Angelegenheit nach der Richtung hin zu sichern, damit die geschilderten Nachtheile, welche das fragliche Project für Ungarn in sich birgt, so gut als möglich gemildert, beziehungsweise ausgeglichen werden.

Bosnische Holzverwertungs-Actiengesellschaft.

Unter dem Vorsitze des Directionspräsidenten Dr. Josef Kranz und im Beisein des Regierungscommissärs Hofrathes Heinrich Reiter fand die dritte ordentliche Generalversammlung dieser Gesellschaft am 31. Mai d. J. im bosnischen Bureau des gemeinsamen Ministeriums statt. Bei derselben waren 12.068 Actien mit 482 Stimmen vertreten. Dem vom Generalsecretär kaiserlichen Rath Dr. Auspitzer erstatteten Berichte der Direction ist zu entnehmen, dass der Nettogewinn des Geschäftsjahres 1898, nach vorherigen Abschreibungen von 181.732 Kronen auf die Anlagen, 383.999 Kronen beträgt. Die Gesellschaft beabsichtigt, ihre Fabriken in Teslić im laufenden Jahre bedeutend zu vergrössern und auch das Schnittmaterialgeschäft in grossem Masstabe aufzunehmen. Von dem ausgewiesenen Reingewinne wurden 38.393 Kronen dem Reservefonds zugeführt, ferner, nachdem bereits 120.000 Kronen = 4 Percent des Actiencapitales, zur Einlösung des 1897er Coupons gedient haben, beschlossen, den 1898er Coupon mit 7 Percent zu zahlen und nach Dotierung des Unterstützungsfonds für arbeitsunfähig gewordene Arbeiter und Bedienstete der Gesellschaft den Rest per 11.599 Kronen auf neue Rechnung vorzutragen. Der Direction und dem Aufsichtsrathe wurde einstimmig das Absolutorium ertheilt und bei den hierauf vorgenommenen Ergänzungswahlen für die Direction in dieselbe die Herren Consul Sachsenröder, Vorsitzender des Aufsichtsrathes der Leipziger Bank in Leipzig, und Dr. Franz Schmidt, Vorstand der technisch-chemischen Abtheilung der Actiengesellschaft für Trebertrocknung in Cassel, berufen.

Bosnische Elektricitäts-Actiengesellschaft.

Die zweite ordentliche Generalversammlung dieser Gesellschaft fand unter dem Vorsitze des Directionspräsidenten Dr. Josef Kranz und im Beisein des Regierungscommissärs Hofrath Heinrich Reiter am 31. Mai d. J. im bosnischen Bureau des k. u. k. gemeinsamen Ministeriums statt. Bei derselben waren 3910 Actien mit 391 Stimmen vertreten. Dem vom Generalsecretär kaiserlichen Rath Dr. Auspitzer erstatteten Berichte der Direction ist zu entnehmen, dass die Werke der Gesellschaft vorläufig auf eine Production von Calciumcarbid mit 8000 Pferdekräften eingerichtet und bereits im Betriebe sind. Wegen Verwendung der weiters verfügbaren elektrischen Kraft sind Unterhandlungen mit hervorragenden heimischen Industriellen im Zuge. Das in Jajce erzeugte Calciumcarbid entspricht in Rücksicht auf seine Qualität den höchsten Anforderungen. Der Direction und dem Aufsichtsrathe wurde einstimmig das Absolutorium ertheilt und beschlossen, den ersten Coupon mit 5 Percent (= 300.000 Kronen) einzulösen. Bei den hierauf vorgenommenen Ergänzungswahlen für die Direction wurden in dieselbe Consul Sachsenröder, Vorsitzender, und Stadtrath Dodel, Mitglied des Aufsichtsrathes der Leipziger Bank in Leipzig, berufen.

Die serbische Exportbank.

Mehrere Grosskaufleute des Belgrader Platzes haben eine Exportbank mit einem Stammcapital von 2 Millionen Francs ins Leben gerufen.

Die neue Bank, an deren Spitze der Präsident der Belgrader Schlachthausgesellschaft steht, soll sich mit dem Exporte sämmtlicher Landesproducte, in erster Linie jedoch mit jenem von Hornvieh und rohem Fleisch, beschäftigen. Dabei sind Verbindungen mit dem Wiener und Budapester Platze ins Auge gefasst und die Errichtung von Entrepots beabsichtigt, um den Export von Landesproducten zu forcieren. Reine Geldgeschäfte scheinen in das Programm der Bank nicht aufgenommen zu sein, doch dürfte die Ertheilung von Vorschüssen an grössere Kaufleute zum Ankaufe von Landesproducten einen Theil des Geschäftsbetriebes der neuen Bank ausmachen.

Rumäniens Bierindustrie.

Im Königreich Rumänien befanden sich 1897/98 17 Brauereien, welche in diesem Jahre 75.777 $^{8}/_{10}$ Hektoliter (gegen 64.761 $^{8}/_{10}$ Hektoliter im Jahre vorher), somit um 11.000 Hektoliter Bier mehr erzeugten. Für vorstehendes Quantum wurden den Brauereien 2677 $^{5}/_{10}$ Hektoliter Bier Schwendung zugestanden. Die Brauerei Bragadiru ist allein um 6668 Hektoliter, Oppler um 3839 Hektoliter, T. Severin um 377 und Luther um 223 Hektoliter gestiegen. Gestiegen sind 8 Brauereien, zurückgegangen 9, darunter wesentlich Ploll um 365 Hektoliter. Von obigen Bieren wurden in Rumänien 62.649 $^{1}/_{3}$ Hektoliter consumiert und hiefür eine Staatssteuer von 939.740 Lei 30 Bani (gegen 793.482 Lei 45 Bani im Vorjahre) bezahlt, das sind 751.792 Kronen, respective 634.785 Kronen 60 Heller.

Eichendauben-Verkehr von Triest und Fiume im April 1899.

(Nach den statistischen Daten der Firma Thomas Schadeloock.)

Angekommen in Triest: 48.000 Stück; abgegangen von Triest: 222.867 Stück nach Cette, 16.662 Stück nach Italien, 3000 Stück nach Bona und 2400 Stück nach Hull. Abgegangen von Fiume: 811.311 Stück nach Bordeaux, 125.388 Stück nach Marseille, 71.781 Stück nach Cette, 600 Stück nach Rouen, 300 000 Stück nach Jaffa, 43.253 Stück nach Italien, 12.000 Stück nach Hull und 2400 Stück nach Liverpool; somit Gesammt-Ausfuhr:

Nach	von Triest Stück	von Fiume Stück	zusammen Stück
Frankreich	222.867	1.009.080	1,231.947
Türkei	—	300.000	300.000
Italien	16.662	43.253	59.915
England	2.400	14.400	16.800
Algier	3.000	—	3.000
Totale	244.929	1,366.733	1,611.626

Pflaumenbericht.

Man schreibt aus Brčka unterm 24. Mai: Die Pflaumenbäume haben in Bosnien im allgemeinen nicht allein gut überwintert, sondern auch recht gut abgeblüht. Doch war in den letzten Tagen beim Fruchtansatze, welcher sich in einigen Bezirken reichlich zeigte, durch allzuhäufigen Regen Wurmstich und infolgedessen bedeutender Abfall wahrnehmbar. Man rechnet heute — günstigen Witterungsverlauf vorausgesetzt — höchstens auf die Hälfte der vorjährigen Raccolte. In neuen Pflaumen wurden bisher in Brčka keine Vorverkäufe gemacht, da sich die heimischen Händler reserviert verhalten. Ein Posten neuen Lequars wurde per Herbst zum Preise von fl. 15¼ per 100 kg ab Waggon oder Schiff Brčka abgeschlossen. Aus Serbien lauten die Nachrichten nicht ungünstig und hofft man dort auf eine Mittelernte. In Šabac wurden einige Garnituren Pflaumen per Herbstlieferung zum Preise von fl. 14·— per 100 kg. ab Schiff verkauft.

Die serbische Monopol-Verwaltung.

Das Reinerträgnis der serbischen Monopol-Verwaltung aus den für den Staatsschuldendienst verpfändeten Einkünften betrug vom 1. Jänner bis Ende April 1899 6,263.859 Francs, Verwendung für Staatsschuld 860.660 Francs, Bankguthaben und Cassastand per Ende April 1899 (gegenüber 4,302.668 Francs im Vorjahre) 5,403.199 Francs.

Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.

Der Rechnungs-Abschluss für das Jahr 1898 weist ein Reinerträgnis von 931.680 fl. und gegenüber jenem des Vorjahres eine Besserung um 62.741 fl. aus. Der Verkehr des Gegenstandsjahres gestaltete sich im allgemeinen ziemlich lebhaft, wiewohl die ausgesprochene Missernte Ungarns im Jahre 1897 sich speciell im ungarischen Getreideverkehr ausserordentlich fühlbar machte und auch die an die ungarische Ernte des Jahres 1898 geknüpften Erwartungen nur in bescheidenstem Masse erfüllt wurden. Der Mangel an Weizen in Ungarn veranlasste jedoch einen sehr regen Import von der unteren Donau, welcher theilweisen Ersatz für den geringen ungarischen Verkehr bot. Die Freigebung des Canals für den allgemeinen Verkehr ermöglichte, wenn auch in beschränktem Masse, allerdings die Passage über das Eiserne Thor bei einem Wasserstande, bei welchem sonst der Verkehr gänzlich ruhen musste; ohne diesen Vortheil zu verkennen, dürfen aber andererseits die Schwierigkeiten nicht übersehen werden, mit denen der Schiffahrtsbetrieb im Canal infolge der enormen Strömung, ober- und unterhalb des Canals aber derzeit deshalb noch verbunden ist, weil durch die Regulierungsarbeiten die angestrebte Fahrtiefe bisher weitaus nicht erreicht wurde. Die Gesammtleistung im Frachtenverkehr betrug 1.023.007.225 Tonnenkilometer und war um 100,263.917

Tonnenkilometer = 10·9 Percent grösser als im Jahre 1897. Die Frachtsätze waren im allgemeinen stark gedrückt. Was den Personenverkehr betrifft, so wurde in den ausschlaggebenden Monaten August und September die Frequenz durch das eingetretene Niederwasser und die infolge desselben nicht zu vermeidenden Verspätungen erheblich beeinträchtigt. Die auf der oberen Donaustrecke unterhaltenen Localfahrten lieferten nach wie vor ein höchst ungünstiges Ergebnis. Laut der vorliegenden Betriebsrechnung des Schiffahrtsdienstes betrugen die Einnahmen aus dem Personentransporte 1,220.224 fl. (—73.076 fl.). die Einnahmen aus dem Gütertransporte 8,494.250 fl. (—35.170 fl.), die sonstigen Einnahmen 633.450 fl. (+ 193.653 fl.), zusammen 10,347.925 fl. (+ 85.315 fl.); die Betriebsausgaben 8,156.905 fl. (—119.304 fl.), die Wertabschreibungen 1,513.030 fl. (+ 23.191 fl.), zusammen 9,669.936 fl. (— 96.112 fl.); das Reinerträgnis 677.988 fl. (+ 181.428 fl.), hievon ab die auf den Schiffahrtsdienst entfallende Quote der Beiträge zum Pensionsfonds 405.912 fl. (— 4193 fl.), Übertrag auf General-Gewinn- und Verlustconto 272.076 fl. (+ 185.621 fl.). Für das laufende Jahr ist der Bau von 16 Warenbooten in Aussicht genommen. Die Instandhaltung des Schiffsparkes erforderte den gewöhnlichen Zeitaufwand. Der Betrieb der gesellschaftlichen Eisenbahn lieferte wie im Vorjahre ein befriedigendes Ergebnis. Das verbleibende Reinerträgnis macht 427.126 fl. (— 6334 fl.) aus. Das Erträgnis der gesellschaftlichen Kohlenwerke beträgt 583.403 fl. gegen 560.526 fl. im Vorjahre und hat somit eine Besserung um 22.877 fl. erfahren. Das Resultat der Gesammtgebarung zeigt gegenüber dem Vorjahre eine Besserung um 184.943 fl. — Die Generalversammlung dieses Transportunternehmens beschloss nach den Anträgen des Verwaltungsrathes, von dem verfügbaren Reingewinne im Betrage von 798.445 fl. eine Dividende von sechzehn Gulden pro Actie zu bezahlen und den Rest auf neue Rechnung vorzutragen. Die ausscheidenden Verwaltungsräthe Anton Freiherr v. Bahnhans und Ferdinand Frankl wurden wiedergewählt.

Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft und serbische Dampfschiffahrts-Gesellschaft.

Die Conferenzen zwischen den Delegierten der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft und der serbischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft endeten mit dem Abschlusse des folgenden Übereinkommens: Der Schiffsverkehr von Belgrad und Semlin und retour wird abwechselnd einen Tag durch die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, den andern Tag durch die serbische Dampfschiffahrts-Gesellschaft versehen werden. Die serbischen Schiffe werden viermal in der Woche nach Šabač und zurück verkehren, die Schiffe der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft die übrigen drei Tage in der Woche; ferner werden die serbischen Schiffe von Belgrad nach Dubravica an der Donau jeden Tag und nach Radujevac zweimal wöchentlich Fahrten unternehmen.

Malzexport nach Bulgarien.

Das k. und k. Vice-Consulat in Varna schreibt in seinem März-Bericht: Unter der Menge von 2029 Metercentnern, welche mittelst österreichischer Lloydschiffe im Berichtsmonate eingeführt wurde, figuriert ein Posten von 100 Metercentnern fertigem Malz aus Österreich. Dasselbe ist für die bulgarische Actienbrauerei in Schumla bestimmt gewesen, welches Etablissement bessere Rechnung findet, wenn es österreichisches Malz fertig bezieht, als wenn es selbst dasselbe aus der heimischen Ware bereitet.

Ungarischer Export nach Rumänien.

Der ungarische Export nach Rumänien hat sich im Monate März sowohl über Verciorova, als über Predeal bedeutend gesteigert, namentlich in Holz, Kohle, Eisen und Eisenwaren, sowie in Maschinen und Maschinenbestandtheilen, während der Import, nachdem die massenhafte Getreide-Einfuhr allmählich aufgehört hat, die normalen Dimensionen wieder annahm. Es wurden ausgeführt: 23.486 Tonnen, um 71 Percent mehr als im März des Vorjahres. Die Hälfte der ausgeführten Waren bestand aus Holz: heuer 11.709 Tonnen, im vorigen Jahre bloss 5622. Der Eisenexport stieg um 1215, der Kohlenexport um 815 Tonnen. Vom Beginne des Jahres bis Ende März wurden 46.567 Tonnen gegen 32.239 Tonnen des Vorjahres ausgeführt. Die Einfuhr betrug im Monate März 6927 Tonnen gegen 28,333 Tonnen des Vorjahres. Der Getreide-Import allein betrug im März des Vorjahres circa 25.000 Tonnen, heuer kaum 4000. Im ersten Quartal betrug der Import 23.558, im vorigen Jahre 71.341 Tonnen, wovon 62.020 auf Getreide allein entfielen. Der Export war daher in diesem Quartal doppelt so gross als der Import und ist zu erwarten, dass bei der ferneren Abnahme der rumänischen Getreidesendungen sich das Verhältnis zu Gunsten des Exportes noch immer mehr bessern werde.

Die bulgarische Nationalbank.

In der bulgarischen Handels- und Geschäftswelt wird noch immer der nur im bescheidensten Masse wiedereröffnete Credit bei der Nationalbank schmerzlich vermisst und drohen Zusammenbrüche von mehreren Firmen und Handelshäusern. Wenn es richtig ist, dass der bulgarischen Regierung bis zu einem gewissen Ausmasse ein vorschussweises offenes Conto auf die Finanzabkommen seitens der Banken eingeräumt wurde, deren Verträge allerdings erst Giltigkeit durch das Votum der Sobranje erhalten, sollte die neue Regierung vorerst mit Rücksicht auf den bulgarischen Handelsstand die alte Sünde des Regimes Stoilow — die Nationalbank zu Staatszwecken so weit geschröpft zu haben, dass die Bank den ganzen commerziellen Credit einstellen musste — gutmachen und der Nationalbank die wider-

rechtlich entnommenen Millionen rückersetzen. Damit geschähe der eigenen Kaufmannschaft und dem bulgarischen Handel selbst eine grosse Wohlthat.

Der Viehhandel der Monarchie.

Die Ergebnisse der Viehausfuhr der Monarchie im ersten Quartal dieses Jahres sind im Vergleiche zum correspondierenden Zeitabschnitte des Vorjahres als nicht unbefriedigende zu bezeichnen. In der Zeit vom Jänner bis März dieses Jahres ergibt sich eine Steigerung des Viehexportes um rund zwei Millionen Gulden (dem Handelswerte nach) und eine Zunahme um 23.525 Stück Schlachtvieh gegenüber der gleichen Periode des Vorjahres. Ausschlaggebend für die Steigerung der Ausfuhr war der stärkere Absatz von Rindern und mit Bezug auf den Handelswert auch die erhöhte Preisbewertung von Ochsen und Kühen. Der Export erfolgte hauptsächlich nach dem deutschen Reiche; einige hundert Stück wurden nach der Schweiz ausgeführt. Der Schafexport war wohl ein stärkerer als in der gleichen Zeit des vorigen Jahres, aber unbedeutend im Vergleiche zu früheren Jahren. Die Ausfuhr von Schweinen, die bis zum Jahre 1896 eine bedeutende war, ist eine kaum nennenswerte und stellt sich niedriger als im Vorjahre. Die Gesammtausfuhr betrug in der Zeit vom Jänner bis März dieses Jahres dem Handelswerte nach 6·3 Millionen Gulden und 62.703 Stück Schlachtvieh. In dem gleichen Zeitabschnitte ist in der Vieheinfuhr der Monarchie ein Rückgang eingetreten. Die Gesammteinfuhr im ersten Quartal dieses Jahres betrug 29.375 Stück Schlachtvieh im Handelswerte von rund 1·5 Millionen Gulden; gegen die correspondierende Periode des Vorjahres ergibt sich eine Abnahme um 11.730 Stück und um 982,286 fl. dem Handelswerte nach.

Ungarische Fluss- und Seeschiffahrts-Actien-Gesellschaft.

Unter dem Vorsitze des Grafen Paul Széchenyi fand jüngst die ordentliche Generalversammlung dieser Gesellschaft statt. Dem zur Vorlage gelangten Directionsbericht entnehmen wir folgende Daten:

Die Bilanz des vierten Geschäftsjahres weist einen Reingewinn von 286.011 fl. aus. Dieses Resultat zeigt dem des Jahres 1897 gegenüber eine geringe Besserung, was umsomehr hervorzuheben ist, als sie unter Verhältnissen erzielt wurde, welche im Vergleiche mit denen des Jahres 1897 in keiner Weise günstiger genannt werden können. Der aussergewöhnlich niedrige Wasserstand im Herbst machte es unmöglich, die Tragfähigkeit der Fahrzeuge auszunützen. Die bestellten vier Raddampfer wurden in Betrieb gesetzt, und es wurden in der Raaber Werkstätte der Gesellschaft sechs Eisenschlepper erbaut. Der Gesammtwert des eigenen Schiffsparkes beträgt 8,065.747 fl. Die Schiffe der Gesellschaft haben im verflossenen Herbst den provisorisch und vorläufig unentgeltlich dem Verkehr übergebenen Eisernen Thor-Canal befahren, wodurch die Verbindung mit der unteren Donau aufrecht erhalten werden konnte. Der Personenverkehr auf der unteren Donau

hat sich befriedigend gehoben; im Güterverkehr dieser Strecke kann mit Rücksicht auf die dort obwaltende starke Concurrenz eine Besserung nur schwer erzielt werden. Die Dampfer haben im verflossenen Jahre 5270 Reisen gemacht, wovon 3546 Reisen auf die Passagierdampfer entfallen. Die Anzahl der geleisteten Personen-Kilometer beträgt 27,011.289 und die der geleisteten Tonnen-Kilometer 278,782.827. Die durch Schleppschiffe zurückgelegte Strecke betrug 1,314.543 Kilometer. Insgesammt wurden 453 fremde Schiffe remorquiert. Die Einnahmen aus dem Personenverkehr betrugen nach 421.011 Personen 329.369 fl. Die Einnahmen des Frachtenverkehres machten zusammen 1,963.856 fl. aus. Die zu Gunsten der Instandhaltungsreserve im Vorjahre bewirkten Abschreibungen betragen 396.446 fl. Dem Assecuranzfonds wurden 23.518 fl. zugewiesen. Die Anträge der Direction, dass nach diversen Abschreibungen und den statutenmässigen Abzügen für den Dividenden-Coupon für das vierte Betriebsjahr à 5 fl. 250.000 fl. verwendet werden und der Rest von 13.538 fl. vorgetragen werde, wurden angenommen und der Direction sowohl als auch dem Aufsichtsrath das Absolutorium ertheilt. Der Coupon wird von nun an bei den Cassen der Gesellschaft und der allgemeinen Creditbank eingelöst.

Bücherbesprechungen.

Sämmtliche zur Besprechung einlangende Bücher, Zeitschriften etc. finden in der Reihenfolge ihres Einlaufes an dieser Stelle bereitwilligste Aufnahme.

1866—1896, Treĭ Deceĭ de ani de Domniei Aĭ Regelui Carol I. Cuvîntărĭ Si Acte. Vol. I 1866—1880, Vol. II 1881—1896. Edițiunea Academieĭ-Române-Bucurescĭ. Institutul de Arte Grafice, Carol Göbel. Furnisor al Curțiĭ Regale 16, Strada Drameĭ 16.

Unter obiger Aufschrift ist in Bucarest ein zweibändiges, 1115 Seiten in Lexikon-Format umfassendes Werk erschienen, in welchem in symetrischer Aufstellung alle von König Carol von Rumänien seit seiner Thronbesteigung bis Ende des Jahres 1896 bei verschiedenen feierlichen Anlässen gehaltenen Reden und Ansprachen, wie auch alle politisch und geschichtlich wichtigen, von ihm oder anderen bedeutenden Persönlichkeiten ausgehenden Acten in chronologischer Reihenfolge enthalten sind.

Als authentischeste Quelle für contemporäre Geschichtsschreibung des Rumänenstaates ist kaum ein anderes, in Rumänien oder im Auslande erschienenes Handbuch geeignet, das treue Bild dieser geschichtlichen Periode vorzuführen. Besondere Vorsicht ist aber dem Leser zu empfehlen bezüglich der Rücksichtnahme auf die in der Einleitung des Herrn Sturdza aufgestellten Behauptungen über Thatsachen, für welche im Werke keine documentarischen Belege zu finden sind, noch mehr aber im Redactionssysteme des Herrn Eugen Brote, welchen Herr Sturdza, wie auch bei anderen Gelegenheiten, mit Arbeiten betraute, in welchen der Stempel des nationalliberalen Standpunktes — Sturdzaistischer Richtung — eingedrückt zu werden bestimmt war.

Anlass zur Conception dieses Werkes gab der allgemeine Wunsch des rumänischen Volkes, durch gewisse Thaten den Tag der zwischen König Carol und der rumänischen Nation zu feiernden silbernen Hochzeit zu verherrlichen, und von diesem Geiste angeregt, hat auch die rumänische Akademie in ihrer Sitzung von 27. März 1890 beschlossen, alle vom Staatsoberhaupte im Verlaufe seiner 25jährigen Regierung gehaltenen Reden in einer Sammlung veröffentlichen zu lassen, von welcher ein Prachtexemplar von allen Mitgliedern der Akademie in corpore Seiner Majestät zu unterbreiten wäre.

Herr Sturdza erwähnt zwar in seiner Einleitung zu diesem Werke mit keinem Worte, ob die Akademie ihn mit der Aufarbeitung und der Redaction des Werkes betraut hat, ob ihm die Ermächtigung ertheilt war, seine Aufgabe an Herrn Brote abzutreten, und ob das Elaborat der Akademie vorgelegt, von ihr auch vor der Veröffentlichung desselben in seiner gegenwärtigen Fassung approbiert worden ist.

Die im Senate und in der Tagespresse von Herrn Majorescu, dem Mitgliede der Akademie, Universitätsprofessor und vom Universitäts-Wahlcollegium gewählten Senator, über dieses Werk und seine Partei-Tendenz gemachten Ausführungen, wie auch die Erwiderungen des Herrn Sturdza stellten fest, dass nur die Anregung zu diesem Werke von der Akademie ausgegangen war, die Vaterschaft desselben aber nur Sturdza allein angehöre.

Die Majorität ihrer Mitglieder konnte nicht gebilligt haben, dass in einem Werke, in welchem die Glorificierung der Regierungsperiode König Carols I. zum Ausdrucke kommen soll, auch Raum zu einer Diatribe über Fürst Cuza, den Grundleger zu diesem herrlichen Staatsausbau, welchen König Carol vollzog, vorhanden wäre.

Auch entbehren die gegen Cuza gerichteten Verdächtigungen und Anklagen jedes documentarischen Beweises. Herr Sturdza, der beim Sturze Cuzas in den Besitz aller Schriften privater und politischer Natur des gestürzten Fürsten ge-

langte, hätte doch die abträgliche Kritik über Cuza mit aus den Acten hervorgehenden Beweisen für seine Kritik unterstützen können, sollten dieselben als glaubwürdig der gegenwärtigen Generation vorgeführt werden?

Die Redaction des Werkes begnügte sich nicht mit dem Aufeinanderreihen von Reden und Documenten, sie fügte auch in gedrängter Form Aufzeichnungen über jene Ereignisse, welche Ministerwechsel, manchmal auch Systemwechsel herbeiführten. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist es sehr bedauernswert, dass sowohl die Affaire der im Jahre 1870 inscenierten Republik in Ploiesci und ihre Ursachen und Arrangeure, als auch die deutschfeindliche Manifestation am 10./22. Jänner 1871, welche den Fürsten zur Abdiction bewog, auf welche er nur dann verzichtete, als Lascar Catargiu das starke conservative Ministerium bildete, in welchem er die Garantie der Stabilität und der neueren Ordnung ersah, kaum eine kärgliche Erwähnung finden. Diese Begebenheiten führten ja zu solchen Consequenzen, deren Resultate von grösster geschichtlicher Bedeutung sind!

Auch würde man gut thun, anzunehmen, dass S. M., behufs Verherrlichung seines grossen Werkes, nie seine Einwilligung gegeben hätte, dass sein Vorgänger auf dem Throne derselben vereinigten Donaufürstenthümer vor dem Forum der öffentlichen Meinung von einem absolut recusablen Richter gerichtet und verurtheilt werde.

Die Glorification der Regierung König Carols I. bedarf wahrlich keiner Unterlage historischer Unwahrheiten.

Dieses Werk wird noch lange Gegenstand kritischer Polemik bilden, nichtsdestoweniger aber wird es immerdar als unschätzbare Sammlung eines überaus nützlichen Materiales sein, insoferne man die authentischen Reden und Documente von jenem Theile absondert, welcher den Herren Sturdza-Brote angehört.

Der bulgarische literarische Verein „Obsti Trud“ hat zur Förderung der bislang armseligen Literatur Bulgariens vor sechs Jahren einen muthigen Schritt versucht. Er hat die heimischen Schriftsteller um sich geschart und vornehmlich diejenigen unterstützt, welche die neue Richtung vertraten und als eifrige Anhänger des modernen literarischen Lebens galten. Hierauf wurde eine Monatsschrift gegründet, die seit sechs Jahren die Pflege der Wissenschaft, Literatur und Kunst betreibt und den Titel führt: **»Blgarski Pregled«,** Spisanie za nauka, literatura i obštestven život, izdava družestvoto Obsti trud. Sofia, pridvorni pečatnica. Diese Zeitschrift bereicherte jahraus jahrein die Literatur der Bulgaren und ward auf diese Weise zur wegweisenden Stütze des heimischen geistigen Lebens. Der im Jahre 1894 gegründete »Pregled« entfaltete sich im Laufe der Zeit gar mächtig, ward ein sicherer Hort der bulgarischen Belletristik und Wissenschaft, purificierte die Sprache, verbesserte die Orthographie und seine Richtung dominiert heute bereits im Kreise der jüngeren Schriftstellergeneration sowohl, als auch in allen Schichten der gebildeten Gesellschaft.

Das folgende Inhaltsverzeichnis der vom September bis December vorigen Jahres erschienenen Hefte gilt als Beweis, dass die edle Idee des Vereines auf fruchtbaren Boden fiel und würdige Früchte trug.

Septemberheft:

- »Vav-Lunima Bljasok.« Gedicht von Kiril Kristov.
- »Milko und Milena.« Erzählung aus dem Volksleben von Z. Kirov.
- »Meine Erinnerungen aus dem Kerker.« Von J. Gruev.
- »Die heutige Anschauung der Franzosen über die orientalische Frage.« Eine Studie von Iv. A. Georgov.
- »Homers Ilias. XXIII. Gesang. Das Begräbnis des Patroklus.« Ins Bulgarische übersetzt von Al. Balabanov.
- »Protopop Avakum Petrov in der Geschichte der russischen Literatur.« Von Prof. V. Jagić. Übersetzt von L. M.
- »Slavische Grössen: 1) Frantisek Palaczky; 2) Adam Miczkievicz. Charakterstudie von B. Zonev.
- »Belinsky.« Von E. Georgov.
- »Die Bedeutung der mährischen Wortfolge in der geschichtlichen und heutigen Ethnographie der Balkan-Halbinsel.« Von K. Misirkov.

Recensionen und Bibliographie:

Dr. St. G. Toncsev: »Die Erkältung und deren Rolle bei Erkrankungen.« Von G. D.

K. Gilti: »Das Glück.« Populäre Abhandlung aus der Philosophie. Übersetzt von M. Moskov.

P. Dicsev: »Über bulgarische Agricultur.« Reiseskizzen u. Informationen. Von V. M.

»Russische philosophische Zeitung.« Von M. A.

»Die Statistik des Aussenhandels des Fürstenthums Bulgarien.« Vom B. M.

A. A. Issaev: »Zur Politik des russischen Finanzministeriums seit der Mitte der Achzigerjahre.«

M. Tugan-Baranovsky: »Russische Fabriken einst und jetzt.« Von B. M.

»Historische Zeitung, Juni 1898.«

»Antwort an N. A. Nacsov.« Von G. Dermancsev.

Wissenschaft:

»Der bulgarische literarische Verein in Sofia.« Von A. J.

»Die Anthropologie in Bulgarien.« Von Dr. S. Vatev.

»Die Statistik der bulgarischen Elementar- und Mittelschulen in der europäischen Türkei, Schuljahr 1897/98.«

Octoberheft:

»Kraj Varvar (Am Ufer des Varvar).« Gedicht von Ruskin.

»Im Spitale.« Erzählung von Ravul Kaneli.

»Vecserni senki (Abendstimmen).« Gedicht von K. Kristov.

»Wie ich Decadent ward.« Humoreske von V. Tihonov. Übersetzt von E. G.

»Am Meeresstrande.« Gedicht von * * *

»Am Grabe Havj. Dimitrofs.« Nekrolog von L. Miletić. (Gelegentlich der Exhumierung der Leiche Dimitrofs.)

Fortsetzung der Abhandlungen von Georgov und Jagić aus dem Septemberhefte.

»Neue Daten zur Geschichte der Landwirtschaft Europas.« Von B. Minzes.

»Der griechisch-türkische Krieg und die ottomanische Armee.« Von von der Goltz Pascha. Übersetzt von R.

Recensionen:

»Iz Tesznini te« von A. Ludogarov. Von L. Miletić.

»Die bulgarische Literatur nach der Befreiung« von Jordan S. Marinopolskj. Von L. M.

»Bericht des Referenten der parlamentarischen Commission.« Von D. H.

»Die Bedeutung der nationalen Bildung.« Notizen von Janžul. Tschuprov und anderen. Übersetzt von Christo D. Maksimov. Von L. M.

»Bizantiski Vremmenik, V. Band.« Von G. D.

»Gladstones Leben und politische Wirksamkeit.« Von G. D.

»Kul, P. U. Provinzialnija Sobrania u rimlian.« Von G. D.

»Antwort an die privilegierte social-demokratische Actiengesellschaft »Novo Vreme.« Von B. M.

Wissenschaft:

»Ein Blatt aus der Chronik, gefunden im Dorfe Golemo Belovo.« Von N. Nacsov.

»Die Beleuchtung der neuen bulgarischen Kirche in Constantinopel.« Von B. Z.

Novemberheft:

»Wer ist krumm?« Vers von J. Tomić. Übersetzt von St. M. Popov.

»In der Sedjanka.« Episode aus dem Volksleben. Von J.

»Theilung.« Legende aus Staroplanina. Von St. M. Popov.

»Der Erste.« Von A. Stoicsef.

»Die Lage in Macedonien.« Von V. Kancseff.

»Die rumänische Dobrudzsa.« Von A. Isirkov.

»Das Naturgesetz.« Von Dr. L. Stein. Übersetzt von I. F.

Recensionen:

Tresić-Pavičić: »Simeon Veliki.« Tragödie in 5 Acten. Zagreb 1897. B. Zonev.

V. Skorpil: »Gedenksäulen in den Städten Odesos-Varna.« Von V. N. Zlatarsky.

Stojan M. Popov: »Mara.« Gedicht von L. Miletić.

M. J. Lermontov: »Bolarian Opsa.« Gedicht. Übersetzt von St. M. Popov.

E. D. Grimm: »Die Brüder Gracchus.« Übersetzt von M. Moskov. Von G. Dermancsev.

V. Miller: »The regeneration of Greece.« Von Iv. Georgov.

»Slovanský přehled.« Redactor Ad. Černý. Praha. 1898. Roč. I. č. 1—2. Von L. M.

»Vestnik slovanských starožitnosti« (Indicateur des travaux relatifs à l'antiquité slave). Vydává Dr. L. Niederle. Praha 1898. sv. I. Von L. M.

»Narodopisný sbornik českoslovanský.« Redactor Dr. F. Pastrnek. Praha. Von L. M.

Wissenschaft:

»Zum neuen Texte der in Salonichi entdeckten Simeonovsky-Aufschrift.« Von L. M.

»Ein griechisches Buch von einem macedonischen Bulgaren.«

»Die Feier der 25jährigen Thätigkeit des Charkover Professors M. S. Drinov.« Von L. M.

»Das 60jährige Jubiläum des Professors V. Jagić.« Von L. M.

»Ocultismus und Theosophie.« Von V. N. Z.

»Der bulgarische literarische Verein in Sofia.«

Decemberheft.

»Constantinopeler Sonette.« Von R. Velicskov.

»Momina kula.« Orientalisches Märchen von N. Nacsov.

»Octaven.« Von Kiril Kristov.

»Kaltes Blut.« Erzählung von A. Csekov.

»Niklen Roma.« National-Ballade von St. Nopov.

»Kaiser Simeon.« Tragödie in 5 Acten von Dr. Tresić.

»Erinnerung aus dem Jahre 1877.« Von Jakim Gruev.

»Román Dobrudzsa.« Von A. Ischirkov.

»Slavische Solidarität einst und jetzt.« Von Jordan Ivanov.

»Das südslavische epische Versmass in neuer Beleuchtung.« Von Iv. D. Šišmanov.

Recensionen:

V. Kancsev: »Die Stadt Skopie.« Von A. J.

D. Ilkov: »Ausflug in die Stara Planina.« Von A. J.

»Vernunft und Energie.« Übersetzt von D. Dragiev. Von G. D.

V. Jagić: »Bericht über einen mittelbulgarischen Zlatoust.« Von L. Miletić.

R. Radcsenko: »Confessionelle und literarische Thätigkeit in Bulgarien vor der türkischen Knechtschaft.« Von L. M.

Georgi Kapčev: »Macedonien oder die Stimme des Sclaven.« Von L. M.

Karel Kadlec: »Rodinný nedil čili zádruha v práhu slovanském.« Von L. M.

Dr. M. Murko: »Miklosichs Jugend- und Lehrjahre.« Von L. M.

A. Strauss: »Die Bulgaren.« Von J. D. S.

Wissenschaft:

Gavril Krestevič: »Nekrolog.« Von V. N. Zlatarski.

»Der bulgarische literarische Verein in Sofia.« Von J. G.

»Zur 300jährigen Wiederkehr des Edictes von Nantes.« Von V. N. Z.

Griechische Culturgeschichte. Von Jakob Burckhardt. Herausgegeben von Jak. Oeri. Zwei Bände. Berlin und Stuttgart. W. Spemann.

Das vorliegende, aus dem Nachlasse des grossen Forschers und anerkannt besten Kenners des griechischen Alterthums herausgegebene Werk ist eine Sammlung von Vorlesungen, die Burckhardt seit dem Jahre 1880 in Buchform auszuarbeiten begann. Fünf Abschnitte (die Griechen und ihr Mythus, Staat und Nation, Religion und Cultus, die Erkundung der Zukunft, die Gesammtbilanz des griechischen Lebens) lagen druckfertig vor seinem Tode vor; ihre Veröffentlichung jedoch war in einem schriftlich hinterlassenen letzten Willen ausdrücklich untersagt und wurde erst kurz vor seinem Tode mündlich erbeten und erlaubt. Der Herausgeber dieser ersten zwei Bände beabsichtigt auch die übrigen vier Abschnitte herauszugeben, die nur noch als Collegienheft vorhanden sind (Kunst, Poesie, Philosophie und Wissenschaft, der griechische Mensch in seiner historischen Entwicklung).

Es ist kaum möglich, den Reichthum an Gedanken auch nur annäherungsweise anzudeuten, der über den vorliegenden zwei Bänden ausgebreitet liegt. Aber eine Seite kann man hervorheben, die das Buch kennzeichnet, ihm gleichsam das Gepräge gibt, unter dem es in die allgemeine Discussion eintritt: Es ist dies der Nachweis des pessimistischen Grundzuges des Griechenthums. Selbst seine Götter sind nicht immer glücklich und wäre es auch nur wegen ihres Neides; mit diesem aber pflegen sie hervorragende Menschen heimzusuchen. Das Urtheil, welches vom Schicksal und von den Göttern verhängt wird, hat bei weitem das Übergewicht, und gerade die entscheidendsten Gestalten und Geschichten gehören in dieses Gebiet. Die bedeutendste dieser Gestalten ist Prometheus. Was dieser den Menschen geschenkt und gegönnt und was er dafür zu erleiden hatte, genügte, um in der Tiefe der Gemüther eine Stimme rebellischer Klage gegen Götter und Schicksal wachzuhalten und voll Bitternis im Herzen des Lebens Last

zu tragen. Auf der Insel Keos kommen denn auch die alten Leute zusammen und trinken gemeinschaftlich Mohnsaft oder Schirling. Ein leichter Anlass genügt zum Selbstmord. Vom leukadischen Felsen pflegen unglücklich Liebende ins Meer zu springen. Sehr häufig ist der Kindesmord und die in Dramen und Komödien oft, selbst in wohlhabenden Ständen, auftretende Aussetzung eines Kindes.

Auch die Schilderung des griechischen Staatslebens eröffnet dem Leser neue Horizonte. Burckhardt nennt die Polis, die »Stadt«, die furchtbarste Gewaltherrscherin, die jemals existierte; keine Stadtrepublik des Mittelalters reicht an die Fülle des Leidens, das die Polis ihren Bürgern bot. Niemals haben sich Menschen soviel Leid untereinander zugefügt, wie diese sensitiven Griechen innerhalb ihrer Städte und im Kriege gegen einander.

Um die Wunderblüte griechischer Kunst, griechischen Denkens zu schaffen, mussten übrigens die tiefsten Gegensätze zusammentreffen, durch welche beinahe Übermenschliches geschaffen wurde. Ohne Zweifel wird der Abschnitt über griechische Kunst, der mit Spannung erwartet werden darf, diesen Gedanken näher erörtern.

Das ungemein anzüglich geschriebene Werk wird kein Mann von allgemeiner Bildung ungelesen lassen und keiner wird es aus der Hand legen können ohne das Gefühl, durch die geistvollen Auseinandersetzungen eine mächtige Anregung erhalten zu haben. — i —

Naszreddin Hodsa Tréfái (Die Spässe des Hodža Nassreddin). Von Dr. Ignaz Kúnos. Budapest, 1899.

So betitelt sich das neueste Werk des trefflichen Directors der Budapester orientalischen Handelsakademie, welches 165 Schwänke des berühmten orientalischen Schalkmeiers im Originaltexte und in ungarischer Übersetzung enthält und ausserdem mit einer gehaltvollen Studie über den Ursprung und das Wesen der Nassreddin'schen Spässe einbegleitet ist. Wir verweisen hiebei auf den hochinteressanten Aufsatz des gelehrten Verfassers in unserer Zeitschrift, Heft 4 und 5, worin eine Auswahl dieser Spässe zur Illustration der lehrreichen Ausführungen dient. Das bedeutsame Werk des europäischen Ruf geniessenden ungarischen Verfassers und eines der besten Kenner der orientalischen Literatur überhaupt, ist in der Ausgabe der ungarischen Akademie der Wissenschaften erschienen. Preis 1 fl. 50 kr. —r.

A magyar anekdotakincs (Der ungarische Anekdotenschatz). Von Béla Tóth. Illustriert von Carl Mühlbeck. Band I und II. Preis jedes Bandes broschiert 2 fl. 40 kr.; in Prachtband 3 fl. 20 kr. Verlag von Singer & Wolfner, Budapest, 1899.

Unter obigem anspruchslosen Titel sind die ersten beiden von den fünf Bänden jenes bedeutungsvollen Buches erschienen, welches in der ungarischen Literatur bislang einzig dasteht und den talentvollen und feinfühligen Schriftsteller Béla Tóth zum Verfasser hat, der auch im vorliegenden Werke, wie in so zahlreichen anderen, als Gelehrter, Poet, Sprachforscher und leidenschaftlicher Sammler zu seinen Lesern spricht. Er hat mit der Pedanterie eines Gelehrten, mit dichterischem Schwunge, mit der Schöpferkraft des Sprachgelehrten und dem Ameisenfleisse des leidenschaftlichen Sammlers die stattlichen Bände verfasst, die als wertvolles Angebinde der ungarischen Nation und als eine bedeutsame Bereicherung der ungarischen Culturgeschichte zu gelten haben.

In diesem Werke hat der Verfasser sämmtliche Anekdoten des ungarischen Volkes zusammengetragen, soferne sie durch die Anknüpfung an eine bestimmte Person eine gewisse Authenticität, einen historischen Anstrich besitzen. Von den alten Chroniken bis auf die heutigen Zeitungen, von den in Manuscripten aufbewahrten Sammlungen bis zu den modernen Büchern, von der Memoirenliteratur bis zum Kalender, von der Volksüberlieferung bis zum Tratsch in den Abgeordnetenhaus-Couloirs: nichts war dem eifrigen Sammler zu gering, als dass er es nicht als Quelle benützt hätte. Der überreiche Stoff ist historisch gruppiert und auf solche Weise übersichtlich gestaltet. Das Werk ist mit einem Worte eine Geschichte Ungarns, der ungarischen Nation in Anekdoten, Geschichte im Negligé und als solche nebst einem Born des Amusements auch eine Fundgrube des Lehrreichen, Erhebenden, Begeistern-

den. Die zahllosen anekdotenhaften Geschichtchen, die uns Tóth in genussreicher Form erzählt, zeigen dem Leser jene grossen Männer im Negligé, die die Nation an der Hand der Geschichte als mythologische Gestalten kennt, — ausserdem aber erscheinen durch diese Aufzeichnungen zahlreiche derartige Vorfälle verewigt, welche auf die damalige Zeit und deren handelnde Personen ein charakteristisches Licht werfen.

Die eine oder andere charakteristische Anekdote gestattet ausserdem einen tieferen Einblick in die Geheimnisse der ungarischen Volksseele, wie denn auch so manche Anekdote als Diagnose der Krankheit einer ganzen Nation und als Norm ihrer Seelengrösse und — Poesie gelten kann. — Nicht unerwähnt dürfen die vielen hübschen Illustrationen und die glänzende Ausstattung bleiben, welche die bestrenommierte Verlagshandlung dem hochinteressanten Werke angedeihen liess.

—r.

Nagy Képes Világtörténet (Grosse illustrierte Weltgeschichte).

Von diesem im Verlage der Franklin-Gesellschaft und der Gebrüder Révai'schen Actiengesellschaft erscheinenden monumentalen Werke liegt schon der zweite Band vor. Derselbe behandelt das Griechenland des Alterthums. Der vorzügliche Gelehrte und Akademiker Dr. Julius Gyomlay, der seine gesammten historischen Studien der Erkenntnis des griechischen Geistes widmete, ist der Verfasser dieses beiläufig 700 Seiten starken Bandes. Der auf der Höhe seiner Aufgabe stehende Verfasser hat seine schwierige und imposante Aufgabe mit Meisterschaft gelöst.

In sämmtlichen Abschnitten dieses Werkes, in welchem die mächtigen Ereignisse und Episoden des classischen Hellas vor unserem geistigen Auge vorbeiziehen, zeichnet sich der Autor durch scharfen historischen Blick, alles umfassende Sachkenntnis und strenge Gewissenhaftigkeit aus. Sein riesiges Material hat er einer genauen und freisinnigen Kritik unterzogen, überdies verlieh er seinem Werke einen flüssigen, vornehmen Stil, so dass sich diese Geschichte Griechenlands für jedermann auch als überaus anregende und genussreiche Lecture präsentiert. Die auf das alterthümliche Hellas bezughabende Geschichtskunde hat in den letzten Jahrzehnten eine hochbedeutsame Metamorphose durchgemacht. Neue Funde, sowie die aus den egyptischen Gräbern ans Tageslicht gelangten Papyrusse und die mannigfaltigen, interessanten Resultate der systematisch durchgeführten Ausgrabungen haben das Material der griechischen Geschichtsschreibung unendlich erweitert. Inzwischen entwickelten sich auch die nahe verwandten wissenschaftlichen Zweige ganz gewaltig und dieser rapide Aufschwung der Gesammtwissenschaften hatte bezüglich der Auffassung des historischen Materials die Entstehung neuer Gesichtspunkte zur Folge. Besonders in politischer Hinsicht zeigt sich nun die Vergangenheit Hellas' ganz anders als einst. Der moderne Historiker begnügt sich hier nicht mehr mit der Schilderung der Kriege der einzelnen Städte-Staaten und mit der Lobpreisung verschiedener Institutionen; heute muss die Entwicklung der Gesammtnation geprüft werden, und wir wollen auch eine intensive Würdigung der socialen, volkswirtschaftlichen und culturellen Fragen nicht vermissen. Diese neue Richtung und Bestrebung prägt sich in dem vorliegenden Werke aus und gelangt zur consequenten Durchführung. Interessant ist ein Umstand, der hier nicht unerwähnt bleiben soll, dass nämlich diese geänderte Auffassung der griechischen Geschichte zu allererst eben von einem ungarischen Gelehrten, von Professor Julius Schwarcz, angeregt wurde, der in seinem in deutscher Sprache erschienenen Werke »Die Demokratie« bereits diese Tendenz einschlug. — Geradezu überraschend ist der künstlerisch-illustrative Theil dieses zweiten Bandes der Weltgeschichte. Die Resultate der neuesten Ausgrabungen sind in prächtigen Reproductionen veranschaulicht. Das grossangelegte und luxuriös ausgestattete Werk ist, trotzdem es dem Umfange nach und was den Bilderreichthum betrifft, eine grössere Dimension aufweist, als zum Beispiel die stark verbreitete Grote'sche Geschichte, billiger als das letzterwähnte Unternehmen. Die vollständige Weltgeschichte der genannten Verlagsbuchhandlungen kostet 96 fl., während der Preis des Grote'schen Werkes 108 fl. beträgt. Doch kann die »Nagy Képes

Világtörténet« auch gegen monatliche Ratenzahlung von 1 fl. 50 kr. durch jede Buchhandlung bezogen werden. ※—※

Perioditschesko Spisanie na blgarskoto knižovno druževstvo v Sofia, knižka LVIII. (Periodische Zeitschrift der bulgarischen literarischen Gesellschaft in Sofia, Band 58.)

Soeben ist das Aprilheft dieser ältesten wissenschaftlichen Zeitschrift Bulgariens erschienen, welche, auf unparteiischer, wissenschaftlicher Basis die alte Richtung repräsentierend, durch ihr hohes geistiges Niveau nunmehr zum Sprachrohre der bulgarischen Cultur geworden ist. Seit ihrem 11jährigen Bestande sind davon in der Redaction und im Verlage der literarischen Gesellschaft in Sofia bislang 58 buchartige Hefte erschienen.

Das sorgfältigst zusammengestellte Aprilheft enthält folgende Beiträge:

»Die Trennung der griechischen und bulgarischen Kirche« von T. S. Burmov. — »Die einstige Aussprache des altbulgarischen „ѣ“ und seine Bedeutung in der neubulgarischen Sprache« von A. P. Stoilov, eine in Verbindung mit den Gesetzen der bulgarischen Lautlehre auf streng philologischer Grundlage aufgebaute logische Abhandlung. — »Die bulgarische Flora« von S. Petkov. — Unter dem Titel »Alte Reisen durch Bulgarien« veröffentlicht H. Kesjakoff einige interessante Blütenlesen aus der Constantinopeler Reise des Gesandten Wolfgang Graf von Oltingen aus dem Jahre 1699. — »Documente aus der Periode der bulgarischen Wiedergeburt« von N. P.

Der kritische Theil enthält unter anderem eine Besprechung der »Bulgarischen Volksdichtungen« von Adolf Strausz (Wien und Leipzig, 1895; Carl Graeser). Das Strausz'sche Werk — heisst es da — ist eine gewaltige Arbeit. Es enthält Übersetzungen aus allen Gattungen des bulgarischen Volksliedes, insgesammt 42 Fest-, 56 epische (mythische, Räuber-, Heldenlieder etc.), 23 Marković'sche und 15 Hochzeitslieder. Es ist ein grosses Verdienst des Verfassers, dass er unsere nationalen Lieder durchblickt, deren Gefühle begreift und dazu die Fähigkeit besitzt, dieselben in deutscher Sprache in abgerundeter Form in Verse zu kleiden.

Im Originale werden die bulgarischen Lieder — abgesehen von ihrem poetischen Inhalte — zumeist in abgerissener, nicht eben zusammenhängender Form gebraucht, was immerhin die Wirkung des inneren schönen Gehaltes zu schwächen geeignet ist. In der Übersetzung sind die Lieder — in motivierter und poetischer Reihenfolge geordnet — charakteristisch wiedergegeben, und, in ästhetische Form gekleidet, lassen sie den poetischen Inhalt in harmonischer Weise erscheinen.

Weitere kritische Beiträge sind: Gaston Monicault: La question d'orient, le traité de Paris et ses suites. — J. R. Uzumov: Zur Flora von Bulgarien.

Den Schluss bilden: Verzeichnis neu erschienener Bücher. — Kleine Notizen. — Auszüge aus den Jahrbüchern der bulgarischen literarischen Gesellschaft.

* * *

„Ethnographia“.

Von diesem Organe der ungarischen ethnographischen Gesellschaft und des ungar. Nationalmuseums (Redacteur: Dr. Bernhard Munkácsi und Dr. Julius Sebestyén) ist soeben das 2. Heft des X. (1899er) Jahrganges mit folgendem Inhalte erschienen: »Die Nationalität des sumerischen Urvolkes« von Eduard Mahler. — »Ortsnamen des Bereger Comitates« von Theodor Lehoczky. — »Der Borizatanz der Hétfaluser Tschangós« von Anton Horger. — »Skizzen aus der Ethnographie des Liptauer Slovakenthums« von Johann Zathureczky. — »Croatische Volksbräuche und Aberglauben im Belovar-Kreutzer Comitate« von Dr. Eduard Margalits. — Literatur (»Ungarische Ornamentik« von Josef Huszka, »Epochen in der Geschichte der asiatischen Entdeckungsreisen« von Grafen Paul Teleki, »The religion of Babylonia and Assyria« von M. Jastron. »Ethnographische Bibliographia des Jahres 1898« von Arpad Hellebrand, Fortsetzung). — Museal-Angelegenheiten (»Die ethnographischen Ergebnisse meiner asiatischen Expedition« von Grafen Eugen Zichy). — Vereinsangelegenheiten. — Kleinere Mittheilungen. — Ethnographische Notizen. — Offener Sprechsaal. — Die vorzüglich redigierte Zeitschrift erscheint zweimonatlich. Abonnementspreis ganzjährig 3 fl., Ladenpreis 5 fl. △

Skizzen und Geschichten aus dem bosnischen Leben.

Seitdem Engländer und Franzosen Bosnien und die Herzegowina als beliebtes Touristenziel betrachten, interessieren sie sich auch für alle literarischen Schöpfungen, die der Schilderung von Land und Leuten in Bosnien gewidmet sind. Die interessanten und anmuthigen Schilderungen bosnischen Lebens, sowie die geistvollen Darstellungen bosnischer Typen und bosnischer Culturbilder, die vor etwa fünf Jahren die vortheilhaft bekannte bosnische Schriftstellerin Milena Mrazović unter dem Titel »Selam« veröffentlicht hat, sind nun durch eine Dame, Mrs. Wangh, ins Englische übersetzt worden, und die Londoner Verlagsfirma Jarrold & Sons hat das anziehende Buch, das sich in der deutschen Ausgabe einen grossen Leserkreis erworben hatte, in glänzender Weise ausgestattet.

Die auf diesen Theil der Balkanländer bezughabende Literatur hat mit diesem Werke eine wertvolle Bereicherung erfahren. —r.

„Karadžić.“ Zeitschrift für serbisches Volksleben, Gebräuche und Tradition. Aleksinac, 1899. Heft 1—3.

Die Folkloristik in Serbien erfreute sich bisher nicht jener Pflege, die sie verdient, wenn man die Fülle der schönen Gebräuche berücksichtigt, die sich im Volksleben der Serben offenbaren. Wohl existiert ein von der serbischen Akademie herausgegebenes Sammelbuch für serbische Ethnographie, aber darin werden bloss grosse, in wissenschaftlichem Tone gehaltene, für das grosse Publicum ungeniessbare Abhandlungen und Studien veröffentlicht, die mit der Erforschung der heimischen Folkloristik kaum etwas zu thun haben. Nun will die, den Namen des grossen serbischen Volksschriftstellers tragende Monatsschrift »Karadžić« dem längst gefühlten Übel abhelfen und einerseits das Interesse des Publicums für Gebräuche, Sitten und Tradition des serbischen Volkes erwecken, andererseits aber das zweifellos in riesiger Menge vorhandene ethnographische Material sammeln, gleichzeitig aber die verwandten Erscheinungen bei anderen Völkern in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen.

Die bisher erschienenen Hefte erwecken die Hoffnung, dass es dem umsichtigen Redacteur Professor Tih. R. Gjordjević gelingen wird, das vorgesteckte Ziel zu erreichen und nicht nur der heimischen Folkloristik neue Quellen zu erschliessen, sondern auch der ethnographischen Wissenschaft im allgemeinen von Nutzen zu sein.

Von den in den bisherigen Heften erschienenen Abhandlungen seien besonders hervorgehoben: Kraljević Marko in der Volkstradition. Von T. R. Gjordjević. — Flüche. — Volkssprichwörter. Von demselben Autor. — Volks-Innungen in Dalmatien. Von Vid. Vuletić-Vukasović. — Technologische Gebräuche der Serben. Von T. R. Gjordjević. — Rechtsverhältnisse in Serbien. Von Ljub Kamenićić. — Jagdgebräuche in Serbien. Von T. R. Gjordjević. — Ausserdem enthält jedes Heft eine reiche Bibliographie, eine Revue ausländischer ethnographischer Vereine und sonstige wissenswerte Mittheilungen.

Die Zeitschrift erscheint monatlich in Heften zu 1—1½ Bogen und kostet jährlich 5 Dinare. —r.

„Die Donau von Passau bis zum Schwarzen Meer“ ist der Titel eines Reise-Handbuches, welches im Verlage der Ersten k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft nun schon seit mehreren Jahren regelmässig zur Reisesaison erscheint. Dieses kleine Büchlein, welches besonders allen Donaureisenden sehr willkommen sein wird, enthält alles Wissenswerte, was zum Beginn und zur Durchführung einer Reise auf der »schönen blauen Donau« nothwendig ist. Eine Fülle von Illustrationen, verbunden mit einem erklärenden und erläuternden Texte, führt dem Leser die reizendsten Donaugegenden vor Augen, deren Besuch, wie das dem »Donauführer« allegierte Fahrpreisverzeichnis beweist, allen Reisenden sehr leicht gemacht ist. Dem Reise-Handbuche ist weiters angefügt: der Fahrplan für alle Strecken, welche von Passagierschiffen befahren werden; das Verzeichnis der einzelnen Rundreisecoupon-Strecken, welche an der Donau liegen und für welche auch die Bahnfahrscheine Geltung haben; das Verzeichnis der combinierten Schiffs- und Bahnkarten; die Speisen- und Getränke-Tarife etc. — Das interessante Werkchen

ist bei der Direction der Ersten k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft in Wien gratis zu haben und wird über Verlangen Interessenten auch franco zugesendet. ☆

Corpus Nummorum Hungariæ. Die archäologische Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften hat den bekannten Gelehrten Dr. Ladislaus Réthy mit der Abfassung einer Geschichte des ungarischen Münzwesens betraut. Nun liegt unter obigem Titel der erste Band dieses Werkes vor. Es ist dies das Resultat einer Arbeit von fünfzehn Jahren, während welcher Zeit sich der Verfasser dem ernsten und bedeutungsvollen Studium der ungarischen Numismatik widmete, die wichtigsten Museen und Privatsammlungen Ungarns, Österreichs, Deutschlands, Schwedens, Norwegens, Dänemarks, Frankreichs, Englands und Italiens besuchte, und von dem überaus reichen Material, das er auf seinen Wanderungen sammelte, finden sich in diesem ersten Bande die aus dem Zeitalter der Könige aus dem Hause Arpad stammenden Münzen. Insgesammt 387 Abbildungen von höchst charakteristischen Münzen veranschaulichen uns die Numismatik dieser Periode. Dr. Réthy lässt seinem Material eine descriptive Behandlung zutheil werden; dabei aber bespricht er es auch vom historischen und geldwissenschaftlichen Standpunkte. Seine Darstellungen zeichnen sich durch besondere Sorgfalt und ein hohes wissenschaftliches Niveau aus. Der schön ausgestattete Band ist um 10 Kronen erhältlich. △

Unter dem Titel **„Előitéletek, népszokások és babonák a szülészet körében Magyarországon“** (Vorurtheile, Volksbräuche und Aberglauben auf dem Gebiete der Geburtshilfe in Ungarn) erschien soeben ein bemerkenswertes Werk des renommierten hauptstädtischen Frauenarztes Dr. Rudolf Temesváry. Der Autor hat in demselben mit Bienenfleiss eine Menge medicinisch und ethnographisch interessanter Bräuche aus dem Volksleben sämmtlicher Nationalitäten Ungarns gesammelt und gibt den Ärzten und gebildeten Laien ein lehrreiches Buch in die Hand. Der Preis des Werkes beträgt 1 fl. △

Als Separat-Ausgaben aus dem heurigen Jahrgang des **„Dragoljub“** erschienen aus der Feder des bekannten croatischen Schriftstellers Georg St. Deželić zwei historische Abhandlungen. Die eine: **„Sveti Karlo Veliki i Hrvati“** (Der hl. Carl der Grosse und die Croaten) ist rein historischen Inhalts und behandelt die Beziehungen, in welchen die croatische Nation zu dem grossen Frankenkönig gestanden. Die andere: **„Lažne srbske zemlje“** (Falsche serbische Länder) ist historisch-polemischen Inhalts und wendet sich gegen Behauptungen jener Geographen und Historiker, welche rein croatische Provinzen, sei es aus Unkenntnis oder aus Bosheit, als serbische zu bezeichnen pflegen. Beide in überzeugendem Tone und flott geschriebenen Broschüren sind in allen Buchhandlungen und in der Verlagsdruckerei C. Albrecht (J. Wittasek) in Agram um den Preis von 50 und 30 kr. zu haben. ☆☆☆

Volkswirtschaftliche Mittheilungen aus Ungarn. Von dieser im Auftrage des königl. ungar Handelsministers vom Sectionsrath Josef Szterényi redigierten Vierteljahresschrift ist soeben das zweite Heft erschienen. Diese Publication steht auf einem hohen Niveau und entspricht vollkommen dem Zwecke, dem sie zu dienen berufen ist, nämlich das Ausland über die wirtschaftlichen Bestrebungen Ungarns in fachgemässer, streng objectiver Weise zu orientieren. Die »Mittheilungen« enthalten auch diesmal eine Fülle von interessanten Aufsätzen und Daten, unter denen wir folgende besonders hervorheben: Die ungarische Glasindustrie, die staatlichen Begünstigungen für industrielle Unternehmungen, die gewerbliche Administration, Besteuerung des gewerblichen Hilfspersonals, die Organisation der Arbeitsvermittlung, Daten über das Eisenbahnwesen, See- und Flussschiffahrt, über Post, Telegraphen, über den Markenschutz u. s. w. Die einzelnen Artikel sind sehr klar und instructiv gehalten und verdienen die vollste Beachtung und Anerkennung. *—*

Hirszolgálat a világpiaczról (Der Nachrichtendienst vom Weltmarkte) ist das Thema einer gehaltvollen Broschüre, welche das ungarische Handelsmuseum soeben veröffentlichte. Dieselbe ist be-

stimmt, die Geschäftswelt über die Aufgaben des bei den Handelskammern projectierten commerziellen Informationsdienstes zu orientieren. Der Verfasser, Handelsmuseums-Secretär Armin Sasvári, hat den Anlass benützt, um das Wirken der im Auslande in jüngster Zeit creierten grossen Export-Institute zu schildern, und bietet ein prägnantes Bild jener weitausgreifenden, intensiv und extensiv sich täglich steigernden geistigen und materiellen Anstrengungen, welche von den Culturvölkern am Weltmarkte entfaltet werden. In die Sphäre des letzteren werden stets neue Gebiete einbezogen; immer schärfere Mittel werden von Regierungen und Producenten in Anwendung gebracht, um im Wettkampfe die eingenommenen Positionen zu behalten oder neue Absatzgebiete zu erobern. Und da erheischt der commerzielle Nachrichtendienst über alle jene Ereignisse und Conjuncturen, die den Export beeinflussen und auch auf den heimischen Markt zurückwirken, vielseitige, rasche und genaue Arbeit. Der Verfasser illustriert diese Arbeit mit zahlreichen Beispielen, und führt den Nachweis, dass die Bewältigung derselben in Österreich, Frankreich, in den Vereinigten Staaten die Gründung oder Reorganisierung grosser Institute veranlasst hat, und dass solche selbst in England für nöthig erachtet werden, obschon dort grosse Welthäuser über die mächtigsten geistigen und materiellen Mittel verfügen. Die $5^1/_2$ Druckbogen starke Schrift, die das Thema in anziehender und gewandter Weise bespricht, ist geeignet, der Geschäftswelt und den interessierten Factoren mannigfache Anregungen zu bieten.

„Vienac.“ Belletristische Zeitschrift für Belehrung und Unterhaltung. Verlag der Actien-Buchdruckerei, Agram. Erscheint wöchentlich, 2 Bogen stark. Abonnement jährlich 6 fl. Mit Postversendung 7 fl.

Inmitten der mannigfachen Strömungen und Wandlungen, denen die croatische Literatur im allgemeinen und die reiche croatische Belletristik speciell seit jeher ausgesetzt war, hat sich die älteste belletristische Zeitschrift Croatiens, der »Vienac« (Kranz) stets auf der Höhe seiner Aufgabe zu behaupten und die Menge seiner Leser in treuer Beharrlichkeit sich zu bewahren verstanden. Das heute im 31. Jahrgange stehende Blatt hat sich aber auch seit seinem Bestande immerdar als unentbehrlicher Familienschatz erwiesen, sowohl in Bezug auf die Fülle der gebotenen Lectüre, als auch hinsichtlich der verständnisvollen Auswahl des stets actuellen Materials.

Auch die 23. Nummer dieser vom gefühlvollen croatischen Dichter Jovan Hranilović ausgezeichnet redigierten Zeitschrift ist ganz der hundertjährigen Feier des genialen russischen Dichters Puškin gewidmet. Die besten Kräfte der croatischen Schriftstellerwelt haben sich vereinigt, um auch ihrerseits den Manen des grossen Poeten zu huldigen.

Der Nestor der croatischen Dichter, Ivan Trnski, der rühmlichst bekannte Novellist Šandor Gjalski, der ausgezeichnete Ästhetiker Dr. Milivoj Šrepel, der geniale serbische Dichterveteran Zmaj Jovan-Jovanović, der wackere Redacteur Jovan Hranilović, der bekannte Folklorist Dr. A. Radić u. a. thaten sich zusammen, um, jeder in seiner Art, ein erschöpfendes Bild über die dichterische Persönlichkeit und das gewaltige Wirken des stammverwandten Geisterheros zu entwerfen.

Die vornehme Zeitschrift, in deren 22. Nummer wir unter anderem einer aus der Feder des Redacteurs stammenden äusserst sympathischen Besprechung der »Donauländer« begegnen, konnte an der Centenarfeier des gesammten Slaventhums nicht würdiger theilnehmen, als durch die Herausgabe dieser Festnummer, die auch als Separatausgabe geeignet erscheint, die slavische Literaturhistorik um eine bedeutende Beigabe zu bereichern.

sp.

Herausgeber: Prof. Ad. Strausz.
Für die Redaction verantwortlich: Kaiserlicher Rath Carl Graeser.
Secretär der Redaction: Mavro Spicer.
K. k. Hoftheaterdruckerei, Wien, I. Wollzeile 17. (Verantwortlich: A. Rimrich.)

K. k. Hoftheaterdruckerei (verantwortlich A. Rimrich), Wien, I. Wollzeile 17.













